Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

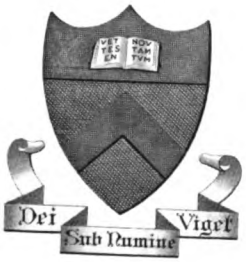
Princeton University Library
32101 064469065

Deutsche Revue

Digitized by Google

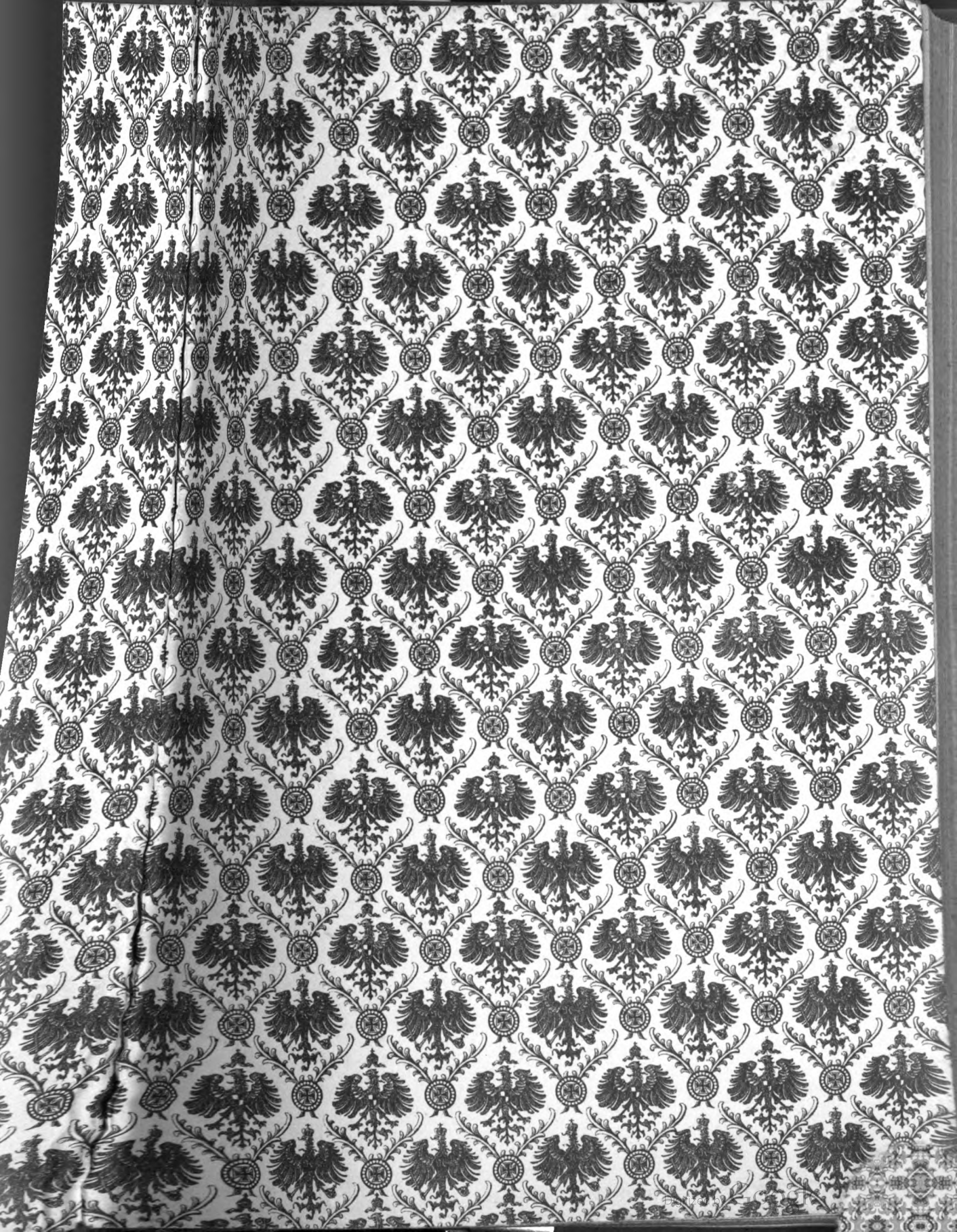
ANNEX LIB.

Library of



Princeton University.

Digitized by Google



Digitized by Google

Mpl. M.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Einundvierzigster Jahrgang. Erster Band
Januar bis März 1916

Stuttgart und Leipzig 1916 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.2957
v.41, pt.2
1916

Digitized by Google

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs X

(Januar bis März 1916)

Brief einer Baltin . . . . . .

Prof. Dr. **Rudolf v. Scala**: Otto v. Bülow. Ein Mitarbeiter Bismc
beim deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnis . . . .

Dr. **Wilhelm Fraknói**, Titularbischof von Arbe: Kritik des Dreibundvert

Anton v. Werner: Ein Kapitel aus seinen noch unveröffentlichten „Jug
erinnerungen" nebst einigen Briefen. Aus seinem Nachlaß
„Deutschen Revue" zur Verfügung gestellt von Lilli v. Werne

Dr. **Freiherr v. Jettel**: Wofür kämpfen Frankreich und Rußland nc

Prof. **Czerny** (Heidelberg): Ursache und Ziele des Krieges 1914/15

Prof. Dr. **Hugo Ribbert** (Bonn): Alkohol und Krankheit . . .

Donna Laura Minghetti . . . . . .

Ueber die Kriegsmacher. Brief eines gewesenen Ministers . . .

Friedrich Delitzsch: Die Welt des Islam . . . . . .

Prof. **August Fournier** (Wien): 1812 und 1915. Ein Wort zu Krieg
Frieden . . . . . .

Der Feldherr Hindenburg . . . . . .

Politische und unpolitische Erinnerungen aus Rumänien . . . .

Der Zusammenbruch Serbiens und das gescheiterte Balkanexperiment
Ententemächte. Von einem österreichisch-ungarischen Diplomaten

H. Wittmaack: Die Durchsuchung neutraler Schiffe durch englische Behö

John L. Stoddard (Meran): Der Dank Amerikas . . . . . .

Das Vabanquespiel auf dem Balkan . . . . . .

Kurd v. Schlözer: Jugendbriefe . . . . . .

Prof. Dr. **G. Anton** (Halle a. S.): Aerztliches zur Erhaltung und
mehrung der deutschen Volkskraft . . . . . .

Dr. **Wilhelm Fraknói**, Titularbischof von Arbe: Die letzte Erneuerung
Dreibundvertrages im Jahre 1912 . . . . . .

575047

Digitized by Google

Seite

Eberhard Gothein: Die Finanzen Deutschlands und seiner Gegner in Krieg und Frieden 192. 347
Dr. **H. v. Langermann** (Dresden): Zwei Staatsdokumente zum Problem des mitteleuropäischen Wirtschaftsbündnisses 205
Prof. Dr. **Galle**: Entfernen sich Europa und Nordamerika voneinander? 217
Prof. Dr. **J. Schwalbe** (Berlin): Religiöse Kurpfuscher 222
Archivrat Dr. **J. Lulvès** (Hannover): Der Nestor der deutsch-römischen Künstlerschaft: Heinrich Gerhardt 231
Warum England geschwächt werden muß 239
Prof. Dr. **Siegm. Günther** (München): Irland 240. 338
Die Haltung des Präsidenten Wilson in dem „Lusitania"-Konflikt und dessen friedliche Beilegung 253
Italien und die Adria 255
Für wen opfern und schlagen sich noch immer unsre Gegner! . . . 258
Die Verlegenheitspartie 261
Dr. **Wilhelm Fraknói**, Titularbischof von Arbe: Italien und Montenegro (1908—1914) 262
Generalarzt und Geh. Medizinalrat Prof. Dr. **Goldscheider**: Krieg und Wille 278
Karl v. Steugel: Die völkerrechtliche Stellung des Papstes 301
H. Wittmaack: England und die neutrale Flagge 316
Die Möglichkeit eines Waffenganges zwischen Japan und Amerika. Von einem österreichisch-ungarischen Diplomaten a. D. 321
Geh. Regierungsrat Dr. **Breger** (Berlin-Nikolassee): Kriegsseuchen einst und jetzt 323
General **Izzet Fuad-Pascha**: Die gute Türkei 365

Kleine Revuen

Literarische Berichte 125. 250. 369
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127. 371

Digitized by Google

Brief einer Baltin

Mitau, im Dezember.

Ein Jahr lang haben wir in einer moralischen, gemäßigt ausgedrückt, Vorhölle gelebt. Von Mißtrauen, Verrat, Denunzianten, Lug und Trug umgeben! Und was noch schlimmer, vielfach selbst zum Lügen gezwungen, jedenfalls zum Theaterspiel. — Mit all unsern besseren Gefühlen ganz auf deutscher Seite, weil wir Deutsche sind und nicht Slawen, mußten wir doch Kaiser und Reich Treue halten, mußten unsre Männer, Brüder, Söhne usw. gegen Deutschland in den Kampf ziehen lassen, mußten unsre Arbeit in den Dienst für die russische Armee stellen, mußten Hab und Gut hergeben — vielfach einfach dem Verderben, Verhungern preisgeben, nur damit nicht der „Feind" davon etwas Gutes haben könnte! — Und dafür, daß man das alles gehorsam tat, wurde man auf Schritt und Tritt belauert, behorcht, ausspioniert, verdächtigt, verleumdet — unsre Sprache verboten. — Ein gehetztes Wild waren wir, den Hunden preisgegeben, schutz- und rechtlos — und trotzdem unserm Gewissen, unsrer Pflicht treu — weil wir Deutsche sind! — Es läßt sich gar nicht aussprechen und unmöglich nachfühlen, was wir durchgemacht haben, das muß man erlebt haben! Hoffend und sehnend waren unsre Blicke auf Deutschland gerichtet; nahte die Rettung oder mußten wir untergehen?! Einmal im April glaubten wir uns schon gerettet, atemlos, zitternd warteten wir auf unsre Retter, die vor den Toren Mitaus waren — es war eine bittere Enttäuschung, und die Schläge, die hier dann uns Unschuldige trafen, waren härter denn je! Die Denunziationen häuften sich in beängstigendem Maße, Unzählige wurden ganz unschuldig, nur auf aus der Luft gegriffene Lügen hin ins Gefängnis geworfen — von Untersuchung war meist keine Rede; nach einigen Wochen, während welcher sie oft dem Verhungern nahe gewesen, weil die Kost so maßlos schlecht war, wurden sie dann losgelassen, öfters auch verschickt.

Zur Nachtzeit drang Gendarmerie in die Wohnungen und machte Haussuchungen, wobei die nichtigsten Dinge verdächtig sein sollten — man verlernte jedes Erstaunen, jedes Fragen nach einem Rechtsgrund aller schlechten Behandlung, der ja auch nie existierte. Alter Haß und ohnmächtige Wut hatten sich zusammengetan, um uns zu verderben. Pläne machte man längst nicht mehr, man lebte von einem Tag zum andern und dankte Gott, wenn einer vorüber war, der nicht neue Schreckensbotschaften von Verhaftungen, Verschickungen und Gewaltmaßregeln gegen uns Deutsche hier gebracht. — Nun, nach einem Jahr der steigenden Verfolgung und Qual erbarmte sich Gott unsrer und schickte uns

Copyright 1916 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

die Rettung! Am Jahrestage der Kriegserklärung zogen die deutschen Truppen hier in Mitau ein. Seitdem sind wir wieder Menschen — befreite, dankbare, aus tiefster Finsternis ans Licht gerettete Menschen! — Wohl kann für uns noch nicht alles licht sein — zu viele von uns sind noch auf der andern Seite, und Sorge und Angst um sie lasten schwer auf unserm Herzen. Aber Glaube und Zuversicht sind durch die eigne wunderbare Errettung so gestärkt, daß wir voller Hoffnung auf die Unsern warten und wissen, Gott wird auch sie nicht verlassen.

H. mußte in S. eine Evakuation über sich ergehen lassen. Die ganze schöne Herde, soweit sie noch nicht requiriert war, wurde ihr genommen, mit großer Mühe und andern Hilfsmitteln konnte sie drei Kühe zurückbehalten, um doch wenigstens dem Knecht und auch Familien, die kleine Kinder hatten, etwas geben zu können, denn da die Leute dort im großen Hof kein Vieh haben, sondern auf Milchdeputat stehen, so wären zum mindesten die kleinen Kinder wohl alle umgekommen. Alle Pferde und alle eßbaren Tiere, Rindvieh, Schafe, Schweine, eigentlich auch Hühner, Enten usw. mußten fort — zu Tausenden wurden sie fortgetrieben aus dem bedrohten Rayon, was sie dort fressen sollten, war ganz gleichgültig; aber jeder requirierten Kuh, die nicht einmal bezahlt wurde, mußten 60 Pfund gutes Heu mitgegeben werden, war es nicht da, so mußte es für schweres Geld beschafft werden. Es waren einfach himmelschreiende Zustände! Du kannst Dir die armen Leute denken. Manche gingen in die Wälder mit ihren Tieren, aber die meisten flohen vor dem drohenden Feind und seinen Greueltaten. — In den Gesinden (Vorwerken) sollten zwei Pferde und ein Fuhrwagen, auf den Gütern vier Pferde und zwei Fuhrwagen bleiben, die der Krone zur Verfügung standen; es sollten alle Vorräte an Getreide, Kartoffeln, Heu, sogar Fleisch, Salz und Gemüse, überhaupt alle Vorräte fortgeschafft oder vernichtet werden, die Felder umgepflügt und alles Wachsende vernichtet werden. — Es hat doch sogar der Befehl vorgelegen, alle Gebäude und Wälder niederzubrennen! Nun, gottlob, kamen die Deutschen zu schnell herein, ehe alle diese Befehle ausgeführt werden konnten! Unsre Heimat, unser Gottesländchen, wäre zur Wüstenei geworden! Auch so ist schon übergenug geschehen.

Mitau war voll von Militär. — Das ganze Ritterschaftskomitee, der Kreditverein, d. h. zum größten Teil, mußten fort; manche Privatpersonen gingen auch mit, aber die große Mehrzahl blieb, obgleich man sich bewußt war, daß es für uns Deutsche sehr ernst stand. Einmal war hier schon ein Deutschenpogrom im letzten Moment verhütet worden. — Dann war etwa vierzehn Tage alles still - nur ewigen Kanonendonner hörte man, und daß die Deutschen auf zwölf Werst, stellenweise noch näher von hier, sich befestigt hätten. Schwarzseher glaubten schon, daß es wieder nur eine Demonstration wie im April sei und sie gar nicht kommen würden. Jede Postverbindung war unterbrochen, meist war die Eisenbahn für Privatverkehr gesperrt, hin und wieder durfte ein Personenzug gehen. Am 5. Juli war Tukum besetzt worden. Nun ging es ernstlich los! Die Polizei zog ab, und es wurde, wie schon im April,

Digitized by Google

schnell eine Bürgermiliz gegründet. Der „sieghafte Rückzug“ begann; aber da jetzt an verschiedenen Stellen dafür schon diverse Brücken über die Aa geschlagen worden waren, so war der nicht so konzentriert und sichtbar wie im April. In der Nacht vom 18. zum 19. wurden hier alle Fabriken, elektrische Stationen, Bahnhof und Nebengebäude usw. gesprengt, verbrannt. — Alle Holzplätze verbrannt mit Hilfe von viel Petroleum, natürlich brannten eine Menge Privathäuser mit ab — es war entsetzlich! Am Vormittag durchzogen betrunkene Kosaken und andre russische Militärhorden die Straßen, plünderten die Läden, drangen sogar in einzelne Wohnungen und bedrohten die Deutschen — einer Frau wurde auf der Straße von einem Kosaken der Schädel gespalten. Gottlob hatte ein deutscher Flieger am Morgen früh die Zerstörung hier gesehen und Nachricht gebracht; daraufhin waren dort Telegramme gewechselt worden und der Befehl gekommen, sofort Mitau zu nehmen. Um Mittagszeit etwa ging das Bombardement los. Die Granaten heulten, es war ein Getöse, wie es von uns allen wohl noch nie jemand gehört hatte. Dazwischen noch die letzten Sprengungen der Eisenbahnbrücken und die letzte und tollste, die der Brücke von der Bachstraße zum Schlosse hin! Was nur konnte, war in die Steinhäuser geflüchtet, viele in Keller. Wir saßen zusammen im Zimmer eines Steinhauses nebenan und beschäftigten uns auf verschiedene Art. Doch ist in der näheren Umgebung nicht eine Fensterscheibe heil geblieben, sondern alle wie Mehl zerstoben; die Kirchenfenster nach der Brückenseite hin sind alle in Fetzen. Und dabei sind von vier Sprengkörpern in der Brücke nur zwei losgegangen, wie wäre das gewesen, wenn alle vier losgegangen wären!? Die Einwohner der nächsten Umgebung waren ausgezogen. Da wir so versteckt wohnen, so hörten wir erst um 5 Uhr, daß die Deutschen in der Stadt seien. Sie waren schon gegen 4 Uhr von den verschiedensten Seiten eingezogen, aber nicht durch die Palaisstraße. — Von einem Balkon her, ganz oben, sahen wir sie zuerst bei der russischen Kirche stehen und liegen — unsre Retter! — Aus durchaus glaubwürdigen Quellen hörten wir nachher von verschiedenen Seiten, daß um 5 Uhr ein Deutschenpogrom hatte stattfinden sollen. Nun, ob wahr oder nicht wahr — daß wir in größter Gefahr waren, zeigte die Vormittagsstimmung, und wir alle hatten das Gefühl, daß Gott uns in den deutschen Truppen unsre Lebensretter geschickt hatte! Dies Gefühl brach sich mit so elementarer Kraft Bahn, daß die Retter als solche empfangen wurden und mit Willkommengrüßen, Zigarren, Essen usw. ihnen entgegengestürmt wurde.

Jubelstürme, Lob- und Danklieder durchtobten das Herz! Die Deutschen in Mitau! Unser Mitau, wir Balten hier in deutschen Händen, in deutschem Schutz! Deutschland zu uns gekommen: frei, frei! Wer dies Jahr nicht durchlebt hat, kann es nicht fassen, was das für ein Gefühl war. Ich hatte das Gefühl, gar nicht von den Knien aufstehen zu sollen, für so viel haben wir Gott zu danken! Vorher wußten wir bei jedem russischen Soldaten auf der Straße, das ist dein Feind. Jetzt ist jeder Soldat unser Freund und Beschützer. Vorher ging man stumm und gedrückt durch die Straßen, entweder gedämpft

Digitized by Google

Französisch oder leise, sich scheu nach allen Seiten umsehend, Deutsch sprechend. Jetzt trägt man das Haupt hoch: „Ich bin ein Deutscher," darf seine geliebte Muttersprache frei und laut sprechen, hört fast nur Deutsch. — Mitau ist wieder eine deutsche Stadt! Alle Straßennamen in deutscher Sprache, alle Ladenschilder; in allen Handlungen wird nur Deutsch gesprochen, jeden Soldaten könnte man umarmen dafür, daß er ein Deutscher ist! Sie sollen aber auch alle, Offiziere und Soldaten, entzückt von dem Empfang hier, von Kurland überhaupt sein und einstimmig erklären: „Dies Land geben wir nicht wieder heraus!" Gott gebe es, das ist unser aller Gebet!

Seitdem sind acht Wochen vergangen. Große Teuerung, viele Lebens- und vor allem Beleuchtungsmittel gar nicht zu haben, keine Bahn, keine Post, auf den Gütern fast überall gar kein Vieh, keine Pferde, keine Leute. Die Gutsbesitzer sind fast alle auf ihre Güter zurückgekehrt, es sind von der deutschen Verwaltung Arbeiterkolonnen organisiert, größtenteils von Kriegsgefangenen unter militärischer Aufsicht, die die Felder bearbeiten, wo gar keine Leute sind oder viel zu wenige. Großer Pferdemangel herrscht dabei! Die Güter haben es sehr schwer, und wie es im Winter sein wird, ist noch nicht recht abzusehen. Aber Gott wird helfen, wie er bisher geholfen hat. Die Zeit ist so groß, daß all diese Dinge wie kleine Nebensachen klingen und man diese kleinen Hindernisse und Unbequemlichkeiten, auch Sorgen mit ganz anderm Maß mißt. Jetzt sind wir auf der Seite, auf der unser Herz mitschlägt, wo wir hingehören! Wie wir bisher im stillen über jeden deutschen Sieg gejubelt haben, so können wir uns jetzt ganz anders derselben freuen! Und welch ein Siegeszug ist es! Herrlich! Unsre Söhne kämpfen auf jener Seite und unterliegen, und das deutsche Herz in uns kann doch nicht anders, als sich dessen jubelnd freuen, daß Deutschland siegt! Und wenn wir hier auch alle untergehen, wenn nur Deutschland siegt, so standen, so stehen wir hier noch, wir deutschen Balten! Aber nun reißt es uns mit sich, das große Deutsche Reich, reißt uns an sich und wird uns schützen und behalten, seine wiedereroberten Kinder! Wir bekommen hier die „Tägliche Rundschau" und lesen sie mit Entzücken nach all dem ekelerregenden Geschimpfe und Lügengewebe der bisherigen Zeitungslektüre, die nur noch in der Rigaschen Zeitung bestand, alles andre Deutsche war sistiert.

Die Landesschule ist auch auf ganz andrer Grundlage, nämlich auf ganz deutscher, Russisch nur als Nebenfach, eröffnet, auch andre deutsche Schulen. Russische und lettische Schulen gibt es gar nicht; es gibt ja auch nur einzelne, wenige Russen hier, Letten noch viel weniger, Juden gar nicht! Mitau ist überhaupt oft unheimlich leer und still, fast alle Läden geschlossen, weil diese doch überwiegend in jüdischen und lettischen, auch russischen Händen waren. Eine deutsche Kommandantur sitzt im Gymnasium, oben vom Turm weht die schwarzweißrote Fahne, die wir von unsern Fenstern sehen können und vor der ich oft mit andächtig gefalteten Händen im Diwanzimmer stehe, „ist es ein Traum oder Wahrheit"? Im Bezirksgericht sitzt die Zivilverwaltung. Und die Herren sind alle von einer Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit, daß man immer

Digitized by Google

aufs neue entzückt ist. Nachdem man mit Füßen getreten worden ist, jetzt dieses Entgegenkommen; und daß man mit ihnen allen unsre Muttersprache, unser geliebtes Deutsch sprechen kann!

Auf den Gütern ist da, wo keine Herrschaft zu Hause war, furchtbar gehaust und gestohlen worden, von russischem Militär sehr viel, aber wohl am tollsten von den zurückgebliebenen Letten, die wahre Raubzüge unternommen haben, sich für die Herren der Situation haltend.

In A. sind auch zuerst Kosaken gewesen, die aber sehr bald, nach etwa zwei Stunden, von deutschem Militär vertrieben worden sind. Als dieses dann weitergezogen ist, haben die lieben Letten ihr Schäfchen geschoren. Zehn bis zwölf Tage nach unsrer Einnahme durch die Deutschen fuhr J. nach A., d. h. zum Teil ging sie zu Fuß, denn jetzt Equipage zu bekommen, ist entweder unmöglich, oder aber man muß ein Vermögen bezahlen. Ueberhaupt ist man sehr bescheiden geworden. Da weder Petroleum noch Lichte zu haben sind, so sitzt man abends beim Nachtlichtchen und geht früh schlafen. Zucker ist lange schon nicht mehr zu haben, Milch oft gar nicht, ebenso fehlt es manchmal völlig an Brot, Fleisch und sonst allerlei. Dabei unglaubliche Preise. Jetzt ist es schon etwas besser als anfangs, was das Angebot anbetrifft. Man bekommt mehr, aber nichts billiger. Schmand (Sahne) existiert überhaupt nicht, Kaffee ist nur ein Traum.

Noch habe ich Dir gar nicht erzählt, daß in der Nacht nach dem Einzug der deutschen Truppen große Brände stattfanden, jedenfalls von den Letten angelegt; einer von ihnen kam uns so nahe, daß ich alle unsre Sachen ganz aufgegeben hatte, denn zum Retten gab es keine Menschen! Es war schrecklich! Gott half auch da. Kurz vor unserm Nebenhause machte das Feuer halt, zog sich mehr seitwärts und konnte dann eingedämmt werden.

Otto v. Bülow

Ein Mitarbeiter Bismarcks beim deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnis

Von

Prof. Dr. Rudolf v. Scala

Die tiefe Bedeutung des deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses hat sich uns mit Flammenschrift in die Seele geprägt. Hat schon vor dem Daseinskampfe Deutschlands und Oesterreich-Ungarns der nordische Geschichtschreiber Kjellén dies Bündnis „die stärkste Realität in der jetzigen internationalen Situation Europas", „eine Lebensversicherung" [1]) genannt, so ist nun aus dem gemein-

[1]) In der Tat schrieb Andrássy an Bismarck (1. September 1879): „Eine Gattung Assekuranz", und Bismarck (an Kaiser Wilhelm, 7. September 1879) übernimmt den Ausdruck.

Digitized by Google

samen Kampfe, den wundervolle Eintracht der Pläne und ihre Ausführung kennzeichnen, ein Einheitsgefühl emporgestiegen, das auch neue Aufgaben für die Ausgestaltung der Bismarckschen Form stellt. All das unerhört Gewaltige konnte militärisch nur ausgeführt werden, weil zwei voll ausgeprägte Staatsindividualitäten sich in meisterhafter Einheit durch Zusammenarbeit ergänzten. Politisch, sozialpolitisch und wirtschaftlich den dauernden Untergrund für solche militärische Zusammenarbeit zweier voll unabhängiger Gemeinwesen zu schaffen, die lebensvolle Zweiheit durch ein diese Zweiheit nirgends drückendes, nirgends hinderndes organisches Band zum Kerne der vereinigten Mittel- und Ostmächte von Europa zu gestalten, ist Bismarcks Erbschaft und Ausgestaltung seiner Wirksamkeit, vor allem des deutsch-österreichischen Bündnisses.

Steht unsre Zeit so sehr unter seinem Zeichen, so gebietet der Dankbarkeit Pflicht, allen Mitarbeitern Bismarcks und Andrássys am Zustandekommen des Bündnisses zu ihrem Rechte zu verhelfen. Längst war bekannt, daß Bismarck seiner Vertretung beim Kaiser in der Bündnisfrage dankbares Lob zollte. In den „Gedanken und Erinnerungen“ (II, S. 245) nennt er bloß Stolberg, und Erich Marcks kann dementsprechend das Verdienst Stolbergs hervorheben und dabei sein Zusammenwirken mit dem Kronprinzen erwähnen (Kaiser Wilhelm I., Leipzig 1899, S. 362). Aber in einem Briefe an den Grafen Andrássy (Gastein, 20. September 1879) spricht Bismarck von mehreren Vertretern des Bündnisplanes: „Ich habe über die Situation nach Maßgabe des Inhaltes unsrer hiesigen Besprechungen wiederholt und ausführlich Bericht erstattet, und die Uebereinstimmung meines mich vertretenden Kollegen mit meinen Eurer Exzellenz bekannten Ansichten hat es mir ermöglicht, die Schwierigkeiten, welche durch die geographische Entfernung und durch entgegengesetzte Einwirkungen von andrer Seite hervorgebracht wurden, insoweit zu überwinden, daß ich die Uebereinstimmung Seiner Majestät des Kaisers mit der Auffassung, welche mich bei den jüngsten Besprechungen geleitet hat, im Prinzip habe feststellen können. Nach der Mitteilung meines Stellvertreters, des Grafen Stolberg-Wernigerode, ist der Kaiser bereit, einer Verabredung zuzustimmen, vermöge deren beide Mächte sich gegenseitig versprechen, auch ferner für die Erhaltung des Friedens und namentlich für die Pflege ihrer friedlichen Beziehungen mit Rußland einzutreten, in dem Falle aber, daß eine von ihnen von einer oder von mehreren Mächten angegriffen werden sollte, diesen Angriff mit ganzer Macht gemeinsam abzuwehren.“ Unter diesen Bismarck vertretenden Kollegen, die auch für diese Fassung des Bündnisses sehr in Betracht kommen, ist natürlich der Vizekanzler Graf Stolberg zu verstehen, aber mit ihm auch derjenige, von dem Stolberg in seinem Briefe an Bismarck vom 17. September 1879 einbekennt, daß ohne die nötige Vorbereitung des Kaisers durch den Legationsrat Otto v. Bülow er nie zu einem Ende gekommen wäre. Dieser Brief ist ebenso wie andre Briefe und Berichte Stolbergs und Bülows dem Verfasser der trefflichen Lebensbeschreibung Andrássys, Eduard v. Wertheimer, zugänglich gemacht worden, so daß Wertheimer aus der Kenntnis dieser Urkunden heraus wärmstens von Otto v. Bülow spricht, „dem

Digitized by Google

in diesem welthistorischen Kampfe um die Allianz als einem der vorzüglichsten und geschicktesten Mitarbeiter Bismarcks ein ganz hervorragendes Verdienst zukommt" (304). Mit dieser ganzen, von fernstehender Seite kommenden Beurteilung trifft zusammen, was der Verfasser dieser Zeilen aus den mündlichen und schriftlichen Mitteilungen seines Schwiegervaters längst wußte, aber trotz langjähriger, sich oft wiederholender freundlicher Aufforderung des Herausgebers dieser Zeitschrift bisher zu formen sich nicht entschließen konnte, aus ihm gebotener Zurückhaltung und verwandtschaftlicher Bescheidenheit. Nun aber, da der Bann der Zurückhaltung gebrochen ist und von andrer Seite das Werturteil über die Mitarbeiterschaft Otto v. Bülows in so glänzender Weise ausgesprochen wurde, kann als Beitrag zur Bündnisgeschichte die Lebensbahn dieses Mannes, dessen Wirksamkeit in diesem Bündnisjahre 1879 so stark hervortritt, gezeichnet und seine Entwicklung umrissen werden. Es erscheint das um so nötiger, als noch in verschiedenen Veröffentlichungen Verwechslungen mit andern Bülows uns entgegentreten.[1])

Dem Legationsrat Friedrich Wilhelm v. Bülow bei der preußischen Gesandtschaft am Bundestage in Frankfurt a. M. (späteren Direktor im Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten) schenkte am 28. Dezember 1827 seine Gattin Pauline, geborene v. Carlowitz, einen Knaben, dessen Geburt von der Diplomatenkolonie der Krönungsstadt mit Freuden begrüßt wird — unter den Glückwünschen klingen besonders warm die Worte des Oesterreichers Baron Handel-Mazzetti. Auf dem französischen Gymnasium in Berlin findet er seine Ausbildung, besucht 1847 die Universität Berlin und genügt gleichzeitig seiner Militärpflicht als Einjährig-Freiwilliger im Kaiser-Franz-Gardegrenadierregiment. Als solcher wurde er im Straßenkampf des 18. März 1848 am rechten Bein schwer verwundet und nach dem königlichen Schlosse gebracht.[2]) In dieser schweren Nacht knüpften sich die ersten Fäden des Vertrauens und Wohlwollens, das den Prinzen von Preußen und nachmaligen Kaiser Wilhelm I. später mit dem Diplomaten viele Jahrzehnte verband: das lahme Bein des Vertrauensmannes mochte Kaiser Wilhelm immer an jene Märznacht erinnern!

1849 und 1850 vollendete Bülow seine Studien in Heidelberg und Halle, wo er fröhliche Studentenzeit verlebte und auch den Karzer in Halle kennen lernte. In den stillen Jahren in Minden, wo er als Auskultator eingetreten war, kam er dort in das Haus des Rates Dr. Meyer, wo Goetheerinnerungen

---

[1]) So „Deutsche Revue" 1906, 122.

[2]) Theodor Fontane, Von Zwanzig bis Dreißig, 593 ff.: Denn so ziemlich in demselben Augenblicke, wo draußen der Ulanenoffizier (Leutnant v. Zastrow) aus dem Sattel geschossen wurde, begann auch das Gefecht an allen Stellen. Vom Schloßplatz her, nachdem ein paar Sechspfünderkugeln den Kampf eröffnet hatten, rückte das 1. Garderegiment in die Königinstraße ein, von den Linden her ein halbes Bataillon Alexander in die Charlottenstraße, wo vor dem Heylschen Hause der als „Einjähriger" eben sein Jahr abdienende Herr v. Bülow, später Gesandter am Päpstlichen Stuhle, durch einen Schuß in den Oberschenkel schwer verwundet wurde.

Digitized by Google

gepflegt wurden,[1]) und eine liebliche Tochter des Hauses, Marie, sein Herz eroberte. 1857 bestand Bülow die Assessorprüfung und trat in das Auswärtige Ministerium zunächst als Hilfsarbeiter über. Ein Jahrzehnt ernster Arbeit, ruhiger Erfahrungssammlung ging vorüber; ein Sohn Otto wurde ihm 1859 geschenkt, der vor kurzem (27. September 1915) als Mitglied des Tribunal mixte von Alexandrien zu Berlin kinderlos starb. 1865 hatte er sich, nachdem seine erste Frau schon 1860 gestorben war, mit der verwitweten Freifrau v. Schele vermählt, mit der er fünfundzwanzig Jahre in glücklichster Ehe lebte. Im Ministerium schätzte man den unermüdlich tätigen, in der Erledigung schwieriger Aufgaben gewandten Mann mit den freundlichen, wohlwollenden Augen, der weichen Stimme und der stets gleichbleibenden Liebenswürdigkeit sehr hoch. Seine staunenswerte literarische Belesenheit und reiche Personenkenntnis, über die ein nie versagendes Gedächtnis frei verfügte, machte ihn zum trefflichen Gesellschafter und glänzenden Erzähler. 1867 wurde er nicht bloß Vortragender Rat, sondern, was noch wichtiger war, mit den Verhandlungen des Friedensvertrages mit Bayern und Hessen betraut. Fünf Jahre später ward ihm als Zeichen besonderen Vertrauens das Dezernat für persönliche Angelegenheiten anvertraut, das bisher v. Keudell, der spätere Botschafter in Rom, verwaltet hatte. Im selben Jahre bestimmte ihn Kaiser Wilhelm zum Vertreter des Auswärtigen Amtes auf seinen Reisen. Als solcher hatte er die Aufgabe, alle während der Reise auftauchenden Angelegenheiten der auswärtigen Politik zur Kenntnis des Kaisers zu bringen und die Verbindung des Monarchen mit dem Auswärtigen Amte herzustellen. In diesem Amte genoß nun Otto v. Bülow das vollste Vertrauen des Kaisers und Bismarcks, konnte so auch 1879 durch seine klugen und taktvollen Vorschläge in den schwierigsten Augenblicken die Verhandlungen beim Kaiser, als sie ganz ins Stocken zu geraten drohten, über den toten Punkt hinwegbringen und den segensreichen Bündnisplan zum Siege führen.

Bekannt ist, wie Kaiser Wilhelm durch die Zusammenkunft in Alexandrowo mit Kaiser Alexander am 3. September 1879 beeinflußt wurde. Wir wissen durch den Bericht Otto v. Bülows vom 7. September 1879 an Bismarck, daß der Zar alle Schwierigkeiten aus dem Wege räumen wollte, ja sogar so weit ging: „Ich muß gestehen, eine Dummheit begangen zu haben." Die Friedensbeteuerungen Alexanders hatten tiefsten Eindruck auf die offene und gerade Natur Wilhelms gemacht. So kann Bülow sogar von dem durch Manteuffel angeregten Ordensregen berichten, der auch Miljutin beglücken sollte, der doch Kriegshetzer und Kriegstreiber erster Güte war. Bismarck erwidert ihm in höchster Aufregung, daß er diese Ordensgeschichte nur als goldene Brücke im Falle der Einigung mit Oesterreich in den Kauf nehmen wolle, und läßt den

[1]) Gespräche mit Eckermann, I, 77, erscheint der Sohn des Hauses als Achtzehnjähriger vor Goethe, der seine Gedichte so sehr lobt. „Ich habe einen angenehmen Besuch gehabt..., ein sehr hoffnungsvoller junger Mann, Meyer aus Westfalen, ist vorhin bei mir gewesen, er hat Gedichte gemacht, die sehr viel erwarten lassen. Er ist erst achtzehn Jahre alt und schon unglaublich weit."

Digitized by Google

Schatten des Grafen Brandenburg aufsteigen, dem seine Warschauer Erlebnisse das Herz gebrochen hätten (Bismarck an Otto v. Bülow, 5. September 1879). Hier in Königsberg setzen schon die Kämpfe um das Bündnis ein. Bülow hofft, so sehr er entschlossen ist, immer wieder alle Gründe vorzuführen, wenig auf eine Sinnesänderung des Kaisers, der damals besonders frisch und klar ist, dazu von großer Entschlossenheit und Ruhe. Aber er läßt sich nicht entmutigen und bittet Radowitz, ihm bei dem harten Strauße den Daumen zu halten. „Perfidie gegen Rußland" will der Kaiser nicht begehen, und durch Allianzen solle sich Deutschland nicht die Hände binden. Wir fühlen mit Bülow, wenn er in der Einsicht, wie furchtbar Großes auf dem Spiele stände, klagt, Gott wisse, wie er gerungen habe, allein seine Kräfte reichten nicht aus, um die in Alexandrowo empfangenen Eindrücke zu erschüttern. Die Qual dieser Königsberger und Stettiner Tage, in denen schließlich der Kaiser angesichts der ständigen Erneuerung der Bündnisvorschläge die Geduld verlor, leuchtet aus Bülows Berichten wie aus seinen späteren Erörterungen hervor, bei denen seine sonst ruhig gelassene und harmonische Stimme die innere Verzweiflung jener Tage durchklingen ließ. Daß Bülow Bismarck herbeiwünschte, war natürlich, aber vergeblich: Bismarck fühlte sich zu erschöpft und wünschte sehr, daß jüngere Kräfte ihn ablösten. So mußte Bülow die schwere Arbeit fortsetzen, obwohl er doch nicht die Autorität eines verantwortlichen Ministers besaß, wie er scharf betonte. Auch Hohenlohes Telegramme über russisch-französische Ententebestrebungen damals, da doch der Kaiser Beweise für russische Feindseligkeiten gegen Deutschland wünschte, wurden mit dem Hinweis auf des Zaren mündliche Aeußerungen heftig zurückgewiesen. Aber erreicht wurde zunächst ein Brief des Kaisers an Bismarck vom 10. September, in dem er die Ermächtigung zu Unterredungen über künftige Maßnahmen gegenüber einer in der Zukunft möglichen Bedrohung durch Rußland gab. Diese „bedingte" Ermächtigung konnte Bismarck unmöglich zufriedenstellen; der Zwiespalt konnte mit der Ankunft dieses Briefes zur Katastrophe führen! In diesem so bedrohlichen Augenblick kommt Bülow ein rettender Gedanke, so ganz aus der Kenntnis des Kaisers geschöpft. Am 13. September fragt Bülow bei Radowitz an, ob ihm gestattet würde, eine Aenderung des Bismarckschen Antrages so vorzunehmen, daß Rußland nicht genannt, sondern nur generell eine oder mehrere Mächte als Friedensstörer bezeichnet würden. Bismarck stimmt, wenn auch mit Bedenken, zu, und nun entwickelt sein Vertreter, dem vorläufig ein Boden geschaffen ist, auf dem er weitere Gründe entwickeln kann, vor dem Kaiser seine ganze Ueberzeugungskraft, die generelle Bezeichnung der Gegner hervorzuheben, nicht das amtliche Rußland, sondern die antideutsche panslawistische Revolutionspartei als den gefährlichen Gegner der Zukunft zu bezeichnen (wie richtig hat sich 1914 die Einschätzung dieser treibenden Kraft bewiesen!). Aber den Vogel schießt der Bülowsche Vorschlag ab, die Mitteilung der Verabredung dem Zaren zukommen zu lassen. Damit ist des Kaisers eigenster Gedanke getroffen, Bismarck stimmt zu. Aus dem Tagebuche Otto v. Bülows (unter dem 29. September 1879) wissen wir, daß der Kaiser gegenüber Manteuffel Bülows

Digitized by Google

Verdienste gerühmt hatte, ihm in Stettin gute, sympathische und vor allem annehmbare Ratschläge gegeben zu haben. Aber schon die Meldung Stolbergs zum sofortigen Vortrag durch Bülow wird abgelehnt. Bismarck selbst läßt nun seine allerschwersten Gründe wirken; sie sind in seinem Schreiben vom 15. und 16. September aus Gastein an Kaiser Wilhelm niedergelegt. Selbst wenn Kaiser Wilhelm die Defensivallianz mit der österreichisch-ungarischen Monarchie abgelehnt hätte und diese nachher von Rußland angegriffen würde, müßte Deutschland auch ohne Vertragspflicht Oesterreich-Ungarn beistehen, falls dieses Gefahr liefe, zu unterliegen. Das Deutsche Reich dürfe es nie darauf ankommen lassen, auf dem europäischen Kontinent zwischen Rußland und Frankreich neben dem niedergeworfenen und von Deutschland im Stich gelassenen Oesterreich-Ungarn isoliert zurückzubleiben. Deutschland müßte also auch ohne Gegenseitigkeit so handeln, als befände es sich im Besitze eines Bündnisses. Wir wissen, daß Feldmarschall Moltke zuerst Bülow gegenüber, später in einem Vortrag vor dem Kaiser (26. September) in ähnlicher Weise scharf für das Bündnis sich ausgesprochen hat. Bei dem Vortrag Stolbergs am 17. September 1879 wird neuerlich der Plan der Gesinnung des Kaisers durch die Ausschaltung der Hilfsverpflichtung bei einem Angriffskriege näher gebracht und so die Zustimmung des Monarchen erwirkt — bei dieser Gelegenheit gedenkt Stolberg in schon erwähnter dankbarer Weise der Vorbereitung des Kaisers durch Bülow, der inzwischen an diesem Tage in Straßburg mit dem Kronprinzen konferiert, dabei durch den Besuch des Großherzogs und der Großherzogin unterbrochen wird. Wir sehen aus der mit dem 17. September einsetzenden Tagebuchskizze Bülows für seine Frau, die nirgends über den Inhalt der jeweiligen Verhandlungen Aufschluß gibt, wie alle Kräfte vereint ihrem großen Ziele entgegenstreben: die Hilfe des Kronprinzen hatte Otto v. Bülow schon am 11. September herbeigerufen. Am 22. September erscheint Hohenlohe auf den Wunsch Bismarcks beim Kaiser und tritt für das Bündnis ein (Denkwürdigkeiten, II, 275 ff.). Die Unmöglichkeit, Rußland im Vertragsentwurf nicht zu nennen, war in Wien vollkommen deutlich geworden; Bismarck stellte sich auf diesen Wiener Standpunkt, den er ja eigentlich von Beginn an für richtig gehalten hatte, und legte in die Hände Bülows die Erklärung seiner Abdankung für den Fall der Ablehnung des österreichisch-ungarischen Antrages. Noch einmal hofft Bülow von dem persönlichen Auftreten Bismarcks alles, aber dieser lehnt ab. Und Kaiser Wilhelm äußert sich wieder über die allfällige Nennung Rußlands sehr scharf: dann könnte ihn Alexander wegen Illoyalität zum Duell fordern; auch der Hinweis Bülows, daß doch Bismarck selbst früher stets für Rußland gewesen sei, macht wenig Eindruck. Stolberg hält am 1. Oktober seinen Vortrag beim Kaiser, bei dem der Kronprinz zugegen war, kommt 12½ Uhr zu Bülow, während der Unterredung erscheint der Kronprinz, der eine halbe Stunde mit berät.

Die Beratungen werden am 2. Oktober bei Bülow fortgesetzt, an ihnen nehmen Lehndorff und Stolberg teil.

Digitized by Google

Der springende Punkt endlich war schließlich doch die allenfallsige Mitteilung an den Zaren. Andrássy stimmt zu, daß nach Unterzeichnung des Vortrages dies dazu führende Memorandum dem Zaren mitgeteilt werde. So urteilt an diesem 3. Oktober Bülow schon günstiger über die Zukunft (Bh.). „Seit dem Tage, an dem wir nach Baden abgereist sind, hat die Lage sich verändert und habe ich seither kritische Stunden voller Sorgen hinter mir, in letzter Zeit geteilt mit dem Grafen Stolberg, den Bismarck zum Kaiser sandte, um das Gewicht seiner Meinung als Vizekanzler und Vizeministerpräsident in die Wagschale zu werfen. Auch Graf Lehndorff wurde zu diesem Zweck ins Geheimnis gezogen. Graf Stolberg wird diese Nacht wieder abreisen, und somit wird die ganze Verantwortung von jetzt ab wieder auf meinen Schultern ruhen. Uebrigens sind die Aussichten einer guten Lösung seit gestern günstiger. Beide, Kaiser und Kanzler, wollen im Grunde dasselbe: den Frieden für die Zukunft sichern und dabei gute Beziehungen zu Rußland unterhalten. Aber es herrscht eine große Meinungsverschiedenheit über die zu diesem Ziele führenden Wege. Das Gute an der ganzen Sache ist, daß ich durch sie dem Kronprinzen sehr viel näher getreten bin." Auf dem Bilde, das am nächsten Tage der Kronprinz ihm sandte, stehen unter den Namen die Orte: Königsberg, Stettin, Metz, Baden-Baden, September und Oktober 1879, als die Orte, an denen sich das Ringen um das Bündnis abgespielt hatte.

Aber gewonnen ist der Kampf noch nicht. Am 12. Oktober, $1^1/_2$ Uhr, erscheint Moltkes Adjutant v. Beust bei Bülow, um ihn zu Moltke zu bitten, der ihm den Entwurf seines Gutachtens vorlegt; es ist eine besonders wertvolle Unterstützung Bismarcks, die ganz tief wirkte. Der Hinweis auf den am 21. Oktober ablaufenden Termin wird von Bülow wiederholt gemacht, und schließlich kann Bülow melden, daß am 16. Oktober, 10 Uhr vormittags, die Sanktionierung des Bundesvertrages durch Kaiser Wilhelm erfolgt sei. So klingt am 17. Oktober die Tagebuchskizze wie eine Jubelhymne: „Glücklicherweise habe ich in diesen letzten Tagen weniger zu arbeiten. Der Friede zwischen Seiner Majestät und dem Fürsten Bismarck ist wiederhergestellt — durch meine Bemühungen. Wenigstens habe ich einen guten Feldzug hinter mir und weiß, daß man mit mir zufrieden ist." [1]) Bei der besonderen Bescheidenheit Bülows, die nicht etwa seinen Anteil an der sachlichen Arbeit, der Durchsetzung des Bündnisses, hervorhebt, obwohl dies seine Berechtigung gehabt hätte, kann es als sicher angenommen werden, daß alle seine angestrengte Arbeit in diesen Tagen neben der Erreichung des sachlichen Zieles darauf gerichtet war, die letzten Schatten zwischen Kaiser und Kanzler zu zerstreuen. Daß die ganze erfolgreiche Tätigkeit Bülows auch zu einer großen Selbständigkeit in seinem Ressort geführt hat, wie sie Bülow selbst in seiner Tagebuchskizze [2]) hervorhebt, später auch

[1]) La paix entre S. M. et B. est rétablie, grâce à mes sollicitudes. Du moins j'ai fait une bonne campagne et je sais qu'on est content de moi.

[2]) Auch herrscht ein republikanisches System im Auswärtigen Amt, niemand will dem andern gehorchen; Otto Bülow, Radowitz, Bucher und Philipsborn (Denkwürdigkeiten II, S. 278 vom 20. Januar 1880).

Digitized by Google

Hohenlohe übertreibend bemerkt, ist nur natürlich. Als 1880 Bülow zum Gesandten in Stuttgart ernannt wurde, auch als er diesen Posten 1882 mit dem eines kaiserlichen Gesandten in Bern vertauschte, wollte der Kaiser ihn nicht missen, er blieb der Begleiter für die Sommeraufenthalte in Ems, Gastein, Baden-Baden und derjenige, bei dem sich deutsche Staatsmänner zuerst zu unterrichten suchten (vgl. Hohenlohe, II, S. 398 vom 15. Oktober 1886). Erst der Tod des Kaisers hat dieses schöne Verhältnis gelöst.

Als Kaiser Wilhelm II. 23. April 1893 zum Papste Leo XIII. fuhr, da hielt auch er sich bei dem preußischen Gesandten am Päpstlichen Stuhle, Otto v. Bülow, auf, in dem schönen Villino Santa Fiora in der Via Torino, wo ein wahres Heim für deutsches Geistesleben erstanden war, die einzige Tochter des Hauses statt der verstorbenen Hausfrau waltete, Staatsmänner, Kardinäle, Gelehrte, Künstler sich versammelten. Hohe Goldmöbel aus der Zeit Louis' XV. in zarten Farben, glitzernde Muranolüster, farbenfreudige Gemälde unsrer neueren Malerschulen gaben den Gesellschaften die stimmungsvolle Umwelt. Die vorzüglichen Beziehungen, die Preußen zur Kurie besaß, sind zum Teil auf den bewundernswerten Takt Bülows zurückzuführen, der das besondere Vertrauen Leos XIII. besaß, auch durch herzliche Freundschaft mit Kardinal Kopp verbunden war. Schwierige Fragen wurden gelöst, manche Gegensätze gemildert.[1])

1898 trat Bülow in den Ruhestand, den er zum Teil in Rom, zum Teil in Innsbruck verlebte. Als er 22. November 1901 mit Hinterlassung eines Sohnes, einer Tochter und zweier Enkel zu Rom starb, da durfte an seinem Grabe in der Nähe der Cestiuspyramide der Prediger den alten deutschen Edelmann rühmen, der dahingegangen war, lauteres Herzensgold besessen hatte. Seine Erfolge hat er vor allem dieser seiner tiefwahren, schlichten, geraden Natur zu verdanken, die überall die Richtlinien mit dem Gefühle auffand und sie mit der Tatkraft eines klaren Geistes verfolgte.

---

[1]) „In lui risplendono inoltre tutti i più eletti ornamenti di perfetto gentiluomo, e la squisitezza di sentire nobilissimo, ed una singolare amabiltà e cortesia oltremodo insinuante." So treffend die sonst nicht sehr individualisierende Galleria biografica d'Italia. Roma 1892.

Digitized by Google

Kritik des Dreibundvertrags

Von

Dr. Wilhelm Fraknói, Titularbischof von Arbe[1])

Von Jahr zu Jahr wurden in den Parlamenten in Berlin, Rom, Wien und Budapest mit den Zielen und Verpflichtungen des Dreibundes zusammenhängende politische Fragen eingehend erörtert; die Regierungen erteilten interessante Aufschlüsse, sie hüteten sich aber, Inhalt und Text des Vertrages zu veröffentlichen. Auch eine reiche Literatur beschäftigte sich mit dem Dreibundvertrage; jedoch keiner der Geschichtschreiber und Publizisten vermochte den Schleier des Geheimnisses, der dieses Dokument deckte, zu lüften. Erst jetzt, im Frühjahre 1915, wurden die wesentlichsten Bestimmungen des Dreibundvertrages, die Artikel I, III, IV, VII in dem österreichisch-ungarischen Rotbuche veröffentlicht.[2])

Sie fordern eine eingehende kritische Analyse.

Artikel I.

„Die hohen Vertragschließenden versprechen sich gegenseitig Frieden und Freundschaft; sie werden keine Allianz oder Verpflichtung eingehen, welche gegen einen ihrer Staaten gerichtet ist.

Sie verpflichten sich, daß sie in betreff der politischen und ökonomischen Fragen allgemeiner Natur, welche auftreten können, sich in Gedankenaustausch einlassen werden, und versprechen sich gegenseitig Unterstützung in den Grenzen ihrer eignen Interessen."

Es ergeben sich aus diesem Artikel für die drei Mächte vier Pflichten:

a) Frieden und Freundschaft untereinander zu halten;

b) Bündnisse und Verpflichtungen nicht einzugehen, insoferne diese gegen eine von ihnen gerichtet sind;

c) Gedankenaustausch zu pflegen, wenn politische und ökonomische Fragen allgemeiner Natur auftauchen;

---

[1]) Vgl. den Artikel „Zur Entstehungsgeschichte des Dreibundsvertrags" im Dezember-Heft 1915, S. 241.

[2]) Diplomatische Aktenstücke, betreffend die Beziehungen Oesterreich-Ungarns zu Italien, in der Zeit vom 20. Juli 1914 bis 23. Mai 1915. (Wien 1915.) Anhang Nr. 1, 14, 15, 16. Leider ist nicht angegeben, ob diese Artikel dem Vertrage vom Jahre 1882 oder dem des Jahres 1887 entnommen sind. Auf meine an das k. und k. Ministerium des Aeußern gerichtete Anfrage erhielt ich die Antwort, daß mir darüber kein Aufschluß erteilt werden könne. In einer früheren Publikation des Ministeriums („Zur Vorgeschichte des Krieges mit Italien", S. 7) wird erwähnt, daß Artikel VII „im Jahre 1887 auf Wunsch Italiens in den Vertrag aufgenommen wurde". Daraus muß man den Schluß ziehen, daß die Artikel I, III, IV schon im Vertrage von 1882 vorhanden gewesen sind. Diese Annahme und meine weiteren Kombinationen in der Analyse der Artikel wurden von dem kompetentesten Fachmanne, Dr. Friedjung, dessen Ansicht ich mir erbat, als begründet erklärt.

Digitized by Google

d) sich Unterstützung gegenseitig zu bieten in den Grenzen der eignen Interessen.

In betreff der Formulierung und des Inhaltes muß man folgendes bemerken:

I. Es fehlt die Konsequenz in der Anwendung des wichtigsten Ausdruckes. In der Verpflichtung a) und d) wird der Ausdruck „sie versprechen" (se promettent), in der Verpflichtung c) der Ausdruck „sie verpflichten sich" (s'engagent) benützt; in der Verpflichtung b) wird weder der eine noch der andre Ausdruck benützt, sondern einfach gesagt, die Vertragschließenden werden „nicht eingehen" (n'entreront) solche Bündnisse usw.

Es ist klar, daß in einem Vertrage Verpflichtungen, welche gleichwertig geltend sein sollen, mit identischen Ausdrücken bezeichnet werden müssen. Ebenso ist es klar, daß „versprechen" und „sich verpflichten" nicht identisch ist.

II. Es fehlt die notwendige Klarheit in der Formulierung der Verpflichtung c).

Es ist unverständlich, was man unter der „allgemeinen Natur" der Fragen, die den Gegenstand eines gegenseitigen Gedankenaustausches bilden sollen, verstanden hat; es ist zweifelhaft, ob man nur die drei Vertragschließenden gemeinschaftlich oder die ganze Menschheit interessierende Fragen gemeint hat.

Ferner ist es ganz unbestimmt, wie und wann man den Gedankenaustausch pflegen soll. Wenn einer der Verbündeten meint, daß der Fall eingetreten ist, in welchem der andre sich in einen Gedankenaustausch hätte einlassen sollen und dieser es zu tun unterlassen hat, kann diese Unterlassung als ein Vertragsbruch betrachtet werden? Wenn zwei Verbündete sich in einen Gedankenaustausch einlassen und zu keiner Verständigung gelangen, darf diese Tatsache die Auflösung des Bundes herbeiführen?

III. Die Verpflichtung des Gedankenaustausches c) ist mit der Verpflichtung der gegenseitigen Unterstützung d) in einem nur durch ein Komma getrennten Satz verbunden; man müßte demnach annehmen, daß die Verpflichtung der gegenseitigen Unterstützung sich in den Fällen ergibt, wenn in betreff politischer und ökonomischer Fragen allgemeiner Natur der Gedankenaustausch zu einer Verständigung führt.

Aber es ist nicht ausgeschlossen, daß zwischen den in einem Satze verbundenen zwei Verpflichtungen gar kein Zusammenhang existiert und daß die Verpflichtung der gegenseitigen Unterstützung im allgemeinen für alle Fälle, wenn ihrer einer der Vertragschließenden bedarf, Geltung hat. Aber wenn es wirklich so ist, hätte diese Verpflichtung nach der ersten und zweiten folgen sollen. Eigentlich hätte sie gar nicht in den Artikel I aufgenommen werden sollen; nachdem Artikel III und IV bestimmen, wann und wie die Vertragschließenden einander Unterstützung zu bieten verpflichtet sind.

IV. Jedenfalls ist es eigentümlich, daß sich die Vertragschließenden die gegenseitige Unterstützung in den Grenzen ihrer eignen Interessen (dans la

Digitized by Google

limite de leurs propres intérêts) versprechen. Da aber den Punkt, wo die Grenzen des eignen Interesses beginnen und aufhören, selbstverständlich ein jeder Vertragschließende allein bestimmt und auch nur allein zu bestimmen vermag, bedeutet diese Bestimmung nicht mehr, als daß jeder Vertragschließende nach seinem Ermessen seinen Verbündeten zu unterstützen verpflichtet ist. Eine Bestimmung, welche wertlos erscheint und hätte daher in den Vertrag nicht aufgenommen werden sollen.

Artikel III.

„Falls einer oder zwei der hohen Vertragschließenden, ohne direkte Herausforderung von ihrer Seite, von zwei oder mehreren Großmächten, die den gegenwärtigen Vertrag nicht unterzeichnet haben, angegriffen und in einen Krieg mit ihnen verwickelt würden, würde sich der Casus foederis für alle hohen Vertragschließenden gleichzeitig ergeben."

Ganz bestimmt ist aus diesem Text ersichtlich, daß es sich um ein Schutzbündnis, um einen Vertrag defensiver Natur handelt, welcher keinem offensiven Zwecke dienen soll. Sogar in dem defensiven Kriege eines Verbündeten wird die Verpflichtung der beiden andern, ihm Hilfe zu leisten, auf das Minimum reduziert.

Ein Verbündeter kann nämlich die Hilfe der beiden andern nur dann in Anspruch nehmen, wenn

a) er ohne eine von seiner Seite erfolgte direkte Herausforderung angegriffen wird,

b) gegen ihn zwei Großmächte den Angriff gleichzeitig unternehmen.

Demzufolge kann ein Verbündeter auf die Hilfe der beiden andern nicht rechnen, wenn derselbe

a) selbst angreift,

b) nach einer von seiner Seite erfolgten direkten Herausforderung angegriffen wird,

c) nur von einer Großmacht oder von Staaten, die zu den Großmächten nicht gezählt werden, angegriffen wird.

I. Die Feststellung dieser Bedingungen bietet auffallenderweise die größten Vorteile für Deutschland.

Es war nicht denkbar, daß Oesterreich-Ungarn (solange es Italiens Bundesgenosse ist), oder Italien (solange es Oesterreich-Ungarns Bundesgenosse ist), ohne direkte Herausforderung von zwei Großmächten angegriffen würde.

Nur dem Deutschen Reiche drohte die Gefahr, auch ohne direkte Herausforderung von zwei Großmächten (Frankreich und Rußland) angegriffen zu werden.

Im Gegensatz dazu war die Feststellung der Bedingungen mit den größten Nachteilen für Oesterreich-Ungarn verbunden.

Digitized by Google

Weder das Deutsche Reich noch Italien mußten fürchten, daß es ohne direkte Herausforderung von einem kleineren Staate oder von mehreren kleineren Staaten angegriffen wird.

Nur Oesterreich-Ungarn war der Gefahr ausgesetzt, daß es ohne direkte Herausforderung von den angrenzenden ehrgeizigen, auf dem Gebiete der Monarchie Stammesgenossen zählenden kleineren Staaten (Serbien, Montenegro, Rumänien) angegriffen würde. In dem Falle eines solchen Angriffes, selbst auch wenn diese kleineren Staaten mit einer Großmacht den Angriff unternahmen, konnte Oesterreich-Ungarn zum Schutze seiner gefährdeten Integrität von seinen Bundesgenossen auf Grund Artikels III Beistand nicht fordern.

Die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, daß diese gefahrdrohende Situation eintreten könne, ist der Aufmerksamkeit jener österreichisch-ungarischen Diplomaten, welche den Vertrag geschlossen und wiederholt erneuert haben, entgangen.

II. Wohl aus Versehen ist eine merkwürdige Bestimmung in den Artikel aufgenommen worden, die zu einer absurden Interpretation Anlaß bieten konnte. Es wird nämlich bestimmt, daß der Vertragschließende Hilfe nur dann beanspruchen kann, wenn ihn solche zwei Großmächte angreifen, „die den gegenwärtigen Vertrag nicht unterzeichnet haben."

Der Wortlaut fordert die Interpretation, daß, wenn eine der angreifenden Großmächte den Dreibundvertrag unterzeichnet hat und treubrüchig den Bundesgenossen angegriffen hat, der Casus foederis nicht eintritt. Z. B. wenn Oesterreich-Ungarn von Rußland, das den Dreibundvertrag nicht unterzeichnet hat und von Italien, das den Dreibundvertrag ja unterzeichnet hat, angegriffen wird, Deutschland Hilfe zu leisten nicht verflichtet ist.

III. Der Artikel enthält auch eine große Reihe von Ausdrücken, die infolge ihrer unbestimmten Anwendung und Verfügungen, die infolge unrichtiger Formulierung Komplikationen hervorrufen konnten.

Die Frage, ob ein Staat angegriffen wird oder selbst angreift, scheint leicht zu lösen sein. Und doch beweisen Ereignisse des jetzigen Krieges das Gegenteil.

Oesterreich-Ungarn konnte, als es den Krieg an Serbien erklärte, behaupten, daß es zur Wahrung seiner territorialen Integrität einen Defensivkrieg führe. Selbst Italien, obwohl es von Oesterreich-Ungarn nicht im geringsten bedroht gewesen ist, wagte Aehnliches zu verkünden.

Zur Beseitigung jeden Zweifels hätte man den Satz so formulieren sollen: „Wenn einem der Vertragschließenden von zwei Großmächten der Krieg erklärt wird," oder „wenn einer der Vertragschließenden gegen zwei Großmächte Krieg führt".

IV. Noch sicherer mußte Anlaß zu Kontroversen und Konflikten die Bestimmung geben, daß „eine direkte Herausforderung" den Krieg nicht herbeiführen darf.

Es ist unmöglich, den Begriff der „Herausforderung" und den Unterschied zwischen einer „direkten" oder „indirekten" Herausforderung derart präzis zu

Digitized by Google

definieren und festzustellen, daß alle interessierten Faktoren die Definition annehmen müssen. Akte und Tatsachen, welche die Wahrung berechtigter Ansprüche des einen Teiles bezwecken, können vom anderen Teile als „Herausforderung" betrachtet werden. Auch ist es unmöglich, in betreff der Frage, ob ein Krieg durch Herausforderung veranlaßt worden ist, beide Teile zu demselben Ergebnisse zu zwingen.

Der Fall, in welchem ein Staat, welcher angegriffen worden ist, selbst zugegeben hätte, daß er durch eine Herausforderung von seiner Seite den Angriff verschuldet habe, ist gewiß nie vorgekommen. Im Gegenteil, der angreifende Teil wird immer in der Behauptung, daß er durch Herausforderung gezwungen war, die Waffen zu ergreifen, Entschuldigung oder Rechtfertigung suchen.

Angesichts dieser Lage werden die Bundesgenossen stets nach ihrem Ermessen und Interesse entscheiden, ob der Angriff der zwei Großmächte durch eine direkte Herausforderung veranlaßt worden sei oder nicht. Und in dem Falle, wenn sie sich infolge ihrer Entscheidung der Bundespflicht enthoben erklären, verfügt der Angegriffene und im Stich Gelassene nicht über Mittel, um seine entgegengesetzte Auffassung geltend zu machen, seine Bundesgenossen zur Erfüllung ihrer Pflicht zu zwingen.

Die Bundesgenossen werden nur dann Hilfe leisten, wenn sie es in ihrem eignen Interesse für wünschenswert erachten. Dazu bedarf es aber keines Vertrages.

Die Bestimmung also, welche die Bundesgenossen zur Hilfeleistung verpflichtet, wenn ihr Verbündeter ohne direkte Herausforderung von seiner Seite von zwei Großmächten angegriffen wird, macht infolgedessen auch den ganzen Inhalt des Artikels III wertlos.

V. Die Verfügung, daß in den bezeichneten Fällen sich für die Vertragschließenden „der Casus foederis" ergibt, kann zu Mißverständnissen nicht Anlaß geben. Das internationale Recht gestattet keinen Zweifel darüber, was dieser Ausdruck bedeute und welche Verpflichtungen das Eintreten des Casus foederis den Vertragschließenden auferlegt. Trotzdem müssen wir behaupten, daß es zweckmäßiger gewesen wäre, den Wortlaut des Zweibundvertrages zu übernehmen und klar zu sagen, daß „die Kontrahenten verpflichtet seien, einander mit der gesamten Kriegsmacht ihrer Reiche beizustehen und demgemäß den Frieden nur gemeinsam und übereinstimmend zu schließen".

Artikel IV.

„Falls eine Großmacht, die den gegenwärtigen Vertrag nicht unterzeichnet hat, die staatliche Sicherheit eines der hohen Vertragschließenden bedrohen würde und der Bedrohte gezwungen wäre, ihr den Krieg zu erklären, so verpflichten sich die beiden andern, ihrem Verbündeten gegenüber eine wohlwollende Neutralität zu beobachten. Ein jeder behält sich in diesem Falle

Digitized by Google

vor, an dem Kriege teilzunehmen, wenn er es für angezeigt erachtet, um mit seinem Verbündeten gemeinsame Sache zu machen."

Dieser Artikel bestimmt den Fall, in welchem die Bundesgenossen von der Pflicht, sich gegenseitig Hilfe zu leisten, enthoben, aber zur Beobachtung der wohlwollenden Neutralität verpflichtet sind. Dieser Fall tritt ein, wenn

a) die staatliche Sicherheit eines der Verbündeten bedroht ist,

b) die Bedrohung von einer Großmacht, und zwar einer solchen, welche zu dem Dreibunde nicht gehört, erfolgt,

c) der Bedrohte infolge der Bedrohung gezwungen ist, den Krieg zu erklären.

I. Aus diesen Bestimmungen ist es ersichtlich, daß, wenn einer der Vertragschließenden, z. B. Oesterreich-Ungarn, in seiner staatlichen Sicherheit von einem kleineren Staate, z. B. von Serbien, oder von mehreren kleinen Staaten, z. B. vom Balkanbunde, bedroht, ihnen den Krieg zu erklären gezwungen wäre, Deutschland und Italien nicht einmal eine wohlwollende Neutralität beobachten müßten. Die Bedingungen also, von denen die Verpflichtung der Beobachtung einer wohlwollenden Neutralität abhängig gemacht wird, machen die Verpflichtung illusorisch.

Die Fälle, in welchen eine Macht in ihrer staatlichen Sicherheit wirklich bedroht wird und durch diese Bedrohung Krieg zu erklären wirklich gezwungen ist, kann man unmöglich derart feststellen, daß eine Divergenz der Auffassungen ausgeschlossen bliebe. Das lehren die Erfahrungen, welche wir in dem jetzigen Kriege machen mußten. Es wurden unbezweifelbare Beweise dafür, daß die staatliche Sicherheit Oesterreich-Ungarns von Serbien bedroht worden ist, vorgelegt, und trotzdem erklärten die Ententemächte, daß der Fall, in welchem der Staat Krieg zu erklären gezwungen sei, nicht vorliege.

Auch den Bundesgenossen wird es demnach stets freistehen, nach ihrem Ermessen und den Eingebungen ihrer Interessen zu entscheiden, ob ihr Verbündeter in seiner staatlichen Sicherheit wirklich bedroht und Krieg zu erklären wirklich gezwungen ist.

In dem Fall einer negativen Entscheidung müssen sie sich zur wohlwollenden Neutralität nicht verpflichtet fühlen; der Bedrohte aber verfügt nicht über Mittel, um seine entgegengesetzte Auffassung geltend zu machen, seine Bundesgenossen zur wohlwollenden Neutralität zu zwingen.

Die Bundesgenossen werden die wohlwollende Neutralität nur dann beobachten, wenn sie es in ihrem eignen Interesse für wünschenswert erachten. Dazu bedarf es aber keines besonderen Vertrages.

Die Bestimmung also, welche die Bundesgenossen dem bedrohten Verbündeten gegenüber zur wohlwollenden Neutralität verpflichtet, macht somit auch den Artikel IV vollkommen wertlos.

II. Es hat den Anschein, daß die Vertragschließenden diese Tatsache erkannten. Deshalb fügten sie zur erwähnten Bestimmung noch folgende ergänzende Er-

Digitized by Google

klärung: „Ein jeder (Verbündete) behält sich vor, an dem Kriege teilzunehmen, wenn er es für angezeigt erachtet, um mit seinem Verbündeten gemeinsame Sache zu machen."

Aber ein Bündnisvertrag soll nur darüber verfügen, was die Verbündeten auf Grund und während der Gültigkeitsdauer des Vertrages gegenseitig zu fordern berechtigt und zu leisten verpflichtet sind. Was sie, ohne Vertrag zu schließen, freiwillig leisten können und wollen, was auch eine andre Macht, die den Vertrag nicht mit eingegangen ist, leisten kann, ist überflüssig, in den Vertrag aufzunehmen.

Die ergänzende Erklärung enthält also nichts mehr als eine überflüssige Phrase. Diese vermag die Vertragschließenden des Dreibundvertrages nicht gegen den Vorwurf zu schützen, daß sie einen dem Geiste und den ethischen Forderungen eines Bündnisvertrages widersprechenden Akt begingen, indem sie klar und bestimmt zwei Bundesgenossen das Recht einräumten, aus den bequemen Logen der wohlwollenden oder unparteiischen Neutralität zuzuschauen, wie der dritte, in seiner staatlichen Sicherheit bedroht, im Kampfe auf Leben und Tod mit mächtigen Feinden ringt, eventuell besiegt, gedemütigt, verstümmelt wird.

III. Auch in diesem Artikel wird, ebenfalls aus Versehen, von dem Vorteile der wohlwollenden Neutralität ausgeschlossen der Vertragschließende, wenn denselben in seiner staatlichen Sicherheit eine solche Großmacht bedroht, die den Dreibundvertrag unterschrieben hatte. Also z. B. Oesterreich-Ungarn könnte, wenn es vom treubrüchigen Italien bedroht und zur Kriegserklärung gezwungen würde, auf Deutschlands Hilfe, sogar auch auf dessen wohlwollende Neutralität keinen Anspruch erheben. Eine solche absurde und unmoralische Absicht mußte natürlich den Vertragschließenden fernliegen!

Artikel VII.

„Oesterreich-Ungarn und Italien, die nur die möglichste Aufrechterhaltung des territorialen Statusquo im Orient im Auge haben, verpflichten sich, ihren Einfluß geltend zu machen, damit jede territoriale Veränderung, die der einen oder andern der den gegenwärtigen Vertrag unterzeichnenden Mächte nachteilig wäre, hintangehalten werde. Sie werden einander zu diesem Behufe alle Aufschlüsse geben, die geeignet sind, sie gegenseitig über ihre eignen Verfügungen,[1]) sowie über die andrer Mächte aufzuklären. Sollte jedoch der Fall eintreten, daß im Laufe der Ereignisse die Aufrechterhaltung des Statusquo in den Gebieten des Balkans oder der ottomanischen Küsten und Inseln im Adriatischen und Aegäischen Meere unmöglich würde, und daß, entweder infolge des Vorgehens einer dritten Macht oder sonst-

[1]) In der öffiziellen deutschen Uebersetzung steht für das französische Wort „dispositions" „Absichten". Ich begründe weiter unten, daß diese Uebersetzung nicht richtig ist.

Digitized by Google

wie, Oesterreich-Ungarn oder Italien genötigt wären, den Statusquo durch eine zeitweilige oder beständige[1]) Besetzung ihrerseits zu verändern, so würde diese Besetzung nur stattfinden nach einer vorausgegangenen Uebereinkunft zwischen den beiden Mächten, welche auf dem Prinzip einer gegenseitigen Kompensation für alle territorialen oder anderweitigen Vorteile, die eine jede von ihnen über den gegenwärtigen Statusquo hinaus erlangen würde, zu beruhen und die Interessen und berechtigten Ansprüche der beiden Teile zu befriedigen hätte."

I. Der Inhalt dieses Artikels ist von dem der vorangehenden wesentlich verschieden, steht sogar mit dem Geiste des Vertrages im Widerspruche.

Ein Defensivbündnis, das nur gegen Angriffe die Vertragschließenden sichern soll, stellt zweien von ihnen territoriale Erwerbungen in Aussicht.

In einem Bündnisse, das den drei Vertragschließenden gleiche Rechte gewähren und gleiche Pflichten auferlegen soll, werden zweien von ihnen, mit Ausschluß des dritten, Vorteile gesichert und Pflichten vorgeschrieben.

II. Die Stilisierung des Artikels verrät, daß er aus zwei Teilen besteht, die nicht gleichzeitig verfaßt wurden. Denn in ihnen wird dasselbe Gebiet mit zwei verschiedenen und nicht gleichwertigen Ausdrücken bezeichnet. Im ersten Teile wird im allgemeinen vom „Orient", im zweiten „von den Gebieten des Balkans, den ottomanischen Küsten und Inseln im Adriatischen und Aegäischen Meere" verfügt; wenn nun der ganze Artikel gleichzeitig verfaßt gewesen wäre, hätte man beidemale die letztere präzise Bestimmung aufgenommen; oder eigentlich hätte man denselben so verfaßt, daß es genügend gewesen wäre, die Bestimmung des Gebietes einmal aufzunehmen.

Ferner ist es auffallend, daß im ersten Teile die zwei Vertragschließenden sich verpflichten, territoriale Veränderungen zu verhindern, die einer von beiden den Vertrag unterfertigenden Mächten (à l'une ou l'autre des Puissances signataires) nachteilig sind. Diese Bestimmung konnte bei dem Vertrag vom Jahre 1882 für die zwei vertragschließenden Unterfertigten bestimmt gewesen sein. Sie konnte aber für den Vertrag vom Jahre 1887 nicht bestimmt sein, weil diesen drei Mächte unterfertigten, ferner weil dadurch Deutschland ein Vetorecht, angesichts der Veränderungen am Balkan, zugesichert worden wäre, was außerhalb der Intentionen der Vertragschließenden stand. Dieser erste Teil ist demnach zweifellos aus Versehen unverändert in den Vertrag des Jahres 1887 aufgenommen worden.

Im zweiten Teil, der im Jahre 1887 verfaßt wurde, verpflichten sich Oesterreich-Ungarn und Italien, wie im ersten Teile, zur möglichsten Aufrechterhaltung des Statusquo, den sie aus eigner Initiative nicht stören wollen,

---

[1]) Das im französischen Texte verwendete Wort „permanente" wird in der offiziellen deutschen Uebersetzung mit „dauernde" übersetzt; gewiß nicht richtig.

Digitized by Google

aber sie erklären offen, daß sie in dem Falle, wenn die Aufrechterhaltung des Statusquo „unmöglich würde", die Situation zu territorialen Erwerbungen selbst auch zu benützen entschlossen seien. Sie sagen, daß, sobald die Aufrechterhaltung des Statusquo am Balkan unmöglich wird, die beiden Staaten „genötigt wären..., den Statusquo am Balkan durch eine zeitweilige oder dauernde Besetzung ihrerseits zu verändern".

III. Angesichts dieses Entschlusses war es von der allergrößten Wichtigkeit, im vorhinein festzustellen, wie und wann der Fall eintritt, in welchem die Aufrechterhaltung des Statusquo unmöglich wird, und wann die beiden Staaten genötigt sind, ihn zu verändern.

Das Eintreten dieses Falles ist jedoch in einer Weise formuliert, welche der Willkür das weiteste Tor öffnet. Es wird nämlich nur davon gesprochen, daß dieser Fall „infolge des Vorgehens einer dritten Macht oder sonstwie" eintreten könne. Wenn schon der Ausdruck „Vorgehen einer Macht" ganz unbestimmt klingt, gibt der Zusatz „oder sonstwie" dem Satze eine derart unbestimmte Form, daß er keinerlei Indikation oder Beschränkung enthält, demnach völlig bedeutungslos wird und füglich ganz hätte wegbleiben können.

Infolgedessen bleibt es den Regierungen Oesterreich-Ungarns und Italiens (auf Grund ihrer Vereinbarungen) anheimgestellt, nach ihrem eigenen Ermessen den Zeitpunkt zu bestimmen, wann sie die Aufrechterhaltung des Statusquo unmöglich erachten und sich genötigt sehen, ihn zu verändern. Diese Bestimmung legte also die Erhaltung des Statusquo und infolgedessen des Weltfriedens ganz in die Hände der beiden Mächte, indem es klar war, daß die Veränderung des Statusquo den Weltkrieg entfesseln mußte.

Die Bestimmung stellte auch den Bestand des italienisch-österreichisch-ungarischen Bündnisses in Frage und drohte mit der Gefahr, zwischen den beiden Bundesgenossen unheilvolle Konflikte heraufzubeschwören. Diese konnten nämlich nicht ausbleiben, wenn der eine Staat die Aufrechterhaltung des Statusquo für unmöglich hielt und sich genötigt sah, durch Besetzung türkischen Gebietes den Statusquo seinerseits zu verändern, der andre Staat aber die Ueberzeugung hegen und auf ihr beharren sollte, daß die Aufrechterhaltung des Statusquo nicht nur möglich, sondern notwendig sei, demnach die Besetzung türkischen Gebietes seinem Bundesgenossen nicht gestatten würde.

Diese Möglichkeit wünschten die beiden Regierungen auszuschalten, indem sie sich verpflichteten, „einander alle Aufschlüsse zu geben, die geeignet sind, sie gegenseitig über ihre eigenen Verfügungen sowie über die andrer Mächte aufzuklären". Aber daß Aufschlüsse und Aufklärungen geeignet sind, die Kluft widersprechender Auffassungen und Verfügungen zu überbrücken, wird niemand behaupten.

Ferner wurde bestimmt, daß, bevor einer der beiden Staaten zu der Besetzung türkischen Gebietes schreite, „eine Uebereinkunft zwischen beiden Staaten vorausgehen solle". Es mußte ein Konflikt zwischen ihnen unabwendbar werden,

Digitized by Google

wenn das Zustandekommen der Uebereinkunft von dem einen Staate gefordert und von dem andern vereitelt werden sollte.

IV. In der Absicht, das Zustandekommen einer Uebereinkunft zu erleichtern, wurde in dem Artikel die Erklärung aufgenommen, die Uebereinkunft solle „beruhen auf dem Prinzip der gegenseitigen Kompensation für alle territorialen und anderweitigen Vorteile, die eine jede von den beiden Mächten über den gegenwärtigen Statusquo hinaus erlangen würde". Dieses Prinzip ist richtig und klar; aber die Anwendung mußte unüberwindliche Schwierigkeiten hervorrufen. Selbst schon in dem Falle, wenn nur die eine der beiden Mächte gesonnen ist, territoriale Vorteile zu erringen, dagegen die andre geneigt ist, sich passiv zu verhalten, wird die Uebereinkunft bezüglich der Natur und des Ausmaßes der Kompensation, welche die letztere beanspruchen kann, nur schwer zustandekommen.

Noch schwieriger wird der Fall sein, wenn beide Mächte territoriale Erwerbungen machen wollen und sich im vorhinein darüber einigen müssen, ob dieselben äquivalent sind, oder ob die eine von der andern noch Kompensationen zu fordern hat.

Ganz unmöglich wird aber das Uebereinkommen, wenn der eine Staat nicht territoriale Erwerbungen, sondern „anderweitige" Vorteile anstrebt. In dem Artikel VII wird nicht angedeutet, welche diese Vorteile sind. Aus den Verhandlungen, welche über die Anwendung dieser Verfügung in den ersten Monaten 1915 zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien geführt worden sind, ist es ersichtlich, daß an die Erlangung eines „politischen Einflusses" oder „wirtschaftlicher Privilegien" gedacht war. Es ist undenkbar, daß man den Wert dieser Vorteile im vorhinein taxieren und das Aequivalent an Kompensationen in einer beide Teile befriedigenden Weise feststellen könne.

An das einzige sichere Mittel, Konflikte zu verhüten, nämlich an die Bestimmung, daß, wenn sich die beiden Bundesgenossen in der Kompensationsfrage nicht einigen können, der dritte entscheide, hat man nicht gedacht.

Im Texte des Artikels erhoben sich auch noch andre Klippen, die den Dreibund mit der Gefahr des Schiffbruches bedrohten.

V. Das Gebiet, auf das die Verfügungen des Artikels angewendet werden sollten, ist nicht klar und präzis festgestellt. Mit Bezug auf die Aufrechterhaltung des Statusquo wird im ersten Satze vom „Orient" im allgemeinen, im dritten Satze vom „Gebiet des Balkans oder der ottomanischen Küsten und Inseln im Aegäischen und Adriatischen Meere" gesprochen. Diese beiden geographischen Bestimmungen sind aber nicht identisch; die erstere (im Orient) ist ganz unpräzis.

Wir wissen, daß die Vertragschließenden im Artikel VII die Regelung des künftigen Schicksals der Türkei bezweckten; ferner, daß sie an der Aufrechterhaltung des Statusquo nur im ottomanischen Reiche und nicht im entfernten Orient interessiert waren; endlich, daß sie an Besetzungen weder im entfernten Orient noch in den unabhängigen Balkanstaaten denken konnten.

Digitized by Google

Es muß demnach die Schlußfolgerung gezogen werden, daß ausschließlich in betreff der Gebiete des ottomanischen Reiches in seiner 1887 bestandenen Ausdehnung die Verfügungen getroffen worden sind. In dieser Weise wurde auch der Artikel VII in einem späteren Vertrage interpretiert.[1])

Aber der Wortlaut und die angewendeten Ausdrücke konnten eine andre Interpretation nicht ausschließen und gaben im Jahre 1914 der italienischen Regierung Anlaß zu der Behauptung, daß die Besetzung serbischen Gebietes den Verfügungen des Artikels unterstehe.

VI. Der Ausdruck „die Küsten" im Adriatischen und Aegäischen Meere (des côtes) ist nicht präzis. Die Intention der Vertragschließenden war gewiß nicht die, daß die Verfügungen auf die Küsten der an den beiden Meeren liegenden ottomanischen Gebiete beschränkt werden, sondern auf die Küstenländer in Anwendung kommen (z. B. nicht nur auf die Küsten Albaniens, sondern auf ganz Albanien).

VII. Ebensowenig präzis ist der Ausdruck, der auf die zu einer Kompensationsforderung berechtigenden Besetzungen angewendet wird. Es sollen zu dieser Forderung nicht nur ständige, sondern auch zeitweilige Besetzungen (occupation temporaire ou permanente) berechtigen. Im Jahre 1914 entstand in betreff der Interpretation des Ausdruckes „zeitweilig" ein wesentlicher Meinungsunterschied zwischen den Regierungen Oesterreich-Ungarns und Italiens. Die erstere behauptete, daß im Jahre 1887 an solche Okkupationen gedacht worden sei wie die Bosniens und der Herzegowina, die letztere aber, daß auch jede während militärischer Operationen verfügte allerkürzeste Besetzung eines Gebietes den Bestimmungen des Artikels VII untergeordnet sei.

VIII. Oesterreich-Ungarn und Italien verpflichten sich „à s'éclairer mutuellement sur leurs propres dispositions". Auf Grund dieser Bestimmung betrachtet die italienische Regierung im Sommer 1914 als eine Pflichtverletzung die Tatsache, daß die österreichisch-ungarische Regierung von dem an Serbien gerichteten Ultimatum im vorhinein keine Mitteilung machte. Die offizielle deutsche Uebersetzung, in der der Ausdruck „dispositions" mit „Absicht" übersetzt wird, scheint diese Auffassung zu begründen. Aber „dispositions" hat vielerlei Bedeutungen: „Verfügung, Anordnung, Stimmung, Vorhaben usw." In diplomatischen Schriftstücken wird gewöhnlich „Verfügung" damit bezeichnet,[2]) indessen die „Absicht" mit „vue, intention, but" wiedergegeben wird. Es ist auch wahrscheinlicher, daß der Artikel die Mitteilung der Verfügungen, nicht aber der Absichten fordert. Jedenfalls hätte man vermeiden sollen, einen Ausdruck zu benützen, der zu Mißverständnissen Anlaß bot.

Gewiß ist der höchste Scharfsinn und die größte Vorsicht nicht imstande, in der Abfassung von Verträgen im allgemeinen und von Staatsverträgen im

[1]) 15. Dezember 1909. Rotbuch, S. 203.

[2]) So z. B. im Rotbuche, S. 204.

Digitized by Google

besonderen eine jede Oeffnung zu verschließen, durch welche der Vertragschließende seinen Verpflichtungen entschlüpfen kann. Aber der Dreibundvertrag öffnet weite Tore, durch welche der Vertragschließende, wenn er seinen Bundesgenossen im Stich zu lassen wünscht, bequem und erhobenen Hauptes sich zu entfernen vermag.

Wichtiger noch als diese formalen Mängel des Artikels VII war der Umstand, daß Oesterreich-Ungarn und Italien auf dem ganzen Gebiete der Orientpolitik auf ihr selbständiges Bestimmungsrecht, auf die Freiheit der Aktion verzichten. Mit dem kompliziertesten Ketten- und Schloßwerk schließen sie sich aneinander. Die Folge mußte selbstverständlich die sein, daß, wenn sie nicht imstande waren, sich gegenseitig wie Geschwister zu lieben, sie sich wie Feinde hassen mußten.

Man muß der staatsmännischen Einsicht Andrássys Anerkennung zollen, der im schärfsten Tone die Orientpolitik seines Nachfolgers rügte, weil dieser den sichersten politischen Schatz, das Selbstbestimmungsrecht der Monarchie, für problematische Vorteile opferte.

Ein Kapitel aus den noch unveröffentlichten „Jugenderinnerungen" nebst einigen Briefen von Anton v. Werner

Aus seinem Nachlaß der „Deutschen Revue" zur Verfügung gestellt

Von

Lilli v. Werner

1. Stubenmalerlehrjahre 1857 bis 1860.

Mein erster Lehrmeister hatte vielfache und außerordentliche Eigenschaften. Er war eine geschätzte Autorität auf dem Gebiete der — Schmetterlingskunde, sang und spielte Gitarre und hatte zwei ungefähr in meinem Alter stehende Töchter, von denen sich die ältere auf das Lehrerinnenexamen vorbereitete, während der älteste Sohn sich dem Forstfach widmete. Meine erste Aufgabe in meinem neuen Berufe war, den niedrigen Staketenzaun eines kleinen Gartens, der hinter dem Theatergebäude gelegen, dem Privatgebrauche des Direktors Meysel diente, mit grüner Oelfarbe zu bemalen und mit weißen Köpfen zu verzieren. Ich führte sie mit Ernst, Eifer und zur Zufriedenheit meines Lehrherrn aus. Meine Lehrzeit ließ sich gut an, denn ich machte vielfach Musik mit der einen Tochter, mit der ich auch gemeinschaftlich Englisch trieb, während mich der Vater Gitarrespielen lehrte und mich auch an schönen Sommertagen gern auf die Schmetterlingsjagd in die weitere Umgebung Frankfurts mitnahm. Mit Arbeit wurde ich also nicht überlastet, und eigentliche Bau-

Digitized by Google

arbeit gab es wenig, aber der Meister war ein besonderer Kenner der Schriftmalerei und mit Arbeit für die Herstellung der Firmenschilder zu den Messen immer überhäuft, ebenso wie mit Inschriften auf Apothekergefäßen und ähnlichem. Er führte mich in die Schönheit und organische Konstruktion der verschiedenen Schriftarten ein, was gar nicht so einfach ist, wie man glauben mag, gleichviel, um welche Schrift es sich in großem und kleinem Format handelt. Auch mit den Geheimnissen der im Lackierofen behandelten Gegenstände wurde ich bekannt gemacht und habe u. a. manches Dutzend Schnapsflaschen mit ein paar Rosen und einem Sprüchlein in Gold bemalt und dem Ofen zum feinen Schmelz anvertraut. War aber gar nichts zu tun, so sangen wir beide Duette, die der Meister mit der Gitarre begleitete, z. B. aus Weigels „Schweizerfamilie“:

„Setz dich, liebe Emmeline,
Nah, recht nah zu mir,
Laß uns recht vertraulich plaudern,
Niemand lauschet hier.“

Oder aus dem „Unterbrochenen Opferfest“:

Myrrha: „Wenn mir dein Auge strahlet,
Ist mir so leicht, so gut,
Wenn meine Wange malet
Noch nie gefühlte Glut!“

Murnay: „Ach, dämpfe dieses Feuer,
Uns trennet meine Pflicht.
Dem Freunde bist du teuer,
Nur fordre, fordre Liebe nicht“ usw.

Myrrha war ich und Murnay der Lehrmeister. Ueberwältigte ihn die Macht der Musik ganz, so sang er, vollkommen hingerissen, rollenden Auges mit Gitarrebegleitung einen ganz wilden Kantus: „Der Rache Schwur“ von Adhemar, dessen zweiter Vers lautete — zuerst Allegro furioso und tremolando:

„Schwöre mir Treu bei der Mutter Gebein,
Schwöre sie mir bei dem Heil deiner Seele!
Daß sich mein Herz nicht mit Ahnungen quäle,
Reich soll geschmücket Madonna dann sein!“

Und dann, im schmelzenden Andante anschließend, zur beruhigten Gitarre:

„Oh, wie ich dich liebe, über alle Schranken,
Du bist mein Gedanken,
Du bist mein Gebet;
Wahnsinn kann mich morden,
Doch in jenem Leben
Bin ich dir ergeben,
Wo die Palme weht.“

Das Gesicht meines Lehrherrn, das mehr den Typus eines soliden Gelehrten als den eines leidenschaftlichen Baritonisten vom Theater trug, paßte zwar ebensowenig zu dem fürchterlichen Racheschwur, wie unsre Umgebung in der Werkstatt mit ihren vielen Farbentöpfen, lackierten Eimern und Apothekergefäßen,

Digitized by Google

in welche die Sonne, vom Hofe einer schmalen Gasse mit einem endlos langen Seitengebäude her, ihre unbarmherzigen hellen Strahlen sandte. Eine Stelle an der alten Stadtmauer, um Mitternacht, wenn der Mond sein bleiches Licht nur spärlich durch das dichte Gezweig der alten Bäume sandte, wäre für die Arie passender und stimmungsvoller gewesen, aber wir hielten unsre Romantik in gegebenen Grenzen.

Meine erste Lehrzeit war ein Leben herrlich und in Freuden! Ob aber Schmetterlingfangen, Singen und Gitarrespielen, so lehrreich und angenehm es auch war, gerade das war, was ich für mein Fach als Maler zu erlernen hatte, erschien doch etwas zweifelhaft. Da sich nun in dieser Zeit der erste langjährige Gehilfe selbst als Meister etablierte, so schied ich à l'amiable von meinem bisherigen Lehrherrn und trat bei dem Jungmeister als Lehrling ein. Dieser betrieb nebenbei die Porträtmalerei, trug lange gekräuselte Haare und einen breiten, umgeschlagenen Hemdkragen, spielte auch Gitarre und sang mit einer durch einen Polyp in der Nase etwas behinderten Stimme dazu Lieder. Seine Porträts hielten sich weit über dem Niveau, das man heute als modern bezeichnet; er malte seine Bilder meist auf dem unverwüstlichen Material verzinnter Blechtafeln und hat auch mich so, die Geige im Arm, gemalt. Ich hatte übrigens schon als Schulknabe bei ihm Köpfe in schwarzer Kreide gezeichnet. Da er sein junges Geschäft möglichst schnell in die Höhe bringen wollte, so lernte ich bei ihm auch allerlei nicht gerade schöne Geschäftstricks kennen, z. B. daß man beim Anstrich von Türen und Fenstern statt mit gutem Bleiweiß mit schlechter Schlemmkreide in Oel grundiert; auch benutzte er mich, obgleich ich Volontär war, als Arbeitsmann und Lastträger. Ich mußte schwere Leitern und Körbe mit Farben und Farbeneimer auf die Arbeit schleppen, und da ich klein und schwächlich war, so legten sich zuletzt fremde Leute, die mich auf der Straße sahen, ins Mittel und machten meinen Vater auf die Leuteschinderei aufmerksam. Dieser aber antwortete: „Der Junge muß alles lernen, mir ist auch kein Bedienter nachgelaufen," und zu mir: „Arbeit schändet nicht, wenn du auch adlig bist und deine Vorfahren Offiziere und vornehme Leute waren." — Als aber die Sommerarbeit aufhörte, die vorwiegend im Oelanstrich von Hausfassaden, Türen, Fenstern, Gewächshäusern u. dgl. mehr bestand, benutzte der geehrte Lehrmeister mich und meinen Lehrkameraden in einer alten Dachkammer als Maschinen zum Bleiweißbeuteln. Das ist ein stark gesundheitsgefährliches Geschäft, denn das Bleiweiß, anstatt auf dem Stein oder der Mühle gerieben zu werden, wird, auf Oel angerührt, in einen wurstartigen Leinwandbeutel getan und dieser muß mit den Händen dann so lange geknetet werden, bis die Farbe, die feiner und besser ist als die geriebene, durch die Poren der Leinwand hindurchdringt und im Topf gesammelt wird.

Ganz abgesehen davon, daß diese Arbeit, wochenlang fortgesetzt, doch die Kräfte eines vierzehnjährigen schwächlichen Knaben erheblich übersteigt, läßt sich auch gegen die in Aussicht stehende Möglichkeit einer lebensgefährlichen Bleiweißvergiftung nicht das geringste sagen. Mein Vater konnte sich zuletzt auch nicht

Digitized by Google

der Einsicht verschließen, daß ich einem Leuteschinder in die Hände gefallen war, dem wohl viel an meiner Ausnutzung, aber an meiner Ausbildung nicht das allergeringste gelegen war. Es wurde also ein dritter Versuch gemacht, der vollkommen glückte und der für meine ganze Zukunft mit entscheidend geworden ist: ich kam zu dem trefflichen E. Atzenroth in die Lehre, der mit Umsicht und Erfolg ein großes Stubenmalergeschäft leitete, in welchem zeitweise hundert bis hundertzwanzig Arbeiter tätig waren und dessen Arbeitsgebiet sich weit über die Mark Brandenburg hinaus bis nach Pommern und Schlesien erstreckte.

Der Meister war zwar eine knorrige Natur von etwas mürrischem Wesen, kurz angebunden und unfreundlich von Manieren, sang auch nicht und spielte nicht Gitarre, war aber von glühender Liebe für die Kunst beseelt und einem jeden Freund, bei dem er dafür der gleichen Neigung begegnete. Er war der rascheste und tüchtigste, der erste unter allen seinen Arbeitern, der bei jeder Arbeit, auch der alleruntergeordnetsten, wo es galt, nachzuhelfen oder anzufeuern, energisch mit eingriff, auch einen guten Posten Grobheit zur Anwendung brachte, wo es die Sache verlangte. Wohnung und Geschäft lagen im Parterre eines Hauses der Richtstraße, schräg gegenüber der Oberschule, dem alten Universitätsgebäude. Von der kleinen, nach dem Hofe hinaus gelegenen Werkstatt zogen frühmorgens die Kolonnen der in der Stadt beschäftigten Maler und Anstreicher auf ihre Arbeitsstätten, gefolgt von den die Leitern und Körbe mit Farbentöpfen tragenden Arbeitsleuten — ich brauchte hier keine mehr zu tragen.

Die Mehrzahl der Arbeiter befand sich den Sommer über meist auf den außerhalb Frankfurts gelegenen Arbeitsstätten der kleinen Städte und Güter, die sehr begehrt waren und die auch mich in den nächsten Jahren fast unausgesetzt im Sommer fern von Frankfurt hielten und wahrscheinlich dazu beigetragen haben, meiner schwächlichen Körperkonstitution aufzuhelfen.

Gleich meine erste Arbeit bei Atzenroth führte mich noch im November 1857 aufs Land nach Liebenfelde bei Soldin, einem dem als Landwirt berühmten Amtsrat Koppe gehörigen Gute, wo das neugebaute Gutshaus noch für den Winter gebrauchsfähig fertiggestellt werden sollte; es mußte also scharf gearbeitet werden. Meister Atzenroth nahm mich, bis Küstrin in der Bahn und von da weiter zu Wagen, selbst dorthin mit und führte mich in den Kreis der dort beschäftigten sechs bis acht Gehilfen ein, die unter Anspannung aller Kräfte in der Regel bis in die Nacht hinein arbeiteten. Ich schwärmte im Vollgenuß der Arbeit; alles kam mir so poetisch vor, selbst die Dorfküche, an die ich doch nicht gewöhnt war.

Daß ich wegen meines adeligen Namens vielfach Neckereien und Ungezogenheiten der Herren Gehilfen auszuhalten hatte — „das ist ja ein Herr von“ hieß es, andrer aus Anstandsrücksichten hier nicht wiederzugebender Koseworte nicht zu gedenken —, genierte mich ebensowenig, wie daß ich mir beim Wasserholen und Pinselwaschen in bitterer Kälte die Hände bis zur Unbrauchbarkeit erfror. Ich sah nur die Lichtseiten der Arbeit, dachte auch nicht mal darüber nach, daß es gerade keine Heldentat seitens der Herren Gehilfen war, besonders

Digitized by Google

des Herrn Obergehilfen, einen vierzehnjährigen Knaben wegen seines Namens zu verhöhnen. Die Herren hatten auch von der Arbeit, die mir, nachdem ich mal erst so recht hineingekommen war, als etwas Hohes und Heiliges erschien, ganz andre Begriffe, wie ich aus ihren Stoßseufzern erfuhr, wo es manchmal hieß: „Wer die Arbeit erfunden hat, der verdiente heute noch gehenkt zu werden!“ oder „Arbeet macht det Leben scheene — sauer!“ oder „Na, heute könnte der Tag ooch mit dem Feierabend anfangen“ u. a. m., aber gearbeitet wurde trotzdem fleißig und dazu ertönten zur Arbeit, wenn der Meister nicht da war, unausgesetzt Lieder, deren Text allerdings nicht immer für das Ohr eines Vierzehnjährigen geeignet war. Aber wenn der Obergehilfe, mit seinem Van-Dyck-Kopf und seinen Säbelbeinen auf der Laufleiter stehend — ihrem langjährigen Gebrauch verdankte er die Säbelbeine —, seine Schnörkel an die Decke malte und dazu, von den andern begleitet, sang:

„Wir saßen still am Fenster,
Das Licht war ausgebrannt,
Ihr Herzchen hört ich schlagen,
Sie drückte mir stumm die Hand“ usw.

oder wenn die ganze Mannschaft die Nacht hindurch auf der Erde liegend die Fußböden verkittete und anstrich und der Vorsänger intonierte:

„Drei muntre Burschen saßen
Gemütlich bei dem Wein,
Und schenkten ihn gar munter
In ihre Gläser ein, in ihre Gläser ein,“

oh, das werde ich nie vergessen! Es war ja zu schön! Auch der Humor kam zu seinem Recht, wenn mitunter auch in etwas derber Weise. Unter der Kompaneia befand sich immer einer, der wegen irgendwelcher kleiner Schwächen gehänselt wurde, nicht immer zart und fein, sondern mehr der herrschenden Jahreszeit angepaßt. Hier hatte es besonders einer mit den andern, die in dieser Jahreszeit gern früh zu Bett gingen, verdorben, weil er von seinen abendlichen Streifzügen im Dorfe immer erst zurückkehrte, wenn die andern Gehilfen längst zur Ruhe waren. Dafür fand er dann allerlei kleine Ueberraschungen vor. So u. a., wenn er sich im Dunkeln behaglich ins Bett legen wollte, eine mit eiskaltem Wasser gefüllte Waschschüssel unter seinem Bettlaken, oder auch eine wohlkonstruierte und kostümierte große Strohpuppe im Bett, und wenn es ihm gelungen war, sie unter vielen Flüchen aus dem Bett auf die Erde zu werfen, so fand er statt eines weichen Pfühls ein hartes Polster von faustdicken Feldsteinen als Lager vor. Vermittels einer sinnreichen, mit unsern Schlagschnüren hergestellten Kombination wurde ihm ein andermal das warme Deckfederbett, nachdem er sich eben niedergelegt, mit einem Ruck entzogen, und während er im Begriffe war, es wieder an sich zu ziehen, flog ihm das Kopfkissen unter dem Kopfe fort; das Spiel wiederholte sich, bis wir alle, bis dahin mäuschenstill, in schallendes Gelächter ausbrachen. Auch er sang und spielte Gitarre, wie die Mehrzahl der Herren, gerierte sich aber besonders als „Künstler“,

Digitized by Google

wie es etwa seine Kollegen von heute durch Anlegung einer Sezessionskrawatte beim Deckenanstreichen zu tun pflegen.

Von Meister Atzenroth selbst war ich, solange er in Liebenfelde mitarbeitete, in alle Arten der stubenmalerischen Kunst und Technik eingeführt worden, soweit sie mir noch nicht bekannt waren, wie Striche ziehen, „wie aus der Pistole geschossen“, Marmor- und Holzmalen mit Essig- und Wachsfarbe, Ornamentzeichnen, Schablonenschneiden und Pausenstechen, Bereiten oder Zusammensetzen aller Arten Firnisse usw. Als er abreiste, übergab er mich zur weiteren Ausbildung dem mir sympathischsten unter seinen Gehilfen, welche übrigens inzwischen wohl alle die Abneigung gegen den „Herrn von“ überwunden hatten, namens Bild.

Mitte Dezember wurden wir, nachdem unsre Arbeit fertiggestellt war, nebst unsern Leitern, Farbentöpfen und Eimern auf zwei offenen Bauernwagen verladen und bei bitterer Kälte nach Hause befördert. In dem Städtchen Neudamm mußte ein kurzer Aufenthalt gemacht werden, weil es am Zifferblatt der Turmuhr noch irgend etwas zu reparieren gab. Es wurden zwei Rüstbäume zur Luke hinausgesteckt, Bretter darüber gelegt und dann eine Leiter daraufgestellt, die einer von unten hielt. Da ich der Leichteste war, so mußte ich mit Farbentopf und Pinsel hinaufklettern und machte in ein paar Minuten die Sache, dachte auch gar nicht daran, daß das gefährlich sein könne und daß meine Mutter vielleicht Angst haben könne, wenn sie ihren Einzigen jetzt hier in schwindelnder Höhe erblickte. — Mit unserm Einrücken bei den häuslichen Penaten trat die winterliche, alljährliche Arbeitslosigkeit für die Stubenmaler ein. Meister Atzenroth behielt von seinen hundert Leuten nur noch vier oder fünf mit halbem Lohn in Arbeit, und es begann nun für ihn die Zeit, in der er sich auf seine Art der höheren Kunst widmen konnte. Er und der erste Obergehilfe kopierten in seinem kleinen Arbeitszimmer Landschaften in Oel nach Ed. Hildebrand, Holgers u. a., oder malten Ornamente nach Vorbildern und nach Gips, und ich durfte nun auch mitmalen. Auch technisch sehr vollendete Landschaften, Figuren und Frucht- und Blumenstücke in Temperafarbe von Lombeck dienten als Vorbilder, deren Schmelz und glänzende Technik wir aber niemals erreichten. Atzenroth hatte längere Zeit in Athen und Wien vortrefflich Blumen in Leim- und Temperafarbe so „aus dem Handgelenk“ malen gelernt, wie sie für das Geschäft gebraucht wurden, deren Kraft und Farbenzauber wir aber als Kopisten auch nie wiederzugeben vermochten. Sie waren zweifellos viel besser als die von Cézanne und van Gogh, für deren Bedeutung man damals aber noch kein Verständnis gehabt haben würde, weil man in der Kunst noch nicht so weit vorgeschritten war wie heute und manches kurzweg als Schmiererei bezeichnet hätte, was heute als Meisterwerk angestaunt oder angepriesen wird.

Atzenroth war auch ein sehr geschickter Ornamentzeichner, und eine reiche Sammlung von Ornamentwerken, für die er viel Geld ausgab, war ihm dabei zur Hand.

Aus diesen Werken habe ich meine erste Kenntnis der Architektur und Ornamentik geschöpft, besonders aus den genialen Federzeichnungen von Julien

Digitized by Google

(Paris) und aus Heydeloffs „Gotik", die ich eifrig durchpauste und dadurch nicht nur eine umfassende Kenntnis des Stoffes, sondern zugleich eine leichte und geschickte Hand gewann — ein Verfahren, das ich nur bestens empfehlen kann. Hier dienten diese Studien noch einem ganz praktischen Zweck, da ich bald, nachdem ich mit allen Grundlagen und Handgriffen des Handwerks vertraut war, vom Meister vorwiegend mit dem Zeichnen, Entwerfen oder Uebertragen von Ornamenten zu Decken- und Wanddekorationen beschäftigt wurde. Nebenher versäumte ich nicht, mich durch eifriges Studium von „Harleß' plastischer Anatomie" und „Guido Schreibers malerischer Perspektive" auf den Besuch der Akademie vorzubereiten, auch zeichnete ich im Atelier des Landschaftsmalers v. Kemnitz, wo aber an Material von Studien nach der Natur nichts zu sehen war. Das Haus, in dem sich das Atelier — einfache Zimmer mit gewöhnlichen Fenstern — befand, wurde nur während der drei Messen als Lager- und Kaufhaus vermietet und stand in der übrigen Zeit dem Künstler — ich glaube gratis — zur Verfügung. Außer einigen Damen zeichneten und malten zwei junge Frankfurter, welche die Berliner bzw. die Düsseldorfer Akademie bezogen, bei Kemnitz, und ein junger Offizier, der sich später 1871 bei Orleans das Eiserne Kreuz I. Klasse erwarb, der jetzige General a. D. von Garnier, der später zur Tafelrunde des Prinzen Friedrich Karl in Dreilinden gehörte, den Prinzen auch auf seiner Orientreise begleitete, die Illustrationen zu dem Buche des Prinzen über seine Reise gezeichnet hat und mit dem mich noch heute herzliche, freundschaftliche Beziehungen verbinden. Einer der im Kemnitzschen Atelier malenden Damen, Frau v. Wartenberg, geborenen Esmarch, verdankte ich die Bekanntschaft mit dem Roman „Ekkehard", der mir wie eine Offenbarung erschien, und später die mit seinem Autor J. V. Scheffel.

So verging der Winter in eifrigem Studium, und dann führte uns die praktische Arbeit schon früh im Frühjahr in den als ein reiches, gesegnetes Gefilde bekannten Oderbruch, das durch hohe Dämme vor den Ueberflutungen durch die Oder geschützte fruchtbare, flache Land längs der Oder zwischen Frankfurt und Küstrin. Th. Fontane hat den Oderbruch als Schauplatz einer seiner düstersten Novellen gewählt, ich lernte ihn nur von der sonnigen Seite kennen und muß nach der Güte der Verpflegung, die uns zuteil wurde, wohl an die Richtigkeit der Mitteilung glauben, daß die Bauernknechte sich weigerten, mehr als zweimal in der Woche Hasenbraten zu essen — so viel Wild, Geflügel und Fische sollen zeitweise dort im Buschwerk an der Oder mühelos zu fangen gewesen sein, wenn das Wasser stieg oder fiel. Die prachtvollen Ochsengespanne, die des Morgens zum Pflügen aufs Feld gingen, trugen nicht das in andern Orten der Mark gebräuchliche unschöne hölzerne Halsgeschirr, sondern zogen den Pflug mit glänzendem messingbeschlagenen Stirngeschirr, und in den Wohnstuben der Bauernhäuser waren Klaviere, die von den in einer guten Pension erzogenen Bauerntöchtern benutzt wurden, nichts Seltenes. Das Dorf, in dem wir einen ziemlich großen Tanzsaal auszumalen hatten, hieß, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, Neuenfelde, und besaß außer drei Tanzsälen auch noch

Digitized by Google

fünf Billards. Zu dem Dorfkruge, dem wir unsre künstlerische Tätigkeit widmeten, gehörte eine beträchtliche Gutswirtschaft mit großem Viehbestand an Pferden, Ochsen, Kühen usw. Die Honneurs des Hauses machten die drei Wirtstöchter, und zum Glanze des Hauses gehörte für uns ganz besonders das tägliche zweite Frühstück wegen seiner Ueppigkeit, bei dem außer Schinken, Wurst und Braten in Ueberfülle Spickaal, Sardellen, Kaviar und andre Leckerbissen aufgetischt wurden. Die Hübscheste der drei jungen Mädchen, die mich besonders ins Herz geschlossen hatte, war leider taubstumm. Durch ihr tatkräftiges Eingreifen rettete sie mich eines Tages, als ich aus Versehen auf dem Gerüst einen Farbtopf umgestoßen hatte und die Leimfarbe einem der unten herumlungernden handfesten Bauernburschen gerade ins Gesicht geflossen war, aus einer bedrohlichen Lage.

Unsre Arbeit — ich versage es mir, von ihrer künstlerischen Bedeutung zu sprechen — ging leider nur zu rasch zu Ende, und wir übersiedelten auf einen in Sichtweite gelegenen, aber weiter von der Oder entfernten Gutshof, wo es auch ebenso hoch herging, also, daß von einem notleidenden Agrariertum nichts zu merken war, der Begriff scheint damals glücklicherweise noch gänzlich unbekannt gewesen zu sein. Nach einem kurzen Abstecher zu allerlei kleinen Arbeiten auf den Bahnhöfen der Niederschlesisch-Märkischen Bahn, der mich bis zu dem berühmten Kloster Neuzelle führte, kehrte ich wieder in den Oderbruch nach Reitwein zurück, einem dem Grafen Finkenstein gehörigen Gut. Hier galt es, eine neue, abseits vom Dorfe auf einem Hügel schön gelegene Kirche, die der Gutsherr nach den Plänen des Geheimen Oberhofbaurats Stüler hatte errichten lassen, auszumalen, wozu außer mir noch einige Malergehilfen hingeschickt wurden. Zu der Verpflegung auf den Bauernhöfen, wo wir kurz vorher gewesen waren, stand das Leben hier in einem herben Gegensatz, dem aber seine interessante Seite durch einen starken Einschlag von Bohème nicht fehlte. Wir wohnten unsrer fünf in einem verlassenen, schon zerfallenden Häuschen am Fuße des Hügels, das von blühenden Akazien beschattet war und in dessen beiden kleinen Zimmern für unser Nachtlager Stroh gestreut war, das sich die Ratten und Mäuse bestens zunutze machten. Neben dem Hause befand sich ein Ziegenstall mit einigen dieser nützlichen Tiere, die des Morgens von einem dieses Geschäftes kundigen Künstler gemolken wurden, während ich zu dem ziemlich entfernt wohnenden Dorfbäcker lief, um die Semmeln zu unserm frugalen Frühstück zu holen. Das Mittagessen im Dorfwirtshaus war auch nicht gerade befriedigend, wir eilten deshalb, mit unsrer Arbeit so rasch wie möglich fertig zu werden, und ich würde an den Aufenthalt in Reitwein nur eine bedauerliche Erinnerung haben, wenn nicht der Dorfbäcker gewesen wäre. Dieser bestellte mir nämlich nach seinen eignen genauen Angaben ein Firmen- oder Ladenschild, auf dem ein Bäckerjunge dem Beschauer entgegengestürzt kommt, dem aus seinem umgestülpten Korbe Brote, Semmeln und andre Backwaren nach allen Seiten entfallen, mit der Unterschrift:

„Juvate, juvate, aliter cado!“

Digitized by Google

Sollte dieser Dorfbäcker vielleicht einst cand. phil. oder theol. gewesen sein? Es war mein erster künstlerischer Auftrag.

Des Abends nach der Arbeit saßen wir Maler auf dem die Kirche überragenden Hügel und sahen in die fruchtbare Ebene hinunter, die auf der einen Seite von dem breiten Oderstrom, auf der andern von dem nach Küstrin führenden Schienenstrang begrenzt wurde, und während der Eisenbahnzug die Ebene nach Norden durchbrauste, sang der Obergehilfe zur Gitarre:

„Wenn ich mich nach der Heimat sehn',
Wenn mir im Aug' die Tränen stehn,
Wenns Herze drückt mich gar zu sehr,
Dann fühl ichs Alter um so mehr . . ."

Er war ein Schlesier. Unsre Arbeit in der Kirche hatte diesen Gefühlsausbruch gewiß nicht veranlaßt, denn sie war weder zu Tränen rührend, noch das Herz bedrückend.

Kirchenarbeiten beschäftigten uns in diesem Sommer übrigens vorwiegend. Zunächst ging's nach Kalau, dem Eldorado der Schuster und dem vermeintlichen Ursprungsort schlechter Witze, wovon ich aber an Ort und Stelle nichts gemerkt habe. In der Hauptkirche sollte der alte Hochaltar und die Kanzel, beide im Zopfstil, mit vielen geschnitzten Figuren und Reliefs, frisch vergoldet und aufgemalt werden. Das war nun eine Freude für mich! Während meine Kollegen anstrichen und vergoldeten, führte ich den künstlerischen Teil unsrer Aufgabe aus und setzte die Himmelfahrt Christi auf dem Hochaltar und die Erschaffung der Welt, den Sündenfall und andre Darstellungen aus der Bibel, die als Reliefs die Füllungen der Kanzel schmückten, frisch in Farbe. Und wie! Gewiß ganz modern für damals, da mir das bloße Bemalen der Gesichter, Gewänder und Hintergründe mit schlichten Lokalfarben durchaus nicht genügte. Was für einen Paradiesgarten habe ich da z. B. hingezaubert! Da mich die in Holz en relief geschnitzten, an ein Kalbsgekröse erinnernden Wolken über die Maßen ärgerten, weil sie so gar keine paradiesische Stimmung aufkommen ließen, so bemühte ich mich, daraus milde und dürftig wirkende Gebilde herzustellen, indem ich in die tiefen, scharfen Schatten das höchste Licht hineinschmierte und die hochgeschnitzten Teile entsprechend abtönte. Mit Hilfe eines gemalten Hintergrundes von unbekannten Pflanzen erreichte ich denn auch ungefähr die Wirkung, die mir vom Paradies vorschwebte. Meine Leistung würde, wenn sie 1884 auf der Ausstellung polychromer Skulptur in Berlin hätte aufgestellt werden können, als die Frage aufgeworfen wurde: „Sollen wir unsre Statuen bemalen?" sicher auch die Anerkennung der Herren Dr. Jordan und Dr. Treu gefunden haben, denn die Bemalung von Reinhold Begas' Relief an seiner Statue A. v. Humboldts war einfach Dilettantenarbeit dagegen. Hier in Kalau fand sie jedenfalls allseitige Anerkennung, bei der Kirchenbehörde sowohl wie besonders seitens des Ehepaares, eines fleißigen Tischlermeisters und seiner Frau, bei dem wir in der Nähe der Kirche in Logis und Kost waren und wo wir wieder recht verwöhnt wurden. Schon früh morgens gab's zum Kaffee Brot und Semmel mit Zucker

Digitized by Google

bestreut, und nachmittags wurden wir mit „Plinzen“, einem eierkuchenartigen Gebäck, traktiert. Wo einer der Bürger „die Klappe hatte“, d. h. für einen Abend die Schankgerechtigkeit, was durch ein an einer langen Stange in die Gasse hinausragendes hölzernes Schildchen markiert wurde und die höhere Bürgerschaft dann vor dem Hause, im Hausflur und Garten oder Hof zu ehrbarem Trunke einheimischen Bieres versammelte, wurden wir mitgenommen und waren gern gesehene Gäste. Auch Ausflüge in diesen östlichen Teil des Spreewaldes, nach Vetschau und anderen Orten, machten wir mit unsern freundlichen Wirten, nur schien es mir zuletzt, als ob der brave Meister über die Aufmerksamkeiten, die seine Ehehälfte dem Gitarre spielenden und singenden Herrn Obergehilfen mit Zuckerbrot und Plinzen zuwandte, einiges Mißbehagen verspürte.

Von Kalau ging es dann nach Peitz, einem durch seine Tuchfabrikation bekannten Hauptorte des Spreewaldes, wo in der neuerbauten Kirche die halbrunde Altarnische auszumalen war. Ich malte rechts und links in die Zwickel der Wölbung zwei große geflügelte Engelsköpfe grau in grau, was zum Teil, da wir uns schon im Oktober befanden, bei Licht geschehen mußte. Wir trugen alle an den Mützen brennende Kerzen befestigt, und das Arbeiten damit auf den Leitern und Gerüsten in tiefster Dunkelheit war nicht gerade behaglich.

Ganz besonders interessant war es, wenn zu den Sonn- und Markttagen die Bauern in ihrer Festtracht in die Stadt kamen, die Männer in weißen Röcken mit roten Aufschlägen und großen blanken Knöpfen, die Frauen in etwas andrer Tracht als die der bekannten Spreewälder Ammen. Auch das originelle Fest des großen Fischfangs, zu dem die ganze Umgegend zusammenströmt, konnten wir mitmachen. Die in der Nähe der Stadt liegenden großen Fischteiche werden dann abgelassen und die auf dem trockenen Grunde zappelnden Fische, besonders riesige Karpfen, Aale und Hechte, mühelos gefangen; in allen Wirtshäusern herrscht Freude und Jubel bis in die späte Nacht hinein.

Auf dem Rückwege nach Frankfurt hielt ich mich noch in Guben auf, wo gerade das Fest der Weinlese war, und besuchte meinen Musiklehrer Wolff, der seit einem Jahre dort als städtischer Musikdirektor wirkte.

Der Winter verging wieder in üblicher Weise mit allerlei malerischen Studien in arbeitsamer Stille, nur unterbrochen durch den Jubel über die Geburt des jüngsten Hohenzollern, unsres jetzigen Kaisers, die ebenso freudig gefeiert wurde wie ein Jahr zuvor die Vermählung seiner Eltern. Der spätere Kronprinz Friedrich Wilhelm war ja die Hoffnung aller! (Schluß folgt)

Digitized by Google

Wofür kämpfen Frankreich und Rußland noch?

Von

Dr. Freiherrn v. Jettel

Im Deutschen Reichstag und im ungarischen Abgeordnetenhause ist kürzlich die Friedensfrage zur Sprache gekommen. Auf die bezüglichen Anregungen erwidernd, haben der Deutsche Reichskanzler und Graf Tisza übereinstimmend erklärt, daß man jederzeit bereit sei, Friedensvorschläge in Erwägung zu ziehen, die die nötigen Bürgschaften für die Sicherheit der beiden Reiche bieten würden, daß es aber an den Gegnern sei, mit solchen Anträgen hervorzutreten. Schon vorher war im englischen Oberhaus die Frage aufgeworfen worden, ob es nicht möglich wäre, einen Ausweg für die Beendigung des Krieges zu finden. Die Reden der Lords führten aber nur dazu, daß da und dort in der englischen Publizistik ganze Listen phantastischer Forderungen auftauchten, die angesichts der heutigen Kriegslage ein bedenkliches Licht auf die Zurechnungsfähigkeit ihrer Autoren werfen mußten. So hielt, nach der „Morning Post", ein Professor Pigou einen Vortrag, worin er nach einer ganz vernünftigen Einleitung zu dem Schlusse kam, Belgien, Serbien und die besetzten Teile Frankreichs müßten geräumt, Russisch-Polen und die okkupierten Teile Rußlands dürften nicht dem Deutschen Reiche einverleibt werden, über das Schicksal Mazedoniens, des Trento und Elsaß-Lothringens aber hätten „die Gefühle dieser Provinzen" zu entscheiden. Ungleich härtere Bedingungen wären Deutschland und Oesterreich-Ungarn nach der Ansicht der „National River" aufzuerlegen. Sie sind in zwanzig Punkten zusammengefaßt, unter denen sich als neunzehnter die Besetzung von Berlin bis zur Erfüllung aller Vertragsbestimmungen befinden werde. Der liberale Führer C. F. G. Masterman endlich versteigt sich in einem vom „Daily Chronicle" veröffentlichten Artikel gar zu dem Verlangen nach Wiederherstellung der Rheingrenze, Abtretung Schleswig-Holsteins an Dänemark und der polnischen Provinzen Oesterreichs und Preußens an ein Königreich Polen, das unter der Oberherrschaft des Zaren stünde. Daß die Engländer in so ernsten Zeiten noch so viel Humor aufbringen können, hätte man nicht gedacht.

Wann werden nun unsre Feinde mit ernst zu nehmenden Vorschlägen an uns herantreten? Man sollte meinen, bis sie die Ziele, die sie sich gesteckt, erreicht haben, oder einsehen, daß sie sie auch bei noch so langer Kriegführung nicht erreichen können. Welche diese Kriegsziele waren und wie es heute damit steht, soll in folgendem untersucht werden.

Oesterreich-Ungarn wollte, als es Serbien den Krieg erklärte, Bürgschaften für ein friedfertiges Verhalten seines südöstlichen Nachbars sich verschaffen, es wollte den Umtrieben der dortigen Politiker, der Verhetzung seiner Grenzbevölkerung ein Ende machen. Schon vor Jahren hatte Graf Aehrenthal einem französischen Publizisten gegenüber geäußert, früher oder später werde man

Digitized by Google

Serbien „eine Lektion geben" müssen. Um mehr sollte es sich auch jetzt nicht handeln. Die österreichisch-ungarische Regierung erklärte von Anfang an in aller Form, daß sie die territoriale Integrität Serbiens nicht anzutasten beabsichtige. Was aber Deutschland anbelangt, dachte es nie an etwas andres, als sich gegen den seit langem drohenden Angriff von zwei Fronten zur Wehre zu setzen. Nichts lag ihm ferner als die Absicht, Eroberungen zu machen. Es wollte nichts von Frankreich, nichts von Rußland, es wollte nur seine Ruhe und Sicherheit und seinen Platz an der Sonne. Die Stellung der beiden Mittelmächte war also eine rein defensive.

Anders die Mächte des vormaligen Dreiverbandes. Was zunächst Frankreich betrifft, enthält weder der Aufruf Poincarés, noch das Manifest des Kriegsministers Messimy eine Andeutung darüber, welche die positiven Kriegsziele Frankreichs seien. Es ist nur von einem „Kampf der Zivilisation gegen die Barbarei" die Rede. „Alle Franzosen müssen sich vereinigen," heißt es, „im Kampfe gegen einen Feind, der keinen andern Zweck verfolge, als die Nation zu vernichten." Daß es sich hauptsächlich darum handle, Elsaß-Lothringen wiederzugewinnen, wird nicht mit einem Worte gesagt. Wie steht es nun heute damit? Nach 16 Monaten blutigen Ringens ist Frankreich von den Vogesen bis zum Aermelkanal von den siegreichen deutschen Armeen umfangen, seine volkreichsten und wertvollsten Departements sind im Besitze des Feindes. Fast 3 Millionen seiner besten Söhne hat es verloren. Woher soll der Ersatz kommen bei einer stagnierenden Bevölkerung? Dabei ist das reiche Land finanziell erschöpft und ein Kostgänger Englands geworden. Seine letzte innere Anleihe mußte es zum Kurse von 88 mit fünfprozentiger Verzinsung und kurzer Laufzeit begeben. An Menschenmaterial und an finanziellen Mitteln erschöpft, kann Frankreich bei einem Friedensschlusse nicht mehr erwarten als die Wiederherstellung des Status quo ante bellum. Das hätte es auch ohne Krieg haben können, wenn man in London auf die deutschen Anerbietungen eingegangen wäre. So verblutet sich Frankreich für England, das sich schließlich vielleicht noch Calais, Dünkirchen oder Boulogne als Andenken zurückbehält.

Ueber die Gründe, aus denen Rußland den Weltkrieg heraufbeschworen, gibt das Manifest des Zaren vom 2. August nur einen unzureichenden Aufschluß. „Rußland," heißt es dort, „das mit den slawischen Völkern durch das Blut und den Glauben verbunden ist, hat getreu seiner Ueberlieferung das Schicksal dieser Völker nie mit gleichgültigen Augen verfolgt." Das wird niemand bestreiten wollen.

Man kennt die Tonart. Panslawismus, richtiger Panrussizismus und Orthodoxie sind ja seit Jahrhunderten die Schlagworte, hinter denen Rußland seine wahren Absichten verbirgt. Das Wohl der Balkanslawen steht in zweiter Linie. Sie sind nur Werkzeuge, deren sich Rußland bedient und die es wegwirft, wenn sie sich nicht gebrauchen lassen. Rußland hat Serbien beim Bukarester Frieden von 1912 und auf dem Berliner Kongresse im Stiche gelassen, es wird ihm auch jetzt nicht helfen, trotz allen schönen Redensarten. Es

Digitized by Google

hat Bulgarien den Rücken gekehrt, sobald es ihm nicht mehr zu Willen war, und wie wurde Rumänien behandelt, ohne dessen Hilfe der letzte Balkankrieg für Rußland ein schlimmes Ende hätte nehmen können! Schon im Januar 1878 erklärte Fürst Gortschakow, der Kaiser habe die Absicht, den südlichen Teil von Beßarabien zurückzunehmen, und auf die Einwendungen Rumäniens erwiderte er, dieser Entschluß sei unabänderlich. Und doch hatte Rußland im Artikel 2 der Konvention vom 4./16. April 1877 sich ausdrücklich verpflichtet, die territoriale Integrität Rumäniens aufrecht zu erhalten und zu beschützen. Als später Rußland, gemäß Artikel 8 des Friedens von San Stefano, die Haltung von Etappenstraßen durch rumänisches Gebiet verlangte und man dagegen in Bukarest Protest erhob, drohte Rußland mit der Besetzung Rumäniens und der Entwaffnung der rumänischen Armee. So interpretiert Rußland seine Sympathien für die Balkanländer. In einer Zuschrift des russischen Professors Mitrofanow, die seinerzeit in den „Preußischen Jahrbüchern" abgedruckt war, ist das offene Geständnis zu lesen, daß Rußland der Balkanstaaten als Rückendeckung für die Meerengen bedürfe. Das Serbien, über das Rußland seine schützende Hand halten wollte, der stete Dorn im Fleische der Donaumonarchie, hat aufgehört zu bestehen. Rußland kann ihm nicht helfen, es müßte zuerst sein eignes Land, die 15 Gouvernements, die von Deutschland und Oesterreich-Ungarn besetzt sind, von den feindlichen Heeren säubern.

Das weitere und eigentliche Ziel der russischen Politik aber, die „Lösung des historischen, von den Ahnen überkommenen Problems an den Gestaden des Schwarzen Meeres", wie es im Kriegsmanifest vom 3. November 1914 heißt, rückt in immer weitere Ferne. Da es infolge der Widerspenstigkeit Bulgariens nicht gelang, den Balkanbund zu galvanisieren und ihn als Sturmbock gegen Konstantinopel zu verwenden, rief Rußland den Beistand seiner Bundesgenossen an, damit sie ihm vom Meere aus die Pforte der Glückseligkeit öffnen helfen. Sie mußten wohl oder übel darauf eingehen, denn die Dampfwalze mußte geölt werden, damit sie nicht den Dienst versage. Nachdem die vereinigten Flotten am 18. März mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden waren, entschloß man sich zu dem Versuche, den Dardanelleneingang von der Halbinsel Gallipoli aus zu erzwingen. Das Abenteuer hat Hunderttausenden das Leben gekostet, allein die Engländer und Franzosen sind ihrem Ziele auch nicht um ein Kilometer nähergerückt. Es ist interessant zu hören, wie sich die englische Regierung gegen die wegen des Dardanellenabenteuers erhobenen Vorwürfe zu verteidigen sucht. Am 2. November erklärte Asquith im Unterhause, ohne den Angriff auf die Dardanellen wären die Russen im Kaukasus in ernste Gefahr geraten und, was für England die Hauptsache ist, die Türken hätten, wären ihre Streitkräfte nicht gebunden gewesen, einen Angriff auf Aegypten organisieren und die mesopotamische Expedition vernichten können. Danach wäre also der Zweck des Unternehmens nicht die Eröffnung der Meerengen für den russischen Export gewesen, wie der englische Botschafter in St. Petersburg die Vertreter der Moskauer Presse versicherte, sondern nur eine Ablenkung der Türken, um sie,

Digitized by Google

wie wieder Asquith zugestand, zu verhindern, in andern Gegenden unermeßlichen Schaden anzurichten. Auch dort, wo es aktiv eingreift, hat also England nur seine eignen Interessen im Auge, und nichts liegt ihm ferner als ein selbstloser Liebesdienst. Zu all seinen militärischen und diplomatischen Mißerfolgen gesellt sich bei Rußland noch eine verzweifelte Finanzlage. Der russische Finanzminister Bark hat erst unlängst gestanden, er wisse noch nicht, aus welchen Quellen Rußland Zinsen und Amortisationen seiner bisherigen Anleihen bestreiten solle. Sein Auslandkredit aber werde ihm höchstens gestatten, noch ein Jahr lang Krieg zu führen.

So sind heute in Anbetracht ihrer militärischen und finanziellen Situation Frankreich und Rußland weiter denn je von der Verwirklichung ihrer Träume entfernt, ja der Krieg hat nur dazu geführt, die Aussichtslosigkeit ihrer Pläne zu erweisen. Wenn sie dennoch weiterkämpfen, kann dadurch der deutsche Militarismus nur noch in ein helleres Licht gesetzt werden, und sie besorgen damit ausschließlich die Geschäfte Englands, dessen Minister ganz offen davon sprechen, daß der Krieg noch sechs Jahre dauern müsse. England wäre damit freilich gedient, denn es hat unter dem Kriege bisher am wenigsten zu leiden gehabt und dabei am meisten gewonnen.

Nach einigem scheinbarem Zögern ist England angeblich nur deshalb in den Krieg eingetreten, weil Deutschland die Neutralität Belgiens verletzt hat. Nun darf man nicht vergessen, daß in dem deutschen Ultimatum vom 2. August Belgien ausdrücklich sein Besitzstand und seine Unabhängigkeit verbürgt wurde, falls es eine freundschaftliche Haltung einnehmen wollte, und daß Deutschland dieses Anerbieten nach dem Falle von Lüttich wiederholte. Damit wäre aber England nicht gedient gewesen, denn bei ihm handelte es sich um ganz andre Dinge. Belgien und Holland sind die natürlichen Brückenköpfe zum Schutze der englischen Kanalküste. Ueber ihren strategischen Wert war man sich längst klar. Deshalb der große Lärm, als die Holländer an die Befestigung Vlissingens schreiten wollten, deshalb die bekannten Abmachungen über die „Intervention anglaise en Belgique", darum auch die moralische Entrüstung über die Verletzung eines Vertrages durch Deutschland, der unter ganz andern Voraussetzungen abgeschlossen worden war. England fürchtete, die Südküste des Kanals könnte den schwachen Händen Belgiens entrissen und zu einer Operationsbasis für die deutsche Flotte gemacht werden. In dieser Erwägung hat es den Widerstand Belgiens ermutigt und es ebenso geopfert, wie Rußland Serbien opferte. Nicht der Respekt vor den Verträgen von 1830 und 1839 war es, der England zum Kampfe rief, sondern, wie die „Times" am 8. März 1915 einbekannte, das eigne Interesse, zu verhindern, daß sich irgendeine Großmacht gegenüber der englischen Ostküste festsetze. Sir Edward Grey hat sich in seiner Rede vom 3. August 1914 auf den Präzedenzfall von 1870 und die damaligen Aeußerungen Gladstones berufen. Gladstone hatte erklärt, er könne der Ansicht nicht zustimmen, daß die Tatsache des Bestandes des Garantievertrages von 1839 allein schon bindend sei. Weder Lord Aberdeen noch Lord Palmerston hätten diese rigorose, ja unpraktische Auffassung gehabt. Es gebe noch eine andre

Digitized by Google

Erwägung, nämlich die, daß das englische Staatsinteresse gegen jede maßlose Vergrößerung irgendeiner andern Macht sein müsse. Der Vertrag von 1839 gründe sich übrigens nicht auf eine Rücksicht für Belgien, sondern auf das Interesse aller, die die Neutralität gewährleistet haben. Diese Reminiszenzen haben bei den englischen Parlamentariern sicher mehr Verständnis gefunden, als wenn sich Grey einfach auf den Buchstaben des Vertrages berufen hätte, was er sonst andern gegenüber so gerne tut. Sie sind auch eine prächtige Illustration zu dem beliebten Schlagworte: England kämpfe für die Freiheit und Unabhängigkeit der kleinen Staaten. Wie stimmt das mit dem Raubzuge gegen die Burenrepubliken, glaubens- und stammverwandte Länder, mit der Eskamotierung Aegyptens, mit der Aufteilung Persiens, mit der Terrorisierung der Griechen, mit der Drangsalierung des Handels der Neutralen während des gegenwärtigen Krieges? Nein, nichts liegt England ferner als selbstloser Idealismus. Gewiß, auch die Politik andrer Staaten wird durch ihre Interessen bestimmt, allein sie verbergen sie nicht hinter der heuchlerischen Maske altruistischer Gefühle. Je länger der gegenwärtige Krieg dauert, um so deutlicher treten die wahren Kriegsziele Englands an den Tag. Ganz offen bezeichnet es heute bereits den Schutz des Suezkanals und Aegyptens als die wichtigste Frage auch für seine Alliierten, wichtiger als der Balkan, Konstantinopel und Bagdad. Als nach dem Zusammenbruch der französischen Offensive im vorigen September in Frankreich sich eine gewisse Friedensstimmung fühlbar machte, drohte England mit der dauernden Besetzung der französischen Kanalhäfen. England, die ungeheure Seespinne, kann eben nicht dulden, daß ihm eine andre Macht seine Hegemonie zur See, sein Welthandelmonopol streitig mache. Es muß dies mit allen Mitteln zu verhindern suchen. Vor mehr als 200 Jahren schon schrieb Thomson seine Nationalhymne „Rule, Britannia, rule the waves", und von Palmerston stammt das Wort „Right or wrong, my country".

Nur im Interesse der Aufrechthaltung der Weltstellung Englands und zum Zwecke der Niederringung seines gefährlichen Konkurrenten müssen die Verbündeten den Krieg fortführen. Die englische Regierung erwartet wohl kaum, daß sich das Kriegsglück noch wenden werde, aber sie rechnet auf die endliche Erschöpfung Deutschlands und Oesterreich-Ungarns. Nun wird ja niemand leugnen, daß der Krieg den Mittelmächten schwere Opfer auferlegt, daß sich ihre Bevölkerung manche Entbehrungen gefallen lassen muß, aber trifft dies bei den Gegnern nicht auch zu? England hat angeblich jetzt 3 Millionen Mann im Felde, und Asquith soll angeblich die Erhöhung des Standes auf 4 Millionen beantragen wollen. Das wären ungefähr 20 Prozent der männlichen Bevölkerung Großbritanniens. Ohne die Einführung einer verschämten allgemeinen Wehrpflicht wird das kaum zu erreichen sein. Auch müßten diese 4 Millionen über die ganze Welt verstreut werden, um alle gefährdeten Positionen zu halten. Frankreich ist kaum imstande, viel mehr Leute hinauszustellen, und was das unerschöpfliche Rußland anbelangt, kann es gewiß noch manche Million nachschieben, aber nur unausgebildete Truppen. „Die Bouillon wird immer dünner,"

Digitized by Google

wie sich Generalfeldmarschall Hindenburg unlängst zu einem Interviewer äußerte. Es entscheidet ja auch in letzter Linie nicht die Zahl, sondern vor allem die Qualität der Truppen.

Oder rechnet man in England noch immer auf die „silbernen Kugeln" Lloyd Georges? Auch Englands Reichtum ist kein unbegrenzter. Es muß nicht nur seine eignen Kriegskosten decken, sondern auch die seiner Verbündeten. Der Staatssekretär der Finanzen, Montagu, sagte im Oktober, England habe ihnen so viel geliehen, daß sie 3 Millionen Mann im Felde halten können. Wie lange Zeit? Unter diesen Umständen ist es begreiflich, wenn Minister Bonar-Law die Finanzlage Englands als „äußerst gefährlich" bezeichnete. Bis zum März 1916 werden nach seinen Mitteilungen die den Alliierten gewährten Subsidien den Betrag von 900 Millionen Pfund, das sind rund 18 Milliarden Mark, betragen. Dabei bleibt der größte Teil dieses Geldes nicht im Lande, sondern fließt nach Amerika und Japan ab, so daß das Volksvermögen Großbritanniens eine merkliche Schmälerung erfahren muß.

Auf der Voraussetzung der andauernden militärischen Leistungsfähigkeit aller Alliierten, aber auch der Unerschöpflichkeit der finanziellen Hilfsquellen Englands beruht also die Wahrscheinlichkeit einer Besserung der Kriegschancen und günstigerer Friedensbedingungen. Versagen Englands Finanzen, oder scheint ihm der Augenblick zu einer Verständigung mit Deutschland gekommen, dann wird es Frieden schließen, trotz dem Septembervertrag und ohne Rücksicht auf seine Bundesgenossen. Mit der Verwirklichung ihrer Kriegsziele wird man sie auf bessere Zeiten vertrösten. Die Frage ist deshalb berechtigt: Wofür kämpfen Frankreich und Rußland noch? — Darauf gibt es nur eine Antwort: Für Englands Weltmachtstellung.

Ursache und Ziele des Krieges 1914/15

Von

Professor Czerny (Heidelberg)

Wir sind gewohnt anzunehmen, daß alles Geschehen auf der Welt vernünftigen Gesetzen gehorcht. Da liegt die Frage nahe, was für einen Zweck wohl der jetzige Weltkrieg zu erfüllen hat.

Es ist sehr schwer, der Vorsehung in ihre Karten zu sehen. Aber irgendeinen Zweck muß sie wohl mit dem Massenmord gehabt haben. Am nächsten liegt der Gedanke, daß der Krieg die Aufgabe hat, der Uebervölkerung, die im letzten Jahrhundert enorm zugenommen hat, Einhalt zu tun. Schon Thucydides hat als Ursache des Peloponnesischen Krieges die Uebervölkerung und Ueberfeinerung der Sitten hingestellt.

Die Engländer lassen keinen Zweifel übrig, daß es sich für sie um die Ururſache aller Kriege: um einen Kampf um die Futterplätze, die sie uns

Digitized by Google

Deutschen nicht gönnen, in erster Linie handelt. Und doch haben sie durch ihre verkehrte Agrarpolitik auf ihrer Insel fruchtbares Ackerland in Hutweiden verwandelt und sich auf die freie Einfuhr von Nahrungsmitteln zur See verlassen, die unsre Unterseeboote jetzt gefährden. Sie besitzen in Kanada und Australien noch Nährboden für ungezählte Millionen Menschen und hätten es wirklich nicht nötig, uns den bescheidenen Platz an der Sonne zu mißgönnen. Ebensowenig hätte es Rußland nötig, uns um unsern kargen Boden zu beneiden. Am ehesten verstehen wir noch die Franzosen, welche die verlorene Vorherrschaft nicht verschmerzen können. Von Serben, Japanern, Italienern wollen wir nicht weiter reden.

Vielleicht wollte es die Vorsehung verhindern, daß die Welt zwischen Engländern und Russen geteilt wird. Alle Weltreiche hatten bisher eine beschränkte Lebenszeit, und so haben sich wohl auch diese Weltreiche überlebt. Die Natur liebt es, neue Erscheinungsformen hervorzubringen und wird deshalb an Stelle der einförmigen Anglisierung und Russifizierung wieder neue Volksindividualitäten schaffen, wachsen, gedeihen und erstarken lassen. So streben jetzt die Bulgaren, unsre neuesten Kampfgenossen, mächtig empor.

Wir dürfen nicht vergessen, daß die herrlichste Blüte menschlicher Kultur aus dem kleinen Griechenland hervorgegangen ist. Das römische Weltreich hatte seinen Ursprung in dem kleinen Latium. Das Christentum ist aus dem kleinen Juda hervorgegangen. Die modernen Kämpfe um die Freiheit der Völker haben aus den kleinen Niederlanden ihren Ausgang genommen. Wie man einem Knaben nicht voraussagen kann, was er durch Willenskraft, Erziehung, Charakterstärke, Ausnützung günstiger Umstände und Zeitverhältnisse fertig bringen wird, so darf man auch junge, kleine Völkerindividualitäten nicht geringschätzen und unterdrücken. Aber sie müssen Charakter und guten Willen haben, sich auch der nötigen Erziehung und Ausbildung durch vorgeschrittene Völker unterwerfen, wenn sie noch nicht reif sind, sich selbständig im Kampf ums Dasein, der für Individuen wie für Völker gleich gilt, zu behaupten. Daraus entstehen nicht selten Kämpfe, weil die jungen Völker ihren Vormündern entwachsen zu sein glauben, während diese ihre Erziehungsgewalt nicht aufgeben wollen. Einen solchen Drang nach Selbständigkeit haben die Balkanvölker durchgemacht und sind noch lange nicht fertig. Dasselbe Ringen sehen wir in Oesterreich und stellenweise in Deutschland. Das Endresultat dieser Kämpfe wird davon abhängen, ob die Vorteile der Unterordnung groß genug sind, um die teilweise Beschränkung der Freiheit wettzumachen. Auch hängt es von einer hochentwickelten Staatskunst ab, das Joch der Erziehung so sanft zu machen, daß dadurch die Individualität der Jungvölker nicht unterdrückt wird. Satte Völker sind leichter zu regieren als darbende. Man muß ihnen also Gelegenheit geben zu ihrer materiellen und geistigen Entwicklung.

Das Schicksal Belgiens und Serbiens ist eine Mahnung für die kleinen Staaten, sich eng zusammenzuschließen oder in Verbindung mit größeren Machtgebieten zu treten, wodurch sie allerdings einen Teil ihrer Selbständigkeit einbüßen.

Digitized by Google

Vielleicht war aber auch die zunehmende Ueberfeinerung und Verderbtheit der Sitten ein genügender Anlaß, um das Strafgericht über die Völker hereinbrechen zu lassen. Wer wollte leugnen, daß das Leben, namentlich in den Großstädten, einen Luxus entfaltet hat, der kaum mehr überboten werden konnte! Das ganze Sinnen und Trachten ging auf Gelderwerb hinaus und die beste Methode, wie man für das erworbene Geld sich Sinnenkitzel aller Art verschaffen konnte. Von einem Streben nach idealen Zielen, von der Fähigkeit, sich für höhere Zwecke zu opfern, war keine Rede mehr. Selbst die Bande der Familie waren gelockert. Der notwendige, weil von der Natur gebotene Respekt der Kinder vor den Eltern, der Jüngeren vor den Aelteren war geschwunden, die Bande der Ehe, die den vernünftigen Zweck haben, eine gesunde Familie zu erziehen, waren gelockert. Die Ehescheidungen an der Tagesordnung bildeten den Hauptgegenstand aller belletristischen Literatur und der Bühnenerzeugnisse. Selbst die an und für sich sehr wohltätigen Vergnügungen des Sports, die zur Kräftigung unsrer Jugend sehr wichtigen Vereinigungen der Pfadfinder, der Wandervögel, von Jungdeutschland wurden benutzt, um die Autorität der Eltern und Lehrer den Kindern gegenüber zu untergraben. Diese Bestrebungen wurden unterstützt durch die Gleichgültigkeit, Genußsucht und Faulheit der Eltern, die die Erziehung der Kinder ganz allein der Schule oder bezahlten Lehrern überlassen wollten. Diese Bequemlichkeit wurde durch die Ausrede entschuldigt, daß die Eltern durch die erhöhten Ansprüche der Familie genötigt sind, ihre ganze Kraft und Zeit ihrem Berufe, dem Geschäft, dem Gelderwerb zu widmen.

Wie ein reinigendes Gewitter fiel der Weltkrieg über uns her, den wir in Deutschland wahrlich nicht gewollt haben, der uns aber nötigte, alle nationalen Kräfte aufzubieten, um uns gegen eine Welt von Feinden, die unsre Vernichtung offen als Kriegsziel aufgestellt haben, zu verteidigen. Das gelang uns mit Gottes Hilfe in dem sechzehn Monate währenden Kampfe über alles Erwarten, trotzdem uns die englische Flotte von allen Meeren abgeschlossen hat und Engländer, Russen und Franzosen uns nicht nur mit den Waffen des Krieges bekämpfen, sondern auch mit dem Geifer des Hasses, der Lüge und der Vernichtung zu schädigen suchten, wo sie nur konnten, und allen durch Sitte und Gesetze festgelegten Gebräuchen des Völkerrechtes ins Gesicht schlugen.

Noch war es nicht zu spät für uns. Die Fäulnis der Sitten hatte den Kern unsres Volkes bisher nicht geschädigt. Alle guten Eigenschaften der deutschen Rasse waren trotz der langen Friedenszeit zum Teil durch die allgemeine Wehrpflicht nicht nur erhalten, sondern seit dem Jahre 1870, das uns zusammengeschmiedet hat, noch wesentlich verstärkt. Dank der Pflichttreue und Vaterlandsliebe, welche um so lebendiger ins Bewußtsein trat, je mehr wir in Gefahr waren, unser Vaterland zu verlieren, strömte jung und alt begeistert zu den Waffen; die alte germanische Kampflust scheute sich nicht, gegen eine Welt von Teufeln anzukämpfen, die organisatorische Arbeit des Staates nützte die zehnfachen Kräfte, welche uns eine vierzigjährige fleißige Friedensarbeit verliehen hat, zum endgültigen Siege aus. Wie die Männer im Felde allen Angriffen tapfer stand-

Digitized by Google

hielten, so schaffte auch die Bevölkerung im Heimatlande, vor allem unsre Frauen, tapfer an den Mitteln zum Widerstande. Die Tapferkeit und Ausdauer unsrer Krieger teilte sich auch unsern Bundesgenossen mit, die ebenso wie wir um ihre Existenz und um die Erhaltung ihrer nationalen Kultur kämpfen.

Der Siegende hat immer recht, und so werden wir auch schließlich recht behalten. Wir wollen ja nicht, wie unsre Gegner, bis zur gegenseitigen Vernichtung kämpfen. Wir kämpfen für die Freiheit der Meere, für das Recht, durch unsre Arbeit unsern Anteil an der Sonne zu behaupten, für Gerechtigkeit im Handel und Wandel der Nationen untereinander.

Allerdings müssen wir, nachdem man uns meuchlings überfallen hat, mit der Absicht, uns zu vernichten, schon um uns vor einem neuen Ueberfall zu sichern, festhalten an dem, was wir mit übermenschlichen Kräften und zahllosen Opfern erobert haben, und wäre es auch nur, um es teilweise beim Friedensschluß gegen andre, für uns wertvollere Güter auszutauschen. Leider haben sich unsre Gegner so hartnäckig in ihre Absicht, uns und unsre Bundesgenossen zu vernichten, verbissen und haben das ihren mitleidenden Volksgenossen so oft und eindringlich gepredigt, daß es ihnen unendlich schwer wird, einzugestehen, daß sie sich in der Abschätzung unsrer Kräfte geirrt haben und daß ihr Kriegsziel unerreichbar bleiben wird.

Sie wollen den sinkenden Mut ihrer Leidensgefährten dadurch aufpeitschen, daß sie behaupten, wir seien kriegsmüde und am Ende unsrer Hilfsmittel. Man müßte ja kein Mensch sein, wenn man nicht, der ewigen Menschenschlächterei müde, Sehnsucht hätte nach einem Friedensschluß. Aber diese Sehnsucht muß bei den Franzosen und Russen, die am meisten unter den Schrecknissen des Krieges leiden, sicher noch viel tiefer begründet sein als bei uns. Wir können ruhig warten, da wir tief im Feindeslande sitzen. Wie mögen sich die Millionen Gefangener nach dem Friedensschluß sehnen! Hören wir doch, daß unsre und die österreichischen Kriegsgefangenen den Russen die strategische Polarbahn nach der Murmanküste erbauen müssen. Wie viele mögen der mörderischen Arbeit und dem eisigen Klima erlegen sein? Warum lassen wir unsre Million gefangener Russen nicht den so notwendigen Mittellandkanal, warum nicht die Verbindung zwischen Rhein und Donau ausbauen? (Vgl. Mitteleuropäische Verkehrspolitik. Abendblatt der Frankf. Ztg. vom 9. November.) Wir können und wollen jedenfalls so lange aushalten, bis unsre Gegner einsehen, daß sie uns nicht besiegen können.

In England, wo die Zensur noch am ehesten eine Meinungsäußerung zuläßt, scheint sich bei einigen einsichtsvollen Männern allmählich der Gedanke durchzuringen, daß das ewige Blutvergießen keinen rechten Zweck mehr hat und daß Europa nur durch einen baldigen Friedensschluß vor einem vollständigen Zusammenbruch gerettet werden kann. Lord Courtney sagte in der Oberhaussitzung vom 8. November, daß der Krieg an einem toten Punkt angekommen sei und daß etwas geschehen müsse, um aus der Sackgasse herauszukommen. Er verlangte einen Ausgleich auf Grundlage der Befreiung Belgiens und Frank-

Digitized by Google

reichs ohne Zahlung einer Kriegsentschädigung. Ueber die Freiheit der Meere ließe sich verhandeln. Das sind Bedingungen, auf die wir nicht eingehen können, weil sie nicht dem gegenwärtigen Stande des Krieges entsprechen. Immerhin bedeuten sie einen Fortschritt gegen die ursprünglichen Kriegsziele der Ententemächte. Und Lord Loreburn behauptet, aus guter Quelle zu wissen, daß auf allen Schlachtfeldern zusammengenommen 15 Millionen Männer entweder getötet oder für ihr ganzes Leben unfähig gemacht worden seien. Viele Tausende von Millionen Kriegsschulden seien angehäuft worden, und bevor das Ende kommt, werde der Kontinent wenig mehr als eine Wildnis mit einer Bevölkerung von alten Männern, Frauen und Kindern sein. (Abendblatt der Frankf. Ztg. vom 10. November.)

Wollen wir hoffen, daß unsre Gegner zur Einsicht kommen, bevor es so weit kommt, und sich zu einem Frieden entschließen, der unsern Siegen, Opfern und Anstrengungen entspricht und unserm Vaterlande volle Sicherheit gegen neue heimtückische Angriffe gewährt.

Alkohol und Krankheit

Von

Prof. Dr. Hugo Ribbert (Bonn)

Daß der unmäßige Genuß des Alkohols wegen seiner sozialen Folgen mit allen Mitteln bekämpft werden muß, dafür tritt heute jeder ein, der dem Mißbrauch nicht selbst verfallen ist. Das große Elend, das der Trinker in ethischer und pekuniärer Hinsicht über seine Familie bringt, die ungeheure Menge von Delikten und Verbrechen, die von Säufern begangen werden, machen das Vorgehen gegen den Alkoholismus auch dann zur Pflicht, wenn nicht außerdem noch die gesundheitlichen Schädigungen hinzukämen., die ihm zur Last gelegt werden. Sie vervollständigen das Schuldkonto des Alkohols, aber es ist fraglich, ob sie auch für sich allein hinreichen würden, den Kampf gegen ihn wirkungsvoll zu gestalten. Denn wenn wir von der allgemeinen Ueberzeugung, daß der Alkoholmißbrauch die Gesundheit beeinträchtigen kann und von dem Delirium absehen, das eine sehr auffällige Krankheitserscheinung darstellt, nach dessen Verschwinden aber der Mensch nicht wesentlich geschädigt zu sein braucht, so gibt es nur wenige Krankheitsbilder beim Menschen, die auf den Alkoholgenuß mit derselben wissenschaftlichen Sicherheit zurückgeführt werden können wie etwa die Tuberkulose auf den Tuberkelbazillus. Die Krankheiten, die wir zum Alkohol in Beziehung setzen, können in der gleichen oder doch in sehr ähnlicher Weise auch aus anderer Veranlassung entstehen, so daß es in jedem einzelnen Falle erst einer Untersuchung bedarf, ob der Alkohol in ihm überhaupt irgendeine Rolle gespielt hat. Müssen wir das aber annehmen, dann bleibt doch oft noch

Digitized by Google

zu entscheiden, ob er für sich allein oder ob er neben anderen ebenfalls nachteiligen Einflüssen zur Geltung gekommen ist. Nimmt man nun noch hinzu, daß nicht nur die Menschen, die eine mittlere Menge von Alkohol genießen, aber deshalb doch von vielen Seiten zu den Trinkern gerechnet werden, sondern auch viele, denen diese Bezeichnung mit Recht zukommt, ein hohes, ja das höchste Alter erreichen können, ohne deutlich nachweisbaren Schaden genommen zu haben, so kommt man zu dem Ergebnis, daß der Alkohol die Gesundheit nicht unter allen Umständen schädigt. Es hängt auch nicht nur von seiner Menge, sondern auch von der Beschaffenheit des Körpers, in den er gelangt, und von anderen Umständen ab, ob er wirksam wird. Diese Einschränkung gilt aber freilich nicht nur hier, sondern für die gesamte Krankheitslehre, sie wird aber gern übersehen. Die Schädlichkeiten, die uns krank machen, tun es nicht stets und nur für sich allein, sondern nur unter besonderen Umständen. Bakterien schaden uns nur, wenn wir für sie empfänglich sind, und der leichtere oder schwerere Verlauf einer Krankheit, die Heilung oder der tödliche Ausgang hängt von den jedesmaligen Bedingungen ab, die im Organismus maßgebend sind. Das nimmt den Bakterien nichts von ihrer Bedeutung und entlastet auch den Alkohol nicht; es muß nur jedesmal berücksichtigt werden. Unter diesen Umständen werden wir uns gern einmal Rechenschaft über die Bedeutung geben wollen, die dem Alkohol von der wissenschaftlichen Forschung für die Entstehung von Krankheiten zugeschrieben wird. Dabei wird sich zeigen, wieviel Arbeit noch zu leisten bleibt, bis der gesundheitschädigende Einfluß des Alkohols sicher abgeschätzt werden kann.

Es sind zunächst einige allgemeine Wirkungen, auf die wir hinzuweisen haben.

Ein höchst bedeutsamer indirekter Nachteil ist darin zu erblicken, daß der Alkohol, weil er die Selbstbeherrschung aufhebt, einen nicht hoch genug zu veranschlagenden Einfluß auf die Verbreitung der sexuellen Krankheiten hat, die sich so außerordentlich verheerend geltend machen.

Weiterhin kommt die nachteilige betäubende Wirkung des Alkohols vor allem auf das Gehirn in Betracht. Er trifft die Ganglienzellen in ähnlicher Weise wie andere Betäubungsmittel und setzt demgemäß ihre Leistungsfähigkeit, auch schon bei geringen Quantitäten, herab. Doch auch darüber hinaus, nach Ablauf der Narkose, wird er die Ganglienzellen bei immer wiederholter stärkerer Einwirkung kaum intakt lassen. Und in der Tat kann ja eine Abnahme der psychischen Arbeitsfähigkeit bei Trinkern in den meisten Fällen nicht verkannt und wohl niemals ganz in Abrede gestellt werden. Auch ein Nachlassen der moralischen Empfindungen und eine gewisse Minderwertigkeit ist bei ihnen oft anzutreffen, doch ist der Zusammenhang mit dem Alkoholismus gerade hier nicht leicht zu beurteilen. Er soll uns nachher noch mehr beschäftigen.

Der Alkohol erhöht ferner die Empfänglichkeit für verschiedene Infektionen. Durch Experimente ist nachgewiesen worden, daß mit ihm behandelte Tiere für die Bakterien der Cholera und der Lungenentzündung

Digitized by Google

empfänglicher sind als normale. Zu dem gleichen Resultat gelangt man auch bei der Tuberkulose. Man ging so vor, daß man Kaninchen und Meerschweinchen mit Tuberkelbazillen infizierte und ihnen dann lange Zeit Alkohol in täglichen Dosen verabreichte, die von ihm, auf das Körpergewicht berechnet, so viel enthielten, wie der Mensch etwa in einem Viertelliter Bier zu sich nimmt. Auch größere Mengen wurden beigebracht. Es ergab sich, daß von diesen Tieren in einem bestimmten Zeitraum ein höherer Prozentsatz zugrunde ging als von den gleich infizierten, aber alkoholfreien Kontrolltieren. Es wurden ferner Alkoholtiere erst längere Zeit nach dem Aussetzen der Vergiftung mit Tuberkulose infiziert und erwiesen sich auch dann noch weniger widerstandsfähig als sonst.

Auch die anatomischen Veränderungen der Tuberkulose waren bei den mit Alkohol behandelten Tieren schwerer als bei den nicht vergifteten Kontrolltieren.

Beim Menschen hat man festzustellen versucht, ob unter den Trinkern eine größere Anzahl an Tuberkulose erkrankter Individuen vorhanden ist als unter den Nichttrinkern. Man ist aber nicht in allen Statistiken zu positiven Resultaten gekommen. Doch liegen auch Angaben vor, nach denen unter den Alkoholikern mehr Todesfälle an Tuberkulose vorkommen, als es dem allgemeinen Durchschnitt entspricht. Aber dagegen wurde eingewendet, daß nicht der Alkohol als solcher die Schuld zu tragen brauche, sondern daß dieses Ergebnis auch seine Erklärung darin finden könne, daß der Trinker sich durch die Ausgaben für die Getränke der Mittel und durch die Betäubung der Energie beraubt, um seiner Krankheit mit Erfolg entgegentreten zu können. Indessen würde dadurch natürlich nichts an der Tatsache geändert, daß der Alkoholismus die Todesfälle an Tuberkulose vermehrt.

Zu den allgemeinen Wirkungen gehört ferner auch der experimentell begründete Umstand, daß Wunden bei alkoholdurchseuchten Menschen schlechter heilen als bei nüchternen.

Wir wenden uns nun zu den Veränderungen der einzelnen Organe. Keine andere Schädlichkeit wird für so viele von ihnen in Anspruch genommen wie der Alkohol, aber der Nachteil, den er ihnen bringt, wechselt bei den einzelnen sehr beträchtlich.

Ein Einfluß des Mißbrauches auf das Herz ist unzweifelhaft. Es gibt zunächst einmal das sogenannte (Münchener) Bierherz, d. h. ein ungewöhnlich großes und deshalb mit dem des Ochsen verglichenes Herz, das auf den Genuß ganz enormer Quantitäten von Bier (bis zu 20 Liter am Tag) zurückgeführt wird. Und wenn es auch fraglich ist, ob der in dem Bier enthaltene Alkohol an der Vergrößerung den maßgebenden Anteil hat, so ist sie doch sicher die Folge des unmäßigen Trinkens. Sie führt schließlich zum Tode.

Bei Alkoholikern finden wir ferner ein freilich auch sonst oft genug vorkommendes Fettherz, d. h. ein von Fettgewebe durchwachsenes und deshalb schwaches Herz, ferner eine sogenannte fettige Entartung des Muskels und ohne

Digitized by Google

deutlich hervortretende mikroskopische Veränderung ein schlaffes, sich mit verringerter Kraft zusammenziehendes Herz. Alle diese Zustände, die unter gewöhnlichen Verhältnissen lange ertragen werden können und für sich allein nicht tödlich zu enden brauchen, sind dann sehr gefährlich, wenn an das Herz erhöhte Anforderungen gestellt werden. So wissen wir vor allem, daß Trinker dann besonders ungünstig gestellt sind, wenn sie eine Infektionskrankheit bekommen. Es stirbt von ihnen ein weit größerer Teil als von mäßigen Menschen.

Nächst dem Herzen kommt auch das übrige Blutgefäßsystem in Betracht. Man hat immer wieder die Arteriosklerose vom Alkohol abhängig machen wollen. Allein hier gelingt der Nachweis nicht oder doch nur sehr unsicher. In einer neueren Statistik wurden unter 308 Trinkern nur 35 mit ausgesprochener Arteriosklerose gefunden, und im gleichen Zeitraum wurden 319 Fälle von Arteriosklerose ohne Alkoholwirkung beobachtet. Durch Tierversuche wurde nichts Sicheres beigebracht.

Von besonders großem Interesse ist die Leber. Wir sprechen von ihrer Schrumpfung (Zirrhose) durch Alkoholmißbrauch, von einer Schnapsleber. Aber es ist nicht entfernt so, als ob jeder Säufer daran leiden und sterben müßte. In einer Zusammenstellung wurde bei 309 Alkoholikern nur dreizehnmal eine Zirrhose gefunden, aber während der gleichen Zeit kam nur eine Schrumpfleber vor, die ohne Alkohol entstanden war. In einer andern Statistik war unter 100 Zirrhosen sechzigmal Alkoholmißbrauch sichergestellt, sechsundzwanzigmal fehlte eine Angabe darüber, und nur vierzehnmal wurde er verneint. Es ist auch darauf hinzuweisen, daß mehrfach bei Kindern, die größere Alkoholmengen bekommen hatten, eine Schrumpfleber vorkam.

Wie ist nun die Beziehung des Alkohols zur Zirrhose? Die gewöhnliche Alkoholveränderung des Organs ist nicht die Schrumpfung, sondern die Fettleber, d. h. die an Fett außerordentlich reiche Leber, die aber an sich keine besonderen Gefahren mit sich bringt. Wann und aus welchen Gründen entsteht nun eine Zirrhose? Wenn man den Alkohol allein verantwortlich machen wollte, fehlte es an einer Erklärung für die Tatsache, daß er nur relativ selten die Schrumpfung bewirkte. Daher liegt die Deutung nahe, daß nicht der Alkohol für sich allein die Zirrhose macht, sondern daß er die Leber nur zugänglich, disponiert macht für die Einwirkung andrer Schädlichkeiten, so etwa verschiedener aus dem Darm stammender giftiger Substanzen, die ohne den Alkohol in der Leber vernichtet, oder für Bakterien, die sonst in ihr zugrunde gehen würden.

Man hat die Frage auch experimentell geprüft, und zwar brachte man den Tieren den Alkohol auf sehr verschiedenen Wegen bei. Man gab ihn vom Munde aus oder man spritzte ihn in die Blutbahn, und zwar in einem Teil der Versuche in die Gefäße, die zur Leber führen, man ließ ihn einatmen oder man brachte ihn unter die Haut. Wenn man ihn vom Munde aus mit der Schlundsonde in den Magen einführte, weil die Tiere ihn nicht freiwillig schlucken, entstand keine Zirrhose, sondern nur Fettleber. Nach Einspritzung ins

Digitized by Google

Blut erzielte ein Beobachter zweimal nach zweijähriger Dauer des Versuches Zirrhose. Aber er hatte nur äußerst minimale Mengen, nur $2^1/_2$ Kubikzentimeter im ganzen, verabreicht, so daß man zweifeln muß, ob die Leberschrumpfung davon abhängig war. Ein andrer gab auf demselben Wege relativ große Alkoholmengen und beobachtete ebenfalls nach $^1/_2$ bis $^3/_4$ Jahren Zirrhose. Wieder ein andrer sah die Schrumpfung nach Alkoholeinatmung entstehen, und ein letzter beobachtete nach verschiedenen Methoden teils Fettleber, teils Untergangserscheinungen in der Leber, teils Entzündung, teils (dreimal) Zirrhose. Die Tierversuche ergänzen und bestätigen also die Erfahrungen am Menschen.

Mit der Leber steht in naher Verbindung die Bauchspeicheldrüse. Man fand sie neben Leberzirrhose, aber auch unabhängig von ihr bei Trinkern fast immer verändert, und zwar in ähnlichem Sinne wie die Leber bei der Schrumpfung. Daher ist man geneigt, auch ihre Schädigungen von dem Alkoholmißbrauch abhängig zu machen.

Ein weiteres Organ, die Niere, wird vom Alkohol nicht sicher beeinflußt. Bei 300 Säufern traf man achtmal Nierenentzündung, aber in der gleichen Zeit kam diese elfmal ohne Alkoholismus vor. Es ist auch sehr selten, daß man eine Schrumpfniere, die der Leberschrumpfung analog ist, mit dieser zugleich antrifft, wie man doch in den Fällen erwarten müßte, in denen die Zirrhose auf den Alkohol zurückgeführt wird.

Der Magen kann vom Alkohol, wenn auch keineswegs der Regel nach, geschädigt werden. Man sieht in ihm langsam verlaufende Entzündungen mit Unebenheit und Verfärbung der Schleimhautfläche, ferner im Experiment ebenfalls Entzündung und auch wohl Geschwüre. Im Darm kommt eine die Gesundheit nicht nachweislich schädigende Braunfärbung der Muskulatur vor.

Das Nervensystem hat enge Beziehungen zum Alkohol. Von seinem Einfluß auf die psychische Tätigkeit im allgemeinen war schon die Rede, und auf spezielle Störungen, auf die Geisteskrankheiten, werden wir noch eingehen. An der harten Hirnhaut kennen wir eine flächenhafte, mit Bildung gefäßreicher Membranen einhergehende, durch Blutungen zuweilen tödlich endende Entzündung. Man hat sie oft vom Alkoholismus abhängig machen wollen. Aber bei 300 Säufern war sie nur achtmal vorhanden, und im gleichen Zeitraum fand sie sich ebenso oft ohne Alkoholmißbrauch. Mit größerer Wahrscheinlichkeit kann man Trübungen der weichen Hirnhaut auf ihn zurückführen. Sie sind vielleicht verantwortlich für jene Anomalien der geistigen Tätigkeit. Im Gehirn selbst sind Veränderungen, die mit voller Sicherheit auf den Alkohol bezogen werden können, nicht festgestellt. Dagegen gibt es an den Nerven eine sicher mit ihm zusammenhängende Entzündung, die während des Lebens schwere Störungen macht und anatomisch in Untergangserscheinungen an den Nervenfasern besteht.

Wir kommen nun zu der Einwirkung des Alkohols auf die männlichen und weiblichen Keimdrüsen.

Digitized by Google

Der Hoden erleidet deutliche, zum Teil sehr auffallende Veränderungen. In einer auf 57 Trinker ausgedehnten Untersuchungsreihe waren sie in allen Fällen vorhanden. Sie bestanden in einem Aufhören der Bildung oder in einem Untergang der schon vorhandenen Samenfäden, in einer Verdickung der Wände der Samenkanälchen und in Zunahme des Bindegewebes. In einer anderen Reihe waren bei verunglückten Trinkern (also ohne zum Tode führende, den Hoden vielleicht auch schädigende Krankheiten) in 69 Prozent der Fälle jene Veränderungen vorhanden, während sie bei verunglückten Nichttrinkern durchweg fehlten. Was folgt nun aus solchen Befunden? Selbstverständlich, daß die Zeugungsfähigkeit schließlich leiden muß. Aber es dauert doch immerhin längere Zeit, bis sie ganz erlischt, weil jene Schädigungen erst allmählich entstehen und nicht immer die höchsten Grade erreichen. So erklärt es sich, daß die Trinker nicht weniger Kinder haben, als es dem Durchschnitt entspricht.

Im Tierversuch wurden ähnliche Verhältnisse festgestellt wie durch die Beobachtung am Menschen. Unter 28 Fällen sah man teils abnorme Ablösung der samenbildenden Zellen, teils Verkleinerung und Schwund dieser Elemente bis zum völligen Verschluß der Samenkanälchen.

Von anatomischen Veränderungen des Eierstocks, die unter dem Einfluß des Alkohols zustande kamen, wissen wir nichts. Es ist freilich anzunehmen, daß wie die Samenfäden auch die Eier geschädigt werden, aber man hat es bisher nur aus den Folgen für die Fortpflanzung und für die Nachkommenschaft schließen können. So hat man an Hühner Alkohol verabreicht und gesehen, daß sie dann in einem längeren Zeitraum nicht halb soviel Eier legten, wie es der Regel entspricht. Es ist hier freilich, wie eingewendet wurde, nicht ganz sicher, daß der Alkohol selbst den Eierstock geschädigt hat, denn die Tiere magerten erheblich ab, und so könnte auch in dieser Unterernährung der Grund für die mangelhafte Eibildung gelegen sein. Aber auch dann wäre es natürlich in letzter Linie der Alkohol, der die verminderte Eiproduktion herbeiführte.

Von den Folgen für die Nachkommenschaft wird unten die Rede sein.

Die Keimdrüsen leiten uns über zur Brustdrüse, die der Alkohol nach einer von mehreren Seiten verteidigten Ansicht so ungünstig beeinflußt, daß die Frauen stillunfähig werden. Darüber hat es einen lebhaften Streit gegeben. v. Bunge war es, der den Satz aufstellte, daß, wenn der Vater ein Trinker war, die Tochter die Fähigkeit, ihre Kinder zu stillen, verliert, und daß diese Stillunfähigkeit sich auf die folgenden Generationen überträgt. Er schloß dies aus statistischen Untersuchungen, die er mit Hilfe zahlreicher an Aerzte versandter Fragebogen ausführte. Er fand, daß unter den Töchtern von Alkoholikern, zu denen er alle die rechnete, die mindestens ein Liter Bier oder Wein täglich zu sich nehmen, nur 13 Prozent stillen konnten, 87 Prozent dagegen nicht, und zwar auch dann nicht, wenn ihre Mütter gestillt hatten, so daß man nicht sagen könnte, sie hätten ihren Mangel ererbt. Demgegenüber kam Agnes Bluhm in einer entsprechend angelegten Statistik zu dem Ergebnis, daß unter den Trinkertöchtern 64 Prozent stillten, 36 Prozent nicht. Den Widerspruch

Digitized by Google

erklärt sie daraus, daß v. Bunges Untersuchungen sich auf Gegenden bezögen, in denen gewohnheitsgemäß nicht gestillt werde, ihre eignen dagegen auf Gebiete, in denen es zu geschehen pflegt. Darauf hat Bunge erwidert, daß seine Resultate auch aus Ländern (der Türkei) stammten, in denen das Stillen Sitte ist. Eine wissenschaftlich gesicherte Entscheidung ist noch nicht möglich, vor allem auch deshalb, weil die Beurteilung der Stillfähigkeit große Vorsicht erfordert. Viele Frauen, die nicht stillen wollen und angeben, es nicht zu vermögen, können bei Zureden und entsprechender Anleitung sehr wohl dazu gebracht werden. Auf diese Möglichkeit wird bei weiteren statistischen Untersuchungen in erster Linie zu achten sein.

Tierversuche, die von A. Bluhm angestellt wurden, sprechen nicht für den Einfluß des Alkoholmißbrauchs des Vaters auf die weiblichen Nachkommen. Es wurden männliche Ratten mit Alkohol bis zu zehn Monaten vergiftet. Sie bekamen die relativ sehr hohe Dosis von 3 Kubikzentimeter Alkohol täglich in Portwein, den sie so gern tranken, daß sie, um nicht zugrunde zu gehen, tageweise auf Milchdiät gesetzt werden mußten. Die Weibchen bekamen Alkohol nur, während sie bei den Männchen waren. Die weiblichen Nachkommen stillten ihre Jungen meist gut, und zwar sogar nur mit einer Brustdrüse, weil die andre zum Zwecke mikroskopischer Untersuchung jedesmal herausgeschnitten wurde. Sie erwies sich durchschnittlich als gut, nur teilweise als etwas mangelhaft entwickelt.

Die Frage der Stillunfähigkeit bei den Trinkertöchtern führt uns weiterhin zu der Bedeutung des Alkohols für die Nachkommen im allgemeinen.

Wir sahen schon, daß der Alkohol in der männlichen Keimdrüse die sich entwickelnden Samenfäden beeinträchtigt oder vernichtet. Aber er tut es meist erst in späterer Zeit, nachdem der Trinker schon Kinder in die Welt gesetzt hat. Nun ist aber anzunehmen, daß die Schädigung der Samenfäden schon viel früher beginnt, daß sie dann aber noch nicht zugrunde gehen, sondern zur Befruchtung dienen können. Sie werden aber in diesen Fällen doch schon irgendwie gelitten haben, und so besteht die Gefahr, daß die aus der von ihnen befruchteten Eizelle hervorgehenden Nachkommen in irgendeiner Weise krank sein werden. Nach der geläufigen Annahme handelt es sich dabei vor allem um Geisteskrankheiten, die deshalb auftreten würden, weil der Alkohol in den Keimzellen die Teile trifft, die für die spätere Entwicklung des Gehirns maßgebend sind. Aber auch andre Krankheiten macht man von der Alkoholvergiftung der Keimzellen abhängig. Was aber für die Samenfäden gilt, wird auch für die Eizellen angenommen werden dürfen. So spricht man also ganz allgemein von einer keimschädigenden Wirkung des Alkohols, die, weil ja von der Beschaffenheit der Keime die der Nachkommen abhängt, in diesen sich notwendig in Gestalt von allerlei Krankheitszuständen geltend machen muß.

Wir führen zunächst einige Tierversuche an.

Man hat Meerschweinchen längere Zeit Alkoholdämpfen ausgesetzt und dann zur Paarung gebracht, und zwar alkoholische Männchen mit normalen

Digitized by Google

Weibchen, alkoholische Weibchen mit normalen Männchen und alkoholische Männchen mit ebensolchen Weibchen. Am besten ist die erste Kombination, weil in ihr allein mit Sicherheit nur eine Keimvergiftung in Betracht kommt, während bei alkoholvergifteten Weibchen ein Uebergang des Alkohols auch erst nach der Befruchtung auf den Embryo oder erst nach der Geburt durch die Milch auf das Neugeborene möglich wäre. In solchen Versuchen kamen u. a. auf 24 Paarungen 5 tote und 5 lebende Würfe, auf letztere 12 lebend geborene Tiere, von denen nur 5 sich dauernd erhielten, aber auch nicht völlig normal waren.

In andern Experimenten wurde das Verhalten der Nachkommen der mit Tuberkulose infizierten und alkoholvergifteten Kaninchen und Meerschweinchen, von denen schon oben die Rede war, untersucht. Es starben in einer Reihe von den Jungen der alkoholischen Eltern 60, von denen der zur Kontrolle nur mit Wasser behandelten Tiere nur 10 Prozent in dem gleichen Zeitraum.

Diese und andere Versuche lassen nicht daran zweifeln, daß der Alkohol eine keimschädigende Wirkung hat oder wenigstens haben kann. Was aber für das Tier angenommen werden muß, darf auch für den Menschen als möglich vor allem dann vorausgesetzt werden, wenn der Alkohol in größerer Konzentration und dauernd auf die Keimzellen einwirkt.

Bei ihm können wir uns freilich nicht auf das Experiment stützen, sondern nur durch ausgedehnte statistische Untersuchungen Aufklärung erwarten. Man hat gefunden, daß das Gewicht der Trinkerkinder bei der Geburt geringer ist als das der Kinder nüchterner Eltern. Die Verschiedenheit der Zahlen ist allerdings nicht erheblich. Weiter sah man, daß die Nachkommen der Alkoholiker durchschnittlich später zahnten, als es sonst der Fall ist. Sodann erreichte in Trinkerfamilien die Kindersterblichkeit eine abnorme Höhe. Es starben 32 unter 100 Kindern gegenüber 13 in Familien ohne Alkoholmißbrauch, und dort kamen 7 Prozent Totgeburten vor, hier nur 1 Prozent. Die frühe Kindersterblichkeit darf allerdings nicht ohne weiteres der Alkoholvergiftung als solcher zur Last gelegt werden, da sie jedenfalls zum Teil auch daraus erklärt werden könnte, daß die Pflege der Nachkommen, wenn die Eltern Trinker sind, schlechter ist, als wenn sie es nicht sind.

Diesen und andern Erfahrungen gegenüber wurde von englischen Beobachtern in Abrede gestellt, daß die Trinker häufiger, als es dem Durchschnitt entspricht, minderwertig und daß die Nachkommen Erkrankungen ausgesetzt sind. Sie wollten sogar gefunden haben, daß die Trinkerkinder bei der Geburt kräftiger seien, daß die erwachsenen Trinker kaum weniger leisteten als die nüchternen Arbeiter, daß ihre allgemeine Gesundheit besser sei, und zwar weil die kräftigsten Menschen am leichtesten dem Alkoholismus verfielen und weil die schwachen Nachkommen früh zugrunde gingen. Aber diese und andre Einwände erklären sich aus einer unbrauchbaren Statistik. Wir können hier darauf nicht eingehen, verweisen aber den, der Genaueres zu wissen wünscht, auf das Archiv für Rassenbiologie, Bd. 8.

Digitized by Google

Neben den ebengenannten Schädigungen hat man den Hauptnachdruck auf das Vorkommen von Geisteskrankheiten bei den Nachkommen der Alkoholiker gelegt und sich hierbei u. a. auf folgende Beobachtungen gestützt. In einer großen Statistik wurde geprüft, wie sich die Kinder verhalten, wenn ihre Konzeption in Zeiten großen Alkoholgenusses (Fastnacht, Neujahr) der Eltern stattfand. Es zeigte sich, daß unter ihnen, deren Gesamtzahl relativ gering war, mehr blödsinnige Individuen als sonst vorkamen. Danach würde also, wenn die Statistik eindeutig wäre, die Zeugungsfähigkeit der Eltern durch den Alkohol gelitten und gleichzeitig eine Schädigung der zur Befruchtung gelangenden Keime, wie sie oben besprochen wurde, stattgefunden haben. Aber um sicherzugehen, müßte man doch wissen, wie die Eltern der blödsinnigen Kinder beschaffen und ob sie nicht auch schon geistig abnorm waren. Ein entsprechendes Ergebnis glaubt man auch in bezug auf die Verbrechen und für das Auftreten der Epilepsie festgestellt zu haben. Doch wird im letzteren Falle bestritten, daß der Alkohol die Epilepsie als solche bei sonst gesunden Individuen hervorriefe, er bewirke aber, daß eine vorhandene Anlage zur Epilepsie zutage trete.

Ueber die Beziehung des Alkohols zu den Geisteskrankheiten gibt natürlich auch die Statistik der Irrenanstalten Aufschluß. Alkoholbelastung der Kranken durch die Vorfahren ist häufig, und zwar hat sich herausgestellt, daß mit Vorliebe die Form der geistigen Störung, die bei den Eltern neben dem Alkoholmißbrauch vorhanden war, auch bei den Kindern gefunden wurde. Auf die Bedeutung dieser Erscheinung kommen wir sogleich zurück. Zugleich aber machten bei den Nachkommen der alkoholbelasteten Kranken sich die obenerwähnten Zeichen einer Keimschädigung geltend. Unter 130 Ehen waren 98 fruchtbar. In ihnen wurden 205 zunächst gesunde Kinder geboren, 118 mit unbekanntem Schicksal und 200 abnorme. Darunter waren 52 nicht ausgetragen, 20 tot geboren, 75 kurz nach der Geburt, 21 unter Krämpfen und 32 an frühen Infektionen gestorben.

Sehr gewöhnlich ist es, daß der Alkoholmißbrauch als solcher bei den Kindern wieder auftritt, ohne daß in beiden Generationen eine eigentliche Geisteskrankheit vorhanden ist. Doch findet sich Potatorium nicht selten auch bei Nachkommen, deren Eltern nicht Trinker, aber psychisch krank waren und diese Beschaffenheit auch irgendwie auf die Kinder übertrugen.

Wenn nun auch nach diesen Erfahrungen nicht bezweifelt werden kann, daß ein Zusammenhang zwischen Alkoholmißbrauch und geistiger Störung besteht, so bedarf die Frage doch in einer bestimmten, schon angedeuteten Richtung noch einer weiteren Klärung. Können nämlich außer dem Delirium auch andre, und zwar auch erblich auftretende geistige Erkrankungen bei bis dahin völlig gesunden Menschen durch den Alkohol hervorgerufen werden? Das läßt sich nicht ohne weiteres mit Sicherheit behaupten. Sind doch nicht selten Menschen ausgesprochene Trinker bis ins höchste Alter, ohne im eigentlichen Sinne geisteskrank zu werden. Wie mag es also sein, wenn sich wirklich

Digitized by Google

psychische Störungen einstellen? Man wird dann dazu gedrängt, anzunehmen, daß die Individuen *Trinker wurden, weil sie vorher schon minderwertig oder geisteskrank waren* und deshalb dem Alkoholmißbrauch nicht widerstehen konnten, der dann freilich ihre psychische Abnormität oft erst voll und ganz zutage treten ließ und sie wohl auch zu größerer Intensität steigerte. Ist das aber die richtige Auffassung, dann braucht man auch die Geisteskrankheit der Nachkommen *nicht notwendig aus einer Schädigung der elterlichen Keime* abzuleiten. Sie kann auch so erklärt werden, daß die Keime schon von Hause aus verändert waren und deshalb minderwertige oder kranke Nachkommen lieferten, daß aber ihre krankhafte Veränderung unabhängig war von dem Alkoholismus der Eltern oder doch durch ihn höchstens geweckt oder verstärkt wurde. So lassen sich alle die Stammbäume deuten, in denen man Alkoholismus und Geisteskrankheiten nebeneinander durch zahlreiche Generationen verfolgen kann. Für diese Auffassung läßt sich anführen, daß nicht selten auch die belasteten Nachkommen nichttrinkender Geisteskranker dem Alkoholismus verfallen und daß sich in Trinkerfamilien die psychische Abnormität in ihren *bestimmten einzelnen Formen* überträgt. Gerade daraus ergibt sich, daß sie als solche von dem Alkohol unabhängig ist und daß sie *von den Eltern ererbt* wurde. Es wurde ja auch schon angeführt, daß die Epilepsie der Nachkommen nicht auf den Alkoholmißbrauch der Vorfahren zurückgeführt werden muß, sondern daß eine schon bei ihnen vorhandene Anlage sich vererbte und durch den Alkohol ausgelöst wurde.

Nach dieser Auffassung wäre also der Alkoholismus nur der Ausdruck der erblich vorhandenen Minderwertigkeit, und die *Keimschädigung* träte für das Zustandekommen der Geisteskrankheiten in den Hintergrund. Man wird sie freilich nicht völlig beiseite schieben dürfen, aber ihr Eintritt kann nicht als Regel angesehen werden. Doch bedarf diese ganze Frage zweifellos noch weiterer eingehender Untersuchungen.

Sie führt uns aber weiter zu der vielbesprochenen Ansicht, daß man den Erkrankungen der Nachkommen von Alkoholikern dadurch begegnen müsse, daß man *ihnen das Heiraten verbiete*. Das ist, theoretisch betrachtet, sicherlich durchaus berechtigt, und man kann dagegen nicht etwa auf Grund der eben angestellten Erwägungen geltend machen, daß ja die direkte Wirkung des Alkohols bei der Uebertragung erblicher Geistesstörungen nicht nachgewiesen sei. Denn auch wenn der keimschädigende Einfluß des Alkohols nicht in Betracht käme, bliebe der Trinker doch unter allen Umständen ein minderwertiger oder ausgesprochen geisteskranker Mensch, der seine psychische Abnormität vererben würde und dessen Fortpflanzung daher ausgeschlossen werden sollte. Denn als abnormes oder psychisch krankes Individuum und zugleich als Trinker ist er außerstande, seine Nachkommenschaft ordentlich aufzuziehen. Und aus allen diesen Gründen ist denn auch in einzelnen nordamerikanischen Staaten den Trinkern das Heiraten gesetzlich untersagt.

Aber praktisch gestaltet sich dieses Vorgehen ungleich schwieriger, als es auf den ersten Blick zu sein scheint. Denn erstens ist es schwer, in einer für

Digitized by Google

das Gesetz brauchbaren Weise die Grenze festzustellen, jenseits der ein Mensch als Trinker betrachtet und behandelt werden soll. Zweitens aber ist er im jugendlichen Alter, in dem die meisten Heiraten stattfinden, gewöhnlich noch kein Trinker, er wird es ausgesprochen erst später, und dann ist er verheiratet. Man wird also auf diesem Wege völlig durchgreifend kaum helfen können, aber durch ein brauchbares Eheverbot würde doch immerhin etwas zu gewinnen sein. Darüber aber darf man natürlich nicht versäumen, auch alle die andern Mittel ausgiebig in Anwendung zu bringen, die den Alkoholmißbrauch verhindern und ihm vorbeugen können.

Donna Laura Minghetti

„Dieser Krieg wird mein Tod sein," sagte sie, als sie in schwerem Trennungsweh die heißgeliebte Tochter zum letzten Male umarmte. Aber noch ein andres, vielleicht tieferes Leid drückte ihre Seele nieder: die Zeugin einer großen Vergangenheit, die letzte aus dem Kreise Cavours, vermochte den Niedergang ihres Vaterlandes nicht zu überleben. Ein Herzkrampf löschte das reiche Leben Donna Laura Minghettis aus. Und ein sonniges Leben war es zugleich gewesen; schien doch ihre ganze Persönlichkeit die Strahlen jener Auferstehungszeit Italiens aufgenommen zu haben und widerzuspiegeln. Aber, wiewohl begeisterte Patriotin, war sie nur staatsrechtlich und nach Herzensneigung Italienerin; in ihren Adern floß das Blut eines englischen Vaters, eines in neapolitanische Dienste getretenen Edelmannes aus dem Hause der Acton, und dasjenige einer vornehmen französischen Emigrantentochter, vermischt mit einem nicht unbeträchtlichen Teil deutschen Blutes, denn der Graf d'Albon — ihr Großvater — hatte die ersten Jahre seines Exils in Deutschland zugebracht und dort ein deutsches Edelfräulein heimgeführt.

Die schöne Laura Acton ward in früher Jugend dem sizilianischen Fürsten Camporeale angetraut und schenkte ihm einen Sohn und eine Tochter, die jetzige Fürstin Bülow. Aber von dieser nach einer kurzen Spanne Zeit durch den Tod getrennten Ehe hören wir wenig. Nicht das sieche Neapel sollte der Wirkungskreis dieses hochfliegenden Geistes werden, der dem Licht der aufgehenden Sonne zustrebte. In Turin, dem Sitz des werdenden Königreichs, fand die junge Fürstin den Mann ihrer Wahl, Marco Minghetti, den Gehilfen, vertrauten Freund und geistigen Erben Cavours, und wurde ihm mehr als Gefährtin: eine Egeria, deren Seherauge seine politischen Pfade erhellte, eine Muse, deren Begeisterung seine wissenschaftlichen und künstlerischen Arbeiten belebte; ja, verführt durch den nahezu antiken Zauber der Gestalt, möchten wir die Vergleiche fortsetzen und sie als die Hebe jenes geistigen Olymps bezeichnen, welcher sich in den gastlichen Räumen des italienischen Staatsmannes zusammenfand und den sprühenden Witz der Hausfrau wie verjüngenden Trank genoß. Alle, welche den Salon Donna Lauras gekannt haben, werden aus Erfahrung bestätigen, wie diese nicht nur mit klassischer Schönheit, sondern auch bezaubern-

Digitized by Google

der Anmut und hinreißender Liebenswürdigkeit geschmückte Frau die Unterhaltung zu lenken, Gegensätze auszugleichen, Annäherungen zu vermitteln, peinliche Gesprächsstoffe zu vermeiden, willkommene herbeizuführen verstand, und das alles mit einer Ursprünglichkeit, die nie eine Absicht ahnen ließ. Welche unschätzbaren Dienste die Geschicklichkeit dieses weiblichen Anwalts der Sache des Königreichs Sardinien geleistet hat, das wußten auch die Diplomaten jener Tage zu rühmen.

Es ist schwer zu entscheiden, welche Seite ihres Wesens stärker ausgeprägt war, der politische Verstand oder die künstlerische Begabung. Der Zauber der Persönlichkeit ruhte jedenfalls in der letzteren. Sie hat unsres Wissens nie selbst ein nennenswertes Gedicht in Worten oder Tönen verfaßt; aber ein Gedicht war sie selbst, eine wunderbare Schöpfung Gottes, ein Kunstwerk von hoher Vollkommenheit, wann und wie immer sie sich zeigen mochte; ein Gedicht auch ihr Heim, welches sie zum Paradiese schuf — gleichsam ein Abglanz ihres Wesens, das mit leidenschaftlicher Freude alles Schöne in Natur, Kunst und Leben erfaßte und pflegte und diese Sorgfalt bis in die kleinsten Einzelheiten des täglichen Lebens und der häuslichen Umgebung ausdehnte. „Wir andern Frauen," sagte eine Freundin von ihr, „sind zumeist Gestirne, die ihr Licht von andern Himmelskörpern erhalten. Sie hatte eignes Licht." Eine überschwängliche Begabung, die Fähigkeit, auf demjenigen Gebiet, welches augenblicklich ihr Interesse fesselte, Außerordentliches zu leisten, machte sie ihrem Gatten ebenbürtig, einem Mann von universellen Fähigkeiten und Kenntnissen, ja gab ihrem Auftreten selbst dem Genie gegenüber eine unnachahmliche Sicherheit und Freiheit, das Wahrzeichen jener Auserwählten, welche sich rühmen dürfen, selbst den Kuß des Genius empfangen zu haben. Richard Wagner erzählt in seiner Selbstbiographie: „Ich erlebte das Seltsame (es war im Salon des preußischen Gesandten Grafen Pourtalès in Paris), daß eine neapolitanische Fürstin Camporeale die Schlußszene der Isolde mit schöner Aussprache des Deutschen und überraschender Sicherheit der Intonation uns zum Vortrag brachte." Diese Gabe, rasch in das Innerste des Kunstwerks einzudringen und so dem Tondichter erst recht eigentlich seine innersten Intentionen zu enthüllen, hatte sie auch im Alter nicht verlassen; denn mit derselben Unfehlbarkeit des Ausdrucks, welche Wagner im Jahre 1861 rühmte, sang sie noch achtundzwanzig Jahre später Lieder von Sgambati und Brahms vom Blatt, und ihr Vortrag wirkte wie eine Offenbarung auf alle, die zuhören durften. Dem Meister von Bayreuth aber hat sie bis ins Alter jene heiße Glut der Begeisterung bewahrt. Es war im Jahre 1898, als wir sie jener Schlußszene des „Tristan" am Klavier lauschen und in Tränen ausbrechen sahen.

Auch heiterste Ausgelassenheit war dieser überschäumenden Natur eigen. Aber mochte sie, wie es Freunden erinnerlich, am Meeresstrand sitzend, mit kecker Sorglosigkeit gleich einem Weibe aus dem Volke Frutti di mare verzehren, oder mochte sie im Tanz die Bewegungen der Neapolitanerinnen nachahmen, in jeder Bewegung und in jedem Kleide blieb sie — jeder Zoll die

Digitized by Google

große Dame. Und auch die Grazien haben ihr die Treue gehalten. Schon über siebzig Jahre alt, zeigte sie einst der Jugend, wie man Tarantella tanzen müsse, und keiner der Anwesenden wird sich dieser Szene erinnern, ohne den Eindruck festzuhalten, daß er bis dahin nie in ähnlicher Anmut hat tanzen sehen und nie wieder sehen wird.

Man hätte es verstehen können, wenn diese Tochter einer großen Zeit sich als Witwe in das Heiligtum der Vergangenheit zurückgezogen und in diesem Kultus Genüge gefunden hätte. Allein solche beschauliche Rolle war der Regsamkeit ihrer Natur gänzlich fremd. Mit einer nahezu unvergänglichen äußeren Schönheit hielt eine innere Jugend gleichen Schritt, welche alles Werdende aufmerksam beobachtete, jede neue Bewegung mit Eifer verfolgte; ja das Interesse für die Gegenwart konnte sie so fesseln, daß sie darüber Beziehungen, die in der Vergangenheit wurzelten, vernachlässigte — gleich jenen Figuren des Cinquecento eine Meisterin des Lebens, für welche das Gegenwärtige fast ausschließliche Geltung besaß. Hatte ihr auf das Große und Erhabene gerichtetes Streben in der Musik sie mit Sgambati zu den Füßen unsrer Klassiker und Richard Wagners geführt, in der Politik ihr bewunderndes Auge auf die großen Baumeister des Deutschen Reiches gelenkt, hatte ihr klarer Geist mit ihrem Gatten erkannt, welche Kraft das eigne Vaterland aus einem Freundschaftsbund mit diesem Reiche saugen könne, so übertrug sie nun beides, die Flamme der Zuneigung und das Licht des Urteils auch auf die neuen Verhältnisse: sie verehrte mit ihrer ganz deutsch gewordenen Tochter die deutsche Tüchtigkeit, würdigte jene Kräfte, die Wilhelm II. innerhalb des neuen Gebäudes zu entfalten verstand, und schätzte den Nutzen, welchen der italienischen Monarchie der Bund mit dem monarchischen Deutschland, der italienischen Zivilisation die Berührung mit dem deutschen Erwerbsleben, der italienischen Kultur der Austausch geistiger Werte zwischen der Apenninenhalbinsel und dem Vaterland der Dichter und Denker gewähren mußte.

Welch bittere Enttäuschungen hat sie erleben müssen! Nicht die Macht des neuen Königreichs wuchs, sondern nur sein unruhiger Ehrgeiz. Die Menschen wurden kleiner, ihre Ziele unklarer, ihre Mittel schlechter. An Stelle des Staatsmanns trat der Demagoge; an Stelle einer weisen Staatskunst, die in der Beschränkung erst ihre Meisterschaft bewährt, der Irredentismus und Imperialismus. Unvergeßlich ist uns eine Klage der Witwe Minghettis, zu der die Niederlage der Italiener bei Adua Veranlassung gab: „Warum gingen wir nach Afrika," sagte sie, „hatten wir nicht genug Aufgaben in Sardinien, Apulien und Kalabrien zu erfüllen? Mein verstorbener Gatte war der Ansicht, daß die Italiener erst daheim zeigen sollten, was sie in Kolonisation leisten können, ehe sie weiter hinausgingen." Sollte nicht dieses Wort auch prophetisch das Heilmittel andeuten, durch welches Italien allein wieder gesunden kann: Rückkehr von den Truggebilden der Irredenta und den Irrlichtern des Imperium zu einer Politik der Mäßigung nach außen und der Sammlung im Innern!

Digitized by Google

Ueber die Kriegsmacher

Brief eines gewesenen Ministers

Ich hatte früher in der „Deutschen Revue" meinen Gedanken über den Werdegang wie über die Möglichkeit eines Abschlusses der gegenwärtigen Situation kurz Ausdruck verliehen, ohne mich mit Persönlichkeiten zu befassen, die mir eben nur als vom allgemeinen Werdegange gefundene Werkzeuge erscheinen.

Wir hörten unser Zeitalter als solches der Volksaufklärung rühmen, und nie sind in der ganzen Weltgeschichte Völker — nicht nur von einzelnen, sondern von herausgebildeten ganzen Organisationen (nicht zuletzt die Presse!) — so betrogen, so belogen, so mißbraucht, geknebelt, zu Unmenschlichkeiten gehetzt, zur Verleugnung jedes Rechtsgefühls, aller Lehren des Christentums getrieben worden wie unsre Gegner im Zeitalter „freiheitlicher Zivilisation"!

Es ist eben eine verheerende Krankheit über die Menschen gekommen. Da mögen Aerzte herumdoktern — „Operateure" sehen wir ja zu Millionen am Werke —; heilen kann nur die Natur, Heilung muß stets aus dem Innern des erkrankten Organismus selbst kommen: Die Völker müssen erkennen lernen. Diese Ueberzeugung habe ich in meinen angezogenen Aufsätzen bekundet; machen können es einzelne nicht — das müssen die vielen Millionen.

Manche Anzeichen deuten darauf hin, daß die Erkenntnis am Wege sei. Die leitenden, richtig informierten Kreise unserer Gegner, die den Krieg gemacht hatten, müssen längst erkannt haben, daß ihre Erwartungen über den Verlauf, über die Ergebnisse und die zu bringenden Opfer getäuscht wurden; allein um ihre eigene Existenz zu wahren, wollen sie dieses nicht zugeben, auf die Ueberlegenheit an Zahl, Raum und Ressourcen zur Fortsetzung des Kampfes pochen, mit ihren Meuten die öffentliche Meinung weiter hetzen, jede entgegengesetzte Regung despotisch unterdrücken und verfolgen.

Indem sie urbi et orbi verkünden, von einem Frieden vor siegreicher Erreichung ihrer weitgesteckten Ziele nichts wissen zu wollen, erschweren sie es aber, daß von der anderen Seite Neigung zum Frieden geäußert werde, welche nur als Zeichen der Schwäche, der Erschöpfung gedeutet werden würde.

Dennoch muß die Erkenntnis in den Kreisen unserer Gegner unwillkürlich weiter greifen. Sie beginnt mit dem Gefühle der ungeheuren Opfer an Gut und Blut, der Bedrängnis in den Lebensbedingungen, dem Unmute über die Dauer und verlustreichen Ergebnisse der Kriegführung, mit der Meinungsverschiedenheit und herben Kritik über die Art derselben und über die leitenden Persönlichkeiten. Schon sind einzelne gefallen, aber die andern müssen nach; mit diesen Leuten am Ruder wird eine Verständigung naturgemäß nie möglich sein; — die Völker müssen sich verstehen lernen.

Mögen sie es hören, mögen sie es wissen: Ja, wir auf unserer Seite sind jederzeit zu einem gerechten Frieden bereit. Wir haben den Krieg, die Schädigung

Digitized by Google

anderer nie gewollt; wir haben ihn gezwungen aufgenommen zur Verteidigung unserer Existenz, einig entschlossen, ihn bis zum letzten Blutstropfen durchzuführen; unsere Erfolge berechtigen uns zum unerschütterlichen Vertrauen auf unsere Kraft; in diesem Vertrauen sind wir bereit, mit jedem zu reden, der mit uns reden will, über eine allen gerechte, ein künftiges friedliches Gedeihen sichernde Verständigung, ohne welche wir uns alle — Feind und Freund — zugrunde richten.

Diese Erkenntnis muß aller Welt beigebracht werden. Möge sie nicht zu spät kommen und dann die entfesselte Volkswut nicht zerstören, was der Krieg noch übrig gelassen haben sollte.

Die Welt des Islam[1])

Von

Friedrich Delitzsch

„Ein Nagel kann einen Huf, ein Huf ein Pferd, ein Pferd einen Mann, ein Mann ein Land retten." Wir erleben jetzt die Wahrheit dieses türkischen Sprichwortes an der Türkei selbst. Denn die Türkei, mit der wir in engste Waffenbrüderschaft getreten sind und mit welcher immer engere allseitige Beziehungen zum Segen beider Völker zu knüpfen der mancherlei deutsch-türkischen Vereinigungen und Bestrebungen Zweck und Ziel ist, diese Türkei ist nicht mehr die alte Türkei, der alttürkische, an Haupt und Gliedern morsch gewordene und bis in seine fernsten Gebiete aus tausend Wunden blutende Staat, der „kranke Mann", der unrettbar der Auflösung entgegenging, umlauert von England und Rußland, seinen Totengräbern und lachenden Erben zugleich — von dieser alten Türkei wollen wir nicht länger sprechen, ja jede Erinnerung an sie aus unsrem Gedächtnis tilgen. Vielmehr sehen wir jetzt nur die hart vom Rande des Abgrundes zurückgerissene, mit flammendem Patriotismus sich aufraffende und von Grund aus sich verjüngende Türkei, an deren Neugestaltung so viele edle, begeisterte, willensstarke Jungtürken mitgearbeitet haben, die aber für uns mit dem einen Namen, Enver Pascha, als dem Retter seines Vaterlandes verknüpft ist, als dem von der Vorsehung auserkorenen Manne, der mit zäher Zielbewußtheit und eiserner Tatkraft die Türkei einer neuen Zukunft mit allen notwendigen Reformen zuzuführen am Werke ist.

Aber bevor wir uns dieser wiedergeborenen Türkei zuwenden, ihren Aufgaben und Hoffnungen, unsren Aufgaben und Hoffnungen, bleibt es für uns eine Grundvoraussetzung, das nicht zu erschütternde Fundament des türkischen

---

[1]) Vortrag, gehalten in Elberfeld bei Begründung der dortigen deutsch-türkischen Vereinigung. Vergleiche des Verfassers ausführlicheres Ullstein-Buch „Die Welt des Islam".

Digitized by Google

Staates, des neuen ebensogut wie des alten, nämlich die türkische Staatsreligion, den Islam, kennen zu lernen. Denn wie es schon im Privatleben wünschenswert und ersprießlich ist, den sittlich-religiösen Standpunkt desjenigen kennen zu lernen, mit dem man Freundschaft schließen und halten will, so ist dies gegenüber den islamitischen Völkern ganz besonders angezeigt, da bei ihnen die Religion alle Gebiete und Verhältnisse des öffentlichen wie privaten Lebens ungleich merkbarer durchdringt als bei uns Abendländern, und da der Koran nicht allein das Grundbuch der Religion und Ethik, sondern zugleich das Rechtsbuch der islamitischen Völker bildet.

Schon das Wort Islam ist ja ein Glaubensbekenntnis. Zurückgehend auf den auch in Jerusalem, Salomo, Salamis enthaltenen dreikonsonantigen Wortstamm, der uns allen aus dem orientalischen Friedensgruß selām alaika bekannt ist, bedeutet der Infinitiv Islām „sich vollständig hingeben an Gott", während das Partizipium Muslim „Moslem", wohl auch Muslimān, woraus „Muselmann", denjenigen bezeichnet, „der sich voll und ganz Gottes Willen ergibt". Es kann nicht anders sein, als daß schon dieses Bekenntniswort Islām, Muslim, uns die islamischen Völker von vornherein kongenial und sympathisch macht. Die Idee des Einen, einigen Gottes hat in der Religion Muhammeds ihren reinsten, gewaltigsten, konsequentesten Ausdruck gefunden. Darum findet der erste Teil des aus zwei Sätzchen bestehenden muhammedanischen Glaubensbekenntnisses: lā ilāh illā 'llāh, „Es gibt keinen Gott außer Allah", d. h. dem wahren Gott, seitens Juden und Christen vollkommenste Zustimmung. Wir fühlen uns mit dem Muslim in diesem Haupt- und Kernpunkte eins. Und wenn man immer wieder es Muhammed zum Vorwurfe macht, daß er seine religiösen Anschauungen zu einem großen Teil dem Alten und Neuen Testamente entlehnt hat, so kann es meines Erachtens doch nur mit Dank begrüßt werden, daß Muhammed diese jüdischen und christlichen Anschauungen unter Millionen von Menschen propagiert und für sie eine Form gefunden hat, die bei seinen Landsleuten und so vielen zum Teil halbwilden Völkern Interesse und Verständnis erweckte. Von Abraham an, der Muhammed als der erste Rechtgläubige, als der erste Muslim gilt, bis zu der Ausschau auf die letzten Dinge: Auferstehung und Gericht, Hölle und Paradies, ist Muhammed von der Bibel abhängig und können seine Lehren höchstens in etlichen phantasievollen Ausmalungen beanstandet werden. Aber im großen und ganzen ist der Islam Fleisch von unsrem Fleisch und Blut von unsrem Blut, wie ja Muhammed selbst den Islam die „Religion Abrahams" nennt.

„Es ist nur Ein Gott." Und da dieser Eine Gott kein andrer ist und sein kann als der Gott des Judentums und Christentums, und Muhammed, wie gesagt, mit den jüdischen und christlichen Glaubensanschauungen im allgemeinen wohlvertraut war, so sind auch die Lehren des Koran von dem höchsten absoluten geistigen Wesen, arabisch Allah, unsren Anschauungen wesentlich gleich.

Gott ist allmächtig. Er macht, was Er will. Er hat die Erde aus nichts geschaffen in sechs Tagen. Und wie schön und zweckmäßig hat er alles ge-

Digitized by Google

ordnet! Der Himmel aufgerichtet ohne sichtbare Säulen; Sonne, Mond und Sterne Gottes fronpflichtige Knechte, dem Menschen zur Leuchte und Zeitbemessung zu dienen; der Wandel von Tag und Nacht, der belebende und befruchtende Regen, des Menschen wunderbare Geburt — alles ist nach der Lehre des Koran ein Wunderzeichen Gottes, verkündet Gottes Allmacht und Güte und ruft den Menschen zum Lobpreis des Schöpfers. Auch die wie ein Teppich sich breitende Erde mit ihren Saatfeldern und Fruchtbäumen, die Haustiere, auf denen wir reiten und von denen wir essen, das stolze Pferd und die fleißige Biene — alles zeugt von Gottes Allmacht und Weisheit und predigt dem Menschen Demut, wie ja die Dinge selbst rechts und links Schatten werfen, Gott fußfällig anbetend und in den Staub sich erniedernd.

Gott hört und sieht alles und kennt die geheimsten Gedanken der menschlichen Brust. Auch was geschehen wird, weiß Er. Insbesondere sind es „fünf Dinge, die Gottes Rat zu wissen sich vorbehalten hat. Er weiß, wann er wird Regen schicken, um eure Saaten zu erquicken. Er weiß, wann er am Jüngsten Tag wird wecken, was in Gräbern lag. Wer weiß, was Mutterschoß verborgen? Und wer, was dich wird treffen morgen? Und niemand weiß als Gott allein, in welchem Lande dein Grab wird sein".

Eine der heiligsten und zugleich kürzesten Suren (d. i. Abschnitte) des Korans, die 112., die sog. „Sure der lauteren Gottesverehrung", lautet: „Sprich: so ist's! Gott ist Einer, Gott ist das Ziel. Er hat nicht gezeugt und ward nicht gezeugt, und niemand ist ihm ebenbürtig." Wenn wir die große Schiffsbrücke über das Goldene Horn von Galata aus überschreiten, dann gewahren wir an der Mauer einer der großen Moscheen von Stambul mit zwei goldenen, weithin leuchtenden Buchstaben das Wort hūa geschrieben — es ist das „so ist's!" unsrer Sure, jenes hūa, jā hūa, welches bei den Gebetsübungen der heulenden wie tanzenden Derwische in ununterbrochener Wiederholung deren Lippen entströmt und sie in weltfernste Verzückung und Ekstase versetzt. „Sprich: hūa! Gott ist Einer, er hat nicht gezeugt und ward nicht gezeugt." Gott hat nicht gezeugt. Muhammed macht mit diesem Bekenntnis nicht nur gegen seine heidnischen Landsleute Front, die in den Engeln Töchter Gottes verehrten, sondern auch gegen das Christentum, das in Jesus den Sohn Gottes sieht und verehrt. Wir werden in diesem Punkte den Muslim niemals überzeugen, dürfen aber dabei nicht vergessen, daß, wenngleich Muhammed die Gottessohnschaft Jesu im Sinne der christlichen Orthodoxie in Abrede stellt, er doch auch seinerseits an Jesu übernatürliche Geburt glaubt, nur daß er diese auf Eine Linie stellt mit der Schöpfung Adams.

Als ich im Jahre 1902 zum ersten Male Nord- und Südbabylonien bereiste, kam ich auch nach dem Städtchen Samaua und war dortselbst Mittagsgast des würdigen, siebzigjährigen Mudir. Nach dem Essen erhob sich der alte Herr und sagte, nun wolle er mir das Kleinod seines Hauses zeigen, stieg auf einer kleinen Leiter zu einem an der Wand hängenden Spind, öffnete es in feierlicher Gemessenheit und entnahm ihm eine kleine verschlossene Truhe. Diese

Digitized by Google

öffnete er — ein goldener Siegelring mit großem rotem Stein kam zum Vorschein, und diesen führte der greise Muslim mit einer Inbrunst ohnegleichen an seine Lippen und küßte ihn und sagte: „Es ist das Bild unsres Herrn Jesu, Friede sei über ihm!" Er vertraute mir den Ring nur für flüchtige Augenblicke an, die nicht hinreichten, zu erkennen, was die Gravierung zeigte, aber das Erlebnis bleibt mir unvergeßlich, denn es spricht beredter als Worte vermöchten, wie der Muslim in der Verehrung Jesu, des letzten großen Propheten vor Muhammed, viele Namenchristen beschämt.

Und wie steht es mit jenem andern Punkte in Muhammeds Lehre von Gott, der sich uns, sobald wir das Wort Islam hören, auf die Lippen drängt, nämlich mit Muhammeds Lehre von der Prädestination, der Vorherbestimmung, dem Kadar- oder Kismetglauben des Muslim? Muhammed lehrt: „Keine Seele kann sterben außer mit Gottes Zulassung in schriftlich dem Zeitpunkt nach bestimmter Weise." „Wenn ihr in euren Häusern gewesen wäret, so hätten doch die, denen getötet zu werden im Buche verzeichnet war, hinaus gemußt zu ihren Ruhestätten." Also Todestag und Todesart ist jedem Sterblichen bei Gott schriftlich bestimmt. Auch sein sonstiges Geschick. „Nicht hat ein harter Schlag getroffen auf Erden noch euch selbst, der nicht in einem Buche stand, bevor wir ihn verfügten." Alles, was ist und geschieht, weiß Gott, weiß er vorher. „Bei Ihm sind die Schlüssel des Geheimen, sie kennt nur Er. Er kennt, was ist zu Land und Meer, und nicht ein Blättlein fällt, daß er's nicht wüßte, und nicht ein Körnlein in der Erde Finsternis, nichts Grünes und nichts Dürres, daß es nicht stünd' in einem klaren Buche." Angesichts solches von Ewigkeit her feststehenden göttlichen Ratschlusses, der alles menschliche Tun und Erleben bis ins kleinste vorausbestimmt hat, kann das menschliche Tun folgerichtig nur als ein „Sichaneignen" der vorausbestimmten Tätigkeit gelten, und es bleibt gar vieles dunkel, obenan, wie der Mensch ob seiner Taten bestraft werden kann. Indes trotz solchen Rätselfragen und Widersprüche — der Muslim glaubt an solche göttliche Vorsehung alles irdischen Geschehens, an Gottes ewigen Willen. Unser christliches „so Gott will!" hat das muhammedanische, immer und immer wieder gehörte in-scha-llāh, „wenn Gott will", zu seinem gleichbedeutenden, doch beträchtlich inhaltschwereren Gegenstück. Es klingt mir noch immer in Ohr und Herz nach, als ich zum ersten Male die Aja-Sofia-Moschee besuchte und beim Abendwerden dem mich begleitenden Imam mit weißem, niederwallendem Barte dankte und sagte: „Morgen komme ich wieder!" — wie dieser seinen Finger erhob und mit ernster, rügender Stimme zu mir sagte: „Inschallāh."

Und diese Lehre Muhammeds von Gottes alles durchwaltendem Willen gießt über das innere und äußere Leben des Muslim so viel Licht aus, daß die Schattenseiten fast ganz davor verblassen. Dem resignierten Sichfügen in Gottes Ratschluß entspricht eine musterhafte Geduld in schweren Lebenslagen, nach einem unglücklichen Ereignis eine bewunderungswürdige Geistesstärke, die auch in den düstersten Stunden des Lebens jeden Gedanken an Selbstmord von der Seele der Muslims aller Zeiten und Länder fernhält. Ebenso in Krankheit,

Digitized by Google

während auf dem Sterbebett dem Muslim das Wort des Propheten auf den Lippen schwebt: „Gottes sind wir und zu Ihm kehren wir zurück", „Zu Gott geht die Reise". Wie manchmal kommt es bei den die Wüste durchziehenden Karawanen vor, daß ein tödlich erkrankter Reisegefährte zurückgelassen werden muß, weil sein siecher Körper die Strapazen der Reise nicht mehr erträgt! Ein Krüglein voll Wasser neben sich, gräbt er sich mit eigner Hand ein flaches Grab in den Wüstensand, gottergeben seinen Tod erwartend, ja mit leuchtenden, siegesfrohen Augen dem Augenblick entgegenharrend, da nach kurzer Grabesruhe aus den Toren des Paradieses die Engel treten, mit dem himmlischen selām alaika ihn zu begrüßen. „Armut" — sagt ein türkisches Sprichwort — „ist der schlimmste Tod." Aber auch in der drückendsten Armut bleibt das Vertrauen zu Gott, dem Allversorger, lebendig, und der Bettler verstummt, sobald man zu ihm sagt: „Allah wird dir geben." — Was aber das Schlachtfeld betrifft, so haben wir alle von Jugend auf von den bewunderungswürdigen Beispielen todesmutiger Tapferkeit gehört, die den türkischen Soldaten durch alle Jahrhunderte hindurch ausgezeichnet, haben gelesen, wie in den Laufgräben von Plewna die türkischen Helden in langer Reihe an die Erde gelehnt standen und entwaffnet werden sollten, als man erkannte, daß das Leben aus den Körpern entflohen — keiner war auch nur um Handbreite von seinem Standort gewichen. Und wie dereinst Plewna, sind in unsren Tagen die Dardanellen Zeuge gewesen der löwenmutigen Tapferkeit unsrer türkischen Bundesgenossen, die den „Kampf auf dem Wege Gottes", den Dschihād oder heiligen Kampf kämpfen, getreu des Propheten Befehl und Verheißung. „O ihr Gläubigen!" — lesen wir im Koran — „ich weise euch hin auf einen Handel, der euch errettet aus schmerzlicher Strafe, indem ihr glaubt an Gott und seinen Gesandten und den heiligen Kampf kämpfet mit eurem Gut und eurem Leben. Das ist am besten für euch, wenn ihr einsichtig seid. Dann wird er euch eure Sünden vergeben und euch hineinführen in Gärten, von Strömen durchflossen, in gute Wohnstätten, in Wonnegärten — das ist die große Glückseligkeit." Wie ja auch Enver Paschas Armeebefehl zu Beginn dieses Weltkrieges mit den Worten schloß: „Dreihundert Millionen Muslims, die unter Ketten stöhnen und die unsre alten Vaterlandsgenossen sind, beten für unsern Sieg. Niemand schrecke vor dem Tode zurück! Höchster Ruhm denen, die vorwärts stürmend als Märtyrer fallen auf dem Wege der Religion und des Vaterlandes. Vorwärts immerdar, vorwärts! Rückwärts liegt die Erniedrigung, vorwärts Sieg und Macht, Martyrium und Paradies!"

Es kann und soll ja nicht geleugnet werden, daß das fatalistische Sichfügen unter die göttliche Vorherbestimmung auch Gefahren in sich birgt. Aber wenn vielleicht bei den Türken der alten Generation eine gewisse Gleichgültigkeit gegen alle irdischen Dinge und ein durch ungewöhnliche Genügsamkeit im Essen und Trinken unterstützter, zudem durch das Klima begünstigter Hang zum „Kef" oder Nichtstun und, getreu dem türkischen Sprichwort: „Eilen ist vom Satan", die Parole: „Jawasch, jawasch", d. i. „langsam, langsam", im privaten wie öffent-

Digitized by Google

lichen Leben nicht so schnell völlig auszurotten sein wird, so läßt doch der wiedergeborene osmanische Staat keinerlei Befürchtungen etwaigen Sichgehenlassens infolge von Mißdeutung des göttlichen kadar aufkommen. Wie wenig etwa Muhammeds eigner Lehre Gleichgültigkeit gegen die Anforderungen des irdischen Lebens schuld gegeben werden kann, lehrt eine Unzahl von Koranstellen, denen zufolge der Glaube an Gottes Vorwissen die menschliche Willensfreiheit und Verantwortlichkeit nicht aufhebt. Wie würde sich sonst, um nur eines zu erwähnen, der Glaube an die Schreiberengel rechtfertigen? Wenn wir einen Muslim sein Gebet beenden sehen, so beobachten wir, daß er zunächst nach rechts, dann nach links über die Schulter blickt — er begrüßt die beiden Schreiberengel, die dem Menschen allüberall folgen, der zur Rechten, um die guten, der zur Linken, um die bösen Taten aufzuschreiben. Ihre Mission wäre doch nutzlos, wenn die Taten jedes Einzelnen bereits von Ewigkeit her im Buche verzeichnet wären. — Es wird erzählt, daß eines Tages jemand zu dem Gesandten Gottes kam und ihn fragte, ob er seinem Kamel die Beine binden und Vorkehrungen zu seinem Schutze treffen oder ob er es mit gelöster Halfter gehen lassen solle, es Gottes Schutze befehlend. Muhammed antwortete: „Binde dein Kamel an und dann vertraue auf Gott." Auf dieser Erzählung ruht das türkische Sprichwort: „Erst binde den Esel an und dann befiehl ihn Gott!" Gottes Segen und des Himmels Beistand sind abhängig von der Umsicht, der Tatkraft, der Pflichterfüllung des Menschen auch nach muslimischem Glauben. Daher das schöne Wort, das am 15. April 1915 der Sultan zu den von ihm empfangeneu Journalisten sagte: „Alles ist kadar, aber man muß trotzdem immer tätig sein."

Was aber den zweiten Teil des muhammedanischen Glaubensbekenntnisses betrifft: „und Muhammed ist der Gesandte Gottes," so haben wir, glaube ich, dem Islam gar manchen auf Voreingenommenheit beruhenden Vorwurf und Muhammed nur allzuviele Verunglimpfungen seiner Person abzubitten.

Um 570 in Mekka geboren, war Muhammed (d. h. der Hochgepriesene) frühzeitig Waise, seine Familie dürftig. Sein Vater Abdallah, ein kleiner Kaufmann, starb schon zwei Monate nach des Knaben Geburt, und die Mutter folgte nur wenige Jahre später ihrem Gatten in den Tod nach. So wuchs der Waisenknabe zuerst unter der Obhut seines Großvaters, später unter der seines Oheims auf und trat alsdann in die Dienste einer reichen Kaufmannswitwe Chadidscha, die das von ihren beiden ersten Männern ererbte Geschäft weiterführte. Muhammed gab schon damals Beweise hervorragender Begabung, so daß seine Prinzipalin, obwohl etwa fünfzehn Jahre älter als er, eine tiefe Neigung zu ihm faßte und ihm selbst die Ehe antrug. Die Ehe gestaltete sich ideal, und Muhammed war obendrein mit einem Male aller materiellen Sorgen enthoben. Vier Töchter und zwei Söhne, die beide jedoch in zartem Alter starben, entsprossen dieser ehelichen Verbindung.

Für religiöse Fragen herrschte eben damals bei den Arabern weitverbreitetes Interesse. Es war in ihren religiösen Vorstellungen eine Gärung eingetreten. Das vom Judentum und Christentum ausstrahlende Licht reiner Gottesverehrung

Digitized by Google

hatte in ernsteren Naturen Unbefriedigtheit und Zweifel an der arabischen Verehrung all der weiblichen Götzen geweckt, die in Mekka innerhalb der Kaba angebetet wurden. Auch Muhammed, der mehrfach mit Juden und Christen verkehrt hatte, war, etwa vierzig Jahre alt, von der Eitelkeit alles Götzendienstes durchdrungen. Die Erkenntnis des Einzigen, Allmächtigen, des Schöpfers der Welt; die Ueberzeugung, daß der Tag des Gerichtes nahe sei und seine Stammesgenossen der Verdammnis verfallen würden, wenn sie sich nicht rechtzeitig bekehrten; daneben aber der Zweifel, ob er, der von Natur furchtsame Mann, dem Spott und der Verachtung seiner Landsleute gewachsen sei — dies alles hatte Muhammed in einen Zustand von Gemütserregung gebracht, die der Verzweiflung nahe war. Fasten und Beten und einsames Umherirren brachten keine Erlösung.

Da auf einmal kam die Berufung. „Ich ging aus" — so erzählt Muhammed selbst — „mit dem Plan, mich von einem Felsen herabzustürzen, um Ruhe zu erlangen. Als ich aber mitten auf dem Berge war, hörte ich eine Stimme vom Himmel, die sagte: „O Muhammed! du bist der Gesandte Gottes, und ich bin Gabriel!" Ich hob das Haupt gen Himmel und siehe! Gabriel in der Gestalt eines Mannes, mit den Füßen (wie beim Gebet) nebeneinander gestellt, am Horizont des Himmels, der sagte: „O Muhammed! du bist der Gesandte Gottes, und ich bin Gabriel!" Ich fing an, nach ihm zu schauen, mein Antlitz nach verschiedenen Richtungen des Horizontes zu wenden, doch wo ich hinblickte, sah ich ihn. Nicht hörte ich auf zu stehen, bis Chadidscha ihren Boten ausschickte, mich zu suchen, und dieser nach Mekka zu ihr zurückkehrte, während ich auf derselben Stelle stand. Dann verschwand er, und ich kehrte zu meiner Familie am Fuße des Hira zurück. Ich rief: „Wickelt mich ein und bespritzt mich mit Wasser!" Sie hüllten mich ein und übergossen mich mit Wasser. Da ward mir offenbart: „O du, der du liegst bedeckt, Steh auf und lehr erweckt, Und deinen Herrn preis' unerschreckt, Mach rein dein Kleid, das ist befleckt, Und wirf den Greuel weg! Tu nichts Gutes, das Lohn bezweckt, Und harre auf den, der dein Ziel dir steckt!" Nun auf einmal trat der ursprünglich so schüchterne Mann mutig auf, überzeugt, daß die Stimme in seinem Innern von einer höheren Macht komme. Aber wenn immer er die Stimme Gottes in seinem Innern zu hören meinte und er sich den Anblick des Himmelsboten vor seinem geistigen Auge vergegenwärtigte, ergriffen ihn mit Fieber verbundene Nervenanfälle gleich jenem ersten, bis er sich wieder erholte, worauf er dann das geoffenbarte Wort sprach.

Es fehlt jede Spur von Berechtigung, Muhammeds Vision als frommen Betrug zu bezeichnen. Wer im Orient gereist und Augenzeuge der oft wundersamen Luftspiegelungen gewesen ist, mag geneigt sein, mit dem holländischen Arabisten de Goeje bei Muhammeds Vision an das bekannte „Brockengespenst" zu denken, welches darin besteht, daß, wenn der Beobachter sich zwischen der niedrig stehenden Sonne und einer Wolkenbank befindet, er bisweilen seinen eignen Schatten auf letzterer riesig vergrößert sieht. Der „Mann in betender

Digitized by Google

Haltung" würde hiernach ein Nebelbild von Muhammed selbst gewesen sein. Aber selbst diese Möglichkeit, Muhammeds Vision auf naturwissenschaftlichem Wege zu erklären, schafft die Tatsache nicht aus der Welt, daß (ähnlich wie der Apostel Paulus nach seiner Vision auf dem Wege nach Damaskus) Muhammed in der Kraft jener Vision zu predigen begann und zu predigen fortfuhr, und daß die Macht seiner Persönlichkeit und Predigt, seinen Tod überdauernd, zunächst die Araber, dann aber durch sie 300 Millionen Menschen von China bis Marokko zu fanatischen Anhängern und Bekennern des Islam gemacht hat, und daß seine Sendboten noch heute in Afrika andauernd mit großem Erfolg wirken. Muhammed, der „Gesandte Gottes", bleibt jedenfalls eine weltgeschichtliche Persönlichkeit ersten Ranges, wie selbst seine leidenschaftlichsten Gegner zugeben, ja Gustav Weil, der ausgezeichnete Erforscher des Lebens und der Lehre Muhammeds, kommt, obschon er auch deren Schattenseiten hervorhebt, dennoch zu dem Schluß, daß ein Araber, der, unbekümmert um das eigne Leben, der Vielgötterei ein Ende machte und die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele seinem Volke einprägte, nicht nur den größten Männern der Geschichte an die Seite gesetzt zu werden, sondern auch den Namen eines Propheten verdiene.

Was uns überdies die höchste Bewunderung abnötigt und zugleich das beliebte Schlagwort von dem „falschen Propheten" zuschanden macht, das ist Muhammeds Ueberzeugungstreue und die aus ihr geborene, durch keinerlei Unbilden niederzuzwingende Ausdauer bis in den Tod.

Das Wort Jesu: „Ein Prophet gilt nirgends weniger denn in seiner Vaterstadt" sollte durch Muhammeds Prophetenlaufbahn wie durch ein Musterbeispiel bestätigt werden. Seit dem Jahre 609, in welchem Muhammed seine erste Offenbarung erhielt, blieb der Islam lange Zeit hindurch auf sein eignes Haus beschränkt. Schon seine nächsten Anverwandten verhielten sich ablehnend, und gar seine weiteren Stammesgenossen, die Bewohner von Mekka, hatten für den Betrüger, den Poeten, wohl gar Verrückten, wie sie Muhammed nannten, nichts übrig denn Feindschaft, Hohn und Verachtung. Die reichen Mekkaner Kaufherren sahen sich durch Muhammeds schroffes Auftreten gegen den Götzendienst der Kaba in ihren Vorrechten und ihrem Handel gefährdet, und seine nie verstummende Predigt gegen irdischen Besitz wie gegen falsches Maß und Gewicht und seine fortwährenden Drohungen mit furchtbaren Höllenstrafen entflammten sie zu äußerstem Hasse. Muhammeds Familie ward geächtet, er selbst wie ein Hund mit Steinwürfen aus den Ortschaften vertrieben, aber er hielt durch. Und als ihm plötzlich in Mekkas Schwesterstadt Medina immer mehr Anhänger zufielen, die sich im Jahre 621 auf das Bekenntnis einigten: „Wir wollen Gott niemand zugesellen, keinen Diebstahl begehen, keine Unzucht treiben, unsre Kinder nicht töten, niemand verleumden und dem Propheten in allem, was recht ist, unweigerlich folgen," und als weiter der am 16. Juli 622 nach Medina übergesiedelte Prophet zum offenen Kampf gegen Mekka überging, wurde er zwar in der Schlacht am Berge Ohod durch Steinwürfe bewußtlos zu Boden gestreckt, aber er hielt durch, bis Mekka fiel, die Kaba, das uralte arabische Heiligtum,

Digitized by Google

für den Islam erobert und die Macht des Heidentums in Arabien gebrochen war. Nach Jahrzehnten tiefster seelischer Erregungen schmerzlicher und freudiger Art kann es nicht wundernehmen, daß Muhammeds physische Kraft allmählich erlahmte. Im Frühling 632 unternahm er seine letzte Pilgerfahrt nach Mekka. Vor mehr denn 40 000 Pilgern hielt der Prophet eine Ansprache, in der er seinen Gläubigen noch einmal die Satzungen des Islam einschärfte. „Heute habe ich meine Religion für euch vollendet und habe erfüllt das Maß meiner Huld gegen euch, und es ist mein Wille, daß der Islam eure Religion sei. Ich habe meine Sendung erfüllt. Hinterlassen habe ich euch den Koran, das Buch Allahs, und deutliche Gebote. So ihr sie haltet, werdet ihr nimmer irregehen." Von dieser „Abschiedswallfahrt" nach Medina heimgekehrt, erkrankte er an heftigem Fieber. Die Leitung des täglichen Gebetes übertrug er seinem treuen Freunde Abu Bekr, dem Vater seiner Lieblingsfrau Aischa. Immer mehr schwanden seine Kräfte, trübten Fieberphantasien sein Bewußtsein. Am Morgen des 8. Juni flackerte die erlöschende Lebensflamme noch einmal auf, und aus der Tür, die Aischas Hütte mit der Moschee verband, trat plötzlich der Prophet unter die zum Gebet versammelten Gläubigen und hielt mit fester Stimme, jedoch den Tod im Auge, eine letzte kurze Ansprache. Um die Mittagsstunde des 8. Juni 632 fühlte Aischa seine Hand in der ihren erkalten — unter Phantasien von Paradies und Engeln war der Prophet, dreiundsechzig Jahre alt, sanft entschlafen.

Ein reichgesegnetes Leben hatte seinen Abschluß gefunden und sollte nach dem Tode von noch reicherem, ja in der Geschichte der Menschheit beispiellosem Erfolge gekrönt sein.

Der Prophet hinterließ keinen Sohn. Aber seine Nachfolger: Abu Bekr, der erste Khalif, ferner Omar, Othman, Ali erweiterten in nie dagewesenem Siegeslauf die Herrschaft des Islam. Binnen fünfundzwanzig Jahren waren Syrien, Aegypten, Mesopotamien, Armenien, Persien und Rhodos der arabischen Herrschaft unterworfen. Der ganze Norden Afrikas folgte wie von selbst. Damaskus, der Herrschersitz der Omajjaden; Bagdad, die Residenz des Abbasiden Harun al-Raschid, des mächtigen Zeitgenossen Karls des Großen, strahlten bis in das Abendland ihren blendenden Glanz. Und als das arabische Weltreich in muhammedanische Einzelstaaten sich auflöste, gelangten die türkischen Prätorianerführer der Abbasiden, durch neue turkomannische Scharen verstärkt, zu immer größerer Macht. Sie wurden ebenfalls Muslims, ebenso wie die mongolischen Horden des Dschingis Khan, die vorübergehend die islamischen Länder überschwemmten, den Islam annahmen und dadurch seine Verbreitung nach Indien und noch weiter ostwärts bis China förderten. Um 1300 gründete Osman I., nach welchem sich die Türken Osmanen nennen, in Kleinasien den türkisch-islamischen Staat. Im Jahre 1354 faßten die Osmanen Fuß in Europa durch die Besetzung von Gallipoli, seit 1365 residierten ihre Sultane in Adrianopel, am 29. Mai 1453 erlag Konstantinopel dem Ansturm der Osmanen unter Muhammed II., 1517 wurde auch Aegypten türkisch. Seitdem hat der Gang der Weltgeschichte erwiesen, daß es kein Schaden ist für den Frieden der

Digitized by Google

Völker, wenn von Konstantinopels Zinnen das Banner des Halbmondes weht, daß im Gegenteil dieses Banner allein die Ruhe und den Frieden der abendländischen Völker verbürgt.

Die staatsmännische Weisheit und zugleich Milde des Propheten zeigt sich in eben unsern Tagen, nach über zwölfhundert Jahren, in denkbar hellstem Lichte. Gewiß hat Muhammed durch eine Reihe von Aussprüchen den persönlichen Stolz jedes einzelnen Muslim gewaltig gesteigert, indem er ihn den „Auserwählten" zuzählt, die Gott zum wahren Glauben bestimmt hat, die Allah selbst rechtleiten wollte. Aber daneben lesen wir doch, sogar wiederholt, im Koran jenes Wort, das ich gar manchmal, in weltentrückter Einsamkeit unter fanatischen Muslims als einziger Christ sitzend, rezitiert habe, ohne Widerspruch zu finden: „Fürwahr, die Gläubigen und die, welche Juden sind, und die Christen — wer an Gott glaubt und den Jüngsten Tag und Gutes tut, denen ist ihr Lohn bei ihrem Herrn, und keine Furcht bedrückt sie, und sie sollen nicht traurig sein." So werden wir Christen, wenn wir uns jedes zweck- und nutzlosen Missionierens enthalten, in Sachen des Glaubens mit dem Islam vortrefflich auskommen.

Auch was den Dschihâd, den „Heiligen Krieg", gegen die Ungläubigen betrifft, nötigt uns die hohe sittliche Mäßigung und Weisheit des Stifters des Islam Bewunderung ab, insofern er die Verpflichtung zum Dschihâd nur in der Abwehr von Angriffen erblickte. „Kämpfen," sagt er, „ist besser als Unruhe," d. h. als fortwährende Beunruhigung durch ungerechte Angreifer. „Bekämpfet auf dem Wege Gottes die, welche euch bekämpfen, bekämpfet sie, bis daß keine Unruhe mehr ist. Wenn sie aber abstehen — alle Feindschaft richtet sich nur gegen die Ungerechten." In vollkommener Uebereinstimmung mit diesen Grundsätzen des Propheten ließ der Fetwa des Scheich-ul-Islam keinen Zweifel, daß auch der gegenwärtige Heilige Krieg nicht ein Krieg sei gegen die Nichtmuhammedaner überhaupt, sondern nur gegen die Angreifer, die jahrzehntelangen Dränger und erbitterten Feinde der Türkei und ebendamit des Khalifats, des Islam. Ja fürwahr, Kampf ist besser als Unruhe! Seit einem Jahrhundert sieht das friedliebende Volk der Osmanen seinen und seines Staates Bestand unablässig beunruhigt, ja auf das schwerste bedroht, offen und versteckt, durch ungerechtes Losreißen von Gebietsteilen und heimtückisches Unterminieren mittels Aufreizung bald der Kurden, bald der Armenier, bald der Araber mit russischem oder englischem Gold gegen ihr rechtmäßiges Herrscherhaus. Durch nichts hat die Türkei die Feindschaft jener drei Völker herausgefordert, die sich seit Jahrzehnten anmaßen, die allein konzessionierten Baumeister der Welt zu sein, und deren Diplomatie wesentlich darin besteht, Einbrüche in fremden Besitzstand vorzubereiten, Verschwörungen, wie den Balkanbund, anzuzetteln und die Welt, vornehmlich die islamitische, unter sich zu verteilen: Cypern, Aegypten, Kuweit, Algier, Tunis, Marokko, bis zu guterletzt Rußland und England in schamloser Ländergier auch noch Persien unter sich teilten, solchen Raub eine „Garantie für Persiens Freiheit und Selbständigkeit" nennend. Wer immer noch

Digitized by Google

an Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden glaubt, kann nur beten, daß die Türkei, für die es sich um Sein oder Nichtsein für ewige Zeiten handelt, aus diesem wahrhaft heiligen Kriege siegreich hervorgehe, daß das türkische Wahrzeichen: der zunehmende Mond, gepaart mit dem großen Glücksstern des Jupiter, unter Allahs, des Allmächtigen und Barmherzigen Beistand die Türkei vor der ihr zugedachten Zerschmetterung in Europa und Asien bewahre, und in vertrauensvollem Zusammenwirken mit den deutschen Kameraden das osmanische Heer und mit ihm der osmanische Staat einer neuen glorreichen und ruhigen Zukunft zugeführt werde.

Und sowenig wie gegen den Dschihâd ist gegen die sonstigen religiösen Vorschriften des Propheten irgend etwas einzuwenden. Nur erinnert sei an Muhammeds unendlich segensreiches Alkoholverbot, mit welchem der Islam uns allen über ist; an das auch in sanitärer Hinsicht so heilsame Gebot der fünfmaligen täglichen Waschung vor dem Gebete; an die Forderung des Almosengebens. Auch Muhammed galt der Glaube ohne Werke als tot. „Die Frömmigkeit ist nicht das, daß ihr euer Gesicht nach Osten und nach Westen wendet, sondern die Frömmigkeit ist: wer an Gott, den Jüngsten Tag und die Propheten glaubt und sein Vermögen, so sehr er es liebt, den Verwandten, Waisen, Armen, dem Wanderer und Bettler gibt und auf die Sklaven wendet." Almosen ist „ein schönes Darlehen, das Gott doppelt zurückgeben wird, denn Gott ist dankbar". Und wie im Koran, wird auch in der türkischen Spruchweisheit die Mildtätigkeit schier unerschöpflich gepriesen. „Almosen ist ein stilles Gebet", oder jenes schöne Wort, das eben jetzt auch in allen deutschen Häusern und Herzen fortklingen möge: „Du nimmst nur das mit in die Ewigkeit, was du gegeben hast."

Was aber endlich die Sittenlehre des Islam betrifft, so ist mit Recht gesagt worden, daß der Koran „von den schönsten sittlichen Vorschriften wie mit Goldfäden durchzogen sei". In der Tat straft der Prophet als gottlose Untugenden: Ungerechtigkeit und Rachsucht, Eitelkeit und Hochmut, Lüge, Heuchelei, Verleumdung, Schmähung und Spott, Geiz und Verschwendung, Ausschweifung jeglicher Art, und empfiehlt als Gott wohlgefällige Tugenden: Redlichkeit und strenge Rechtlichkeit, vollkommenste Meidung jeglichen Wuchers, Nachsicht, Versöhnlichkeit, Barmherzigkeit auch gegen die Tiere, Demut und Bescheidenheit, Wahrhaftigkeit, vornehmes Sichfernhalten vom Geschwätz, Züchtigkeit und Genügsamkeit, Geduld und Ausdauer, Treue im Halten von Versprechen und Verträgen. Insbesondere wird den Kindern eingeschärft, die Eltern bis ins Greisenalter zu lieben, ihnen Gutes zu tun, sie freundlich anzureden und höchste Ehrerbietung ihnen zu erweisen. Und wie viele schöne Aussprüche aus dem Munde des Propheten hat die Ueberlieferung auf uns gebracht! „Soll ich euch sagen, welche Tat auf höherer Stufe steht als alles Beten, Fasten und Almosengeben? Wenn jemand zwei Feinde miteinander aussöhnt." — „Niemand kommt ins Paradies, der seinem Nächsten Schaden verursacht." — „Wer das Haupt einer Waise streichelt, erhält für jedes Haar, das seine Hand berührt, ein Licht

Digitized by Google

am Tage der Auferstehung." — „Jede Sache hat einen Schlüssel; der Schlüssel des Paradieses ist die Liebe der Kleinen und Armen."

Es ist ein Jammer, wie gegenüber den sog. guten Werken des Islam und seinen sittlichen Vorschriften nur allzuoft christlicher Pharisäismus sich breit macht mit dem — besonders auch in englischen Büchern zu lesenden — Vorwurf, daß der Islam es versäume, den inneren Menschen zu erfassen". Ich weiß nun freilich nicht, was sich der einzelne Muslim bei seinem fünfmaligen täglichen Gebete denkt. Aber ich weiß, welch tiefen Eindruck es macht, den Araber selbst im Sonnenbrande der Wüste zur vorgeschriebenen Stunde sein Gebet verrichten zu sehen; wie feierlich es stimmt, wenn auf einem Schiffe die Muhammedaner in langen Reihen, das Gesicht nach Mekka gewendet, zur Anbetung Allahs betend niedersinken. Ueberdies gilt auch nach Muhammed das Gebet als am höchsten bei Gott stehend, „das jemand in seinem Hause spricht, wo ihn niemand sieht als Allah allein". Auch im Islam gilt die Gesinnung, in der die Werke geübt werden, als Maßstab ihres religiösen Wertes, kommt alles an auf ein reines Herz. Der innere Mensch des schmutzigsten, zerlumptesten Derwisch steht mir für meine Person höher als jener der Herren Schwab und Morgan. Und wie erbärmlich steht es um den inneren Menschen jener außerordentlich frommen Mitglieder der englischen Hochkirche, deren einer mir persönlich bekannt ist, die die Armenier mit englischem Golde vergiften und zum Verrat an ihrer gottverordneten Obrigkeit verleiten und dann im Verein mit den amerikanischen Brüdern Tränen der Menschenliebe vergießen, wenn die Türken für solchen Verrat blutige Rache nehmen!

Und nun noch zum Schlusse der muslimischen Sittenlehre ein kurzes Wort zur Stellung der Frau im Islam. Auch hier muß manches festgewurzelte Vorurteil fallen: insbesondere der Glaube an weitverbreitete Polygamie und an vermeintliche Kerkerhaft hinter Haremsgittern. Als vor Jahren Pierre Loti seinen der türkischen Frauenfrage gewidmeten Roman „Les Désenchantées" herausgegeben hatte, forderte ihn der türkische Gesandte im Haag öffentlich auf, ihm 20, ja auch nur 10 Polygamisten in der ganzen Türkei zu nennen. In der Tat dürfen wir bei der Stellung der muslimischen Frau nicht an den Harem des Sultans und einzelner Paschas oder arabischer Wüstenscheichs denken. Selbst der vornehme Araber, der sich den Luxus mehrerer Frauen leisten könnte, hält es für ungeziemend, neben der Frau, die ihm Kinder geschenkt, noch eine zweite Frau zu nehmen. Der pekuniäre Aufwand für eine zweite Frau und die Gefährdung des häuslichen Friedens („ein Haus mit vier Frauen ein Kahn im Sturm," sagt ein türkisches Sprichwort) lassen auch den Muslim mit Monogamie sich begnügen. Innerhalb der Haremsgitter aber waltet die muhammedanische Frau in der Instandhaltung ihres Hauses und der Aufziehung der Kinder als unbeschränkte Gebieterin. Die muslimische Frau ist stolz darauf, in ihrem Hause als Schatz eifersüchtig gehütet zu werden, durch den Schleier, das uralte orientalische Symbol der Keuschheit, vor zudringlichen Blicken geschützt zu sein. Und klug, wie alle Frauen der Regel nach sind, weiß sie ihre Herrschaft

Digitized by Google

auch über ihren Mann innerhalb der vier Pfähle auszudehnen und den Pantoffel zu schwingen. Wir erleben es ja drüben in Assur und Babylon gar oft, daß von unsern arabischen Arbeitern keiner, der wegen Ungebühr aus der Grabung fortgeschickt wird, es wagt, nach Hause zu seinem Schatze zurückzukehren, sondern sich lieber den ganzen Tag in der heißen, schattenlosen Wüste herumtreibt, um sich dann abends unvermerkt unter seine heimkehrenden Dorfgenossen zu mischen.

Es dürfte nach dem Gesagten klar sein, daß wir als Christen keinerlei Grund haben, gegen unsre deutsch-türkische Verbrüderung Bedenken zu hegen, wie denn unser erhabener Kaiser selbst schon 1898 nach dem Besuch von Saladins Grab in Damaskus das feierliche Gelöbnis öffentlich kundgegeben, daß „dem Sultan und allen in Ehrfurcht zu ihrem Khalifen emporblickenden Muhammedanern der Deutsche Kaiser zu allen Zeiten ein treuer Freund sein werde". Ein in sich geeintes festes osmanisches Reich wird sich bis in eine ferne Zukunft als ein mächtiges Bollwerk des Weltfriedens auch gegenüber hinterasiatischen Ränken erweisen.

Ein türkisches Sprichwort lautet: „Es gibt einen Weg vom Herzen zum Herzen." Wer immer auf türkischem Boden gelebt hat, bringt dem Türken als Menschen Zuneigung und Achtung entgegen. Im Unterschied von andern östlichen und halböstlichen Völkerschaften ist der echte geborene Türke edelmütig, zuverlässig, von wahrhaft vornehmer Gesinnung. In seinem durch patriarchalische Einfachheit ausgezeichneten Privatleben übt das türkische Volk noch heute die Tugenden seiner Vorfahren: den geraden, rechtlichen Sinn, die Wahrhaftigkeit, den Respekt gegen Eltern und Vorgesetzte, die Mildtätigkeit gegen Arme und Unglückliche, und die von allen Orientalen, am freudigsten und taktvollsten aber von den Muhammedanern erwiesene Gastfreundschaft.

Ueberdies verbindet uns Deutsche mit der Türkei und den islamischen Völkern so eine Art romantisch-schwärmerischer Jugendliebe. Seit den Tagen der Kreuzzüge wohnt in der Seele des Volkes der Denker und Dichter eine an Sehnsucht grenzende Liebe zum Osten, zu den östlichen Denkern und Dichtern, ihren verträumten Gesängen von Rosen und Nachtigallen, ihren Märchenerzählungen, ihren Weisheitssprüchen hohen ethischen Gehalts und erzieherischer Kraft und jenen schönsten aller orientalischen Poesien, die, wie die Vierzeiler des großen persischen Dichterphilosophen Omar des Zeltmachers, die Sehnsucht der Kreatur nach der Vereinigung mit dem Schöpfer in immer neuen Bildern von wunderbarer Zartheit und Innigkeit besingen — Perlen der Weltliteratur, die gerade von deutschen Forschern erschlossen worden sind. Sollen wirklich alle diese Völker voll ruhmreicher Erinnerung, die in Prosa und Poesie, in allen Kunstformen, vornehmlich der Architektur, ewige Werte erlesensten Geschmackes für die Menschheit geschaffen haben und von denen noch Großes erhofft werden darf, mit einem Male ausgelöscht werden dürfen, nur um brutaler Eroberungssucht und erbärmlichem Krämergeiste zum Sieg zu verhelfen?

Digitized by Google

Zum Schluß noch — absichtlich nur angedeutet — die Hauptsache! So wahr es ist, daß Deutschland an der Türkei vollkommen desinteressiert ist, indem niemand von uns daran denkt und denken kann, auch nur ein Fußbreit türkischen Bodens als deutsches Eigentum zu beanspruchen, so wahr bleibt es andrerseits, daß Deutschlands Lebensinteresse den Sieg des Islam erheischt. Denn käme es zur Teilung des europäischen und asiatischen Besitzstandes der Türkei und Persiens, so würden England, Rußland, Frankreich eine solch riesige Uebermacht gewinnen, daß Deutschland unrettbar zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt werden würde. Umschließt doch das Gebiet der asiatischen Türkei alle jene weiten Länderstrecken, in deren Beherrschung sich dereinst so gewaltige Könige wie die Pharaonen Aegyptens und die Könige Assyrien-Babyloniens teilten, die Königreiche von Juda und Israel, von Hamat und Damaskus, von Tyrus und Sidon, von Lydien, Armenien, Medien und wie sie alle heißen, unermeßliche Gebiete, überreich an Korn wie Nordsyrien, überreich an Metallen wie Kleinasien, überreich an Erdöl und Bodenerzeugnissen aller Art wie Mesopotamien. Würde England, das gleich den Meereswogen ewig unruhige, tückische und unersättlich alles verschlingende, das mit seinen Zwingburgen an allen Ecken und Enden des Erdkreises die menschlichen Völker in eiserne Fesseln geschlagen, zu Aegypten auch noch halb Persien und Mesopotamien, das höchste Ziel seiner Sehnsucht, erreichen, so wäre es geschehen um die Bagdadbahn, die uns allen wie ein Kleinod am Herzen liegt, wären wir ausgeschlossen von aller kulturellen Mitarbeit in den weiten Ländern des Ostens. Dagegen dürften wir berufen sein, mit unseren reichen Kräften auf allen Gebieten von Handel und Technik, Wissenschaft und Kunst das neu erstehende türkische Reich zu fördern und zu stützen, würden in erster Linie berufen sein, bei der Lösung der der Türkei bevorstehenden gigantischen Aufgaben mitzuwirken: die märchenhaften Schätze ihrer Länder zu heben und zu verwerten, die zum Teil noch wenig kultivierten Völkerschaften durch den Bau von Eisenbahnnetzen allmählich an seßhaftes Leben zu gewöhnen und für die Segnungen menschlicher Kultur zu gewinnen, die physische und geistige Gesundheit aller osmanischen Untertanen mit Einschluß der Frauen zu fördern, Seuchen und Plagen aller Art zu steuern, und was dergleichen Aufgaben hunderte mehr sind. Diese unsre Mitarbeit rechtzeitig anzubahnen und rechtzeitig vorzubereiten ist eine Hauptaufgabe aller deutsch-türkischen Bestrebungen. Ich selbst sagte, daß ich in dieser Richtung absichtlich nur andeuten möchte. Denn noch sind wir fern vom heißerkämpften, heißerbeteten Ziel. Noch lastet auf der Welt die brutale Faust des Greater Britain, wie sie vor etlichen Jahren an allen Ecken Londons in Riesenplakaten sich malte, die nahezu den ganzen bewohnten Erdkreis rot bepinselt zeigten, während Deutschland als ein kleines schwarzes, kaum sichtbares Pünktchen erschien, dem deutschen Beschauer die Zornröte in das Gesicht treibend! Noch lastet auf den Völkern der Erde das Uebel der englischen Meerherrschafts- und Weltherrschaftssucht. Darum gilt es noch weiter zu kämpfen und durchzuhalten mit den Waffen unsrer Söhne und Brüder draußen im Felde und dem Gebete

Digitized by Google

der Zurückgebliebenen daheim: Herr, erlöse uns von dem Uebel! Herr der Heerscharen! wir lassen dich nicht, du segnest uns denn — auch fernerhin, wie du es bisher über Bitten und Verstehen getan hast!

1812 und 1915

Ein Wort zu Krieg und Frieden

Von

Professor August Fournier (Wien)

Man braucht die Verwendbarkeit historischer Kenntnisse im öffentlichen Leben nicht zu überschätzen; einiges Beachtenswerte, Mahnende, Ratende ragt doch aus jeder Vergangenheit in die Gegenwart herein. Auch in die unsrige, so wenig der großen Zeit, die wir heute durchleben, in der Geschichte gleichkommen mag. Zu dem wenigen gehört aber wohl die beispiellose Uebermacht der einzelnen Persönlichkeit Napoleons I. über die Gewalten eines ganzen Erdteils. Daß diese Uebermacht damals in Rußland ihre Grenzen fand, und wie und warum, ist seither ein dauerhafter Gegenstand allgemeinen Interesses geblieben. In die Tausende zählen die Schriften über die Ereignisse des Jahres 1812 und über den Untergang der größten Armee des größten Feldherrn aller Zeiten. Muß sich dieses Interesse nicht noch erhöhen in einem Augenblick, wo wir gegen dasselbe, nur noch weit stärkere Rußland den Kampf aufgenommen und unsre Truppen bereits begonnen haben, den Spuren Napoleons zu folgen? Wäre schon dadurch ein historischer Rückblick auf jene Vorgänge gerechtfertigt, so würde er überdies durch die in der Oeffentlichkeit vielbesprochene Rede des russischen Kriegsministers nahegelegt worden sein, der in der Reichsduma — es war im verflossenen August, noch vor dem Falle Warschaus — sagte, man wolle den Feinden einen Teil von Polen einräumen, um in neuen Stellungen die Offensive wieder aufzunehmen; dies sei das Ziel, das das im Jahre 1812 erprobte Verfahren krönen solle. Man wolle ihnen Warschau überlassen, wie man ihnen damals Moskau überlassen habe, um den schließlichen Sieg zu sichern. Bald darauf waren in der Tat, wenn auch nicht ohne Kampf, Warschau und Iwangorod von uns genommen worden; die Russen aber mußten ihren Feinden noch viel mehr als nur „einen Teil" Polens überlassen: das ganze Polen, fast ganz Kurland, ein großes Stück Litauen mit allen Festungen an der Weichsel, am Narew und am Niemen und überdies zwei vom Festungsdreieck in Wolhynien, und bis in die Pripjetsümpfe hinein trugen die verbündeten Heere ihren Ruhm. Erst 350 Kilometer von Warschau weg kam die Front zum Stehen, und auch nur, weil bereits neue Kampfziele anderwärts ins Auge gefaßt waren. Mit vollem Recht konnte Kaiser Wilhelm in seiner Ansprache an die Garde den Feldzug von 1915 ins russische Land hinein

Digitized by Google

als einen der glänzendsten bezeichnen, die in der Geschichte dagewesen sind. Hat doch seit hundert Jahren eine Invasion ins Zarenreich als eine vermessene Herausforderung von Schicksalen gegolten, die die historische Ueberlieferung mit allen ihren Schrecken in unserm Gedächtnis lebendig erhalten hat. Durch sie erscheint auch die Absicht der Worte des russischen Ministers bloßgelegt: der Rückzug der russischen Truppen von Warschau sollte als ein vorbedachtes Manöver erscheinen, wie es 1812 der Rückzug vor Napoleon bis Moskau und die Preisgabe dieser Stadt gewesen seien. Da damals das Heer Napoleons in der Folge zugrunde ging, so habe man alle Aussicht, durch das gleiche „erprobte" Mittel heute den gleichen Erfolg zu erzielen. Das sollte die Deutschen einschüchtern, zugleich aber den Russen zum Trost gereichen, die das beständige Zurückweichen vor ihnen seit dem Anfang des Mai über den Ausgang des Krieges besorgt gemacht hatte. Im Hinblick auf diese Absicht und da der Krieg mit Rußland noch keineswegs zu Ende ist, verlohnt es sich wohl, die historischen Voraussetzungen der Aeußerung des russischen Regierungsmannes auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen.

*

Rußland war im Jahre 1812 zwar noch nicht entfernt so reich bevölkert wie heute — es zählte am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts 42 Millionen, am Ende (1897) 128 Millionen und schon dreizehn Jahre später mehr als 160 Millionen Seelen — aber es galt immerhin als eine der größten von den wenigen „gebietenden" oder „herrschenden" europäischen Mächten, wie die Statistiker die Großmächte von dazumal bezeichneten. (Der deutsche Ausdruck „Großmacht" war zu jener Zeit noch nicht üblich.) Es hatte, nachdem Zar Alexander I. im Jahre 1807 ein Bündnis mit Napoleon eingegangen war, seinen Landbesitz wesentlich (um Finnland und Bessarabien) vermehrt, und das zu einer Zeit, wo seine Nachbarn Preußen und Oesterreich große Einbußen erlitten, dieses mit seiner Bevölkerung weit unter 20, Preußen aber gar auf 5 Millionen herunterfank. Die beiden hatten unter anderm auch große Stücke ihres polnischen Besitzes verloren: Preußen das Weichsel- und Narewgebiet von Kalisch hinauf bis Suwalki mit Warschau als Hauptstadt und Oesterreich den Raum südlich davon mit Krakau und Radom, Lublin und Chelm, und alles sonstige Land zwischen Weichsel und Bug, kurz, dieselben Territorien, die heute wieder von deutschen und österreichischen Offizieren ganz trefflich verwaltet werden. Dieses gesamte polnische Land, in unseren Tagen der Schauplatz so heftiger und glorreicher Kämpfe, bildete von 1807 ab ein nationales „Herzogtum Warschau", eine Schöpfung Napoleons, die er lose mit Sachsen verband und wie dieses mit seinem Einfluß beherrschte. Nur das alte Königreich wiederherzustellen, wie es die Polen von ihm erhofften, lag nicht in seinem Sinn. Darauf sann aber der Zar, um sich selbst zum König zu machen, was ihm später mit einer gewissen Einschränkung — Posen kam an Preußen — auch wirklich gelungen ist. Diese polnische Frage nun war eine von denen, über die sich die beiden Alliierten

Digitized by Google

von 1807 zertrugen. Eine andre lag darin, daß Alexander auch nach dem Besitz von Konstantinopel und der Dardanellen strebte, wie seine Großmutter Katharina, und nach einer Machtstellung im Mittelmeer, wie sein Vater Paul, was der Franzosenkaiser noch weniger zuließ. Denn Konstantinopel, antwortete er auf das Begehren des Verbündeten, bedeute die Weltherrschaft. Und die gönnte er keinem außer sich. Wir vermuten nicht ohne Grund, daß er schließlich das Werk seiner Oberherrlichkeit über Europa und sich selbst am Bosporus hat krönen wollen. Und noch ein dritter Zwist entstand zwischen ihm und Rußland deshalb, weil er den Riesenplan gefaßt hatte, seinen mächtigsten Gegner, Großbritannien, das ihm seine Flotten zertrümmert hatte und seitdem das Weltmeer als seine Domäne ansah, zu bezwingen, indem er den englischen Produkten den ganzen europäischen Markt versperrte, während Rußland den Handelsverkehr mit den Briten, seinen besten Abnehmern, nicht entraten konnte und ihn durch neutrale (amerikanische) Schiffe aufrecht erhielt. England hatte mit einer Blockade der kontinentalen Häfen geantwortet. So sehen wir zum Teil dieselben politischen Fragen schon vor hundert Jahren wirksam, die es auch heute sind. Als dann der Imperator so mächtig geworden war, daß er eine Armee von mehr als einer halben Million Berufssoldaten — allgemeine Wehrpflicht gab es noch nirgends — gegen Rußland führen konnte, von der nur die kleinere Hälfte aus Franzosen bestand, während die größere von den abhängig gewordenen Ländern gestellt wurde, kam es zum Krieg. Auch Oesterreich nahm daran mit 30000 Mann unter Schwarzenberg teil, und Preußen suchte seine Existenz zu retten, indem es 20000 zu dem Heerzug gegen den langjährigen Freund seines Königs beisteuerte.

Napoleon hat sich nicht leicht zu diesem Waffenstreit entschlossen. Er kannte bereits die Unwirtlichkeit des polnischen Landes vom Winter 1806 auf 1807 her, wo seine Truppen in knietiefem Morast hatten fechten müssen und zu murren begannen. Auch mochte ihn die Unermeßlichkeit Rußlands bedrücken. Aber vor der letzten Konsequenz seiner Politik zurückzuscheuen, die sein Feldherrngenie bisher so sieghaft durchgefochten hatte, brachte er nicht über sich, und so ging er am 24. und 25. Juni bei Kowno über den Niemen, der zu jener Zeit die russische Grenze bildete.

Kowno war damals noch nicht befestigt. Ueberhaupt hatte Rußland nur wenig feste Plätze, die dem Begriff einer Festung entsprachen: Riga und Kronstadt im Norden und einige im Süden, von der Türkei oder gegen sie errichtet. Alles übrige waren entweder stark ummauerte Städte oder Palisadenwerke und ähnliche Befestigungen minderer Art. Im übrigen galt ziemlich allgemein die Meinung, die beste Festung Rußlands sei seine Unzugänglichkeit. So drückte sich z. B. der angesehene Göttinger Geograph Georg Hassel in seinem „Statistischen Abriß des russischen Kaisertums" vom Jahre 1807 aus, worin er bereits die Möglichkeit einer russischen Expedition Napoleons ins Auge faßte, ihr aber kein gedeihliches Ende zusprach: sein Heer würde dort entweder aufgerieben oder durch Mangel an Subsistenz zu schnellem Rückzug gezwungen werden.

Digitized by Google

„Noch kann in Rußland nur der Russe fechten.“ Und er rühmt den russischen Soldaten, rühmt namentlich die russische Infanterie als die erste Europas, obgleich damals, als das Buch erschien, die Franzosen — Sieger bei Austerlitz und Jena — in Ostpreußen standen. Den Umfang des russischen Heeres beziffert Hassel, und gleich ihm tun es die andern Statistiker, mit 550 000 Mann, darunter 100 000 Irreguläre, d. i. Kosaken, Kalmücken, Baschkiren u. dgl., die militärisch organisiert waren und sich selbst zu equipieren hatten. Die reguläre Armee war im Wesen ein Bauernheer, denn der Adel, die Geistlichkeit und die Beamtenschaft, die Kaufmannsgilden und die Kreise der Intelligenz, auch die deutschen Ansiedler, waren von der Wehrpflicht frei, und das kleine Handwerk zählte nicht viele Repräsentanten. Die Rekrutierung erfolgte durch einen Ukas, der anordnete, wie viele von je 500 kriegstauglichen Männern einzurücken hätten; das Los entschied dann oft über ein ganzes Menschenleben, denn die Dienstzeit betrug 25 Jahre und gewährte dem, der sie durchhielt, nur die Vergünstigung persönlicher Freiheit statt der Leibeigenschaft, in der der Bauer noch lebte. Die irregulären Kosaken hatten ihre eignen Pferde, waren mit einer Pike bewaffnet und dienten ganz vortrefflich, wie zur Aufklärung beim Vormarsch, so zur Verschleierung beim Rückzug. Dagegen galten sie als feuerscheu und überaus raubgierig; vielleicht waren sie es, um die Kosten der Ausrüstung hereinzubringen; jedenfalls scheint sich dieser Hang dann fortgeerbt zu haben. Seit 1807 war auch eine Nationalgarde (Miliz) eingeführt, die, im Krieg aufgeboten, sich zur Verteidigung des heimischen Bodens gleichfalls aus den Bauern rekrutierte und vom Adel und den Städten erhalten wurde. Sie blieb an Zahl und Qualität weit unter der Erwartung und konnte nur allenfalls in einem Nationalkriege wie dem von 1812 immerhin eine nützliche Beihilfe abgeben.

Die 550 000 Mann der russischen Streitmacht standen übrigens auch nur auf dem Papier, und das war die Regel. In der politischen Welt galt es wenigstens für eine ausgemachte Sache, daß von einer russischen Armee immer nur die Hälfte der Ziffer vorhanden sei, die in den offiziellen Listen stand. (Friedrich Gentz z. B. erwähnt diese Tatsache in einer Denkschrift vom Jahre 1813.) Ueber das Verbleiben der andern Hälfte gab es mehr oder weniger naheliegende Vermutungen. Und so war es auch zu Beginn der Invasion Napoleons. Was man dessen Riesenheer entgegenstellte, waren nur 180 000 Mann, in drei Armeen geteilt, von denen zwei, eine größere unter des Livländers Barclay Befehl und eine kleinere unter dem Fürsten Bagration, mit dem Gegner den Kampf aufnehmen oder vor seiner dreifachen Uebermacht bis an die Düna zurückgehen sollten, wo ein befestigtes Lager bei Drissa den Widerstand zu unterstützen hatte; der dritten Armee fiel die Aufgabe zu, in Wolhynien die Oesterreicher unter Schwarzenberg und ein Sachsenkorps aufzuhalten. Das war der russische Feldzugsplan. Von einer von vornherein gefaßten Absicht, Napoleon bei einem fortwährenden Rückzug russisches Land, ihm sogar Moskau zu „überlassen“, um ihn dann zu vernichten, ist da nicht entfernt die Rede, und das

Digitized by Google

dürfte auch heute kaum mehr von einem russischen Historiker vertreten werden. Nein, die Russen wollten kämpfen, an der Düna, wenn nicht früher, und nur für den Fall ihrer entscheidenden Niederlage bestand die Absicht Alexanders I., sich ins Innere des Reichs zurückzuziehen. „Wenn irgendeine Katastrophe uns zwingen sollte," schrieb er an den Gouverneur von Südrußland.

Napoleon seinerseits hat wohl wiederholt von Moskau als letztem Ziel gesprochen, von der Märchenstadt, die mit ihrer Pracht und ihrem Reichtum die Phantasie seiner Krieger ebenso beschäftigte wie vor Jahren Kairo. Aber sie jetzt schon aufzusuchen, auf sie loszurücken, wie 1805 oder 1809 auf Wien, das war nicht seine Absicht. Das Schicksal des unglücklichen Schwedenkönigs war ihm bekannt, der in der russischen Steppe zum Teil sein Heer und bei Poltawa die Schlacht verlor; Voltaires „Karl XII." hatte ihn seinerzeit nach Aegypten begleitet. Er wollte denn auch höchstens bis an die Grenze des alten polnischen Reiches gehen, wo das Land der Moskowiter beginnt, um den Feind zu schlagen und dann in Wilna zu überwintern. So hat er sich vor Beginn des Krieges wiederholt zu seiner Umgebung geäußert und einmal, als er schon bis Wilna vorgerückt war, zu General Sebastiani gesagt, die Düna zu überschreiten wäre das unfehlbare Verderben. Erst wenn Alexander nicht Frieden machen wollte, würde er im nächsten Jahr bis ins Zentrum des Landes vordringen, um etwa im Mai „das Geschäft zu beendigen". Darum hat er auch in seinem ersten Armeebefehl sein Unternehmen als „zweiten polnischen Krieg" bezeichnet.

Es kam aber doch ganz anders, als beide Teile erwarteten.

Napoleon hat die Stärke des russischen Heeres überschätzt und danach seinen Plan entworfen. Er wird ein Armeekorps, Franzosen und Preußen, unter Macdonald links gegen Riga und Petersburg entsenden, seine Rechte durch die Oesterreicher sichern lassen, im Zentrum aber die Hauptarmee, über 400000 Mann, in drei Teilen staffelförmig wie einen Keil zwischen die beiden Armeen Barclays und Bagrations treiben, sie voneinander trennen und einzeln schlagen. Das Trennen gelang, zum Schlagen aber wollte es nicht kommen. Denn gerade wegen ihrer Trennung wagten es die zwei Russen nicht, den Kampf gegen die Uebermacht vereinzelt aufzunehmen, und gingen zurück, um die verlorene Fühlung miteinander wiederzugewinnen. Sogar über die vorbereitete Stellung bei Drissa hinaus wich Barclay, da er sich auch dort mit Bagration noch nicht zusammengefunden hatte. Und die Franzosen eilig hinter den beiden her, wobei sie es jedoch immer nur mit Nachhuten zu tun bekamen, die sich zwar tapfer schlugen, dann aber auch bald hinter einem Vorhang von Kosaken verschwanden — eine Taktik, auf die sich die Russen heute noch meisterhaft verstehen.

Auf diesen Eilmärschen nun durch das arme und unendlich öde Litauen hat die Armee Napoleons ihre ersten schweren und man kann sagen entscheidenden Verluste erlitten. Der Kaiser hatte wohl gewußt, daß er in dem weitgedehnten und dünn bevölkerten Lande nicht werde requirieren können wie in Oesterreich oder Preußen, und deshalb in Danzig, in Polen und Ostpreußen enorme

Digitized by Google

Magazine anlegen lassen, um von da der Armee ihren Bedarf an Lebensmitteln nachzuschieben. Das sollte teils zu Wasser, teils auf Tausenden von Wagen geschehen, die man mit Ochsen bespannte, deren Fleisch die Soldaten zu ernähren hatte. Nun kam es aber, daß die Truppen, als sie hinter dem weichenden Feind einhermarschierten, sich immer weiter von den langsam folgenden Trains entfernten und nur zu bald zu hungern begannen. Denn die Gegner hatten alle am Wege vorhandenen Vorräte mit sich genommen oder vernichtet. Da kamen nicht wenige vor Entkräftung um, andre nahmen sich verzweifelt das Leben und, was das wichtigste war, Tausende verließen die Reihen, um sich selbst ihre Nahrung zu suchen, die ihnen die Intendanz nicht schaffen konnte, und kehrten nicht wieder. In kurzer Zeit gab es an fünfzigtausend Marodeure, die rottenweise in die Dörfer einbrachen und dort plünderten, bis die flüchtig gewordenen Bauern heimkamen und sie totschlugen. Und zum Hunger gesellte sich der Durst mit seiner entnervenden Qual an den heißen Tagen des russischen Sommers und konnte oft nur mit faulem Sumpfwasser gestillt werden. Da wütete dann die Ruhr und forderte zahlreiche Opfer, da die Zeit fehlte, für all die Kranken Baracken zu bauen; sie verdarben zumeist am Wege oder in den öden Höhlen verlassener Gemäuer. Und fast noch mehr als die Menschen litten die Pferde, für die es weder Heu noch Hafer, sondern nur das von häufigen Gewitterregen durchnäßte Grünfutter der Felder oder das dürre Stroh der Hüttendächer zur Nahrung gab. Von schweren Koliken befallen, fielen sie auf dem Marsch zu Tausenden und verpesteten die Luft. Es werden später Tage kommen, wo man ihnen dazu nicht Zeit lassen wird, weil man selbst die Aeser wird genießbar finden müssen. So bröckelte schon in den ersten Wochen das Heer ab, und als es am 25. Juli nach Witebsk gekommen war, antworteten 130000 Mann nicht mehr beim Appell. Und noch immer war es nicht zur Schlacht gekommen; auch hier, wo Napoleon sicher darauf rechnete, wird es nicht dazu kommen, weil Barclay mit Bagration noch immer keine Fühlung hat. Erst bei Smolensk treffen sie sich, und da ergreifen sie auch sofort die Offensive gegen den heranrückenden Feind, der sie durch ein Umgehungsmanöver in die Stadt zurücknötigt. Den Geschützen des Kaisers gelingt es zwar, deren Holzhäuser in Brand zu schießen, nicht aber, ihre starken Mauern zu erschüttern, und so wird nur erreicht, daß die Russen sie räumen und ihren Rückzug wieder aufnehmen. Eine Entscheidung hatten die verlustreichen Kämpfe nicht gebracht.

Da stand man nun am Tor des altrussischen Gebietes, bis wohin der Kaiser seinen Feldzug in diesem Jahr erstrecken wollte. Der „verderbliche“ Schritt über die Düna war bereits getan; man war am Dniepr angekommen und keine 400 Kilometer mehr von Moskau entfernt. Aber die Armee zählte nur noch 160000 Mann, da man zur Sicherung der Flanken Truppen hatte detachieren müssen. Ohne genügend Pferde für den Aufklärungsdienst, ohne verläßliche Spione, hatte Napoleon manchen günstigen Augenblick versäumt — z. B. bei Witebsk —, den Gegner festzuhalten, und man staunt darüber, wie der russische Kriegsminister den ungeheuren Unterschied übersehen konnte, der

Digitized by Google

zwischen damals und heute in den Fortschritten der Technik, des Verpflegungs- und Etappendienstes liegt, mit denen in unsern Tagen einer Invasion in Rußland unter allen Umständen ein ganz andres Schicksal beschieden sein mußte. Denn Eisenbahnen und Flieger, Telegraph und Telephon, Automobile und Fahrräder, von Scheinwerfern, Maschinengewehren und beweglichen Riesenmörsern abgesehen, denen sicher Smolensk nicht widerstanden hätte: all das hat Napoleon entbehren müssen. Auf rasch erbauten Schienensträngen, soweit sie nicht schon vorhanden waren, wäre seinem Heer die nötige Nahrung in Eile nachgeführt worden; Aeroplane hätten ihn über den Schleier der Kosaken hinüber informiert; Telegraph und Telephon, Automobile und Fahrräder würden ihn mit all seinen Streitkräften in steter Verbindung erhalten haben, und der gerade damals an Dysurie empfindlich leidende Mann wäre nicht genötigt gewesen, täglich zu Pferde zu steigen, was ihn schmerzte und erschöpfte und seine Energie mit Lähmung bedrohte. Seine Truppen wären nicht aus den Reihen gewichen, Menschen und Pferde am Leben und kampffähig geblieben, und der böse Anfang hätte nicht schon über das Ende entschieden, das daher ein moderner General nicht in Parallele mit dem heutigen Krieg ziehen durfte, ohne sich dem Vorwurf unbedachter oder unverantwortlicher Agitation auszusetzen.

Und ebenso steht es um den Vergleich zwischen Moskau und Warschau. Moskau ist die alte Hauptstadt Großrußlands, und die Großrussen sind von jeher die Träger des russischen Imperialismus, der seit Jahrhunderten nach außen strebt. Sie sind das Herrenvolk des Russenreichs, voll von einem Selbstbewußtsein, wie man es in gleicher Stärke nur noch in Old England findet. Dieses Selbstgefühl der Moskowiter, auf der traditionellen Ueberhebung ausschließlicher Rechtgläubigkeit erwachsen, ertrug es damals sehr schwer, daß Smolensk, die Stadt der heiligen Jungfrau, den fremden „Heiden" und dem „Antichrist" Napoleon preisgegeben worden war.[1]) Man war empört. Alexander I. mußte, der öffentlichen Meinung folgend, dem Livländer Barclay den Oberbefehl entziehen und Kutusow damit bekleiden, der zwar ein schlechter Heerführer, aber ein „echtrussischer Mann" war, von dem man sicher sein durfte, daß er „die heilige Stadt" verteidigen werde. Der Zar selbst hatte in Moskau dem stolzen Adel und der reichen Kaufmannschaft das feierlichste Versprechen gegeben — er pflegte bei solchen Gelegenheiten sein Ehrenwort zu verpfänden —, daß die Hauptstadt geschützt und er selbst zu ihrem Schutze wiederkehren werde,

---

[1]) Von dieser religiösen Ueberhebung, die in den Moskowitern schon bald nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken von schmeichelnden südslawischen und rumänischen Patriarchen genährt worden war, ist bis auf den heutigen Tag noch ziemlich viel übrig geblieben. Im letzten November sagte Sasonow einem Berichterstatter der Londoner „Morning Post": „Wir sind keine Deutschen, sondern drei (!) große christliche Nationen, die die Heiligkeit internationaler Verpflichtungen hochzuhalten haben." („Vossische Zeitung" vom 12. November über Amsterdam.) Und im Oktober predigte in der Moskauer S.-Anastasios-Kirche der Pfarrer: „Rechtgläubige! Wilhelm-Antichrist kommt schon näher! Tuet Buße!"

Digitized by Google

was er dann allerdings unterlassen hat. Dieser Schutz moskowitischen Bodens, und insbesondere Moskaus, war fortan die einzige Aufgabe des russischen Heeres. Es mußte demnach bei der ersten günstigen Gelegenheit, die das Gelände darbot, eine Defensivschlacht liefern. Nur um dieses Gelände zu finden, ging Kutusow noch weiter zurück.

Sollte ihm Napoleon folgen? Für seinen Plan, in Litauen zu überwintern, fehlte noch die notwendigste Voraussetzung: der Sieg über den Feind. Ohne ihn durfte man den Frieden nicht erwarten. Man hatte bisher die Schlacht, die ihn bringen sollte, heiß ersehnt und sie in drängender Eile unter namenlosen Opfern vergebens gesucht. Sollte man jetzt stehenbleiben, wo der Russe endlich zum Schlagen entschlossen war? Denn es wurde aus mancherlei Anzeichen klar, daß er Moskau aufs äußerste verteidigen würde. War doch nunmehr, auf dem altrussischen Boden, auch noch das nationale Moment schärfend und schürend in den Krieg eingetreten und rief zum Kampf auf. Die Bewohner vernichteten die eigne Habe und gingen davon, um sich zum Bandenkrieg zu waffnen oder in die Miliz einzureihen und „für den Glauben und den Zar" zu fechten. Napoleon entschloß sich, den Russen zu folgen. Er traf sie bei Borodino, wo sie ihn in guter Stellung erwarteten. Die Schlacht war da. Es war die fürchterlichste jener Zeit, die den Russen 50000, den Franzosen 30000 Mann kostete und Napoleon den Sieg brachte. Nur war es kein voller Triumph, da Kutusow die Möglichkeit blieb, sein geschlagenes Heer in guter Ordnung gegen Moskau weiterzuführen, vielleicht auch, sich davor noch einmal zu stellen. Und das kam, weil Napoleon für die Aktion nur noch 135000 Mann übrig gehabt und es nicht gewagt hatte, die 20000 Mann alter Garde zu einem letzten Sturm anzusetzen — ein Fehler, den er oft genug bereut haben mag. Denn von diesen 20000 wird er nur fünfhundert in einem elenden Zustand zurückbringen, während er hier mit ihnen voraussichtlich sein Schicksal hätte wenden können.

Aber auch das Schicksal Moskaus war nun unabwendbar geworden. Die riesigen Blutopfer hatten die stolze Stadt nicht retten können. Sie fiel, nachdem sie von den überraschten Behörden und der entsetzten Einwohnerschaft — bis auf geringe Reste — in den letzten Stunden geräumt worden war, den Feinden in die Hände. Nur unversehrt sollte sie ihnen nicht zu willkommener Rast dienen. Wie bereits andre altrussische Städte, ging auch sie, auf Veranlassung des russischen Gouverneurs Rostoptschin, den niemand darob tadelte, zum großen Teil in Flammen auf. Von einer freiwilligen, von langer Hand geplanten Ueberlassung an den Gegner ist da wohl nicht zu reden. Im Gegenteil. Ihr Verlust wirkte geradezu verblüffend in den Regierungskreisen und am Hofe zu Petersburg wie im ganzen Volke, und die Stimmung war hier wie dort eine verzweifelte. Man überhäufte den Zar mit Vorwürfen, daß er das Unerträgliche geschehen ließ, und Alexander hätte es jetzt nicht wagen dürfen, an Frieden zu denken. Seine Schwester Katharina, die getrennt von ihm in Twer lebte, mußte ihn in ihren Briefen damit beruhigen, daß die Bewegung in der Bevölkerung

Digitized by Google

keine revolutionäre sei.[1]) Damit hatte sich aber auch schon das Blatt gewendet. Sobald Alexander den Entschluß gefaßt hatte, den Gedanken an Frieden abzulehnen, war Napoleons Zweck in Moskau verfehlt, um so mehr, als seines Bleibens hier ohnehin nicht lange sein konnte. Denn die Verstärkungen, die er auf der langen Operationslinie an sich ziehen konnte, waren gering, während der nahe Feind seine Lücken durch eine neue Aushebung auffüllen und sich reichlich kräftigen und verpflegen konnte. Und daneben bestand die Gefahr, durch russische Streitkräfte, die im Westen zurückgeblieben waren, den Rückweg verlegt zu finden. Es wurde zur Notwendigkeit, ihn anzutreten. Man hatte ohnehin schon zuviel Zeit, bis tief in den Oktober hinein, verloren, indem man auf den Frieden wartete, der nicht kommen wollte; und nun stand der Winter, der russische Winter, vor der Tür.

Manche von den deutschen Offizieren der Rheinbundtruppen, die den Feldzug mitmachten, hatten, als sie Moskau brennen sahen, das richtige Gefühl gehabt, daß dies das Ende sei. Einer von ihnen, ein Linsingen, schrieb in sein Tagebuch: „Das Ungeheure, daß die Russen ihr heiliges Moskau den Flammen geopfert, um uns seine Hilfsmittel zu entziehen, lag lähmend auf uns allen." Ein andrer schrieb an seine Frau: „Auch nicht ein Soldat wird in der Armee sein, der nicht fühlt, daß Alexander keinen Frieden mit Napoleon machen kann." Ein dritter hört einen einfachen Unteroffizier ausrufen: „Diese brennende Stadt beleuchtet das Ende des Kaisers! Wenige werden so glücklich sein, den Rhein wiederzusehen!"[2]) Diese Aufzeichnungen deutscher Augenzeugen bieten überhaupt, aneinander gewogen, eine verläßliche Quelle zu dem, was man die innere Geschichte des Feldzugs nennen könnte, und insbesondere auch für die Ereignisse der fürchterlichen Retraite. Sie ist oft erzählt worden, und eine neue Schilderung davon zu entwerfen liegt nicht im Rahmen dieser Darstellung, die ein Hauptgewicht darauf legen möchte, daß es der russische Sommer war, der den größeren Teil des Franzosenheeres dahinraffte und dem Winter, dem Napoleon hinterher alle Schuld auflud, nur eine, allerdings schauerliche Nachlese übrig ließ. Dagegen soll auf einzelnes, vielleicht weniger Beachtetes noch hingedeutet werden.

Eine auffallende Tatsache, die wie eine Ankündigung künftiger Schicksale erscheint, ist es, daß die zwei Flügelarmeen, Macdonald mit den Preußen im Ostseegebiet und Schwarzenberg mit den Oesterreichern im Süden, nicht entfernt Verluste erlitten haben wie das Hauptheer. Sie waren eben im Sommer lang-

---

[1]) „Eine der hauptsächlichsten Anklagen wider Sie ist, daß Sie Moskau Ihr Wort nicht gehalten haben, als es Sie voll Ungeduld erwartete, und die Stadt ihrer Hilflosigkeit überließen, was nun den Schein erweckt, als hätten Sie sie verraten. Fürchten Sie übrigens keine Katastrophe revolutionärer Art." Die im Jahre 1910 vom Großfürsten Nikolaus Michailowitsch herausgegebene Korrespondenz der beiden Geschwister ist für die Geschichte des Jahres 1812 noch nicht genügend verwertet worden.

[2]) Zitiert nach Holzhausen, Die Deutschen in Rußland 1812. Leben und Leiden auf der Moskauer Heerfahrt. Berlin 1912.

Digitized by Google

samer und bedächtiger, der eine in Kurland gegen Jakobstadt und Riga, der andre in Wolhynien um die großen Sümpfe herum gegangen, an deren Austrocknung damals kaum gedacht worden war, und in ihren Begegnungen mit dem Feind hatten Politik und Stimmung ein Wort mitgesprochen. So hat Schwarzenberg, ohne dem Gegner auszuweichen, doch die Verpflichtung gefühlt, seinem Herrn die 30 000 Mann, die damals einen starken Bruchteil der österreichischen Streitkräfte darstellten, möglichst vollzählig zu erhalten und sie wenigstens vor großen Einbußen zu bewahren, während anderseits die Preußen wenig Lust hatten, sich für Napoleons Ehrgeiz aufzuopfern. (Uebrigens hatte sie auch ihr französischer Kommandant nicht.) Nicht daß sich beide nicht wacker geschlagen hätten, die Preußen bei Eckau, die Oesterreicher bei Gorodetschna, aber dann legten sich jene doch recht ausdauernd vor Riga und diese in ein Lager bei Luck, aus dem sich Schwarzenberg zwar wieder erhob, jedoch ohne, was von ihm erwartet wurde, einer von der türkischen Grenze heranrückenden russischen Armee den Weg zu verlegen. Namentlich die Preußen hatten verhältnißmäßig wenig Mannschaft verloren. Sie wurden durch einen ehrlichen französischen Intendanten — wenige waren es — leidlich verpflegt, und ihre Offiziere wurden den deutschen Gutsbesitzern stets willkommene Gäste. Auch die Kriegführung war auf diesem Schauplatz beiderseits eine humane: man tauschte z. B. die gefangenen Aerzte aus; Kranken und Verwundeten ward die Möglichkeit geboten, zu genesen; beim Herannahen des Winters bekam jeder Mann seinen Pelz; die Gefangenen wurden erträglich behandelt — alles ganz anders als bei der Hauptarmee. Da war das Schicksal der Gefangenen, hier wie dort, ein verzweifeltes. Solche, die auf den endlosen Märschen ermattet niederbrachen, wurden sofort getötet. Und den Kranken in den Spitälern in Smolensk und Wilna ging es kaum besser. Zur Ruhr war nur zu bald die „Kriegspest“ hinzugetreten, wie man den Flecktyphus nannte; an vermittelnden Insekten fehlte es ja niemandem; selbst den Pelz des großen Kaisers sollen sie nicht respektiert haben. Schon am 8. November stellt der württembergische Generalchirurgus fest, daß in den Wilnaer Krankenhäusern 16 000 Mann gestorben seien. Bei der weiten Entfernung von der Heimat, die so wenigen wieder erreichbar schien, wurde auch das Heimweh zur tödlichen Krankheit, von der namentlich die Bayern befallen wurden. Und schließlich forderte die Kälte unter den mangelhaft gekleideten Truppen zahllose Opfer. Als sie im Dezember bis zu 30 Grad Réaumur herabstieg, die zweite Sonne am Himmel erschien und die Vögel aus der Luft tot zur Erde fielen, da erfroren von den kaum ernährten Mannschaften viele sogar auf dem Marsch, sobald sie nur einen Augenblick erschöpft stillstanden. Sie wurden starr, verloren die Sprache, fielen willenlos zu Boden und starben — das gewöhnliche Schicksal der Vorposten. „Um drei Uhr morgens,“ schreibt einer der Offiziere zum 7. Dezember, „befahl der Marschall Victor den Abmarsch. Als das Signal dazu gegeben werden sollte, war der letzte Tambour erfroren.“ Dabei ergab sich übrigens, daß auch die Feinde nicht verschont blieben, ja daß die dürftig genährten

Digitized by Google

Deutschen und Polen die Kälte noch leichter ertrugen als die verfolgenden Russen, obgleich sie gut verpflegt und sämtlich in warme Pelze gekleidet waren. Und was diesen düsteren Schicksalen der retirierenden Armee — wenn man das Wort für den wüsten Haufen gebrauchen darf, der sich da durch Litauen zurückwälzte — überdies noch einen moralischen Makel anheftete, das war eine krankhafte Habgier, die den Kameradendiebstahl zu unerhörter Blüte trieb, da jeder in dem Nebenmann einen Todgeweihten sah, den er beizeiten zu beerben strebte, ehe dies die nachrückenden Kosaken besorgten. Gar mancher Kranke oder Verwundete wurde vorzeitig in die Ewigkeit befördert, weil man ihn bis aufs Hemd entkleidete und so seinem Schicksal überließ. Ein tröstliches Moment ist nur dabei, daß die deutschen „Kerle", heute „Burschen" genannt, sich ihre Gutmütigkeit bewahrten und mancher Offizier seinem „Kerl" es verdankte, wenn er am Leben blieb. Diese „guten Kerle" waren auch dafür bekannt, und französische Generale trachteten danach, deutsche Diener zu bekommen.

Doch genug — das Thema ist unerschöpflich. Die schließliche Rechnung ergab, daß der Feldzug von 1812 fast die ganze große stolze Hauptarmee des Imperators, 400000 Mann, verschlungen hatte. Nicht deshalb, weil ihr in berechnender Absicht russisches Land und die Hauptstadt Moskau eingeräumt worden waren, wie man, die historische Wahrheit beugend, den gläubig aufhorchenden Abgeordneten des Petersburger Parlaments vorgespiegelt hat, sondern aus ganz anderen Gründen, die aber zu kennen doch nicht völlig unnütz ist.

*

Wenn wir nun heute, wo wir selbst im Krieg mit Rußland liegen und unsre Truppen tief im feindlichen Lande stehen, auf diese schaudervollen Dinge ruhigen Blutes zurückblicken, so geschieht es, weil wir die feste Ueberzeugung gewonnen haben, daß derlei, selbst wenn wir den russischen Winter herausfordern wollten, bei der umsichtigen Energie der Kriegführung und bei der Sorgfalt, die der Staat dem Heer und die Bevölkerung jedem einzelnen Soldaten zuteil werden läßt, vollständig ausgeschlossen wäre.[1]) Nun hat aber schon im Oktober Kaiser Wilhelm in jener Ansprache an die Garde den Angriffsfeldzug in Rußland für beendigt erklärt; die Ostfront steht und steht ebenso unerschütterlich wie die Fronten in Frankreich und gegen Italien; man kämpft nur noch um feste Stützpunkte und die Knoten der eisernen Verkehrsstränge, indes die Mittelmächte ihrer Offensive andre Ziele gesetzt haben. Ob sie bei gelegener Zeit den Angriff gegen die Russen wieder aufnehmen werden, entzieht sich der Erörterung. Dagegen wird man vielleicht heute schon die Mittel eines zureichenden

[1]) Im November hat das „Russkoje Slowo" seinen Landsleuten nicht ohne Neid erzählt, wie gut die deutschen Soldaten mit Wollsachen, warmer Unterkleidung, mit warmen Mänteln und vielfach auch mit Schlafsäcken versehen, die Schützengräben mit Strohmatten verkleidet und mit transportierbaren Oefen ausgestattet waren und daß Kaiser Wilhelm und Hindenburg befohlen hätten, es solle kein deutscher Soldat unter der Kälte zu leiden haben.

Digitized by Google

Landschutzes erwägen dürfen, wenn es einmal, über kurz oder lang, doch zum Frieden kommen wird; die Erfahrungen in Ostpreußen, in Galizien und in der Bukowina fordern dazu auf. Und da ließe sich etwa folgende Meinung gewinnen: Sollte es im allgemeinen, einige Korrektur vorbehalten, bei der heutigen Demarkationslinie (Riga—Dünaburg — östlich von Wilna — über Pinsk und die Sümpfe, den Styr und die Ikwa entlang bis an die ostgalizische Grenze) bleiben — es ist nahezu genau die Grenze des altpolnischen Reiches nach der zweiten Teilung und wurde von Hindenburg als die denkbar günstigste Linie bezeichnet — und sollte dem von ihr umfaßten Okkupationsgebiet beschieden sein, für Zeit und Dauer den Besitz der beiden verbündeten Mächte zu bilden, so könnte dies gewiß nur unter militärischer Verwaltung der Fall sein, wie sie sich bereits in Belgien und Polen so ersprießlich erweist. Ja, es ließe sich denken und wohl auch wünschen, daß die militärische Organisation ins Volk getragen werde durch Ansiedlung und Einbürgerung soldatischer Kolonisten, an denen es nach dem Krieg ebenso wenig fehlen wird wie an bebaubarem Land. Die Bewohner haben ja zu vielen Tausenden auf das Geheiß ihrer Behörden ihr Eigentum zerstört und ihre Scholle verlassen. Auch käme zu erwägen, daß nach Friedensschluß der Arbeitsmarkt ein überreiches Angebot von Kräften aufweisen und jede Entlastung willkommen sein dürfte. Schließlich könnte dabei auch den Anforderungen der Bevölkerungspolitik entgegengekommen werden, indem man verheiratete Krieger bei der Kolonisation bevorzugte. Das Ganze wäre dann eine „Militärgrenze", wie sie sich seinerzeit in Oesterreich so gut gegen das offensive Osmanentum bewährt hat, bestehend etwa aus einem baltisch-litauischen Reichsland unter deutscher und einem wolhynisch-ukrainischen unter österreichisch-ungarischer Administration. Eine solche zum Grenzschutz verpflichtete, für ihn geschulte, von einem starken einheitlichen Staatsgefühl beseelte Bevölkerung würde gewiß einen viel festeren Damm gegen feindliche Anschläge von russischer Seite her abgeben als ein ganzer Gürtel kostspieliger und am Ende doch zerbrechlicher Festungen. Wer vermöchte ohne Dankbarkeit der heroischen Leistungen österreichischer Gendarmen und der einheimischen Landsturmleute im äußersten Osten der Donaumonarchie in diesem Kriege zu gedenken!

Zu feindseligen Anschlägen dürfte es freilich in nächster Zeit wohl noch nicht kommen, da Rußland, von inneren Sorgen bedrückt, von allen seinen Zielen im Westen zurückgewiesen, militärisch und finanziell geschwächt, seine Politik voraussichtlich nach andrer Richtung orientieren wird. Vielleicht erinnert sich dabei der Zar der Mahnungen seines Jugendfreundes Uchtomski, der seinerzeit auf die zahlreichen und lohnenden Aufgaben hingewiesen hat, die für Rußlands Staatskunst und Kultur in Asien liegen. Dort, auf den immensen Gefilden des eignen Reichs, ließe sich der Landhunger des russischen Bauern gewiß viel leichter und mit weit weniger Opfern stillen als in Europa auf Kosten immerhin streitbarer Nachbarn. Und hat sich dann auch Frankreich in sein Schicksal gefügt und schließlich sogar England sich herabgelassen, den andern Mächten gleiches Recht auf freien Meeren zuzubilligen, ohne daß seine Selbstsucht an jeder Meer-

Digitized by Google

enge Posten steht, dann steht Rußlands friedlicher Entwicklung zu neuer Größe, wenn auch nicht mehr in den alten Bahnen, kaum ein Hindernis im Wege. Ist nur erst der schwerverwundete Erdteil ruhig gebettet, um unter den Händen gescheiter und menschlich besorgter Aerzte zu gesunden, dann wird ja wohl allenthalben ein neues Leben beginnen, wie wir gerne annehmen möchten: mit weniger Zwist und etwas mehr Völkerfreundlichkeit.

Der Feldherr Hindenburg

Es ist eine eigentümliche Fügung, daß einem außer Dienst befindlichen General — dem General der Infanterie z. D. v. Beneckendorff und v. Hindenburg, dem früheren kommandierenden General des IV. Armeekorps — im gegenwärtigen Weltkriege eine Rolle zugefallen ist, die ihm Gelegenheit bot, der Held des deutschen Volkes, der Nationalheld, ein zweiter Blücher zu werden. Und nicht von Kriegsbeginn an trat er in Tätigkeit. Erst nach Ablauf der ersten drei Kriegswochen ward er zum Oberbefehlshaber im Osten ernannt. Unter überaus schwierigen Verhältnissen trat er sein Kommando an. Mitte August 1914 hatten die Russen ihre erste große Offensive gegen Ostpreußen begonnen. Mit fünf Armeekorps (I., VI., VIII., XV., XXIII.) und drei Kavalleriedivisionen (6., 13., 15.) zog die russische Narew-Armee über Mlawa in Richtung Neidenburg—Allenstein heran, und die Njemen-Armee (II., III., IV., XX. Armeekorps) bewegte sich in der Richtung Stallupönen—Gumbinnen—Insterburg. Ihre Armeekorps bildeten im Frieden den Militärbezirk Wilna, daher wird sie auch Wilna-Armee genannt. Ein fünftes Armeekorps sollte im Frieden bis spätestens 1. Oktober gebildet werden. Angegliedert waren der Njemen-Armee die 1. und 5. Schützenbrigade, die 53., 54., 56., 57., 72. und 76. Reservedivision, die 1. und 2. Gardekavalleriedivision. Der Narew- und der Njemen-Armee gemeinsames Marschziel war Königsberg. Jede von ihnen dürfte etwa 230000 Mann stark gewesen sein. Von deutschen Kräften waren das I., XVII. und XX. Armeekorps (im Frieden Korpshauptquartier Königsberg, Danzig, Allenstein) nebst den entsprechenden Reserve-, Landwehr- und Landsturmtruppen, etwa 225000 Mann, in Ostpreußen vorhanden. Da zur Verbindung der beiden Armeen schwächere russische Abteilungen gegen die Linie Lyck—Goldap vorgingen, mußten deutsche Entsendungen dort belassen werden, andre schützten Tilsit und Memel, zu Besatzungs-, Sicherungs- und Etappenzwecken waren weitere Truppen erforderlich, so daß 90000 Mann nicht zur eigentlichen verfügbaren Feldarmee gehörten. Diese achte Armee war vielmehr in den drei Armeekorps, einem Reserve- und einem Landwehrkorps nur etwa 135000 Mann stark. An ihrer Spitze aber stand ein Mann wie Generaloberst v. Hindenburg. Er erkannte natürlich den Vorteil, der sich aus der räumlichen Trennung der feindlichen Armeen für die Deutschen ergab. Daß auch

Digitized by Google

jeder der beiden russischen Armeen die seinige um etwa 90000 Mann unterlegen war, hinderte ihn nicht. Er gedachte vielmehr durch die Art der Verwendung seiner Armee, also durch seine Führungsüberlegenheit, das zahlenmäßige Mißverhältnis auszugleichen und beschloß, sich zunächst gegen die Narew-Armee zu wenden. Er tat dies wohl aus der Erwägung, daß bei selbst siegreichem Vorgehen gegen die Njemen-Armee jene andre ihm unweigerlich in den Rücken kommen und ihn zur Umkehr unter schwierigsten Verhältnissen nötigen mußte. Noch am 20. August war im Treffen von Gumbinnen das preußische I. Armeekorps vor der Njemen-Armee siegreich gewesen, hatte 8000 Russen gefangen, 8 Kanonen erbeutet. Da entschloß sich nach der Kommandoübernahme am 22. Hindenburg, mit der oben näher bezeichneten achten Armee sich gegen die Narew-Armee zu wenden. Gegen das Njemen-Heer blieben die Besatzungstruppen von Königsberg, Heereskavallerie und Landsturm zurück. Unter ausgiebigster Benutzung der Eisenbahnen wurden die Truppen von östlich der Angerapp nach dem Südwesten der Provinz übergeführt. Das russische Narew-Heer hatte am 24. die Höhe von Willenberg in Ostpreußen — Mlawa in Polen erreicht, befand sich im Vormarsch auf Allenstein—Osterode. Der deutsche Oberbefehlshaber stellte ihm zunächst das Landwehrkorps in der Front entgegen, welches die Weisung erhielt, nötigenfalls in nordwestlicher Richtung zu weichen. Die Heranführung der deutschen Heereskräfte erfolgte derartig, daß gegen den rechten, nördlichen russischen Flügel das XVII. (Bischofsburg) und das Reservekorps (nördlich Allenstein) vorgehen konnten, während gegen den linken, südlichen Flügel das preußische I. Korps (Gilgenburg) und eine Landwehrdivision (Lautenburg) eingesetzt wurden. Das XX. Korps blieb zur Verfügung. Das Moor-, Sumpf- und Seengelände zwischen Passenheim und Usdau sollte den auf die russischen Flügel angesetzten deutschen Hauptkräften die Gelegenheit bieten, die in diesem Gelände auf verhältnismäßig schmaler Front eingekeilten russischen Marschtiefen aus den Flanken zusammenzudrängen und zu vernichten. Man führt auch diesen Plan der Vernichtungsschlacht auf das Beispiel von Cannä (2. August 216 v. Chr.) zurück, in welcher Hannibal das um zwei Fünftel überlegene Heer des Terentius Varro vernichtend schlägt. Wer sich für die Sache interessiert, möge „Cannä" von Generalfeldmarschall Graf Alfred Schlieffen studieren.

Das Narew-Heer erreichte am 26. Allenstein mit seinem rechten Flügel. Von diesem war ein Armeekorps zur Verbindung mit der Njemen-Armee auf Bischofsburg abgezweigt. Die Mitte der Narew-Armee ging auf Hohenstein—Tannenberg, der linke Flügel auf Usdau—Lautenburg. Während die deutsche Mitte vor der russischen Uebermacht zurückwich, wurde das russische rechte Seitenkorps vom XVII. preußischen Armeekorps auf Ortelsburg geworfen, die Umklammerung damit eingeleitet. Der linke deutsche Flügel hielt sich in der Gegend von Usdau—Lautenburg der Uebermacht gegenüber.

Am 27. ging der deutsche linke Flügel in südwestlicher Richtung weiter vor, während der rechte auf Neidenburg bis Soldau vorschritt. Hierbei kam es den

Digitized by Google

Deutschen zustatten, daß die Russen dem linken Flügel Truppen entnahmen, um sie in der Mitte einzusetzen, wo sie durchbrechen wollten.

Am 28. setzt der Generaloberst das XX. Korps in der Mitte ein. Diesem aktiven Korps mit dem Landwehrkorps und dem halben Reservekorps gelingt es, über Hohenstein hinauszukommen, die Russen gegen die Seen östlich davon und östlich Waplitz zu drücken. Die Landwehrdivision des rechten Flügels kommt über Soldau hinaus.

Am 29. erfolgt die Umgehung durch den rechten Flügel. Wientzkowen wird erreicht, und anschließend kamen die Deutschen bis Neidenburg. Der linke Flügel dringt bis gegen die Seen von Passenheim vor. Den Russen blieb nur noch übrig zu versuchen, zwischen den Seen und Wäldern östlich zu entkommen.

Die Entscheidung brachte der 30. 100000 Mann wurden gefangen, 70000 Mann betrug der blutige Verlust, 60000 bis 70000 Mann mögen entkommen sein. Fast die gesamte Artillerie und die Trains fielen in die Hände der Deutschen, deren blutige Verluste etwa 15000 Mann betrugen (von 135000).

Nach Erledigung der Narew-Armee wandte „unser Hindenburg" sich gegen das Njemen-Heer Rennenkampf. Dort befand sich auch Großfürst Nikolai Nikolajewitsch. Völlig rätselhafter Weise hatte das Njemen-Heer in einer Entfernung von weniger als 80 Kilometer nichts getan, um durch Bedrohung des linken Flügels der achten deutschen Armee das Narew-Heer wirksam zu entlasten. Rennenkampf zog in den Tagen nach dem 20., als das I. preußische Korps von seiner Front fort und nach dem Südwesten geführt wurde, plündernd und verwüstend auf Königsberg weiter und besetzte Tilsit.

Die Njemen-Armee bewegte sich nicht — wie das Narew-Heer — in schmaler Front und großer Tiefe, sondern nahm eine Front von mehr als 100 Kilometern ein. Als die Nachricht vom Mißerfolge der Nachbararmee einging, sagte sich Rennenkampf wohl, daß die Deutschen nunmehr sich gegen ihn wenden würden. Er nahm eine Verteidigungsstellung derart, daß er den rechten Flügel seinem eigentlichen Marschziel Königsberg gegenüber in Tapiau anhielt. Mit unterer Alle und Omet vor der Front, zog sich die Stellung über Gerdauen—Nordenburg nach Angerburg und östlich der masurischen Seen bis über Lötzen in südöstlicher Richtung hinaus. Die Front stand also nach Westen und Südwesten mit zurückgebogenem linken Flügel.

Generaloberst v. Hindenburgs achte Armee wurde durch Verstärkungen auf etwa 175000 gebracht, denen 235000 bis 250000 Russen in der Verteidigung gegenüberstanden. Der eigenen Anmarschrichtung aus Südwest entsprechend beschloß der deutsche Oberfeldherr, den russischen linken, also südöstlichen Flügel umfassend anzugreifen. Die deutsche Mitte hielt er zurück und der linke Flügel sollte den russischen rechten umfassen. Unter Zurücklassung des Landwehrkorps zur weiteren Verfolgung der Trümmer des Narew-Heeres wurde das I. preußische Armeekorps mit einer Kavalleriedivision über Groß-Gablick, also in allgemeiner Richtung auf Goldap, zur Umfassung des linken russischen Flügels angesetzt. Das XVII. preußische Korps hatte beiderseits des südlicheren Lötzener Sees

Digitized by Google

(Löwentinsee) auf Freudental—Possessern, das XX. nördlich des nördlicheren Lötzener (Mauer-) Sees auf Angerburg—Drengfurt, das (neu eingetroffene) XI. Armeekorps auf Nordenburg, gegen Gerdauen—Nordenburg endlich das Reservekorps und die Hauptreserve von Königsberg (eine Division) vorzugehen. Diese letzteren beiden Heeresteile sollten den russischen Nord- (rechten) Flügel umfassen, falls dieser sich nach Süden wenden sollte.

Zum Schutze des deutschen rechten Flügels (I. Armeekorps) gegen etwaige Bedrohung durch neue russische Kräfte aus Osten war die Landwehrdivision Morgen in der Gegend von Lyck gestaffelt bereitgestellt. Tatsächlich hat diese Division ein neu auftretendes sibirisches Armeekorps vom 7. bis 9. September zurückgeworfen.

Der Angriff auf Rennenkampfs Armee verlief nun wie folgt. Nach erfolgreichen Vorhutgefechten am 8. wurde am 9. der russische linke Flügel östlich der Lötzener Seen von Groß-Gablick bis Allenburg geworfen und ging auf Goldap, Gumbinnen, Insterburg zurück. Die oben erwähnte Kavalleriedivision hatte die östlichen Rückzugsstraßen gesperrt. Das I. Armeekorps schlug den russischen linken Flügel und drängte ihn — infolge der Tätigkeit der Kavalleriedivision — nach Norden. Am 10. stand der russische linke Flügel in nach Norden offenem Bogen zwischen der Straße Nordenburg—Insterburg und der Rominter Heide. Dort wurde er am 11. zusammengedrückt und vernichtend geschlagen. Mitte und rechter (Nord-) Flügel der Russen entzogen sich rechtzeitig, unter Opferung des linken Flügels, in der Nacht vom 9. auf 10. der Vernichtung. Ueber Insterburg—Stallupönen zog er sich auf russisches Gebiet zurück. Damit entging dieser Teil des Njemen-Heeres dem Mißgeschick der Narew-Armee. 30000 Mann und 150 Geschütze waren die Siegesbeute der Deutschen. Die blutigen Verluste der Russen betrugen auch etwa 30000 Mann.

In kaum drei Wochen hatte Hindenburgsche Feldherrnkunst die Njemen- und die Narew-Armee aus Ostpreußen entfernt. Letztere war vernichtet, erstere mit einem Verluste von 60000 Mann davongekommen. Noch schwerer wog der Verlust von 650 Geschützen, die in Rußland schwerer als Menschen zu ersetzen sind. „Mit ganz Deutschland bin Ich stolz auf diese Leistung der Armee unter Ihrer Führung," drahtete der Kriegsherr seinem siegreichen Feldherrn.

Da Ende September die österreichisch-ungarische Armee im Zurückgehen über San und Wisloka begriffen war, wurden die durch die beiden großen Erfolge in Ostpreußen verfügbar gewordenen deutschen Kräfte nach Südpolen befördert, um durch eine Offensive über die mittlere Weichsel, also in den Rücken der über den San gesetzten russischen Kräfte, die Bundesgenossen zu unterstützen. Zu diesem Zweck waren in der Zeit von Mitte bis 28. September die deutschen Heeresteile aus dem ostpreußisch-russischen Grenzbezirk in den galizisch-oberschlesischen mit Hilfe der Eisenbahnen verschoben worden. Generaloberst v. Hindenburg führte auch hier den Oberbefehl. Der deutsche Vormarsch begann aus der Linie Krakau—Kreuzburg, Oberschlesien, gegen Iwangorod—

Digitized by Google

Warschau. Ihm schloß sich der linke Flügel der Verbündeten, unterstützt durch deutsche Truppen, an, indem er die Russen über den San warf.

Auf dem linken Weichselufer wichen etwa sechs russische Kavalleriedivisionen vor dem deutschen Anmarsche unter zum Teil erheblichen Verlusten zurück. Hinter der russischen Kavallerie, also östlich derselben, wurden starke russische Kräfte im Marsche und Abtransport aus Galizien gegen die Linie Lublin—Kazimierz gemeldet, die Entlastung der Bundesgenossen war also bereits eingetreten.

Der Hindenburgschen Offensive gegenüber beabsichtigten die Russen anscheinend mit Teilen die Weichsel zwischen Sandomierz und Opatow zu überschreiten, die deutsche Front zu fesseln und über Iwangorod gegen die linke Flanke der Deutschen vorzustoßen. Die übergegangenen russischen Heeresteile wurden Anfang Oktober von den Deutschen aufs rechte Ufer zurückgedrängt. Die Vorhuten Hindenburgs erreichten mit ihrer Mitte, über Kielce vorgehend, schon am 10. Oktober die Weichsel zwischen Iwangorod und Warschau. Die russische Absicht, über Iwangorod gegen die deutsche linke Flanke vorzustoßen, war vereitelt. Man versuchte nun russischerseits die Fesselung vor Iwangorod mit fünf Armeekorps, während zehn andre den Flankenstoß über Warschau ausführen sollten. Generaloberst v. Hindenburg beschließt zur Vereitelung dieser gegnerischen Absicht den Vorstoß auf Warschau. „Bis dicht vor die Tore von Warschau" wird vorgedrungen, während schwächere Kräfte zur Abwehr und Sperrung vor Iwangorod bleiben. Nun aber taten die Russen, was ihnen bei Iwangorod und Warschau mißglückt war, an dritter Stelle. Mit vierfacher Ueberlegenheit gehen sie über Nowo-Georgiewsk gegen die linke Flanke der vor Warschau kämpfenden Deutschen vor. Der Feldherr Hindenburg entschließt sich, die dicht vor Warschau stehenden Truppen in die starke Stellung Rawa—Skierniewice zurückzunehmen, die vor Iwangorod zurückgelassenen Teile heranzuziehen und gegen die linke Flanke der etwa von Warschau folgenden Russen vorgehen zu lassen. Oesterreicher lösen vor Iwangorod die Deutschen ab. Schon hatten die von dort heranrückenden Deutschen die Pilica erreicht, schon sind russische Angriffe gegen die Stellung Rawa—Skierniewice abgewiesen, da geht die Meldung ein, daß die Oesterreicher vor Iwangorod sich nicht zu halten vermögen. Schweren Herzens, aber sehr weise entschließt sich Generaloberst v. Hindenburg zum Rückzuge, solange ein solcher noch ohne Gefahr möglich ist. „In Polen mußten die deutsch-österreichischen Truppen vor neuen russischen Kräften, die von Iwangorod—Warschau und Nowo-Georgiewsk vorgingen, ausweichen, nachdem sie bis dahin in mehrtägigen Kämpfen alle russischen Angriffe erfolgreich abgewiesen hatten. Die Russen folgten zunächst nicht. Die Loslösung vom Feinde geschah ohne Schwierigkeit. Unsre Truppen werden sich der Lage entsprechend neu gruppieren." (Mitteilung des Großen Hauptquartiers vom 28. Oktober 1914.) Auf der Gesamtfront löste man sich vom Feinde und ging in die Linie Krakau—Czenstochau—Sieradz zurück. Bahn-, Straßen- und Telegraphenanlagen wurden so gründlich zerstört, daß die Russen nur langsam folgen konnten. In großangelegter Offensive

Digitized by Google

folgte die russische Menschendampfwalze. Diese Offensive mußte Hindenburg brechen. Das konnte nur im Angriff geschehen, in der Verteidigung war vielleicht Zeit zu gewinnen, über kurz oder lang aber wäre man von den Massen erdrückt worden. Des Generaloberſten Plan war folgender: „Die Entscheidung sollte in Polen und Galizien durch Angriff gegen die im Weichselbogen und östlich Krakau vorrückenden russischen Hauptkräfte gesucht werden, während auf den Flügeln in Ostgalizien und Ostpreußen die Verbündeten sich gegen die gegenüberstehenden erheblichen feindlichen Kräfte defensiv verhalten sollten. Für die Entscheidung in Polen galt es, alle an andrer Stelle irgend entbehrlichen Kräfte zusammenzufassen. Das äußerst langsame Folgen der Russen gab die Zeit zu der notwendigen neuen Versammlung." Während in der Gegend von Krakau und an der oberschlesischen Grenze eine aus Truppen beider Verbündeten zusammengesetzte Heeresgruppe gebildet wurde, ward in der Mitte zwischen Wreschen und Thorn eine Armee Mackensen zusammengezogen. Während erstere Gruppe die russischen Hauptkräfte band, ging die Armee Mackensen am linken Weichselufer vor. Bei Kolo und Kutno warf deutsche Kavallerie die russische. Vom 13. November an durchbrach bei Wloclawek die Armee Mackensen den rechten russischen Flügel. Der schon genannte General v. Morgen drängte ihn auf Warschau, während das Heer Mackensen nach Hindenburgschem Plane sich südlich gegen die rechte Flanke der russischen Zentrumsgruppe wendet. Die folgenden Ereignisse führen zur Wiedereinnahme von Lodz (6. Dezember) und zu dem langen Stellungskampfe an der Bzura und Pilica. In dieser Zeit eines gewissen Stillstandes in Russisch-Polen hat das Feldherrngenie Hindenburgs wiederum Gelegenheit, sich glänzend zu betätigen. Als „Oberbefehlshaber sämtlicher Streitkräfte im Osten" hatte Hindenburg, als er nach dem Siege über die Njemen-Armee zu der ersten Offensive in Russisch-Polen schritt, das Heer Below in Ostpreußen zurückgelassen. Auf Veranlassung des Generaloberſten (seit 28. November 1914 Generalfeldmarschall) waren die drei großen Straßenzüge Kowno—Gumbinnen—Insterburg, Bjelostok—Lyck—Lötzen, Warschau—Mlawa—Allenstein durch feste Verteidigungsstellungen gesperrt, welche die Landengen der masurischen Seen, die Angerapp- und Insterlinie, weiter bis Tilsit nördlich und die Linie Lautenburg—Soldau—Neidenburg südwestlich der Seen schlossen. Die Reserve-, Landwehr- und Landsturmformationen des Heeres Below hatten die Angriffe der zehnten russischen Armee (acht bis neun Armeekorps) unter General Sievers monatelang abzuwehren. Mit diesem Gegner wollte unser Held abrechnen, als die Kämpfe in Russisch-Polen stehende geworden waren. Er fand die Russen Anfang Februar in Stellungen vom Njemen östlich Tilsit bis Johannesburg und am Pissek den Deutschen gegenüber. Die 160 Kilometer lange Stellung war von 220000 Russen besetzt. Der deutsche Feldherr verfügte infolge eingetroffener Verstärkungen (neu ausgebildete Truppen) über 250000 Mann, von denen drei Korps unter Generaloberst v. Eichhorn nördlich des Pregel standen. Südlich desselben stand die Armee Below, an welche westlich des Johannesburger Forstes das Korps Falk anschloß, neben welchem noch süd-

Digitized by Google

licher das Reservekorps Litzmann stand, das seinerseits gegen etwaige Bedrohung von Lomza her durch ein Seitendetachement geschützt wurde. Wir sahen in der Schlacht von Angerburg, wie der Generalfeldmarschall die Landwehrdivision Morgen bei Lyck ähnlich und mit großem Nutzen als Flügelschutz verwendete. Hindenburgs großzügiger Plan war Umfassung der feindlichen Flanken, ungeachtet der frontalen Ausdehnung. Hierbei sollte der eigne rechte Flügel den Feind in dem Wald- und Sumpfgelände von Lyck—Augustowo zusammendrängen, die deutsche Mitte hatte sich zunächst zurückzuhalten, der linke Flügel gegen den russischen rechten umfassend einzuschwenken. So geschah's!

Am 7. Februar warf der rechte deutsche Flügel die Russen über den Pissek und stieß am 9. gegen Lyck vor.

Der linke Flügel (Eichhorn) schwenkte aus der Linie Insterburg—Tilsit nach Südost. Ueber den Schoreller Forst und die Czecupze wurden die Russen am 8. und 9. zum Teil auf Kowno, zum Teil südöstlich auf Mariampol geworfen.

Die Armee Below schloß sich dem Vordringen der Armee Eichhorn an und drängte gleichfalls in südöstlicher Richtung die Russen auf Kalwarja.

Vorbereitete russische Aufnahmestellungen und Gunst des Geländes, namentlich in der Gegend von Lyck, führten zu den erbitterten Kämpfen der folgenden Tage. Am 11. erreichte der linke Flügel (Eichhorn) die nördlichste der früher genannten Straßen Gumbinnen—Kowno an fünf Stellen, am 12. besetzte er Kalwarja und Mariampol. Am 10. und 11. kam der rechte Flügel (Litzmann) über Grajewo hinaus. Die vor der Mitte (Below) zurückgehenden Russen hatten nur noch die Straße über Sejny zur Verfügung, auf der sie am 12. bis westlich Suwalki kamen. Am 13. und 14. war die Umgehung von Nord und Süd mit Besetzung aller nach Osten führenden Straßen beendet. Bei Lyck hielten sibirische Truppen bis zum 14. Februar aus. Dem Schlußkampfe wohnte der Deutsche Kaiser bei. Ein vom Bobr her mit frischen russischen Kräften unternommener Vorstoß wurde von dem früher erwähnten rechten Seitendetachement bei Kolno südlich Bialla abgewiesen. Das Endergebnis waren 110000 Gefangene, 300 Geschütze, 200 Maschinengewehre, unermeßliches Kriegsmaterial, von dem bei eingetretenem Tauwetter vieles stecken geblieben war. Die Trümmer der X. russischen Armee flüchteten von Lyck in den Wald von Augustowo, wo sie am 15. Februar eingeschlossen wurden.

„Das war Hindenburgs Werk, und Gott war mit ihm," schließt Hans Niemann seine „Winterschlacht in Masuren". „Zum dritten Male hatte unser Hindenburg eine russische Armee vernichtet."

Eine anderweitige Heereseinteilung und Neuregelung der Kommandoverhältnisse, nach welcher Generalfeldmarschall v. Hindenburg den linken nördlichsten Flügel behielt, die Ereignisse in Galizien, die große Offensive über Weichsel und Bug, der Feldzug gegen Serbien, haben die Person Hindenburgs vorübergehend etwas in den Hintergrund treten lassen. Der Generalfeldmarschall — dessen unterstellte Truppen bis an die Düna vorgerückt sind — aber ist als Held von Tannenberg und der masurischen Seen, als Befreier Ostpreußens

Digitized by Google

von russischer Ueberschwemmung, der Dankbarkeit des deutschen Volkes schon jetzt für immer sicher. Gerade seiner ruhmreichen Vergangenheit wegen ist er mit dem östlichen Kriegsschauplatze des Weltkrieges so verwachsen, daß man sich ihn anderswo kaum tätig vorstellen kann.

Der verstorbene Feldmarschall Graf v. Moltke bezeichnete einmal den Anmarsch räumlich getrennter Heeresteile zum Handeln für gemeinsamen Zweck und ihre Vereinigung auf dem Schlachtfelde, im Gegensatze zur Versammlung vor der Schlacht, als die größte Leistung des Feldherrn. Der gleichfalls verstorbene General der Infanterie v. Schlichting schrieb einmal: „Das Anwachsen der Heere eines Staates ist ein sehr problematisches Geschenk für einen Feldherrn, wenn er die Gesetze ihrer Bewegung nicht kennt oder sie nicht durchzuführen versteht." Weil Feldmarschall v. Hindenburg diese Gesetze nicht nur kennt, sondern sie durchzuführen versteht, deshalb ist ihm jene erfolgreiche Vereinigung seiner Korps auf dem Schlachtfelde so glänzend gelungen! v. G.

Politische und unpolitische Erinnerungen aus Rumänien

Im Jahre 18.. führte mich eine Reise nach Südrußland und dem Kaukasus durch Rumänien.

Herrn Louis Basset, dem Geheimsekretär des Königs, verdankte ich die Anregung, hier einen längeren Aufenthalt, als vorgesehen, zu nehmen. Ich habe es niemals zu bereuen gehabt. Meine Erinnerungen an die herrlichen rumänischen Karpathen, die ich zu jeder Jahreszeit seitdem besuchte, an die braven und ehrlichen Bauern und die feingebildete, liebenswürdige und geistreiche rumänische Gesellschaft, an das glänzende, pflichttreue und patriotische Offizierkorps zählen zu den schönsten meines Lebens.

Mr. Louis Basset, ein französischer Schweizer, der in hohem Maße die geschäftliche Klugheit und die sympathischen Umgangsformen seiner Landsleute vom Genfer und Neuenburger See besaß, war die rechte Hand des Königs Carol in allen geschäftlichen Fragen und auch in manchen andern ein treuer, loyaler Berater.

Seiner unermüdlichen und ehrlichen Mitarbeit, die sich immer fern von gewagten Spekulationen hielt, verdankte der König das Emporblühen seines eignen bedeutenden Hausvermögens, das fast ausschließlich in rumänischen Werten angelegt war. Den Grundstock hierzu bildeten die zukunftsreichen rumänischen Eisenbahnaktien — besonders der Orientbahn —, die ja bekanntlich ursprünglich zum Ruin ihrer ersten Gründer — in erster Linie Strousbergs — geführt hatten.

Digitized by Google

Die Orientierung, welche mir Herr Basset über Rumäniens Land und Leute gegeben, wurde sehr bald vertieft durch die für mich hochinteressanten Unterhaltungen mit unserm damaligen Gesandten, dem späteren Reichskanzler und Fürsten v. Bülow.

Bülows Tätigkeit in Rumänien, seine so außerordentlich chevalereske und im besten Sinne des Wortes vornehme Persönlichkeit, seine so überaus liebenswürdigen und gewinnenden Umgangsformen, sein klarer politischer Blick, verbunden mit einem energischen Willen zur Durchführung seiner Ideen, ohne jede verletzende Schärfe in den gewählten Mitteln, und endlich nicht zum wenigsten seine umfassende Bildung, sein vielseitiges Interesse allem und jedem gegenüber, seine glänzende Rednergabe sind dort, wie in Rom und in Deutschland, unvergessen geblieben. Er stand mit diesen Eigenschaften in einem gewissen Gegensatze zu einem späteren Gesandten — Kiderlen-Wächter, der bei allem Mutterwitz und geistigen Fähigkeiten doch durch einzelne persönliche Schwächen, wenig konziliante Umgangsformen und launenhafte Zickzacksprünge gesellschaftlicher und politischer Natur unter Deutschen wie Rumänen sich nicht vieler Verehrer zu erfreuen hatte.

Ein Ehrenmann von echtem Schrot und Korn, von außerordentlich taktvollem, zuvorkommendem Wesen, hochgebildet und von schärfster Auffassungsgabe, vermochte sein Nachfolger — Rosen —, unterstützt von seiner überaus feinsinnigen, geistig hochstehenden und musikalischen Gattin, manches ganz oder halb verlorene Terrain zurückzugewinnen; leicht ist es gewiß nicht geworden, dafür waren die Einflüsse der Tripelentente zu stark und auch ein guter Teil der Bojaren allzusehr französiert worden. Man kann wohl behaupten, daß dieser übermäßige Einfluß in mancher Beziehung der allzu bequemen und luxuriösen Verbindung durch die Orientexpreßbahn zuzuschreiben ist.

Der reiche Rumäne oder die Rumänin setzt sich heute in den eleganten Schlafwagen, um zwei Tage später in Paris zu erwachen — man läßt sich nicht die Zeit, in Wien oder München auszusteigen. In Wien soll ja das Leben langweilig sein, man schließt um 7 Uhr die Läden und um 10 die Häuser, in München gibt es nur Maler — glaubt der Rumäne —, was interessiert das? Man will Toiletten kaufen und sich amüsieren — koste es, was es wolle —, das alles findet man in Paris, und gar viele Rumänen und Rumäninnen, besonders in jüngeren Jahren, betrachten Paris als den rechten und einzigen Tummelplatz für ihre mehr oder weniger oberflächlichen Bestrebungen und Genüsse.

Natürlich gibt es auch unzählige junge Leute — Herren wie Damen —, besonders aus den mittleren Klassen, welche aus höheren, rein geistigen Interessen Paris als einen Mittelpunkt der Kunst und Wissenschaft aufsuchen. Hierzu gehören in erster Linie gar viele Mediziner, Juristen, Chemiker, Maler, Bildhauer, Musiker und Schauspieler beiderlei Geschlechts.

Die Rumänin, ganz ähnlich wie ihre nächstverwandten Schwestern, die Russin und die griechische Levantinerin, ist vielfach außerordentlich musikalisch

Digitized by Google

und sprachlich begabt und literarisch — wenigstens in der belletristischen und Tagesliteratur — sehr gebildet.

Aber auch ihre Vorliebe wendet sich — wie selbstverständlich in der Toilettenfrage — auch literarisch meist den französischen Erzeugnissen zu.

Nur einem Erzeugnis des eignen Landes gibt sie den Vorzug vor allen Produkten — wenigstens den eßbaren der Welt — dem Konfekt und den Näschereien von Capcsa, dem berühmten Hofkonditor der Calea Vittorei. Was Wunder, daß die in ihrer Jugend bildhübschen, schlanken Damen im reiferen Alter an Weisheit wie an Körperfülle bedenklich zunehmen. Das behagliche Wohlleben mit seinen fetten Speisen, der Mangel an jeder vernünftigen Bewegung — und wie gesagt, die ewigen Näschereien beginnen sich zu rächen.

Sportsdamen gibt es leider wenige in Rumänien, wenn auch die Königin Marie mit trefflichem Beispiel und eisernem Training vorangeht und sich durch ihre Willensstärke und ihr Leben in der freien Natur ihre Jugendfrische, körperliche Leistungsfähigkeit und Schönheit bewahrt hat.

Wie in ihrem eignen Heim — das sie bis ins kleinste Detail selbst in künstlerischer Vollendung geschaffen — in Cotroceni als Märchenprinzessin oder eine neue Kaiserin des Morgenlandes, so kann der Rumäne auch seine Königin bewundern, wie sie auf ungezügeltem Rosse über die weiten Brachfelder stürmt oder im Schlitten die vereisten Hänge der Karpathen hinuntersaust.

Eine echte Künstlerin, eine stolze Herrscherin, ein echtes, feinsinniges, fein empfindendes Weib im Körper einer Amazone!

Eine andre, allen Deutschen so wohlbekannte, liebenswürdige Erscheinung hat sich leider nach dem Hinscheiden ihres Gemahls nahezu vollständig aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen — Carmen Sylva, die edle Königin Elisabeth, deren Geist und so überaus sympathische seelische Eigenschaften in ihren zahlreichen phantasievollen und poetischen Schriften eines jeden Herz bereits gewonnen hat, bevor er noch die Schwelle Rumäniens überschritten.

Aber Königin Elisabeth war nicht nur eine hochbegabte, sympathische Schriftstellerin; in ihrer hohen Stellung wußte sie auch ihren Einfluß in intensivster Weise für alle kulturellen Zwecke ihres Landes geltend zu machen.

Die Schulen, das Rote Kreuz, die Krankenanstalten, vor allem aber ihre letzte Fürsorgestiftung, die Blindenanstalten, die „Vatra luminoasa", verdanken ihr außerordentlich viel. Es ist selbstverständlich, daß eine so künstlerische Natur wie Carmen Sylva auch der Heimatkunst und den Landestrachten, die gerade in allen rumänischen Landen überaus geschmackvoll und prächtig sind, ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden mußte.

In diesem Sinne regte sie an, daß auch die vornehmsten Damen in ihrem Heim oder auf Ballfestlichkeiten sich der bäuerlichen Landestracht bedienen sollten, und ging hierbei am Hofe selbst mit bestem Beispiele voran. Unzählige Bilder zeigen die Königin Elisabeth, die damalige Kronprinzessin Marie und ihre Tochter Prinzessin Elisabeth in der malerischen Tracht der rumänischen Bäuerinnen mit den in allen Farben gestickten Hemden, Blusen und langgefransten

Digitized by Google

Schürzen. Dank dieser Fürsorge hat sich daher von allen osteuropäischen Trachten die rumänische am längsten, reinsten und schönsten erhalten. Hand in Hand hiermit ging naturgemäß die Fürsorge für alle andern bäuerlichen, originellen Heimarbeiten, die besonders in Lederarbeiten und Holzschnitzereien teilweise Vorzügliches bieten. Die große rumänische Ausstellung in Bukarest im Jahre 1906 zeugte von dem großen künstlerischen Verständnis der einzelnen Bauern sowohl wie von den enormen Fortschritten der einheimischen Landwirtschaft und Industrie.

Einer der interessantesten Pavillons war vom Kunstgewerbemuseum von Czernowitz errichtet, angefüllt mit bäuerlichen Erzeugnissen von Rumänen der Bukowina. In schmählicher Weise haben die Russen bei ihrer Okkupation dieses einzig dastehende Volksmuseum geplündert und die unersetzlichen Mustersammlungen vieler Jahrhunderte in alle Winde zerstreut.

Vielleicht haben die kräftigen Schläge deutscher und österreichischer Truppen gegen die Russen in Galizien und Wolhynien die Museen und Privatsammlungen Rumäniens auf Jahrzehnte hinaus vor ähnlichen Prüfungen bewahrt!

Die künstlerischen Empfindungen Carmen Sylvas wie besonders auch des Königs selbst finden sich in dessen Lieblingsschöpfung, dem Schloßbesitz von Sinaja, niedergelegt.

Es mag ein poetischer Wunsch Carmen Sylvas für die Wahl des Ortes anregend gewesen sein, die Durchführung des Planes, die vielen gewaltigen Baulichkeiten in ihrem einheitlichen Stile lassen überall König Carol als Schöpfer erkennen, der sich mitten in den unwirtlichen Karpathen ein Paradies geschaffen hat, in welchem er in königlicher Gastlichkeit und doch wieder in abgeklärter Lebensweisheit und Ruhe waltete und regierte.

Dank der liebenswürdigen Vorstellung unsers Gesandten war es mir bereits am ersten Tage vergönnt, die gastliche Schwelle des königlichen Tuskulums zu überschreiten.

Im Dorfe Sinaja liegt ein altes Kloster mit friedlich stillen Wandelgängen und einigen wenigen einfachen Gemächern, in welchen das königliche Ehepaar den Neubau des prächtigen Schlosses in einem Seitentale der Karpathen überwacht hatte.

Ueberraschend baut sich der Königsbau mit seinen Zacken und Türmen, Umbauten und Vorbauten in malerischer Silhouette über einer weiten, stark abfallenden Wiesenmatte auf, vor einem Hintergrunde und umsäumt von himmelanstrebenden dunklen Tannen, die wieder überragt werden von den senkrechten Kalkfelsen der Karpathenhöhen.

Schön ist's hier, in abendlicher Dämmerung die grauen Felsen erglühen zu sehen, schöner noch, wenn die ganze Landschaft in tiefen Schnee gebettet ist, schwere Schneemassen die breiten Tannenzweige bedecken und nur die hochragende Holzarchitektur des Königsschlosses sich wie in Kupfer gestochen aus dieser Phantasie in Weiß erhebt.

Tritt man dann näher, so vermitteln italienische Terrassen und Loggien mit Marmorbildern und Rosenlauben den Uebergang aus der gewaltigen, ur-

Digitized by Google

sprünglichen Karpathennatur, dem Fichtenurwald, zur Kunst und Kultur des feinsinnigen Herrscherpaares. Es war die letzte Schöpfung des verstorbenen Königs.

Früher war Pelischor entstanden, das Schloß, bestimmt für das Kronprinzenpaar, und ein ganzes Dorf im Hintergrunde des Parkes, das, den steigenden Bedürfnissen des Hofhalts wie des Staatswesens entsprechend, sich immer mehr vergrößerte.

Auch mancherlei Ueberraschungen gibt es im Park zu sehen, wie das „Nest der Prinzessin", ein Blockhaus hoch oben in den Wipfeln einiger mächtigen Fichten, an herrlicher Aussichtstelle über einem gähnenden Abgrund erbaut. Ein Zufluchtsort für Naturen, die, fern von Etikette, Zwang und geräuschvollem Leben des Hofes, einmal mit ihren Gedanken und ihrer Phantasie in Ruhe und allein leben möchten.

Hier mögen wohl manche der Studien Carmen Sylvas entstanden sein, die, wie die Peleschmärchen, eine echte deutsche Frauenseele, ein tief empfindendes rheinisches Gemüt in ein rumänisches Gewand kleideten; hier mag auch die geniale Kronprinzessin, die jetzige Königin Marie, manche Anregung für ihre so vielseitigen künstlerischen Leistungen gefunden haben, die sie dann in Cotroceni zur Ausführung brachte.

Der Empfang auf dem Schlosse, das darauffolgende Frühstück vereinigte echt königliche Würde mit der Gastlichkeit des vornehmen, abgeklärten und aufgeklärten Privatmannes, der sich im Kreise seiner Freunde und ihrer Damen Erholung von seiner vielseitigen anstrengenden Tätigkeit sucht.

Der König beherrschte meisterhaft die Unterhaltung der ganzen Tafel und wußte sehr bald auch die Interessen ihm noch fremder Persönlichkeiten zu berühren und durch seine liebenswürdige Fragestellung sowohl das Herz seiner Gäste zu gewinnen, wie das für ihn Wissenswerteste zu ergründen.

An jenem Tage zeigte er sich besonders gnädig gegenüber seinem Flügeladjutanten, dem Obersten Candiano Popescu, den er als Helden beim Sturm der Grivitzaredoute vor Plewna feierte — war doch Candiano als erster in die türkischen Gräben eingedrungen, um das Rumänenbanner aufzupflanzen.

Nach Tische, beim Einnehmen des Kaffees in der Halle, hatte der König die Gnade, mich zur Teilnahme an den Königsmanövern in seinem Gefolge einzuladen.

Er machte dann selbst noch die Honneurs und zeigte uns einige interessante Kunstwerke, wie historische Waffen und das Gemälde von jener Szene beim Rückzuge aus der verlorenen Schlacht von Nikopolis, als der Johanniter-großprior von Deutschland, Graf Eitel Fritz von Hohenzollern — nach einigen Nachrichten zusammen mit dem Johanniterkomtur Amadeo VI. von Savoyen —, den Kaiser Sigismund auf einer Ordensgaleere rettete.

Die beiden Ritter sollen dann in echter Ordenstreue und Loyalität den Kaiser durch alle Gefahren hindurch, die ihnen von türkischen Korsaren im Schwarzen Meere, der Aegäis und der Adria drohten, glücklich über Rhodus und Venedig wieder in die Heimat gebracht haben.

Digitized by Google

Mit stolzer Freude sprach der König bei der Erwähnung dieser Schlacht und der Tat seines Ahnen von deutscher Mannentreue, der Hohenzollerntreue zu Kaiser und Reich. Auch des Savoyers Ordenstreue war ein Zeichen echten Edelsinns. Zur ewigen Erinnerung für seine Nachkommen an seine Loyalität nahm er das Wappen seines Ordens als das eigne an, das heute noch als Wappen Savoyens und Italiens gilt, das weiße Balkenkreuz auf rotem Felde — darf es heute noch als das Zeichen der Treue gelten?

Auf Befehl des Königs setzte Candiano die Führung bei der Besichtigung des Schlosses fort und erwies sich als trefflicher Mentor.

Im Schlafzimmer des Königs rief er mit Emphase: „Voilà le lit nuptial de Leurs Majestés, je meurs pour mon roi!" Auf diese etwas auffallende Bemerkung erklärte mir nachher ein vornehmer Rumäne aus der Umgebung des Königs:

„Ja, mit Candiano, das ist so eine eigne Sache. Er hat einmal Rumänien zur Republik machen wollen und sich selbst zum Präsidenten. In Pitesti gab's dann einen kleinen Aufstand. Ein Bataillon Jäger rückte dagegen aus. Als es auf dem Marktplatz angelangt war, ging ihm Candiano allein entgegen, von seinen Anhängern sah man niemand wieder.

Man wollte ihn gefangen setzen oder gar füsilieren.

Der König machte ihn aber zu seinem Flügeladjutanten.

Jetzt ist er begeisterter Royalist.

Aus Ueberzeugung oder weil er sich's einredet."

Nicht immer herrschte eine so freudige Stimmung an der königlichen Tafel wie an jenem Vorabend vor den großen Manövern. Habe ich doch den König wiederholt schwer erkrankt wiedergesehen, wenn er auch seine Gäste nichts merken lassen wollte und direkt unwillig werden konnte, wenn die Königin in einer fast mütterlichen Zärtlichkeit und Sorge ihm allzuviel Schonung empfahl. Oder in politischen Krisen, wenn seine Stirn umdüstert war von den gehässigen Angriffen einer verächtlichen, jeder Autorität hohnsprechenden Presse, die nicht einmal vor der ehrwürdigen Persönlichkeit König Carols, des Patriarchen unter den europäischen Fürsten, haltmachte!

Einmal hatten ihn die Aerzte auf Milchdiät gesetzt. Gott sei Dank, wie sich nach sechs Wochen herausstellte, überflüssigerweise, denn das vermutete schwere Magen- oder Leberleiden existierte tatsächlich damals nicht. Der König befand sich aber ganz wohl bei seiner frugalen Beköstigung und war ebenso lebhaft wie sonst in der Unterhaltung. Die Gäste, die er in diese zog, waren außerstande zu essen. Und ich war gerade sehr hungrig von einer weiten Gebirgspartie zurückgekehrt. Nach Tisch erbarmte die Königin sich meiner, befahl mich in ihr Boudoir zu Tee und Gebäck und erzählte mir von ihren Lebenserinnerungen und ihrer rheinischen Heimat.

Zur Erinnerung schrieb sie mir auf ihr Porträt mit ihrer energischen Handschrift: „Die Seele soll sein wie ein Fenster, das die Sonne hineinläßt und den Wind und Frost abhält. Carmen Sylva. Sinaja, den 28. September 1906."

Digitized by Google

Die Königsmanöver gaben mir Gelegenheit, eine Reihe von Persönlichkeiten kennen zu lernen, die zum Teil später eine große politische Rolle zu spielen berufen waren. So vor allem den schweigsamen, gedankenvollen Obersten Brusati, den italienischen Militärattaché — einen der Helden von Adua —, später Generaladjutant und vielleicht einzigen Freund des Königs Viktor Emanuel. Es heißt, er habe seinem König dringend von dem Isonzoabenteuer abgeraten. Ob es wahr ist, wer weiß es? Wahrscheinlich ist es, denn der so außerordentlich kluge und militärisch hochgebildete Brusati wird über die Aussichtslosigkeit des hinterlistigen Ueberfalls nicht einen Augenblick im Zweifel gewesen sein.

Daß der persönlich überaus rechtschaffene, gerade und ehrliche General, ebenso wie sein im Privatleben unantastbarer und im politischen Leben sonst sehr klug und unparteiisch handelnder König, über die Illoyalität des ganzen Vertrags- und Vertrauensbruchs nicht einen Augenblick im Zweifel sein konnte, muß ebenso ohne weiteres angenommen werden.

Brusati geistig und an militärischem Talent nahestehend, wenn auch eine ganz andre Natur, war der russische Stabskapitän Baron Taube — dem man die erste Anknüpfung der russischen Intrigen neuerer Zeit in den Balkanländern zuschreibt.

Er hat meines Wissens später eine sibirische Schützendivision kommandiert und ist am Yalu tapfer kämpfend gefallen.

Sein bester Freund war der französische Militärattaché Comte de Villeneuve-Bargemont, ein eleganter, sehr liebenswürdiger Kavallerieoffizier aus alter royalistischer Familie. Ueber seine weiteren Schicksale ist mir nichts bekannt. Wahrscheinlich wird er in seiner militärischen Karriere dem französischen politischen Radikalismus später zum Opfer gefallen sein.

Der englische Militärattaché Kapitain Douglas-Dawson war natürlich Sportsmann und ist nachher Stallmeister König Eduards geworden.

Wie wohl einer seiner Nachfolger in Wien und Bukarest, der hervorragend tüchtige und militärisch gebildete Herzog von Teck — Bruder der Königin von England —, wird auch er kaum ein sonderliches Vertrauen zur Besiegung der Mittelmächte durch die englischen Söldnerheere gehabt haben.

Als Generalstäbler war wahrscheinlich der Deutsche — Major Müller — auch auf vielen andern Gebieten ein äußerst gebildeter und amüsanter Herr — wohl der tüchtigste unter seinen Kollegen und schien eine große Zukunft vor sich zu haben. Seinem Vaterlande und seinen Freunden ist er leider nur allzufrüh verstorben, vielleicht hätte man ihn sonst unter den heutigen Armeeführern wiedergefunden.

Unter den Gesandten war nach Bülow der ungarische Magnat Graf Szécsen de Temerin die markanteste Erscheinung, der denn auch später auf zwei Botschafterposten seinem Vaterlande die hervorragendsten Dienste leisten und die sprichwörtliche Energie, Liebenswürdigkeit und Gastlichkeit der Ungarn repräsentieren konnte.

*

Digitized by Google

An einem schönen Herbstmorgen fuhr der königliche Extrazug ins Manöverterrain.

Unterwegs wurde angehalten, weil der König eine Dorobanzen-Division auf dem Marsche inspizieren wollte. Diese Dorobanzen waren damals noch eine Art Landsturminfanterietruppe, welche allsonntäglich zu kurzen Uebungen einberufen wurde — ebenso wie bei der Kavallerie die Kalaraschen.

Diese Organisation lehnte sich an die österreichische der Landwehr bzw. die Honved der Ungarn an.

Heute ist die Ausbildung für die ganze Armee die gleiche geworden.

Die Dorobanzen machten einen ganz vorzüglichen Eindruck, und es schien fraglos, daß das abgehärtete und anspruchslose Menschenmaterial, in welchem sich vielfach ein gewisser Zigeunertyp zeigte, außerordentlich zäh in der Ertragung von Anstrengungen und Beschwerden der Witterung wie auch genügsam und bescheiden in der Ernährung sein müsse.

Die Manöver waren in ihrer Anlage sehr geistreich und geschickt durchgeführt. Als ihr Leiter wurde uns der noch sehr jugendliche Major im Generalstabe Jacques Lahovary genannt. Ich lernte später — als er wiederholt den Posten des Kriegsministers bekleidete — seine ganz hervorragende militärische und politische Einsicht und Begabung schätzen. Sein außerordentlicher Scharfsinn, verbunden mit eifrigem Studium auf allen Gebieten des militärischen Wissens, vorzügliche Belesenheit in der militärischen Literatur Europas, treffliche Kenntnis der Kriegsgeschichte und hervorragende Rednergabe befähigten ihn zur Stellung des Kriegsministers wie zum Leiter der Konservativen Partei, wenngleich er bei seinem energischen, etwas cholerischen und selbstherrlichen Temperament auch hier und da auf heftigen Widerstand stieß.

Schwierigkeiten, welche sogar einmal zum Duell führten, in welchem der tapfere General von einem jungen Offizier schwer verwundet wurde.

War der alte Herr doch bei dieser Gelegenheit ebenso schneidig und brav vorgegangen wie der chevalereske, allen Rheinländern unvergeßliche Feldmarschall Freiherr v. Loë bei der bekannten Salamanka-Affäre!

Die Rolle der „politischen" Generale mag uns militärisch anders erzogenen Deutschen recht bedenklich erscheinen. Die Verbindung des Politikers mit dem Militär hat aber in Rumänien wie in der Türkei ihre zweifellos sehr guten Seiten gehabt. Im Gegensatze zu Frankreich, Italien und Griechenland.

In Frankreich und Italien, zum Teil auch in England, spielt das Offizierkorps gar keine politische Rolle.

Die politische Macht liegt in den Händen weniger zunftmäßiger Politiker — zumeist Advokaten und „politischer Geschäftemacher", jedenfalls aber Parlamentarier oder Senatoren.

Militärisches oder gar seemännisches Verständnis haben diese Herren sehr wenig — man denke nur an die Taten mancher französischer und englischer Kriegs- und Marineminister — wie Pelletan oder Churchill.

Digitized by Google

Dafür mißbrauchen aber diese Politiker vielfach ihren persönlichen Einfluß zu Intrigen und einer Nepoten- und Parteiwirtschaft, welche das Offizierkorps zersetzen müssen.

Die militärische Unfähigkeit dieser Politiker läßt sie sowohl die Kriegsvorbereitungen wie die Kriegsziele und Operationen in ganz dilettantischer Weise beeinflussen, welche Oberflächlichkeit sogar die eignen Landsleute Churchill und andern vorgeworfen haben.

Nur der Mangel eines Poincaré, Salandra, Sonnino und zuletzt eines Venizelos an jedem militärischen Verständnis lassen die Kopflosigkeit begreifen, mit welcher sich diese Politiker in politisch-militärische Abenteuer stürzten, deren Zweck- und Aussichtslosigkeit drei Viertel ihrer Generalität, Generalstäbe und Offizierkorps zweifellos erkannten. In Frankreich und Italien wagte die Armee nicht Einspruch zu erheben — vielleicht hatten auch einige Führer eine letzte, wie sich erwiesen, unberechtigte Hoffnung auf ihre Alliierten gesetzt, in Griechenland und Rumänien unterstützte dagegen der Generalstab die einsichtsvollen Könige und bewahrte dadurch jedenfalls ihre Länder vor schweren Prüfungen.

In Rumänien hat fast jeder Politiker ein recht bedeutendes militärisches Verständnis — es gibt zwar einige unrühmliche Ausnahmen, wie den demagogischen Advokaten Take Jonescu und den Leiter des Hetzblattes „Adeverul", Konstantin Mille —, und alle diese Politiker sind sich vollständig darüber klar, daß bei der geographischen Lage Rumäniens dessen Platz nur an der Seite der Mittelmächte sein kann.

Während nämlich voraussichtlich eine rumänische Offensive bereits in den während des jetzigen Krieges stark befestigten Karpathenpässen wie die italienische in den Alpen scheitern oder zum mindesten im Berglande Siebenbürgens endigen würde, trifft eine Offensive der österreichisch-ungarischen Truppen, in deren Hand die Kämme der Karpathen sind, welche, ähnlich wie die Vogesen im Elsaß, nach Rumänien hin steil und kurz abfallen, sofort auf ebenes, schwer zu verteidigendes Gelände und nach kaum 200 Kilometer in das Herz des Landes, auf Bukarest.

Nahezu alle für die Mobilmachung, die Operationen und die Verpflegung in Betracht kommenden Bahnen laufen parallel zu den Karpathen und der ungarischen Grenze und können von dort aus in verhältnismäßig leichtem senkrechten Stoße unterbrochen werden.

An eine Munitionsergänzung könnte nach Ausbruch des Krieges überhaupt nicht mehr gedacht werden. Bei einem Fortschreiten unsrer Offensive in Wolhynien muß dagegen auch Beßarabien von den Russen geräumt werden, und Rumänien ist in der Lage, ohne Schwertstreich oder nur mit geringer Mühe Beßarabien zu besetzen, das ihm so schmählich und undankbar 1878 von den Russen geraubt wurde.

Diese rein militärischen Verhältnisse erklären die Politik Rumäniens, dessen Politiker vorzügliches militärisches Verständnis und dessen ausgezeichnete, weitsichtige Generale genügend politischen Einfluß besitzen, um ihre Ansichten zur

Digitized by Google

Geltung zu bringen, die kraftvolle Regierung des Königs zu unterstützen und die den einsichtigen Liberalen wie Bratianu und den Konservativen wie Carp, Majorescu und Marghiloman gemeinsame „Neutralitätspolitik bis zum rechten Augenblick" zu fördern.

Die Russen haben natürlich begriffen, daß dieser „rechte Augenblick" den Einmarsch der rumänischen Armee in Beßarabien bedeutet, um ihre unter der russischen Knute seufzenden Brüder zu befreien, und suchen ihn durch erbitterten Widerstand an der Styr- und Serethfront zu verhindern oder wenigstens zu verzögern.

Lange wird es aber wohl nicht mehr dauern, bis auch Rowno gefallen und die beßarabische Front überflügelt ist. Dann werden wir wohl mehr von Rumänien hören, das gerüstet und gewaffnet ist und auf die von König Carol und König Ferdinand organisierte und ausgebildete Armee mit gutem Grunde vertrauen kann.

(Schluß folgt)

Der Zusammenbruch Serbiens und das gescheiterte Balkanexperiment der Ententemächte

Von einem österreichisch-ungarischen Diplomaten a. D.

Seit dem Mißlingen des letzten, in der Champagne und in Flandern angesetzten großen Offensivstoßes der Franzosen und Engländer läßt sich an den beiden weit ins Feindesland hineingeschobenen Fronten im Westen wie im Osten ein relativer Stillstand beobachten. Im Süden zerschellen die unausgesetzten Anstürme der Italiener im Isonzogebiet und an der kärntnerisch-tirolischen Grenze unter unerhörten Verlusten des Angreifers vor den mit bewundernswürdiger Zähigkeit festgehaltenen Verteidigungsstellungen eines Teiles der österreichisch-ungarischen Streitkräfte. Während auch die Türken ihre seit Monaten behauptete Position am Eingang der Dardanellen den allmählich abflauenden Angriffen des anglo-französischen Expeditionskorps gegenüber fester denn je in Händen behalten, herrscht im gegenwärtigen Abschnitt des Weltkrieges die lebhafteste Bewegung auf der Balkanhalbinsel. Dort, d. i. in Serbien und in den westlich angrenzenden Gebieten, entwickelten sich nämlich die politischen und militärischen Ereignisse in ungeahnt rascher Weise und gewannen eine immer größer werdende Bedeutung.

Weder der tapfere Widerstand des Serbenheeres noch auch die infolge des frühzeitigen Wintereinbruchs bis aufs äußerste gesteigerte Unwegsamkeit des Landes vermochten die deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräfte, nach glücklicher Bewältigung des mächtigen Save-Donau-Stromhindernisses, in ihrem weiteren Siegeszuge aufzuhalten. An diesem hatten auch die alsbald von Osten her vordringenden bulgarischen Armeen hervorragenden, rühmlichsten Anteil, und so

Digitized by Google

ist, dank dem unübertrefflichen Zusammenwirken der dem Oberbefehl des Generalfeldmarschalls v. Mackensen unterstellten Heereskörper, in der kurzen Frist von wenigen Wochen der ganze Umfang des Königreichs Serbien, bis auf unbedeutende Grenzgebiete, und darüber hinaus auch schon ein Teil von Montenegro vom Feind gesäubert worden. Mit dem landflüchtigen König Peter und seiner Regierung sehen die spärlichen Reste der zersprengten serbischen Armee sich gezwungen, jenseits der Steinwüsten des albanisch-montenegrinischen Hochgebirges Zuflucht zu suchen, und nur Trümmer dieses vor kurzem noch so siegesbewußten Heeres sind es, die in aufgelösten Verbänden, nach ungeheuren Verlusten an Toten, Verwundeten und Gefangenen wie an Kriegsmaterial aller Art, in jammervoller Verfassung und der Möglichkeit beraubt, ohne fremde Hilfe sich zu retablieren, den nachdrängenden Verfolgern vorläufig entkamen.

Diese in der Geschichte kaum je übertroffene Katastrophe hat aber nicht Serbien allein ereilt, sie berührt auch das Ansehen seiner Alliierten in empfindlichster Weise, ihre gewichtigen Folgen für die weitere Kriegführung im allgemeinen wie ihr Einfluß auf den Gang der Politik werden voraussichtlich bald deutlich erkennbar werden.

Für den in seinen alten Tagen heimatlos gewordenen König Peter und seine schuldbeladene Regierung aber kommt das Wahrwort zur Geltung: die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Bei allem Mitleid, welches das irregeleitete und jetzt in so schweres Unglück gestürzte serbische Volk gewiß verdient, steht doch fest, daß dieses Unglück die harte, aber gerechte Sühne für die von seinen Machthabern verübten Frevel darstellt. Jahre hindurch gehäufte Schuld belastet die Belgrader Regierung; verleitet durch auswärtige Einflüsterungen und im blinden Vertrauen auf Zusagen, die sie als gesicherte Rückendeckung bewertete, verlor diese Regierung mehr und mehr den Wirklichkeitssinn, der dem phantasievollen Südslawen im allgemeinen freilich nicht sehr zu eigen ist, sie überschätzte in maßloser Weise die dem kleinen Land zur Verfügung stehenden moralischen und materiellen Mittel und verstieg sich zu einem geradezu als pathologisch zu bezeichnenden Größenwahn. In dieser ungesunden Geistesverfassung hatten die Belgrader Machthaber sich vermessen, durch revolutionäre Anstiftungen aller Art die Nachbarmonarchie jahrelang in unerhörter Weise frech herauszufordern, bis endlich das unter Vorwissen und mit Vorschubleistung serbischer Amtspersonen verübte scheußliche Verbrechen von Serajewo und die dieser Schandtat gegenüber seitens der serbischen Regierung eingenommene, nicht anders als zynisch zu bezeichnende Haltung die Geduld selbst einer so durchaus friedliebenden Macht wie Oesterreich-Ungarn erschöpfen mußte.

Innerhalb der kurzen, aber so schicksalsschweren Frist von zwölf Tagen, vom 23. Juli 1914, dem Datum des österreichisch-ungarischen Ultimatums an Serbien, bis zum 4. August, wo England dem Deutschen Reich den Krieg erklärte, überstürzten sich die Ereignisse in verwirrender Plötzlichkeit und führten zu dem unheilvollen Ergebnis, daß an der nur allzu gerechtfertigten Forderung, welche die Monarchie den Machthabern in Belgrad zu stellen bemüßigt war, und

Digitized by Google

— wie es das unparteiischste Urteil der Geschichte jener Zeit mit unwiderleglicher Gewißheit immer klarer bezeugen wird — ohne jedes Verschulden der Zentralmächte der nun schon seit bald anderthalb Jahren wütende Weltbrand sich entzündete.

Unter dem Eindruck des über Serbien hereingebrochenen Strafgerichts, des Schwindens aller Illusionen über die Wirksamkeit der sei es überhaupt nicht, sei es mit unzulänglichen Mitteln ins Werk gesetzten Hilfeleistung von seiten des Vierverbandes, mag jetzt wohl bei so manchem unsrer haßerfülltesten Gegner im Lande jenseits der Save und Donau die Erkenntnis aufdämmern, daß Serbien einen falschen Weg gegangen ist. In der Tat, um wie viel besser wäre Serbien gefahren, wenn seine leitenden Männer, anstatt haltlosen Phantomen nachzujagen und das Land als Werkzeug fremder Interessen mißbrauchen zu lassen, die altbewährten freundnachbarlichen Beziehungen zur Monarchie aufrechterhalten hätten. Diese Beziehungen reichen bis in die Zeit zurück, wo mit ihrem aus Ipek nach Karlowitz unter den Schutz Kaiser Leopolds flüchtenden Patriarchen so viele Tausende von Serben in Südungarn gastliche Aufnahme gefunden haben; die Majorität der Angehörigen des serbischen Volksstammes gehört zu den vollberechtigten Staatsbürgern der Monarchie; diese als den Erbfeind des Serbentums hinzustellen ist Verleumdung und Widersinn. Speziell die Tatsache, daß Oesterreich-Ungarn im Verlauf des Berliner Kongresses eine Gebietserweiterung zugunsten Serbiens durchgesetzt sowie daß ein Abgesandter der Monarchie den siegreich ins Land vorrückenden Feind zum Stehen gebracht hat, stechen zu grell von den Errungenschaften der mit dem Belgrader Königsmord eingeleiteten neuen Periode ab, als daß nicht die Erinnerung an vergangene bessere Zeiten gerade in diesen Tagen tiefsten Verfalles im serbischen Volk aufleben und von dem Gefühle reuevollen Bedauerns begleitet sein sollte.

Freilich, solche verspätet angestellte Reflexionen bleiben ohne Einfluß auf die praktische Politik, sie können das einmal ins Rollen gebrachte eherne Rad des Geschickes in seinem Lauf nicht mehr zum Stillstand bringen.

In dem historischen Moment, der auch für die Geschichte der Balkanhalbinsel eine neue Aera einzuleiten scheint, mag ein ganz flüchtiger Rückblick auf die der heutigen Situation vorausgegangene politische Entwicklung von Interesse sein.

Von dem Zeitpunkt ab, wo die einst so gewaltige Macht des Halbmondes mehr und mehr abzubröckeln und zugleich das Streben der christlichen Balkanvölker nach Autonomie stärker hervorzutreten begann, also etwa vom Anfang des vorigen Jahrhunderts ab bis zu dem Ende der absolutistischen Regierung des Sultans Abd-ul-Hamid II., als dieser Herrscher, durch eine Militärrevolte gezwungen, die von ihm verliehene Verfassung wiederherstellen mußte — rund hundert Jahre hindurch —, standen die Verhältnisse in jenem Teil des Kontinents mehr oder weniger ausgesprochen unter der Kontrolle des europäischen Konzertes. Wohl hatte Rußland während dieser Periode unter dem Vorgeben, die christlichen Untertanen der Pforte zu befreien, tatsächlich aber doch nur zum

Digitized by Google

Zwecke seiner eigenen Machterweiterung, wiederholt Feldzüge gegen die Türkei unternommen, aber der Abschluß der dieser Epoche angehörenden internationalen Vereinbarungen — um nur den Meerengenvertrag, dann die Pariser und die Berliner Kongreßakte zu nennen —, brachten immer wieder das Prinzip des europäischen Konzertes zur Geltung. Unter diesem Regime erlangten die Donaufürstentümer und Montenegro die Anerkennung erst ihrer Autonomie, dann ihrer Unabhängigkeit, wurden der bulgarische Staat und die später mit diesem vereinigte privilegierte Provinz Ostrumelien konstituiert, Bosnien und die Herzegowina der österreich-ungarischen Verwaltung unterstellt. Auch die Grenzerweiterung zugunsten Griechenlands wie die Angelegenheit Kretas und die ganze Reformaktion für die restlichen europäischen Provinzen der Türkei wurde im Sinn der Bestimmungen des Berliner Vertrages im gemeinschaftlichen Einvernehmen der Großmächte behandelt. Angesichts der bei dieser Behandlung sich ergebenden Schwierigkeiten, der natürlichen Folge der zwischen den Mitgliedern des hohen Rates bestehenden und von der türkischen Regierung bestens ausgenützten Interessengegensätze, trug die europäische Aktion stets den Stempel der Langsamkeit, oft auch den fast völliger Unfruchtbarkeit, immerhin half sie dazu, daß ein schlimmeres Uebel, nämlich ein offener Zusammenstoß der Großmächte, verhütet wurde. Die Antwort auf die Frage, ob dieses Unglück sich auch dann ereignet hätte, wenn das trotz seinen vielen Dissonanzen dort ausgleichend wirkende europäische Konzert nicht zerfallen wäre, hat höchstens eine rein spekulative Bedeutung, sicher ist nur, daß ein harmonisches Zusammenwirken der Mächte im europäischen Osten selbstverständlich zu Ende kommen mußte, sobald die dem Dreiverband angehörende Gruppe gerade auf der Balkanhalbinsel den Hebel ansetzen zu sollen vermeinte, um dort im Interesse ihrer politischen Sonderzwecke neue Hilfsmannschaften zu gewinnen.

Diese Wendung bereitete sich langsam vor. Während der Zeit, wo Rußland mit Japan um die Vorherrschaft in Ostasien rang, ist auch das Petersburger Kabinett aus naheliegenden Gründen bemüht, das Einvernehmen mit Wien rücksichtlich des europäischen Orients vor jeder Störung zu bewahren. Kaum war aber der Mißerfolg jenes Ringens besiegelt, so nahm die russische Politik ihre alten Traditionen auf der Balkanhalbinsel wieder auf, die nunmehr immer offener dahin zielten, die Macht des türkischen Reiches zu zerstören und an dessen Stelle einen Balkanbund zu setzen, der geeignet schiene, als Werkzeug Rußlands gegen Oesterreich-Ungarn und Deutschland ins Feld geschickt zu werden. Diese Kombination stand in vollem Einklang mit der von König Eduard VII. befolgten Einkreisungspolitik, und in diesem Sinn lautete denn auch das bei der Monarchenbegegnung in Reval vereinbarte Aktionsprogramm. Im ersten Jubel über die Wiederherstellung der Verfassung glaubte die damals am Ruder befindliche jungtürkische Partei, daß die Konstitution wie mit magischer Kraft alle Völkerschaften des Reiches im Osmanentum friedlich einigen werde. Von Reformen unter Mitwirkung der Mächte sollte fortan, da ja alle Staatsbürger gleiche Rechte hätten, nicht mehr die Rede sein. Die Begeisterung war nur zu schnell verflogen,

Digitized by Google

die nüchterne Wirklichkeit trat in ihr Recht. Es zeigte sich, daß eine Politik, welche den Gegnern der Türkei den Vorwand zu schärferem Auftreten gab und gleichzeitig ihre Freunde verstimmte, die gänzliche Vereinsamung der Pforte zur Folge hatte. Geschwächt durch den Krieg mit Italien, dem sich jener mit dem Balkanbund, der ihr den größten Teil des europäischen Besitzes entriß, unmittelbar anreihte, vermochte die Türkei doch überraschend schnell ihre Kräfte zu reorganisieren, um zur Verteidigung ihrer Existenz an der Seite der Mittelmächte und Bulgariens machtvoll mit glänzenden Erfolgen in den Weltkrieg einzugreifen.

Der bekannte österreichische Geschichtsforscher G. Friedjung zitierte in seinem kürzlich über das Thema Mitteleuropa und Bulgarien gehaltenen Vortrag den Ausspruch Bismarcks: „In Kairo bin ich englisch, in Tunis französisch, in Sofia russisch." Dieses Wort erscheint der jetzigen Generation paradox, aber der Wiener Historiker meint mit Recht, der Eiserne Kanzler sei darum nicht kleiner, weil die Zeit selbst über sein Riesenmaß hinausgewachsen ist.

Heute, wo deutsche Truppen ihre siegreichen Fahnen im Verein mit den Verbündeten über alle Gebirge und Täler des Balkans hinüber fast bis ans Gestade des Aegäischen Meeres getragen haben, wo ganz Deutschland der Größe seiner dort ebenso wie in Vorderasien gelegenen Interessen sich bewußt und entschlossen ist, dauernd dafür einzustehen, hat auch der Ausspruch von den gesunden Knochen des pommerschen Grenadiers seine Geltung verloren. Heute zeigt es sich aber auch, wie sehr der schon durch den Grafen Andrássy proklamierte Grundgedanke der österreichisch-ungarischen Balkanpolitik, nämlich das Programm: Der Balkan den Balkanvölkern, sich als richtig erwiesen hat, und daß das Wiener Kabinett nicht nur zum eigenen, sondern zugleich zum evidenten Vorteil seiner Verbündeten gehandelt hat, als es, selbst zur Zeit des berühmten deutsch-russischen Rückversicherungsabkommens, an jenem Programm mit Entschiedenheit festhielt und dem Ansinnen widerstrebte, den Osten der Balkanhalbinsel dem Einfluß Rußlands zu überantworten und dafür im Wege des Austausches den eigenen im Westen sicherzustellen.

Die militärischen Ereignisse der letzten Wochen machen die außerordentliche strategische Bedeutung der Balkanhalbinsel selbst dem Laien verständlich. Und noch überzeugender weisen die verzweifelten Anstrengungen unserer Gegner, sich dieser Position zu bemächtigen, darauf hin.

Erst versuchten sie es, die Meerengen in die Hand zu bekommen. Die russische Schwarze-Meer-Flotte beschränkte sich dabei mehr oder minder auf Demonstrationen gegen den Bosporus, deren erste allerdings insofern entscheidend war, daß sie Anlaß zum Eintritt der Türkei in den Weltkrieg gab. Um so nachdrücklicher gestaltete sich der Ansturm englischer und französischer Land- und Seestreitkräfte zur Bezwingung der Dardanellen. Die Geschichte dieses nun so viele Monate andauernden Ringens, in dessen Verlauf die Angreifer eine geradezu ungeheure Zahl von Schiffen und Landungstruppen an die Front brachten, dabei enorme Verluste an Mannschaften wie an Material erlitten, ohne den heldenmütigen Verteidigern gegenüber nur einen nennenswerten Erfolg zu er-

Digitized by Google

zielen, wird für alle Zeiten ein Ruhmesblatt in der Geschichte der türkischen Armee sowie der in ihren Reihen mitkämpfenden deutschen Offiziere und Abteilungen bleiben. Gegenwärtig steht den Verteidigern dank der Eröffnung des Verkehrswegs nach Mitteleuropa auch ein für alle Fälle vollkommen ausreichender Nachschub von Kriegsmaterial zur Verfügung, an dem sie vordem Mangel hatten; es wäre daher sehr begreiflich, daß die Führer der anglo-französischen Expedition nunmehr, wo die gänzliche Aussichtslosigkeit des Unternehmens feststeht und angesichts der drohenden Gefahr eines völligen Zusammenbruches, ihren Regierungen die Heimberufung der Expedition anempfehlen würden. Den leitenden Staatsmännern wird die Zustimmung hierzu freilich schwerfallen.

Sie wären genötigt, begangene Irrtümer offen zu bekennen, ihre eigenen großsprecherischen Vorausſagungen Lügen zu strafen. Die Stimmung daheim müßte, angesichts der durch alle Künste der offiziellen Presse nicht abzuleugnenden Tatsache, daß die gewaltigen, für das Unternehmen gebrachten Opfer auch nicht den geringsten Erfolg hatten, denn doch recht flau werden. Die größte Bedeutung aber hätte der laute Widerhall, den die Kunde von dem epochalen Sieg der Türkei über die Ententemächte in der ganzen Welt des Islam finden würde. Die Rückwirkung dieser Nachricht auf die Haltung der mohammedanischen Untertanen dieser Mächte, besonders dort, wo sich, wie Aegypten, Indien und anderwärts, schon vorher bedenkliche Symptome der Unbotmäßigkeit gezeigt haben, ist kaum zu überschätzen.

Die Beherrschung der Meerengen äußerte einen ganz hervorragenden Einfluß auf den ganzen bisherigen Verlauf des Weltkriegs. Heute, wo deren Besitz keinen Gegenstand des Zweifels mehr bildet und wo Besorgnisse um ihr Geschick, welche vordem wohl nicht unbegründet waren, vollkommen zerstreut sind, kann ruhig gesagt werden, daß, wäre unsern Gegnern die Eroberung der Dardanellen und des Bosporus gelungen, die militärische und politische Situation in bedenklicher Weise zugunsten der Ententemächte sich verschoben hätte. Der Verkehr durch die Meeresstraßen hätte dem Munitions- und Waffenmangel Rußlands abgeholfen und zum Vorteil seiner Finanzen die Verkaufsmöglichkeit für die in den Schwarze-Meer-Häfen aufgestapelten Getreidemassen geschaffen. Konstantinopel mit seinem Hinterland wäre in Feindeshand geraten, die Türkei, auf ihre asiatischen Provinzen beschränkt, von ihren Verbündeten gänzlich abgeschnitten worden. Daß diese Wendung auf die politische Haltung Bulgariens, Griechenlands und Rumäniens einen tiefgreifenden Einfluß ausgeübt hätte, bedarf keiner Ausführung. Das, was heute auch einen großen Faktor der wirtschaftlichen Stärke des Viererbundes bildet, der Zusammenhang des, wie der Reichskanzler in seiner letzten Rede erwähnte, „von Arras bis nach Mesopotamien reichenden Gebiets, das wirtschaftlich nicht erdrückt werden kann", wäre vereitelt gewesen.

Das militärische Experiment der Entente auf Gallipoli wird seit einigen Wochen von Saloniki aus wiederholt; zwar ist die Inszenierung eine andre, der Mißerfolg aber, wie sich immer deutlicher zeigt, der gleiche. Nicht als Feinde, wie vor den Dardanellenbefestigungen, erschienen die anglo-französischen Ex-

Digitized by Google

peditionstruppen an Bord ihrer Transportschiffe im Haupthafen Neugriechenlands, sondern zu dem Zweck, nach Passierung des schmalen griechischen Küstenstreifens den Serben militärische Hilfe zu bringen. Inwiefern dieses Vorgehen darauf berechnet erschien, die Athener Regierung zu bestimmen, ihrerseits an dem Kriegszug teilzunehmen, und wie es mit der griechischerseits proklamierten Neutralität irgendwie in Einklang zu bringen war, möge unerörtert bleiben. Tatsache ist, daß die geplante Unterstützung aus dem einfachen Grund entfallen mußte, weil angesichts des unerwartet raschen Zusammenbruches der gesamten serbischen Macht der Empfänger, dem die Hilfe zugedacht war, aufgehört hatte zu existieren. Es bleibt abzuwarten, ob die von den Besiegern des serbischen Heeres hart bedrängten und schon bis an die griechische Landesgrenze zurückgeworfenen Truppen der Westmächte versuchen werden, das jedenfalls verunglückte Experiment fortzusetzen, auf die Gefahr hin, auch mit Griechenland in offenen Konflikt zu geraten, oder ob sie es nicht vorziehen, ein Gebiet zu verlassen, dessen Bevölkerung die unliebsamen Gäste lieber heute als morgen loswerden möchte.

Wie dem auch sein mag, schon heute kann gesagt werden, daß das von den Verbandsmächten mit hochtönenden Worten und unter Aufgebot gewaltiger Land- und Seestreitkräfte sowie von Material aller Art eingeleitete Balkanexperiment nach ungeheuren Verlusten an Gut und Blut und einer nicht wieder gutzumachenden Einbuße an politischem Ansehen kläglich mißglückt ist.

Um so glänzender heben sich von diesem Hintergrund die auf dem Balkankriegsschauplatz erzielten Erfolge des Viererbunds ab; sie rechtfertigen, in Verbindung mit der Tatsache, daß auch auf den übrigen Fronten die Gegner überall zurückgedrängt sind, die Zuversicht, es werde beim Abschluß des beispiellosen Weltkrieges die Palme des endgültigen Sieges der gerechten Sache der Mittelmächte und ihren Verbündeten zuteil werden.

Mitte Dezember 1915.

Die Durchsuchung neutraler Schiffe durch englische Behörden

Von

H. Wittmaack

Neutrale Schiffe, welche sich auf der Fahrt zwischen neutralen Häfen, z. B. zwischen einem Hafen der Vereinigten Staaten von Nordamerika und einem skandinavischen Hafen, befinden und einen deutschen Hafen nicht anlaufen, werden von britischen Kriegsschiffen angehalten und nach einem britischen Hafen gebracht. Dort werden sie durchsucht und Lebensmittel, z. B. Schweinefleisch und gewisse andre Waren, die sich unter der Ladung befinden, mit Beschlag belegt und entweder zurückgehalten und für gute Prise erklärt oder den Eigentümern gegen

Digitized by Google

die Uebernahme gewisser Beschränkungen bezüglich der Verwendung der Waren wieder ausgeliefert. Entspricht ein solches Verfahren dem Völkerrecht?

Das Recht ist der gesunde Menschenverstand und nichts als der gesunde Menschenverstand. Diese Regel trifft für das Völkerrecht in einem höheren Grade als für das Privatrecht zu, denn in dem letzteren wird die Wirksamkeit des gesunden Menschenverstands durch positive Bestimmungen in einem größeren Umfange beeinträchtigt als in dem ersteren. Schon hieraus ergibt sich, daß das Verfahren der britischen Regierung mit dem Völkerrecht in Widerspruch stehen muß. Die hier zur Anwendung kommende völkerrechtliche Regel ist einfach die, daß neutrale Schiffe auf einer Fahrt zwischen neutralen Häfen von einer kriegführenden Macht nicht belästigt werden dürfen, auch nicht unter dem Vorwand, daß sie sog. Konterbande führen, denn der Begriff der Konterbande setzt voraus, daß die Waren nach einem Hafen einer kriegführenden Macht bestimmt sind. Diese Regel ist bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts allgemein anerkannt. Erst seitdem ist sie in Frage gestellt. Sehen wir nun, wie sich dieses zugetragen hat.

Früher wurde von den Staaten, die auswärtige Kolonien besaßen, meistens die Politik beobachtet, daß der Handel mit diesen Kolonien ausschließlich den Schiffen des Mutterlandes vorbehalten blieb. Während des Krieges zwischen England und Frankreich im Jahre 1756 war wegen der Uebermacht Englands zur See der Verkehr zwischen Frankreich und seinen Kolonien durch französische Schiffe nicht möglich. Frankreich hob nun jene Regel auf und gestattete den holländischen Schiffen, den Verkehr zwischen ihm und seinen Kolonien zu vermitteln. Die englische Regierung erklärte hierauf, daß sie dieses nicht dulden würde, und die englischen Prisengerichte gaben dieser Erklärung Erfolg. Während des Krieges in Anlaß der französischen Revolution suchte man nun den Wirkungen der englischen Erklärung dadurch zu entgehen, daß nordamerikanische Schiffe den Verkehr zwischen Frankreich und seinen Kolonien in der Weise vermittelten, daß sie inzwischen einen nordamerikanischen Hafen anliefen. Dieses wäre fatal gewesen, wenn nicht der englische Prisenrichter William Scott (Lord Stowell) Rat gewußt hätte. Er erfand die Theorie von der einheitlichen Reise (continuous voyage), indem er entschied, daß, wenn die Waren von Anfang an bestimmt gewesen seien, von dem Mutterlande nach den Kolonien zu gehen oder umgekehrt, dann die Regel aus dem Jahre 1756 Anwendung finde, obgleich die Waren zunächst nach einem neutralen Hafen gegangen und dort vielleicht gelöscht und verzollt seien. Diese englische Theorie stand ohne Zweifel mit dem Völkerrecht nicht in Uebereinstimmung. Gegen sie richtete sich auch die sog. bewaffnete Neutralität aus den achtziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts. Die Sache hatte aber mit der inzwischen eingetretenen Aenderung in den kolonialpolitischen Anschauungen ihre praktische Bedeutung verloren. Indessen, ein großer Gedanke geht nie ganz zugrunde. Die Lehre von der einheitlichen Reise lebte, allerdings in andrer Weise, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika nach langer Zeit wieder auf. Sie wurde, wie der Staatssekretär Bryan sagt, von den nordamerikanischen Gerichtshöfen „not only asserted, but extended".

Digitized by Google

Während des Sezessionskrieges verhängte die Regierung der Vereinigten Staaten eine Blockade über die Küste der Südstaaten. England machte damals mit den Südstaaten ein großes Geschäft. Englische Schiffe brachten, da der Zugang zu den Südstaaten selbst durch die Blockade verhindert war, die Waren nach einem neutralen Hafen, der einem südstaatlichen benachbart war. Dort wurden sie auf Leichter geladen und dann in die Südstaaten eingeschmuggelt. Eine besondere Bedeutung für einen solchen Verkehr erlangte der Ort Nassau auf der englischen Insel New Providence. Dieser Handel war natürlich der nordamerikanischen Regierung sehr ärgerlich, aber sie war nach dem Völkerrecht hiergegen wehrlos. Wegen Blockadebruchs konnte ein Schiff nur angehalten und aufgebracht werden, wenn es nach einem blockierten Hafen bestimmt war. Das war nicht der Fall, wenn das Schiff nach einem neutralen Hafen segelte. Soweit es sich um absolute Konterbande handelte, durfte die englische Regierung, wenn sie ihre Neutralität wahren wollte, nicht gestatten, daß derartige Waren aus ihrem Gebiet in die Häfen einer kriegführenden Macht transportiert wurden. Auf diese völkerrechtliche Regel konnte sich aber die Regierung der Vereinigten Staaten nicht berufen, da sie wenige Jahre vorher, während des Krimkrieges, die Ausfuhr von Kriegsmaterial an die kriegführenden Mächte nicht verhindert, vielmehr den Standpunkt vertreten hatte, daß ein solcher Handel mit der Neutralität vereinbar sei. Außerdem war die Regierung der Vereinigten Staaten natürlich wenig geneigt, dadurch, daß sie einen derartigen Standpunkt einnahm, ihren Staatsangehörigen ein solches einträgliches Geschäft für die Zukunft zu verderben. Bezüglich der übrigen Waren, die nicht zur Kriegskonterbande gehörten, blieb der Regierung der Vereinigten Staaten nichts übrig, als die Bewachung der südstaatlichen Küsten so zu verstärken, daß der Schmuggel unmöglich wurde. In dieser Verlegenheit wurde der selige englische Prisenrichter William Scott zu Rate gezogen, und man war so glücklich, bei ihm ein Hilfsmittel in dem Begriff der einheitlichen Reise zu finden. Zwar hatte Scott diesen Begriff auf einen ganz andern Fall bezogen, aber es stand nichts im Wege, ihn auszudehnen.

Die englische Bark „Springbok" war am 8. Dezember 1862 mit einer Ladung von verschiedenen Waren von London nach Nassau bestimmt und wurde am 3. Februar 1863 auf dieser Fahrt in einer Entfernung von 150 englischen Meilen von dem Bestimmungsort durch ein nordamerikanisches Kanonenboot genommen. Die nordamerikanischen Prisengerichte kondemnierten die Ladung. Prisengericht höchster Instanz ist in den Vereinigten Staaten der allgemeine höchste Bundesgerichtshof. Dieser Gerichtshof führte in einem Urteil aus dem Jahre 1866 aus: Es ließe sich nicht bezweifeln, daß die Ladung des Schiffes „Springbok" von Anfang an in der Absicht eingeschifft sei, die Blockade zu brechen; daß die Eigentümer der Ladung die Absicht gehabt hätten, die Waren in Nassau auf Schiffe mit geringerem Tiefgang schaffen zu lassen, die einen blockierten Hafen eher erreichen könnten. Die Reise von London nach dem blockierten Hafen sei daher in bezug auf die Ladung sowohl rechtlich wie nach

Digitized by Google

der Absicht der Parteien eine Reise gewesen; die Ladung unterliege, auf welchem Teil der Reise das Schiff auch genommen sein möge, der Kondemnation.

Dieses Urteil, welches übrigens nur mit knapper Majorität (fünf gegen vier Stimmen) beschlossen war, erregte das größte Aufsehen, weil es mit einer bis dahin allgemein anerkannten und unbestrittenen Regel des Völkerrechts brach und den neutralen Handel beeinträchtigte und gefährdete. Eine Schiffsladung konnte danach auch in einer großen Entfernung von dem Bestimmungsort unter dem Vorwande beschlagnahmt werden, daß sie schließlich für einen blockierten Hafen bestimmt sei. Namentlich in England entstand in der Handelswelt eine große Erregung. Schon im Jahre 1863 hatten die englischen Kronjuristen (law officers of the Crown) ausgesprochen, es liege nichts vor, was die Nehmung des Schiffes „Springbok" rechtfertigen könne. Die Proteste gegen das nordamerikanische Urteil waren auf dem europäischen Kontinent nicht weniger lebhaft als in England. Auch nordamerikanische Juristen sprachen sich, zum Teil mit großer Schärfe, gegen das Urteil aus. So bemerkt Hall in seinem berühmten Lehrbuch des Völkerrechts, daß die fraglichen Entscheidungen selbst in den Vereinigten Staaten wahrscheinlich nicht einen einzigen Verteidiger finden würden. Ueber die damaligen Verhältnisse beim höchsten Bundesgerichtshof äußerte sich ein Mitglied desselben, Nelson, „whose knowledge of international law was not equaled by that of any of his associates" (Wharton), und der bei der Entscheidung im Falle „Springbok" in der Minorität geblieben war: „The truth is, that the feeling of the country was deep and strong against England, and the Judges, as individual citizens, were no exception to that feeling. Besides the Court was not then familiar with the law of blokade."

Die Engländer, welchen die Ladung des Schiffes gehörte, verlangten von ihrer Regierung, daß sie auf diplomatischem Wege bei der nordamerikanischen Regierung wegen Freigabe der Waren interveniere. Die Regierung lehnte indessen das Ersuchen ab, obgleich sie sogar anerkannte, daß auch die Beweiswürdigung nicht überzeugend und nicht frei von Irrtümern sei. Sie überließ den Ladungsinteressenten, selbst ihre Ansprüche zu verfolgen. Nach der Beendigung des Sezessionskrieges wurde zwischen England und den Vereinigten Staaten eine Vereinbarung getroffen, daß über die Reklamationen wegen der aus dem völkerrechtswidrigen Verhalten der Kontrahenten entstandenen Schäden (abgesehen von dem sog. Alabamafall) von einer Kommission, die aus einem Engländer, einem Amerikaner und dem italienischen Gesandten in Washington gebildet wurde, entschieden werden sollte. Vor dieser Kommission machten die Eigentümer der Ladung ihre Ansprüche geltend, indessen vergeblich. Die Kommission erklärte einstimmig, auch unter Zustimmung des englischen Kommissars, die Ansprüche für unbegründet. „It is not strange, that te British commissioner should have declined to set aside a ruling, so consistent with the older British precedents and so favorable to belligerent maritime ascendancy" (der Nordamerikaner Wharton).

Digitized by Google

Damit kam aber die Bewegung gegen die Verletzung des Völkerrechts nicht zur Ruhe. Der Verein internationaler Rechtsgelehrter, welcher sich als das Institut de droit international bezeichnet, beauftragte seine Kommission für Prisenrecht, die Angelegenheit sorgfältig zu prüfen, da es unmöglich sei, die Augen vor den Gefahren zu schließen, welche die neue Theorie für den neutralen Handel herbeiführe; es handle sich um einen Schritt rückwärts, den man brandmarken müsse und gegen den man nicht genug protestieren könne. Die Kommission, welche aus 11 Mitgliedern verschiedener Nationalität (2 Belgier, 1 Holländer, 3 Deutsche, 2 Engländer, 1 Russe, 1 Italiener und 1 Franzose) bestand, kam einstimmig zu folgendem Gutachten: Die Theorie von der Einheitlichkeit der Reise, wie sie von dem höchsten Gerichtshof der Vereinigten Staaten in dem Falle „Springbok" zur Anwendung gebracht sei, stehe im Widerspruch mit einer anerkannten gewohnheitsrechtlichen Regel des Seekriegsrechts. Der Verkehr zwischen zwei neutralen Häfen mittels eines neutralen Schiffes sei von jeher als nach dem Völkerrecht vollständig frei anerkannt. Die neue Theorie würde den neutralen Handel während eines Krieges noch mehr als bisher belasten, sie gestatte, ihn sozusagen zu vernichten. Es sei daher sehr wünschenswert, daß die Regierung der Vereinigten Staaten die erste Gelegenheit ergreife, in einer ihr angemessen erscheinenden Form zu erklären, daß sie nicht die Absicht habe, die fragliche Theorie anzunehmen und zu bestätigen, und daß sie wünsche, daß die Kondemnierung der Ladung des Schiffes „Springbok" von den Gerichtshöfen nicht als Regel für ihre Entscheidungen angenommen werde. Ob die Herren wirklich geglaubt haben, daß dieser Appell an die Regierung der Vereinigten Staaten von Erfolg sein werde?

Das Verlangen der Kommission ist jedenfalls nicht in Erfüllung gegangen. Der Rechtszustand in den Vereinigten Staaten ist gegenwärtig folgender. Nach dem englischen und nordamerikanischen Recht sind, abweichend von dem in Deutschland und auf dem europäischen Kontinent geltenden Rechte, die Gerichte selbst und alle Gerichte unterer Instanz für die zukünftigen Urteile an die in einer Entscheidung aufgestellten Grundsätze gebunden, solange die Gesetzgebung nicht eingreift. Es gilt also für die Vereinigten Staaten die Regel, daß die Ladung neutraler Schiffe auch auf der Fahrt von einem neutralen Hafen zu einem andern von einer kriegführenden Macht mit Beschlag belegt und für gute Prise erklärt werden kann, wenn angenommen wird, daß die Waren nicht an ihrem ursprünglichen Bestimmungsort bleiben, sondern nach einem blockierten Hafen gebracht werden sollen.

Während des Burenkrieges wollte England nach seiner hergebrachten Praxis, den Krieg auch dazu zu benutzen, die neutrale Schiffahrt und den neutralen Handel möglichst zu schädigen, die deutsche Schiffahrt und den deutschen Verkehr nach Südafrika vernichten oder stören. Am 29. Dezember 1899 und am 4. und 7. Januar 1900 wurden die deutschen Postdampfer „Bundesrat", „General" und „Herzog" auf der Fahrt von Deutschland nach einem portugiesischen Hafen an der Delagoabai, also von einem neutralen Hafen nach einem andern, von

Digitized by Google

der englischen Regierung angehalten und die Ladung zweier dieser Schiffe durchsucht. Es war zwar bekannt, daß die Postdampfer Konterbande nicht führten, aber die englische Regierung stellte sich, als ob sie Verdacht hätte, daß dennoch Konterbande für die Buren an Bord sein könne. Diese Verletzung des Völkerrechts war um so empörender, als das Verfahren unbestreitbar mit der im Jahre 1888 ausgearbeiteten Instruktion der Admiralität für die englischen Seeoffiziere in Widerspruch stand. Hierin hieß es, daß ein Schiff neutral sei, wenn sowohl der Hafen, nach dem es bestimmt, wie jeder Zwischenhafen, den es im Laufe der Reise anlaufen sollte, neutral sei; die Bestimmung des Schiffes sei für die Bestimmung der Ladung entscheidend. Der deutsche Reichskanzler Fürst Bülow reklamierte sofort wegen der Verletzung des Völkerrechts. Die englische Regierung war sich anscheinend nicht bewußt gewesen, daß seit dem Jahre 1870 eine große Veränderung in den deutschen Verhältnissen eingetreten war. Sie scheint angenommen zu haben, daß die Sache wie früher verlaufen würde, indem gegen ihr völkerrechtliches Verhalten ein Protest erhoben werde, über welchen sie sich bei der Ohnmacht des Gegners ohne Bedenken hinwegsetzen könnte. Danach glaubte sie, die Sache zunächst dilatorisch behandeln zu können, indem sie die deutsche Note nicht beantwortete. Erst nachdem sie zwei weitere scharfe deutsche Noten, deren Ton sie selbst als „very unusual in diplomatic correspondence“ charakterisierte, erhalten, verstand sie sich zu einer Antwort. Sie konnte nicht in Abrede stellen, daß ihr Verhalten mit der erwähnten Instruktion in Widerspruch stehe, rechtfertigte sich aber damit, daß es sich gezeigt habe, daß die Instruktion für die neueren Verhältnisse nicht mehr passe. Das war richtig, wenn man davon ausgeht, daß die seerechtlichen Regeln nur so weit passen, als sie die englischen Interessen fördern. Der Reichskanzler beruhigte sich bei dieser Erklärung nicht. Er machte gegen das Verfahren der englischen Regierung außerdem geltend, daß es bei dem Mangel eines Verdachts ungerechtfertigt gewesen sei, eine Durchsuchung der Ladung vorzunehmen. Die englische Regierung hatte sich inzwischen überzeugt, daß jetzt ein andrer Geist in Deutschland herrsche wie früher und daß die deutsche Bevölkerung nicht geneigt sei, die Verletzung ihrer Rechte und die Kränkung der Ehre ihrer Flagge geduldig hinzunehmen. Der Burenkrieg wurde von England mit großer Grausamkeit geführt, und das Entsetzen hierüber durchzitterte die ganze zivilisierte Welt.[1]) Der englischen Regierung war es bei der hierdurch hervorgerufenen Antipathie nicht möglich, eine europäische Großmacht zu finden, die geneigt war, an einem Kriege gegen Deutschland teilzunehmen und die Hauptlast desselben auf sich zu laden, und ohne eine solche Hilfe führt England keinen Krieg mit einer europäischen Großmacht. Es blieb also nichts übrig, als nachzugeben. Die Beschlagnahme der Schiffe sollte zum Gegenstand einer Interpellation im Reichstage gemacht

[1]) Der englische General Kitchener ließ in den sog. Konzentrationslagern über 26000 unschuldige Frauen und Kinder der Buren verhungern. Ein Denkmal auf englischem Boden im südlichen Afrika kündet der Nachwelt die grause Tat.

Digitized by Google

werden, und unmittelbar bevor diese Interpellation zur Verhandlung kam, am 18. Januar 1900, erklärte die englische Regierung sich bereit, den Postdampfer „Bundesrat" freizugeben (die beiden andern waren schon früher freigelassen) und den durch die Beschlagnahme dieser Schiffe und die Durchsuchung entstandenen Schaden zu ersetzen; ferner, ihren Seeoffizieren die Weisung zu erteilen, alle deutschen Handelsschiffe außerhalb der Nähe des Kriegsschauplatzes nicht zu behelligen; weiter, Dampfer unter der deutschen Postflagge überhaupt nicht anzuhalten. Außerdem gab die englische Regierung ihrem Bedauern über das Vorgefallene Ausdruck. Sie behielt sich aber ihren Rechtsstandpunkt vor und lehnte es ab, die Regel anzuerkennen, daß für die auf einem neutralen Schiffe verfrachteten und nach einem neutralen Hafen konsignierten Waren der Begriff der Kriegskonterbande ausgeschlossen sei. Eine Einigung über die Rechtsregel wurde indes nicht erzielt. So hatte die deutsche Diplomatie innerhalb einer Frist von weniger als drei Wochen einen entschiedenen Erfolg davongetragen.

Zwischen dem nordamerikanischen Standpunkt und demjenigen, welchen die englische Regierung im Jahre 1900 einnahm, besteht ein erheblicher Unterschied. Durch die Blockade wird jeder Verkehr mit dem blockierten Hafen ausgeschlossen. Wird ein Schiff, das nach einem solchen Hafen bestimmt ist, von einem Kreuzer der blockierenden Macht auf der Fahrt angetroffen, so kann es mit der Ladung, einerlei, in welchen Waren diese besteht, ob es Konterbandeartikel sind oder nicht, beschlagnahmt und schließlich für gute Prise erklärt werden. Die in dem Falle „Springbok" aufgestellten Grundsätze unterbinden jeden Verkehr mit dem neutralen Hafen, falls anzunehmen ist, daß die schließliche Bestimmung der Waren ein blockierter Hafen ist. Der englische Standpunkt will dagegen nur die nach dem neutralen Hafen gehenden Konterbandeartikel treffen.

Auf der vom Dezember 1908 bis zum Februar 1909 in London abgehaltenen Seerechtskonferenz kam die Frage der Einheitlichkeit der Reise, wie sie durch den Fall „Springbok" und die englischen Prätensionen im Jahre 1900 angeregt war, zur Erörterung.

Bezüglich der Frage, ob bei einer Blockade eine einheitliche Reise anzunehmen sei, wenn die Waren nach einem neutralen Hafen verladen, aber schließlich nach einem blockierten Hafen bestimmt sein sollten, wurde von der Konferenz in dem Art. 19 der Deklaration folgendes beschlossen: „Ein die Beschlagnahme des Schiffes rechtfertigender Blockadebruch ist nicht als vorliegend anzunehmen, wenn sich das Schiff auf der Fahrt nach einem nichtblockierten Hafen befindet, wie auch immer die spätere Bestimmung von Schiff oder Ladung sein mag." Der nordamerikanische Standpunkt wurde verworfen. Eine entgegengesetzte Regelung der Frage war nicht wohl möglich, da der energische Widerspruch, den das Urteil im Falle „Springbok" gefunden hatte, noch in Erinnerung sein mußte. Ein französisches Mitglied der Konferenz, Renault, welches einen hervorragenden Anteil an den Verhandlungen nahm, hatte sogar als Mitglied der Kommission des Institut de droit international die obenerwähnte Erklärung mit unterschrieben.

Digitized by Google

Bei der Konterbande unterscheidet die Londoner Deklaration, wie solches gebräuchlich ist, die absolute und die relative Konterbande. Unter der ersteren werden die Gegenstände und Stoffe, die ausschließlich für den Krieg verwendet werden, verstanden. Als solche werden im Art. 22 verschiedene Gegenstände aufgezählt. Außerdem wird im Art. 23 eine allgemeine Klausel hinzugefügt, nach welcher ein kriegführender Staat auch andre Gegenstände und Stoffe dieser Beschaffenheit für absolute Konterbande erklären kann. Relative Kriegskonterbande sind Gegenstände und Stoffe, die für kriegerische wie für friedliche Zwecke verwendbar sind, wenn sie für den Gebrauch der Streitmacht oder der Verwaltungsstellen des feindlichen Staates bestimmt sind (destinés à l'usage des forces armées ou des administrations de l'État ennemi), indessen ausgenommen, wenn sie im letzteren Falle nach den Umständen tatsächlich für den gegenwärtigen Krieg nicht benutzt werden können (Art. 24 und 33). Als Konterbande dieser Art werden eine Anzahl Gegenstände und Stoffe aufgeführt, darunter Lebensmittel (Art. 24). Außerdem ist eine ähnliche Bestimmung, wie bei der absoluten Konterbande, bezüglich der Ausdehnung der Liste getroffen.

Was nun die einheitliche Reise anlangt, so wird die absolute und relative Konterbande verschieden behandelt. Bezüglich der ersteren wird im Art. 30 bestimmt, daß sie der Beschlagnahme unterliegt, wenn bewiesen wird, daß ihre Bestimmung das feindliche oder vom Feinde besetzte Gebiet oder die feindliche Streitmacht ist. „Es macht keinen Unterschied, ob die Zuführung unmittelbar erfolgt oder ob sie noch eine Umladung oder Beförderung zu Lande erfordert." Dagegen ist die sog. Einheitlichkeit der Reise bei der relativen Konterbande ausgeschlossen. Es heißt im Art. 35: „Die Gegenstände der relativen Konterbande unterliegen der Beschlagnahme nur auf einem Schiff, das sich auf der Fahrt nach dem feindlichen oder vom Feinde besetzten Gebiet oder zur feindlichen Streitmacht befindet und das diese Gegenstände nicht in einem neutralen Zwischenhafen ausladen will."

Danach würde der Rechtszustand folgender sein: Während eines Krieges ist eine kriegführende Macht befugt, die Handelsschiffe der neutralen Staaten auf der Fahrt zwischen neutralen Häfen unter dem Vorgeben anzuhalten und zu durchsuchen, daß es festgestellt werden müsse, ob sie nicht absolute Konterbande an Bord hätten. Die hiermit verbundene Störung und Verzögerung des neutralen Handels wird erlaubt. Man könnte einwenden, diese Durchsuchung sei nur gestattet, wenn besondere Verdachtsgründe vorliegen. Dieses ist grundsätzlich richtig, aber es ist bekannt, daß die englische Regierung eine andre Ansicht hat. Sie hält es nicht für erforderlich, daß die an sich widerrechtliche Anhaltung und Durchsuchung eines neutralen Schiffes durch Verdachtsgründe entschuldigt werden müsse, sondern nimmt an, daß eine kriegführende Macht sozusagen ein positives Recht hierauf habe. So wurden die deutschen Postdampfer im Jahre 1900 von englischen Behörden angehalten und zum Teil durchsucht, obgleich besondere Verdachtsgründe nicht vorlagen. Der englische Grundsatz findet durch ein Urteil des schon erwähnten Prisenrichters William Scott aus

Digitized by Google

dem Jahre 1799 seine Bestätigung oder Begründung. Damals handelte es sich darum, ob ein neutrales Schiff, welches sich unter dem Konvoi eines Kriegsschiffes seiner Nation befand, in bezug auf welches also durch die Erklärung des Kommandanten des Konvoi jeder Verdacht, daß Konterbande an Bord sein könnte, ausgeschlossen war, von einem englischen Kreuzer angehalten und durchsucht werden dürfe. Der Prisenrichter bejahte die Frage, indem er ausführte, die Regierung eines neutralen Landes sei rechtlich nicht befugt, das Recht des Kreuzers einer kriegführenden Macht, ein Schiff anzuhalten und zu durchsuchen, zu beschränken.

Die Londoner Deklaration hat zwar in den Art. 61 und 62 die Regel aufgestellt, daß neutrale Schiffe unter dem Geleit ihrer Kriegsflagge von der Durchsuchung frei seien. Aber diese Bestimmung bezieht sich nur auf den Fall des Geleits. Die Artikel sind weit davon entfernt, allgemein aussprechen zu wollen daß die Durchsuchung eines neutralen Schiffes nur dann gestattet sei, wenn bestimmte Verdachtsgründe vorliegen. In dem Generalbericht des Redaktionsausschusses der Konferenz, welcher als eine Art authentischer Erklärung zu der Deklaration angesehen werden kann, wird ausgeführt: Der Kommandant des Kreuzers einer kriegführenden Macht könne die von dem Führer des geleitenden Kriegsschiffes „als einem amtlichen Vertreter einer neutralen Regierung" gegebene Versicherung über die Ladung des geleiteten Schiffes nicht in Zweifel ziehen, „ohne die internationale Höflichkeit zu verletzen". Die Bestimmungen der Art. 61 und 62 werden also nicht auf allgemeine Grundsätze gestützt, sondern als ein Gebot der internationalen Höflichkeit angesehen. Weiter heißt es: Wenn die neutralen Regierungen zulassen, daß die ihre Flagge führenden Schiffe von den Kriegführenden durchsucht werden, so geschieht das, weil sie die Aufgabe der Ueberwachung dieser Schiffe nicht übernehmen wollen und deshalb den Kriegführenden gestatten, sich selbst zu schützen. Bei den unter Geleit fahrenden Schiffen übernehme die neutrale Regierung eine solche Ueberwachung. Abgesehen also von dem Falle des Geleits wird das Recht der kriegführenden Kreuzer, ohne weiteres die neutralen Schiffe auch auf der Fahrt zwischen neutralen Häfen anzuhalten und zu durchsuchen, nicht bestritten.

Findet sich bei der Durchsuchung keine absolute, aber relative Konterbande, wozu beispielsweise auch Gold und Geld sowie Luftschiffe und Flugmaschinen gehören, so sollen diese freigegeben werden, auch wenn sie für die feindliche Macht bestimmt sind. Sollte es einen Staat geben, welcher diese Vorschrift immer beobachten würde? Der Art. 30 verlangt zwar, daß es bewiesen werde, daß die Bestimmung der Gegenstände das feindliche oder vom Feinde besetzte Gebiet oder die feindliche Streitmacht sei. Diese Bestimmung ist aber wenig geeignet, den neutralen Handel zu schützen, weil im Prisenprozeß bezüglich des Beweises besondere Grundsätze beobachtet werden. Ein bekannter englischer Jurist, Travers Twiß, bemerkt: „The Prize Courts of Belligerent States are anomalies of jurisprudence in the present day, as regards their relations to neutrals, for they are in fact Courts of Inquisition, in which the burden of

Digitized by Google

is cast by the Belligerent State upon the neutral trader to establish ht of exemption from capture." Die deutsche Regierung hat auf der enz den Standpunkt, welchen sie im Jahre 1900 vertrat, aufgegeben.
ie Deklaration ist nicht ratifiziert, also nicht bindend geworden. Die e Regierung hat aber durch königliche Verordnungen (Orders in Council) 0. August und 29. Oktober 1914 erklärt, daß dieselbe mit gewissen Modi- en während des Krieges zur Anwendung gebracht werden solle. Bezüglich nheitlichkeit der Reise enthält die Verordnung vom 29. Oktober die Be- ng, daß ungeachtet der Regel des Art. 35 relative Konterbande auf einem en Schiffe auch auf der Fahrt nach einem neutralen Hafen genommen dürfe, wenn die Güter „an Order" adressiert seien, oder wenn die Schiffs- nicht ergäben, wer der Destinatär sei, oder wenn sie einen Destinatär blichem Gebiet auswiesen. In diesen Fällen soll es dem Eigentümer der obliegen, den unschuldigen Charakter derselben nachzuweisen. Die englischen gerichte sind an diese Bestimmungen, soweit sie eine weitere Beschlagnahme, lkerrechtlich erlaubt ist, gestatten, nicht gebunden, sie haben sich vielmehr en völkerrechtlichen Regeln zu richten. Das ist selbstverständlich, denn önnte man für die Prisenjurisdiktion auch nicht den Schein einer Recht- ung in Anspruch nehmen.

Ein am 16. September 1915 gefälltes Urteil[1]) des Präsidenten der Probate, ce and Admiralty Division, als Prisengericht erster Instanz, hat die ikation einer großen Masse Schweinefleisch, welches sich auf neutralen en auf der Fahrt von Neuyork nach Kopenhagen, also zwischen zwei llen Häfen, befand, ausgesprochen. Es handelte sich um Waren im Werte Millionen Pfund Sterling. Die Schiffe „Alfred Nobel", „Björnstjerne son", „Fridland" und „Kim", norwegischer und schwedischer Nationalität, in der Zeit zwischen Ende August und November 1914 von Neuyork Kopenhagen und hatten große Quantitäten Schweinefleisch an Bord. Es e fünf großen nordamerikanischen Exportfirmen und einer Anzahl dänischer n, die es von den nordamerikanischen erworben zu haben behaupteten. Schiffe wurden von englischen Kriegsschiffen aufgebracht und die Ladungen eschlag belegt, weil sie relative Konterbande seien. Die Lebensmittel werden n englischen Verordnungen unter den gleichen Bedingungen wie in der ner Deklaration für relative Konterbande erklärt.

Der Richter hielt es für zweckmäßig, im Eingang seines Urteils seine Ge- keit gegen Deutschland zu erkennen zu geben. Es wird ausgeführt: Un- et des Kriegszustands stehe nichts im Wege, daß neutrale Schiffe mit hen Nordseehäfen Handel trieben, abgesehen von den Gefahren, die Deutsch- selbst dadurch geschaffen habe, daß es in völkerrechtswidriger Weise und granter Verletzung der Hager Konvention unterschiedslos in der Nordsee

[1]) Es ist mir nicht bekannt, ob gegen das Urteil ein Rechtsmittel eingelegt ist, es aber immer interessant, da es zeigt, wie es bei den englischen Prisengerichten hergeht.

Digitized by Google

Minen gestreut habe. Der Richter wollte dadurch nachweisen, daß ein Teil des Handels der Neutralen mit den deutschen Nordseehäfen nach dinavischen Häfen abgelenkt werde. Hierzu genügte es, darzulegen, d Nordsee mit Minen verseucht sei; woher die Minen stammten, war gleich Außerdem fehlt jeder Beweis dafür, daß die Minen von Deutschlan rührten. Es handelt sich um einen boshaften Ausfall gegen Deutschlan in ein Urteil nicht hineingehört.[1])

In dem Urteil wird zunächst die Rechtsfrage erörtert. Es wird ausg daß zwei rechtliche Gesichtspunkte in Betracht kämen; der erste beziehe s die Einheitlichkeit der Reise und der zweite auf die schließliche feindlic stimmung der Güter. In betreff der Einheitlichkeit der Reise erkannte der an, daß man diesen Begriff in England früher auf die Beförderung von K bande nicht angewandt habe. Es fehlte ihm also an einer rechtlichen Gru dafür, ihn hier zur Anwendung zu bringen. Allerdings berief er sich auf nordamerikanischer Gerichte zur Zeit des Sezessionskrieges und darauf, d englische Regierung den damals aufgestellten Grundsätzen zugestimmt habe ist aber nach englischem Recht für ihn keine Autorität, sondern sozusagen risches Hilfsmittel. Der Richter bezog sich insbesondere auf ein Urte höchsten amerikanischen Bundesgerichtshofs in der Sache des englischen „Peterhoff", welche er als die für den Fall maßgebende Entscheidung beze Das Schiff „Peterhoff" wurde auf der Fahrt von London nach Mata in Mexiko, also auf der Fahrt zwischen zwei neutralen Häfen, von einem kanischen Kriegsschiff aufgebracht, weil der Verdacht bestand, daß seine W Bestimmung die im Blockadezustand befindliche Küste der Südstaaten se daß es Konterbande an Bord habe. Matamoras liegt am Rio Grande, oberhalb der Mündung. Auf der andern Seite des Flusses befindet si zum Staate Texas, einem der Südstaaten, gehörige Stadt. Der höchste G hof verneinte nun, daß ein Blokadebruch vorliege. Das Schiff hatte ab Quantität absoluter und relativer Konterbandewaren an Bord. In betr absoluten Konterbande wurde ausgeführt, daß diese unmittelbar, ohne in

---

[1]) Dieses Verhalten des Sir Samuel Evans ist für deutsche Leser, insbesoni Juristen und Richter, so unglaublich, daß ich, um zu beweisen, daß meinerseits kein vorliegt, den Passus aus dem Urteil hier wörtlich anführen will. Das Urteil steht „Times" vom 17. September 1915. Es heißt dort: „Notwithstanding the state there was nothing to prevent neutral ships from trading to German ports in th Sea except the perils which Germany herself had created by the indiscriminat and scattering of mines outside territorial waters in the open sea on the ro maritime trade, in defiance of international law and of the rules of conduct o warfare and in flagrant violation of the Hague Convention, to which Germa a party." Die „Times" äußern in einer Besprechung des Urteils die Hoffnung, einschlagenden Regeln des Völkerrechts künftighin with as much care and impart and regard to neutrals angewandt werden möchten, wie in dem Urteil. Der R als Prisenrichter von der Regierung besonders bestellt. Es ist nicht anzunehmen, vorher aus seiner Gehässigkeit gegen Deutschland ein Hehl gemacht haben sollte.

Digitized by Google

moras zum Kaufe ausgeboten zu werden, an die feindliche Streitmacht befördert werden sollte. Bezüglich der zur relativen Konterbande gehörigen Güter wurde die feindliche Bestimmung für nicht erwiesen erklärt. Diese wurden also nicht verurteilt, soweit sie nicht demselben Eigentümer wie die absolute Konterbande gehörten und nach völkerrechtlichen Grundsätzen ihr Schicksal teilen müßten. Der Fall ist also hier, daß der höchste Gerichtshof die nordamerikanischen Kriegsschiffe für berechtigt erklärte, die für den Feind bestimmten, ausschließlich zum unmittelbaren Gebrauch im Kriege dienenden Waren zu beschlagnahmen. Solches ist selbstverständlich. Es ist unmöglich, einer Streitmacht eines kriegführenden Staates zuzumuten, die Beförderung von Gegenständen, die ausschließlich Militärzwecken dienen, an den Feind zu dulden. Nun heißt es allerdings in dem Urteil, daß die kondemnierten Gegenstände auch dann der Konfiskation unterlägen, wenn sie nicht als absolute Konterbande anzusehen wären, da selbige unmittelbar für die feindlichen Streitkräfte bestimmt seien. Diese Bemerkung bezieht sich aber nur auf die Begriffsbestimmung der absoluten Konterbande gegenüber der relativen. Die relative Konterbande, d. h. solche Waren, die ebensogut für nichtmilitärische Zwecke wie für den Krieg gebraucht werden konnten, ist von dem Gerichtshof freigelassen. Solches ist schon deshalb selbstverständlich, weil sich nicht erweisen läßt, daß derartige Waren direkt an die feindlichen Streitkräfte gehen sollen. Auch bei der absoluten Konterbande findet nach dem Urteil die Kondemnation nicht statt, wenn sie zunächst in dem neutralen Hafen zum Verkauf gelangen, in den dortigen Lagerbestand (general stock) übergehen sollen.

In dem Falle, welcher dem Prisenrichter zur Entscheidung vorlag, handelte es sich um Lebensmittel, die zum allgemeinen Gebrauch dienen, von denen also nicht erwiesen werden kann, daß sie an die feindlichen Streitkräfte oder den feindlichen Staat gehen und nicht anderweitig in dem neutralen Hafen verkauft werden sollen.

Der Richter beruft sich dann darauf, daß Lord Salisbury, der damalige Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten, im Jahre 1900 der deutschen Regierung gegenüber denselben Standpunkt eingenommen habe, er unterläßt es aber, anzuführen, daß diese Ansicht dem Widerspruch der deutschen Regierung begegnet ist, und daß der englische Minister vollständig nachgegeben hat. Ebenfalls vergißt er, zu erwähnen, daß die von dem englischen Minister aufgestellte Regel neu war..

Der Richter führt dann aus, daß die Regel von der einheitlichen Reise bezüglich der absoluten Konterbande in der Londoner Deklaration anerkannt sei. In dem vorliegenden Falle handelte es sich aber um relative Konterbande, und für diese hatte die Deklaration die Regel der einheitlichen Reise ausgeschlossen. Der Richter hilft sich in folgender Weise: Die Bestimmung über die relative Konterbande beruhe auf einem Kompromiß, und dieses sei, wie häufig Kompromisse, unlogisch. Es sei nicht einzusehen, weshalb zwischen absoluter und relativer Konterbande in der fraglichen Beziehung zu unterscheiden sei. Es mag

Digitized by Google

sein, daß es unlogisch ist, hier zwischen absoluter und relativer Konterbande zu unterscheiden. Daraus würde aber nicht folgen, daß auch die relative Konterbande der Regel über die Einheitlichkeit der Reise unterliegen müsse. Im Gegenteil, wenn diese Regel auf die relative Konterbande nicht Anwendung finden kann, so muß sie auch für die absolute ausgeschlossen sein. Im übrigen hat der Richter die Sache anscheinend nicht recht verstanden. Auch absolute Konterbande, die nach einem neutralen Hafen konsigniert ist, kann nicht als gute Prise kondemniert werden, wenn nicht erwiesen ist, daß sie direkt an den Feind geht. Soll sie zunächst in den Warenbestand der Kaufleute in dem neutralen Hafen übergehen, so ist sie, auch nach der strengen Doktrin, frei, mag man auch beabsichtigen, sie vorzugsweise in Feindesland abzusetzen. Bei Gegenständen, die zur relativen Konterbande gehören, also auch dem nichtmilitärischen Gebrauch dienen, ist es unmöglich oder so gut wie unmöglich, nachzuweisen, daß der Empfänger im neutralen Hafen sie nicht anderweitig verkaufen, sondern sie unmittelbar an die feindliche Regierung oder die feindliche Streitmacht abführen will. Dadurch hat die Unterscheidung zwischen absoluter und relativer Konterbande, wie sie sich in der Deklaration findet, doch eine gewisse Berechtigung.

Der Richter bemerkt dann, daß bei der Leichtigkeit des Transports zur See und zu Lande, wie sie jetzt vorhanden sei, das Recht einer kriegführenden Macht, Konterbande zu nehmen, nur einen scheinbaren Wert haben würde, wenn die bloße Verladung nach einem neutralen Hafen solche Gegenstände schützen könne. Wäre denn das ein Unglück? Der Prisenrichter steht auf dem Standpunkt: in dubio für die Konfiskation. Sonst heißt es: in dubio pro reo.

So ist der Richter glücklich zu dem Resultat gekommen, der Umstand, daß die in England beschlagnahmten Waren nach einem neutralen Hafen, Kopenhagen, bestimmt gewesen seien, stehe nicht entgegen, sie als Konterbande zu behandeln. Lebensmittel sind nur Konterbande, wenn bewiesen wird, daß sie für den Gebrauch der Streitmacht oder der Verwaltungsstellen des feindlichen Staates bestimmt sind. Die Beweislast wird also ausdrücklich der Anklagebehörde oder der Krone zugewiesen. Die feindliche Bestimmung der nach einem neutralen Hafen konsignierten Waren muß ferner eine unmittelbare oder unvermittelte sein. Es leuchtet ein, daß es unter diesen Umständen in Ermanglung bestimmter positiver Beweismittel, wie Urkunden und Zeugen, unmöglich war, darzutun, daß die Speckseiten für die deutsche Streitmacht oder eine deutsche Verwaltungsstelle bestimmt waren. Speck ist ein allgemein gebräuchliches Nahrungsmittel, und die Speckseiten konnten daher sehr wohl auch in Dänemark oder andern benachbarten Staaten zur Verwendung kommen sollen, auch zum Ersatz für andres Material, das vielleicht nach Deutschland geschickt war. Der Richter hilft sich nun auf folgende Weise. Er führt aus, ein wichtiges Moment für die Frage, ob die Bestimmung nach dem neutralen Hafen die wirkliche oder nur eine scheinbare sei, bilde die Konsignierung des Specks an Order oder Bevollmächtigte (to order or assigns), ohne einen bestimmten Destinatär zu nennen. In dem berühmten Falle des Schiffes „Springbok“, sowie auch in andern

Digitized by Google

Fällen, habe der höchste Gerichtshof der Vereinigten Staaten aus diesem Umstand eine Folgerung bezüglich der Bestimmung der Waren gezogen. Es sei allerdings zuzugeben, daß die Konsignierung an Order die übliche sei. Ein derartiger Einwand sei bereits in dem Falle „Springbok" vorgebracht, und zwar unterstützt durch ein Gutachten einiger der Hauptmakler in London. Die britische Regierung sei unter Berufung auf diesen in dem Urteil enthaltenen Irrtum angegangen worden, für die Ladungsinteressenten diplomatisch zu intervenieren; sie habe dieses aber aus dem Grunde abgelehnt, daß die Form ohne Zweifel in Friedenszeiten üblich gewesen sei, daß aber ein Verfahren, welches in Friedenszeiten vollständig in der Ordnung sei, nicht immer dem Völkerrecht in Kriegszeiten entspreche. Der Richter tritt diesem Grunde bei. Der Sachverhalt ist folgender: Der höchste Gerichtshof der Vereinigten Staaten legte in dem Falle „Springbok", um die feindliche Bestimmung der Ladung zu begründen, auch darauf Gewicht, daß die Konnossemente nicht auf eine bestimmte Person lauteten. Darum, ob diese Form eine ungewöhuliche oder übliche sei, kümmerte er sich nicht. Ein Mitglied des Gerichtshofs hat uns ja, wie oben erwähnt, Auskunft gegeben, wie es damals mit seinen Kollegen stand. Nun wandten die englischen Ladungsinteressenten sich an ihre Regierung um diplomatischen Schutz, indem sie insbesondere auch darauf hinwiesen, daß die von dem Gerichtshof als verdächtig bezeichnete Form der Konnossemente die gewöhnliche und übliche sei. Die Regierung wollte nicht intervenieren, wahrscheinlich um die Erbitterung, die damals in den Vereinigten Staaten gegen England wegen der Lieferung von Kriegsmaterial an die Südstaaten herrschte, nicht zu steigern.

Man fragt sich, wie kann es ein Verdachtsmoment sein, daß die Konnossemente in der üblichen Form ausgestellt sind. Nach gewöhnlichen Anschauungen spricht dieses für die Unbefangenheit der Ablader. Verdächtig würde es im Gegenteil sein, wenn plötzlich eine bisher nicht übliche Form der Konnossemente zur Anwendung gebracht würde. Man darf wohl annehmen, daß der Prisenrichter auch dieses als verdächtig angesehen hätte. Also immer verdächtig. Der Richter meint nun, der aus der Form der Konnossemente sich ergebende Verdacht müsse widerlegt werden. Ist es denn nicht eine genügende Widerlegung, wenn gezeigt wird, daß die Form üblich und allgemein gebräuchlich sei? Ueberdies zeigt der Umstand die Unbefangenheit der Absender, daß die erste Sendung nach dem 20. August und die letzte erst nach dem 29. Oktober abging, daß also inzwischen die Anhaltung der ersten Sendung in den Vereinigten Staaten bekannt geworden war und daß man sich dadurch nicht veranlaßt gesehen hat, die Form der Konnossemente zu ändern. Interessant ist übrigens, daß Sir Samuel Evans das Urteil im Falle „Springbok", das sonst allgemein, ebensowohl von englischen wie von nordamerikanischen Juristen, als unrichtig angesehen wird, zu Ehren bringt.

Der eigentliche Beweis des Richters dafür, daß der Speck für Deutschland bestimmt sei, ist folgender: in den vier Schiffen sei innerhalb eines Monats eine dreizehnmal größere Quantität Speck nach Dänemark verladen, als durch-

Digitized by Google

schnittlich jährlich in den letzten drei Jahren vor dem Kriege dort eingeführt sei. Diese Tatsache ergebe eine praktische Gewißheit dafür, daß ein überwältigender Teil, so überwältigend, daß er fast das Ganze erreiche, für Deutschland bestimmt sei. Mit einem solchen Beweise begnügt sich der Prisenrichter. Die nordamerikanischen Firmen haben, soweit ersichtlich, nicht im Einverständnis miteinander gehandelt, sie machen einander Konkurrenz. Die einzelnen haben wohl nicht gewußt, wie viel Speck von andern Firmen nach Dänemark abgeschickt sei oder werden sollte. Man versteht daher nicht, wie der Richter aus dem Umstand, daß zusammen eine so große Quantität Speck nach Kopenhagen verladen worden sei, schließen kann, daß jede einzelne Firma den Bedarf ungeheuer überschätzt haben müsse. Wenngleich auch jede einzelne Firma in den erwähnten Schiffen mehr Speck nach Kopenhagen versandt hat, als vorher durchschnittlich jährlich eingeführt wurde, so liegt doch eine große Uebertreibung auf seiten des Richters vor. Darauf ferner, in welchem Zeitraum die Versendung stattgefunden hat, kommt es nicht an, sondern darauf, in welcher Zeit die Sendungen konsumiert werden sollten. Weiter berücksichtigt der Richter nicht, ob nicht vor dem Krieg neben der direkten Einfuhr aus den Vereinigten Staaten eine indirekte, vielleicht über Hamburg, stattgefunden habe und ob nicht auch aus anderen Ländern Schweine oder Schweinefleisch nach Dänemark eingeführt seien. Außerdem fragt es sich, ob nicht die Verhältnisse infolge des Krieges sich ganz anders gestaltet haben, indem von Dänemark Schweine und andres Vieh sowie Fleisch mehr ausgeführt und zur Deckung des dadurch entstandenen Fehlbetrags aus Amerika ungewöhnlich viel Schweinefleisch eingeführt werden mußte. Dieses ist natürlich der Fall. In dem Zeitraum vom 1. August 1914 bis 31. Juli 1915 sind von Dänemark gegen das Vorjahr für 33 Millionen Kronen (1 Krone = $1^1/_8$ Mark) Schweinefleisch und für 79 Millionen Kronen Hornvieh mehr ausgeführt. Die Mehrausfuhr an Schweinefleisch hat also mehr betragen als die beschlagnahmte Quantität Speck, ganz abgesehen davon, daß höchstwahrscheinlich auch eine größere Ausfuhr an Geflügel, Fischen usw. stattgefunden hat. Die von dem Prisenrichter hervorgehobenen Zahlen sind also keineswegs erstaunlich. Im übrigen würde auch die beschlagnahmte Quantität Speck nur eine Mehreinfuhr von etwa 7 Pfund pro Kopf über den Durchschnitt der vorhergehenden Jahre ergeben, also nicht auffallend sein, wenn man berücksichtigt, daß durch den Krieg auch Verschiebungen in der Zahl der ortsanwesenden Personen und den Bedürfnissen des Verkehrs entstanden sein können. Es fehlt also jede sichere Grundlage dafür, daß nach Kopenhagen unerklärlich große Quantitäten Speck durch die Schiffe haben eingeführt werden sollen. Ueberdies fehlt jeder auch nur scheinbare Grund dafür, daß der etwa überschüssige Speck überhaupt und in seiner ganzen Quantität nach Deutschland und nicht nach andern Ländern hat gehen sollen. Man ersieht aus dem Urteil, daß eine von den nordamerikanischen Firmen vor dem Krieg von Kopenhagen nach *andern skandinavischen Staaten*, nach Finnland und Rußland Speck vertrieben hat. Dies war also dem Prisenrichter sehr wohl bekannt. Aber selbst wenn von Nordamerika nach

Digitized by Google

Dänemark Speck versandt wäre, der nach Deutschland gehen sollte, so fehlt jeder Beweis dafür, daß gerade die mit Beschlag belegten Speckseiten nicht in Dänemark konsumiert werden sollten.

Der Richter war nun zu dem Resultat gekommen, daß der Speck direkt und unvermittelt nach Deutschland bestimmt war, aber das genügte zur Verurteilung nicht. Es mußte vielmehr bewiesen werden, daß der Speck, und zwar in seiner ganzen Quantität, da alles konfisziert werden sollte, für den Gebrauch der deutschen Streitmacht oder Verwaltungsstellen, nicht für Zivilpersonen oder Gemeinden bestimmt sei. Dafür konnte auch die kühnste Phantasie keinen Anhaltspunkt finden. Hier half sich nun der Richter folgendermaßen: „They were destined for some of the nearest German ports where some of the forces were quartered. It is by no means necessary that the Court should be able to fix the exact port." Dann wird hinzugefügt, man müsse auch Rücksicht auf den Stand der Dinge in Deutschland nehmen in bezug auf die Streitkräfte und die Zivilbevölkerung und auf die bei der Beweisaufnahme beschriebene Methode, welche von der Regierung angenommen sei, um Vorräte für die Streitkräfte zu erhalten. Was letzteres bedeuten soll, ist unerklärlich. Es handelt sich um die Zeit von August bis Oktober 1914, als der Speck nicht knapp war, und noch nicht die besonderen Maßnahmen zur Sicherung des Unterhalts für alle Klassen der Bevölkerung getroffen waren. Der Art. 34 der Londoner Deklaration ergibt nun, wie dieses übrigens auch selbstverständlich ist, daß unter dem Ausdruck, die Güter müßten für die feindliche Streitmacht usw. bestimmt sein, verstanden werden soll, daß die Güter an die feindliche Streitmacht adressiert sind. Es heißt nämlich da, die Art. 33 vorgesehene Bestimmung wird vermutet, wenn die Sendung an die feindlichen Behörden oder an einen im feindlichen Lande ansässigen Händler gerichtet (adressé) ist, von dem es feststeht, daß er dem Feinde Gegenstände und Stoffe dieser Art liefert. Wie sich der Richter nun die Bestimmung des Specks für die deutschen Streitkräfte gedacht hat, ist nicht einzusehen. Er hat wohl nicht geglaubt, daß die nordamerikanischen Firmen der deutschen Militärverwaltung mit dem Speck ein Geschenk machen wollten. Von irgendeinem Uebereinkommen mit einer deutschen Behörde über den Verkauf des Specks ist nicht die Rede. Wohl um diese Lücke zu ergänzen, fügt er hinzu, es sei nicht nötig, daß nachgewiesen werde, die Ablader hätten die Absicht, den Speck der feindlichen Militärverwaltung zuzuführen, schon bei Beginn der Reise gehabt. Die Ablader waren nicht an Bord der Schiffe. Wenn sie also bei Abfahrt der Schiffe nicht die Absicht gehabt haben, die Ladung den feindlichen Streitkräften zuzuführen, wie läßt es sich dann erweisen, daß sie inzwischen ihre Absicht geändert hatten? Dann fährt der Richter fort: „If at the time of the seizure the goods were in fact on the way to the enemy Government or its forces as their real ultimate destination by the action of the shippers, whenever the project was conceived or however it was to be carried out; if in truth it is reasonably certain that the shippers must have known that that was the real destination of the

Digitized by Google

goods (apart of course of any genuine sale in any intermediate place) the belligerent had a right to stop the goods on their way." Unter den Umständen des Falls und in Ermanglung eines Gegenbeweises seitens der Beklagten hätte jedes unbefangene Gericht, wie Geschworene oder ein Schiedsrichter nicht allein zu dem Schlusse kommen können, sondern müssen, daß zur Zeit der Beschlagnahme die Waren, die im Eigentum der Ablader geblieben seien, wenn nicht in ihrem ganzen Umfange, doch jedenfalls in einem wesentlichen Teile auf dem Wege zum Feinde für dessen feindlichen Gebrauch sich befänden. — Ein hübsches Kompliment für die englischen Gerichte und Geschworenen.

Nachdem also der Richter zunächst davon abgesehen hat, festzustellen, ob die feindliche Absicht bei den Abladern zur Zeit der Abfahrt der Schiffe vorhanden gewesen sei, erklärt er es ohne weiteres für bewiesen, daß diese Absicht zur Zeit der Beschlagnahme bestanden habe. Weiter zeigt der Richter dadurch, daß er anerkennt, die Güter hätten in einem Zwischenhafen, also in Kopenhagen ganz oder zum Teil verkauft werden können, daß er selbst an seine schließliche Feststellung, die Ladungen hätten nicht in den common stock von Dänemark inkorporiert werden sollen, nicht glaubt. Schließlich erkennt der Richter an, es sei möglich, daß die Bestimmung des Specks für die feindlichen Streitkräfte sich nicht auf das ganze Quantum bezöge, sondern nur auf einen wesentlichen Teil. Trotzdem wird das Ganze konfisziert, obgleich der Speck in verschiedenen Schiffen befördert wurde und verschiedenen Eigentümern gehörte. Dieser Unsinn ist selbst den „Times" zu stark. Sie bemerken, die Krone hätte einen weit stärkeren Beweis liefern sollen. Sie meinen dann aber, unter den Umständen ergebe sich als unvermeidliche Folgerung, daß mindestens ein Teil der Waren zum Unterhalt der Streitkräfte des Feindes dienen sollte, dann müsse aber die ganze Masse des Specks konfisziert werden, einerlei, welchem Eigentümer die einzelnen Speckseiten gehörten. Es ist jedenfalls sehr klug gewesen, die Verhandlungen in den verschiedenen Sachen zu einem Verfahren zu vereinigen. Je größere Massen der Prozeß betrifft, desto leichter ist es, Umstände dafür anzuführen, daß ein Teil davon für den Feind bestimmt ist, und je größer die Masse, welche von dem Verfahren betroffen wird, ist, desto größer ist das Quantum, welches aus diesem Grunde konfisziert wird.

Sehen wir von allem Beiwerk ab, so beruht das Urteil auf folgenden Erwägungen. Die Quantität Speck, die auf den vier Schiffen mit Beschlag belegt wurde, war viel zu groß, als daß sie in Kopenhagen oder in Dänemark konsumiert werden konnte. Daher muß der ganze Speck für die deutschen Streitkräfte bestimmt gewesen sein. Für den englischen Prisenrichter gilt materiell der Art. 33 der Londoner Deklaration. Dieser Artikel bestimmt ausdrücklich, es müsse von der Krone oder der Anklagebehörde erwiesen werden usw. Man sieht, wie man sich in England über solche Bestimmungen hinwegsetzt. Es werden einige Umstände angeführt, die, wenn sie auch in Wirklichkeit unerheblich sind, für verdächtig erklärt werden, und dann wird den Eigentümern der Gegenbeweis zugemutet.

Digitized by Google

Von dem Urteil sind hauptsächlich nordamerikanische Staatsangehörige betroffen, dänische Staatsangehörige scheinen nicht in erheblichem Maße beteiligt zu sein. Ob die nordamerikanische Regierung die Ansprüche ihrer Staatsangehörigen, die durch das Urteil geschädigt sind, vertreten wird? Ihre Lage ist eine etwas eigentümliche. Was die rechtliche Grundlage des Urteils anlangt, so steht die von dem Prisenrichter aufgestellte Theorie bezüglich der einheitlichen Reise ohne Zweifel mit dem Völkerrecht in Widerspruch. Aber der Standpunkt, den die Vereinigten Staaten bezüglich der sog. einheitlichen Reise eingenommen haben, verletzt das Völkerrecht in keinem geringeren Grade und noch in einem größeren Umfang. In einem in dem Urteil des Prisengerichts mitgeteilten amtlichen Schreiben des früheren amerikanischen Staatssekretärs Bryan vom 20. Januar 1915 wird bemerkt: Einige von den Regeln, welche in dem gegenwärtigen Kriege schwer auf dem neutralen Handel lasteten, seien denjenigen, welche die Vereinigten Staaten, als sie im Kriege waren, beobachtet hätten, analog oder aus ihnen hervorgegangen. Die Regierung könne daher konsequenterweise nicht gegen die Anwendung solcher Regeln protestieren. Die letzte Note der Regierung der Vereinigten Staaten an England vom Anfang November 1915 scheint auch die Anwendung der Grundsätze von der einheitlichen Reise nicht zu betreffen, sondern sich auf die englische Verordnung vom 11. März 1915 in Beziehung auf die Verhängung einer sog. Blockade gegen Deutschland zu beziehen. Allerdings scheint es, daß die Note sich auch über die Beweiswürdigung der englischen Prisenrichter beklagt, und insofern könnte sie auch für das hier besprochene Urteil in Betracht kommen. Aber wie in dem Schreiben Bryans anerkannt wird, sind die Entscheidungen der nordamerikanischen maritimen Gerichte nicht frei von Kritik, auch bezüglich der Beweiswürdigung. Einstweilen scheint der Notenkrieg, der sich zwischen den Vereinigten Staaten und England über die Verletzung der Neutralität seitens des letzteren entsponnen hat, sehr langwierig zu werden. Der Deutsche Reichskanzler wurde im Jahre 1900 innerhalb dreier Wochen des englischen Uebermuts Herr.

Was die dänischen Interessen anlangt, so hat der Krieg Dänemark einen ungeheuren, früher nie geahnten Nutzen gebracht. Diesem Umstand gegenüber wird man sich dort durch kleine Nasenstüber von dem sonst so sympathischen England die Laune nicht verderben lassen.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Auf griechischer Erde. Im Sommer 1912, vor dem Kriege. Von Adolf Gelber. Illustriert von Hans Temple. Preis geb. K 10.—. Wien, Verlag von Moritz Perles, k. und k. Hofbuchhandlung.

In diesem Buch ist ein farbenreiches Gesamtbild der hellenischen Heimat und ihrer Schicksale von der Antike bis zur Neuzeit entworfen, wobei das Griechenland der Gegenwart stets zum Ausgangspunkt genommen ist. Auf historischen Stätten wird mit künstlerischer Gestaltungsgabe die Vergangenheit wieder lebendig gemacht, und in verlockenden, prächtigen Farben wird das Bild der griechischen Landschaft vorgezaubert. Aber vor allem ist es das neu erwachende Griechenland, welches der Verfasser eingehend geschildert hat, wobei er die geistigen Kräfte aufzudecken sucht, welche gegenwärtig im Hellenentum nach Entfaltung ringen: die Arbeit, der Fleiß, die Nationalliebe und Opferfreudigkeit, der Mut und Stolz. Diese durch treffende Episoden veranschaulichten Charakterbilder zerstören für immer die bei uns landläufige Anschauung von dem verwahrlosten modernen Griechentum. Von hohem Interesse sind auch die Einblicke in die griechische Politik vor dem Balkankriege, wie sie immer mehr nach Befreiung vom türkischen Joch suchte, und wie diese Sehnsucht und Hoffnung dann in dem gesamten Volke aufliebten. Aus diesem Buch aber, welches ein so lebendiges Bild des gegenwärtigen Griechenland gibt und dabei immer wieder ein Stück seiner großen Vergangenheit hervorzaubert, kann man auch lernen, welchen mannigfaltigen Reichtum jeder Mensch für sich auf Reisen in unbekannten Ländern gewinnen kann, wenn er nur der Gesamtheit der fremden Erscheinungen mit aufgeschlossenem Sinn gegenübertritt.

Dr. F. Adler.

Spemanns Alpenkalender 1916.

Auch in diesem Jahre erscheint der beliebte Wandkalender in vortrefflicher Ausstattung. Er bringt eine Fülle von schönen Bildern aus den Bergen, die so tadellos wiedergegeben sind, daß sie in uns nicht nur liebe Erinnerungen wecken, sondern auch den Wunsch, recht bald wieder unsre Schritte in die schöne Bergwelt lenken zu können.

—n.

Von Jena bis zum Wiener Kongreß. Von Prof. Dr. G. Roloff. („Aus Natur und Geisteswelt", 465. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.25.

Das Jahrzehnt von 1806 bis 1815 auf nur 114 Seiten darzustellen, wäre bei der großen Wichtigkeit dieser Periode für die deutsche Geschichte kaum möglich gewesen, wenn Roloff nicht den glücklichen Gedanken gehabt hätte, durch näheres Eingehen auf einige besonders wichtige Fragen, wie die Haltung der öffentlichen Meinung, die Umwandlung Preußens und die Entstehung des Deutschen Bundes, eine Beschränkung zu üben, die zur Stärke wurde. So aber entspricht das Werkchen, auch unterstützt durch die kräftige, bewegte Darstellungsweise, durchaus dem Zwecke erster Einführung, dem schon die zwölfstündige Vorlesung vor Berliner Lehrern und Lehrerinnen diente, aus dem es in gedrängterer Wiedergabe entstanden ist.

Dr. Hans Zimmer.

Das große Weltpanorama der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild. 15. Bd. Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

Der neueste Band des „Großen Weltpanorama" steht ganz auf der Höhe seiner Vorgänger. Er bringt eine Fülle von interessanten Aufsätzen aus Naturwissenschaft, Länder- und Völkerkunde usw., die alle mit zahlreichen Abbildungen geschmückt sind. Besonderes Interesse verdient die Erzählung aus dem Großen Krieg: „Mit Emden und Ayesha" von Otto Tormann, in der die Schicksale und Abenteuer der heldenhaften Emdenmannschaft anschaulich geschildert werden, und außerdem ein spannendes Fliegererlebnis: „Auf Tod und Leben" von Oskar Klaußmann. Der hübsche Band kann als Geschenk für die reifere Jugend warm empfohlen werden.

H.

Musikalische Aufsätze. Von Otto Nicolai. Zum erstenmal herausgegeben von Georg Richard Kruse. Regensburg, Gustav Bosse.

Der bekannte Lortzingkenner bietet mit dieser Sammlung von Briefen, Tagebuchblättern, Aufsätzen einen wichtigen Beitrag zum Verständnis auch jenes deutschen Meisters, der sich durch seine Oper „Die lustigen Weiber von Windsor" (1849) einen dauernden Namen gesichert hat. Was man aus dem Mitgeteilten über die Persönlichkeit Nicolais erfährt, das verstärkt den Eindruck des Liebenswerten, der vom ganzen Wirken des früh Verstorbenen ausgeht: Nicolai, 1810 in Königsberg geboren, war 1833—1841 meist in Rom, gründete in Wien 1841—1847 die philharmonischen Konzerte und trat für Beethovens Symphonien ein; sein Leben beschloß er in Berlin (1849). Was er über die Sixtinische Kapelle schreibt, hat für die musik-

Digitized by Google

geschichtliche Erkenntnis großen Wert; denn im Verkehr mit dem Palästrinabiographen Baini erfuhr Nicolai so manches, was sich nicht aus Büchern lernen läßt. Die von Kruse besorgte Sammlung bildet den zehnten Band der Deutschen Musikbücherei (von Gustav Bosse in Regensburg), auf die wir die Leser als auf ein werdendes Ganzes nachdrücklich hinweisen möchten.

Dr. K. Gr.

Der Fall Gogol. Von Otto Kaus. Verlag von Ernst Reinhardt in München.

Zu den Anhängern Sigmund Freuds gehörte ehedem der Wiener Nervenarzt Alfred Adler. Als seine Ueberzeugungen sich nicht mehr mit denen des „Meisters" deckten, trat er mit andern, Gleichgesinnten aus Freuds „Psychoanalitischer Vereinigung" aus und gründete einen „Verein für freie psychoanalytische Forschung". Dieser Verein veröffentlicht Schriften, von denen die Kaussche eine Nummer bildet. Damit ist gesagt, daß die von Kaus vorgenommene Zergliederung des Menschen und Künstlers Gogol sich den Adlerschen Lehren unterordnet, insbesondere also der Lehre von einer im Individuum herrschenden Zielvorstellung und von dem aus Minderwertigkeitsgefühlen hervorgehenden Kompensationsbedürfnis. Die Anpassung der Tatsachen an diese Theorien wird mit Geschick vorgenommen.

D.

Was die deutschen Kinder singen. Eine Blütenlese der heimatlichen Kinderlieder. Für Klavier gesetzt von L. Windsperger. Verlag von E. Schott's Söhne, Mainz. Preis M. 2.40.

Gottlob, unsre Kinder können noch singen, und heute vielleicht noch mehr als sonst. Wir können unsrer Jugend nichts Besseres tun, als wenn wir bei ihr die Freude am Gesang wecken und pflegen. Das vorliegende Buch, in dem das Wertvollste aus dem Schatze unsrer Kinderlieder vereinigt ist, kann als guter Führer und Helfer bezeichnet werden, um so mehr, als die den Weisen hinzugefügte Klavierbegleitung auf künstlerischer Höhe steht. Die schöne Ausstattung des Buches macht es auch zu Geschenkzwecken sehr geeignet.

H.

Dante. Vier Vorträge zur Einführung in die Göttliche Komödie von Fritz Kern. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Gebunden M. 3.—.

Hervorgegangen aus einem Vortragszyklus, den der Kieler Universitätsprofessor Kern dort und anderwärts seit dem Wintersemester 1911/12 wiederholt gehalten hat, bietet das liebenswürdige Werkchen eine auf weiteste Kreise von Gebildeten berechnete erste Führung in die Gedankenwelt der „Göttlichen Komödie" vor deren Lektüre. Die Hauptvorzüge dieser ersten Führung, wie sie gerade bei Dante durchaus willkommen ist, liegen einmal darin, daß Kern soviel wie möglich den Dichter selbst zu Worte kommen läßt, sogar in dem einleitenden Kapitel über Dantes Leben, zweitens aber in der strengen Beschränkung auf alles wirklich Zweckdienliche, d. h. das Verständnis der gewaltigen Dichtung Fördernde, und gerade in dieser Beschränkung zeigt sich Kern als Meister. Auch seine Darstellung ist seinem Zwecke trefflich angepaßt: ruhig bei aller Beweglichkeit, schlicht bei aller ansprechenden Geschmeidigkeit.

Dr. Hans Zimmer.

Englische Weltpolitik in englischer Beleuchtung. Von Ferdinand Tönnies, ordentlicher Professor der Staatswissenschaften in Kiel. Berlin, Julius Springer.

Das Eigentümliche dieser Schrift liegt darin, daß die englische Eroberungspolitik mittels englischer Urteile in ihrem gewalttätigen und räuberischen Wesen aufgedeckt wird. Das Vorgehen unter Elisabeth, Karl I., Cromwell, Pitt dem Aelteren (dem viel Verherrlichten, der in Wahrheit die Kriege als Handelsgeschäft betrachtete und behandelte), die Eroberung Indiens, der Raubzug von 1807 gegen Dänemark u. a. werden in dieser Weise mit unanfechtbaren Zeugnissen beleuchtet. Die Schrift mag auch in neutralen Ländern aufklärend wirken und verdient darum weiteste Verbreitung.

E.

Defensor Pacis. Von Marsilius von Padua. Für Uebungszwecke bearbeitet von Richard Scholz. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. M. 2.20.

In Brandenburgs und Seeligers nützlicher „Quellensammlung zur deutschen Geschichte" durfte das bedeutendste Erzeugnis politischen Denkens aus dem Mittelalter nicht fehlen. In Richard Scholz hat es einen gewissenhaften Herausgeber gefunden, der vor allem den praktischen Bedürfnissen des historischen Universitätsunterrichts mit seiner Arbeit gerecht wurde, durch glücklich gewählte Kürzungen die Hauptgedanken und die Gliederung des Ganzen schärfer hervortreten ließ und mit einem Verzeichnis der wichtigeren Literatur sowie mit einem guten, die Auffindung und Verfolgung der Hauptbegriffe erleichternden Sachregister dankenswerte Beigaben bot.

Z.

Signal P. H. und andre Erzählungen aus meinem Seemannsleben. Von John William Nylander. (Seevolk, dritte Folge). Leipzig, G. Merseburger. 232 S. M. 2.50 (3.50).

Der Finnländer Nylander ist den deutschen Lesern kein Unbekannter mehr. Die Skizzen aus dem Seemannsleben, die der ehemalige

Digitized by Google

Matrose entwirft, haben etwas sozusagen Unliterarisches und wirken darum zwar manchmal etwas formlos, aber in ihrer Schlichtheit und Treue eindringlich und oft packend. Besonders gilt dies von tragischen Stoffen, während das Humoristische auch wohl etwas plump herauskommt. Br.

Die Freimaurerei. Eine Einführung in ihre Anschauungswelt und ihre Geschichte von Ludwig Keller. („Aus Natur und Geisteswelt", 463. Bändchen). Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. Geb. M. 1.25.

Dank seiner absoluten Beherrschung des Stoffes und strengster Raumökonomie ist es dem hervorragenden Kenner der Freimaurerei gelungen, auf knapp anderthalbhundert Seiten eine durchaus gründliche Einführung in Wesen und Werden der Freimaurerei darzubieten. Sie ist um so nützlicher, als sich seit etwa zehn Jahren erneut ein lebhafteres Interesse für die Freimaurerei bemerkbar macht, um so fesselnder, als überall die feinen Fäden zwischen der Freimaurerei und den jeweiligen politischen und geistesgeschichtlichen Strömungen bloßgelegt sind. In den Literaturangaben kommen auch die Gegner zu Worte.

Dr. Hans Zimmer.

Goethes Mannesjahre. Von Johannes Höffner. Mit 41 Abbildungen, darunter 9 in farbiger Wiedergabe. — **Goethe im Alter.** Von Johannes Höffner. Mit 45 Abbildungen, darunter 6 in farbiger Wiedergabe. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. (Velhagen & Klasings Volksbücher, Nr. 104 und 105). Je 42 S. Je 60 Pf.

Die beiden Goethehefte, die sich an das früher erschienene Heft „Der junge Goethe" von demselben Verfasser anschließen, reden wenig von dem Dichter und seinem Schaffen und lassen so die wichtigsten Züge ihres Helden im Dunkel. Dagegen wird das Menschliche lebendig und im ganzen gewiß auch richtig dargestellt. Manches scheint mir freilich etwas kleinlich zu wirken. Christiane wird einseitig im ungünstigen Sinne beurteilt. Die fesselnde Darstellung wird durch ausgezeichnete Abbildungen ergänzt, unter denen die farbigen, zum Teil wahre Kunstwerke, besonderes Lob verdienen.

H. Brömse.

Kaiser Wilhelm II. und die Triebkräfte des neudeutschen Sozial- und Wirtschaftslebens. Von Prof. Dr. Paul Harms. Jena, Gustav Fischer. M. 1.—.

Diese hochinteressante und offenherzige Festrede, gehalten zur Feier des Regierungsjubiläums Kaiser Wilhelms II. in der Aula der Universität Kiel, wirft die Frage auf, welches die tiefere Ursache sein mag, daß im monarchischen Deutschland in dem Verhältnis zwischen Kaiser und Volk der Zeit allseitiger Zustimmung und freudiger Unterordnung unter die Führerschaft lange Jahre bangen Zweifelns vorangehen mußten. Nicht im Kaiser selbst sucht Harms die Ursache für diesen Wandel der Dinge: der Kaiser ist sich und der zu Anfang von ihm ins Auge gefaßten Zielrichtung treu geblieben. Gemeingut des deutschen Volkes aber ist heute geworden, was damals und immer den Kaiser geleitet hat: die Einsicht, daß Deutschland an der Schwelle eines neuen Zeitalters stand und steht, daß eine gewaltige Verschiebung seiner sozialen und wirtschaftlichen Struktur eine Aenderung seiner Politik im Innern und nach außen gebieterisch forderte. H. Z.

Das Libretto. Von Dr. Edgar Istel. Berlin, Verlag Schuster & Loeffler. Preis M. 3.—, geb. M. 4.—.

Der deutsche Untertitel lautet: Wesen, Aufbau und Wirkung des Opernbuchs nebst einer dramaturgischen Analyse des Librettos von Figaros Hochzeit. In der Tat findet man hier von sachkundiger und erfahrener Hand alles beieinander, was sich über die Gesetze der dramatischen Spannung mit Rücksicht auf die musikalischen Bedürfnisse des Komponisten sagen läßt. Im wesentlichen haben Trauerspiel und Lustspiel dieselben Anforderungen des Aufbaus. Zweckmäßig werden daher viele Beispiele aus Wagner genommen, und es fallen über seine Bühnenkunst treffende und lehrreiche Bemerkungen; auch über das Verhältnis von Handlung und Charakter gibt der Verfasser beherzigenswerte Winke. Das Buch gilt besonders den Tondichtern, sofern sie die Kenntnis des dramatisch Wirksamen verschmähen. Die Erläuterung von Mozarts Figaro, der auf Beaumarchais' Lustspiel zurückweist, ist eine vortreffliche Leistung des Musikgelehrten, der sich durch seine geschichtlichen Werke (besonders auf dem Gebiete der komischen Oper und des Melodramas) einen Namen gemacht hat. Doch müssen wir zugleich betonen, daß gerade vorliegendes Buch dem heutigen, neuesten Leben mit aufgeschlossenem Sinne zugewandt ist, wie es den Verfasser ja auch zur Betätigung auf dem Gebiete der Opernkomposition gedrängt hat. Dr. K. G.

Die Flucht des Prinzen von Preußen, nachmaligen Kaisers Wilhelm I. Nach den Aufzeichnungen des Majors O. im Stabe des Prinzen von Preußen. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. M. 2.—.

Es lag wohl eigentlich kein Grund vor, den Namen des Majors O. nicht voll auszuschreiben, auch wäre es erwünscht gewesen, wenn das Schlußwort der Frau Major O.

Digitized by Google

angegeben hätte, welcher Art die Aufzeichnungen ihres Mannes waren, die der hier gegebenen Darstellung zugrunde lagen. Diese scheint das Resultat einer besonderen Ueberarbeitung zum Zweck der Veröffentlichung zu sein, und die Ueberarbeitung ist vielleicht nicht von der Frau Major selbst vorgenommen worden, die 1848, wo sie bereits mehrere Kinder hatte, doch wohl mindestens 25 Jahre alt gewesen sein muß und jetzt also rund 90 wäre. Das Schriftchen hätte als geschichtliche Quelle wesentlich gewonnen, wenn wir über diese Dinge aufgeklärt worden wären, sofern es aber Zuverlässiges aus erster Hand bietet, wie es ja gewiß den Anschein hat, soll es dankbar begrüßt sein als lebendige Fülle interessanter Einzelheiten zu einem historischen Ereignis, das von jeher in der neueren deutschen Geschichte ein besonderes Interesse gefunden und verdient hat.

Dr. Hans Zimmer.

Limitation des armements. Von Dr. Hans Wehberg. Relevé des projets émis pour la solution du problème, précédé d'une introduction historique. Brüssel 1914.

Eine der wunderlichsten Blüten des Pazifismus war der Gedanke der Rüstungsbeschränkungen. Es entbehrt nicht des kulturhistorischen Interesses, sich über den Entwicklungsgang dieses utopistischen Problems und über die einzelnen, zu seiner Förderung gemachten Vorschläge zu unterrichten. Hierzu bietet die lediglich berichtende, sehr gründliche Schrift Wehbergs vortreffliche Gelegenheit. Im Auftrage des Bureau interparlementaire verfaßt, sollte sie einer Kommission der Union interparlementaire als Grundlage für Erwägungen über die Möglichkeit eines einschlägigen internationalen Abkommens dienen.

Frankfurt a. M. Prof. Dr. F. Giese.

Die Quellen des künstlerischen Schaffens. Versuch einer neuen Aesthetik von Erich Major. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. M. 5.—.

Vielleicht wächst aus diesem Werkchen einmal ein Werk heraus, aus dieser Skizze eines Systems ein System. Denn ein einheitlicher Grundgedanke ist schon jetzt geschlossen durchgeführt: die künftige Aesthetik nicht mehr aufzubauen auf das Genießen des Betrachtenden, auf die Wirkung eines Kunstwerkes auf den Beschauer, vielmehr auf die Produktivität des schaffenden Künstlers. Nichts Geringeres als eine völlige Umkehrung der bisherigen Aesthetik wird also in der übrigens nicht bloß für Fachgelehrte, sondern auch für gebildete Laien dank ihrer lichtvollen Darstellungsweise verständlichen Schrift erstrebt, und trotz der gelegentlich etwas rhapsodischen Knappheit der Durchführung erscheint dieser Grundgedanke als durchaus anregend, ja fruchtbar. Weiter ans Werk!

Dr. Hans Zimmer.

China, das Land der Mitte, einst und jetzt. Von Dr. Joseph Lauterer. Leipzig, Verlag von Otto Spamer. 412 S. mit 154 Abbildungen.

Auf Grund eigner Reisen und eingehender Studien weiß Lauterer viel Wissenswertes und Neues aus China, dem sich ja gegenwärtig wieder die Aufmerksamkeit größerer Kreise zuwendet, zu schildern. Der mittlere Teil des Werkes, der der Reiseschilderung gewidmet ist, leidet aber ebenso wie die zusammenfassenden Kapitel am Anfange und am Schlusse unter der Fülle ungesichteten Materials, das in bunter Reihenfolge dargeboten wird, und diesen Mangel kann auch das sehr umfangreiche Inhaltsverzeichnis nicht völlig ausgleichen. Die Ausstattung an Bildern ist sehr reich, unbegreiflicherweise fehlt aber dem Werke eine Karte.

Dr. Joh. Riedel.

Die Eisenbahnpolitik des Fürsten Bismarck. Von Prof. Dr. Alfred von der Leyen. Berlin, Julius Springer. M. 6.—.

Mit souveräner Beherrschung des weitschichtigen und verstreuten, hier aber in der zweiten Hälfte des Werkes übersichtlich zusammengestellten Materials hat der bedeutende Kenner des wichtigen Eisenbahnwesens und seiner Politik eine zusammenhängende, klare und erschöpfende geschichtliche Darstellung der Tätigkeit des Reichskanzlers Fürsten Bismarck auf dem Gebiete des deutschen Eisenbahnwesens dargeboten. Sie zeigt uns, streng kritisch und vorsichtig wägend, wieviel auch in dieser Beziehung Bismarcks persönlichem nachdrücklichen Eingreifen zu verdanken ist, namentlich hinsichtlich der wirtschaftlichen Bedeutung der Eisenbahnen für das Leben der Nation, wenngleich das letzte Ziel, das sich der große Staatsmann gesteckt hatte, auch die Eisenbahnen zu einem Werkzeug der nationalen Festigung des Deutschen Reiches umzugestalten, nicht in vollem Umfange erreicht worden ist. Ich glaube dem Werke hohes Lob zu zollen, wenn ich sage, daß es nicht bloß für Fachleute wertvoll, sondern auch für gebildete Laien eine anregende Einführung in ein fesselndes Kapitel der jüngsten deutschen Geschichte ist.

Z.

Russische Expansionspolitik 1774 bis 1914. Von Dr. Franz Quadflieg. Berlin, Dümmler.

Diese Schrift entwickelt den Gedanken, daß Rußland mit seinem rastlosen Ausdehnungsbestreben eine Gefahr für das festländische Europa bedeute, wie der französische Histo-

Digitized by Google

riker Martin in seiner Schrift „La Russie et l'Europe“ 1766 dies anerkannt und „la fédération Européenne vis-à-vis de l'Amérique et de la Russie“ als notwendig bezeichnet hat; andernfalls werde Europa zugrunde gehen und Russen, Engländer und Amerika sich in die Welt teilen. Das ist gewiß wahr; aber die Ereignisse von 1914 haben leider den Zusammenschluß Europas auf lange hinaus unmöglich gemacht. Quadfliegs Schrift ist nützlich; aber seine Kenntnisse sind manchmal ungenügend. Daß er z. B. S. 251 behauptet, Bismarck habe 1875 einen Krieg gegen Frankreich geplant, den Kaiser Wilhelm I. untersagt habe, ist geradezu ungeheuerlich. E.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 542: Tornius, V., Die baltischen Provinzen. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. M. 1.25.

Birt, Theodor, Schiller der Politiker im Licht unserer großen Gegenwart. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. In Pappband 80 Pf.

Bittel, Dr. Karl, Ueber die Zukunft der Konsumgenossenschaften. 6./7. Heft. Eßlingen a. N., Wilhelm Langguth. 40 Pf.

Boehlich, Ernst, Goethes Propyläen. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung G. m. b. H. Brosch. M. 6.—.

Bölsche, Wilhelm, Die deutsche Landschaft in Vergangenheit und Gegenwart. Mit 145 Bildern und einem farbigen Kunstblatt. Vita, Deutsches Verlagshaus G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg. Preis kart. M. 1.75, geb. M. 2.80.

Bönke, Prof. Dr. H., Plagiator Bergson. Charlottenburg 4, Friedrich Huths Verlag. Brosch. M. 1.20.

Boos, Roman, Der europäische Krieg und unser Schweizer Krieg. Zürich, Schweizer Druck- und Verlagshaus. Geh. M. 1.50.

Chamberlain, Houston Stewart, Deutsches Wesen. München, F. Bruckmann A.-G. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Chamberlain, Houston Stewart, Politische Ideale. München, F. Bruckmann A.-G. M. 1.—.

Damaschke, Adolf, Die Bodenreform. Jena, Gustav Fischer. Brosch. M. 3.25, geb. M. 3.85.

Das deutsche Kleid. Dresden, Modehaus Renner.

Das große Welt-Panorama. 15. Bd. Stuttgart, W. Spemann.

Deutsche Form im Kriegsjahr. Jahrbuch des deutschen Werkbundes 1915. München, F. Bruckmann A.-G. Preis M. 3.—.

Deutsches Warenbuch. Herausgegeben von der Dürerbund-Werkbund-Genossenschaft Hellerau bei Dresden. Berlin W 35, Geschäftsstelle des Deutschen Werkbunds.

Die deutsche Volkswirtschaft im Kriege. Nachtrag Oktober 1915. Berlin, Direktion der Diskonto-Gesellschaft.

Die weißen Blätter. Eine Monatsschrift. 10. Heft. Leipzig, Verlag der weißen Bücher. à M. 2.—.

Donzow, Dmytro, Groß-Polen und die Zentralmächte. Berlin S 14, Carl Kroll. M. 1.—.

Eberz, Dr. G. J., Italien und das Garantiegesetz. Köln, J. P. Bachem. M. 1.20.

Faulhaber, Dr. Michael v., Bischof von Speyer, Waffen des Lichtes. Gesammelte Kriegsreden. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Kart. M. 1.60.

Fischer, Max, Heinrich v. Kleist, der Dichter des Preußentums. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. In Pappband 80 Pf.

Galli, Dr. Gottfried, Dschihad. Der heilige Krieg des Islams und seine Bedeutung im Weltkriege. Freiburg i. Br., C. Troemers Universitätsbuchhandlung. 70 Pf.

Goebel, Heinrich, 1914/15 Kriegsnovellen Band 3: Helden. Berlin, Morawe & Scheffelt. Brosch. M. 1.—.

Haeckel, Ernst, Ewigkeit. Weltkriegsgedanken über Leben und Tod, Religion und Entwicklungslehre. Berlin, Georg Reiner. Geheftet M. 1.50, in Pappband M. 2.—.

Haering, Theodor, Lieder in der Heimat 1914/15. Tübingen, H. Lauppsche Buchhandlung. In Pappband 60 Pf.

Hardon, Thea v., Die deutsche Frau im Weltkrieg. Leipzig, Hesse & Becker. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.50.

Hashagen, Justus, Das Studium der Zeitgeschichte. Bonn, Friedrich Cohen. Brosch. 80 Pf.

Heckel, Hans, Das Don-Juan-Problem in der neueren Dichtung. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung G. m. b. H. Geh. M. 6.—.

Hilgenreiner, Universitätsprofessor Dr. Karl, Die römische Frage nach dem Weltkriege. Prag II, Bonifatius-Druckerei. M. 1.—.

Hintze, Otto, Die Hohenzollern und ihr Werk. Berlin, Paul Parey. M. 5.—.

Hoensbroech, Paul Graf v., Wenn die Toten erwachen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 10 Pf.

Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. Heft 1, Jahrgang 10. Leipzig, B. G. Teubner.

Kampffmeyer, Prof. Dr. Georg, Die Welt des Islam. Heft 2. 3. Bd. Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Islamkunde. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). à M. 4.— (Jahresabonnement M. 12.—).

Kassel, K., Ein ärztliches Kulturbild aus Südpreußen. Sonderabdruck aus den Historischen Monatsblättern für die Provinz Posen. Posen, W. Decker & Co.

Keppler, Bischof Dr. Paul Wilhelm v., Unsere toten Helden und ihr letzter Wille. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 30 Pf.

Digitized by Google

Kiefe, F. H., Die Theorien des modernen Sozialismus über den Ursprung des Christentums. Kempten und München, Jos. Köselsche Buchhandlung. Geh. M. 3.—.

Korth, Leonard, Mittagsgespenster. Deutsche Studien und Wanderbilder. Köln, J. P. Bachem. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.20.

Kriegsbildertagebuch des Malers Ernst Vollbehr. München, F. Bruckmann A.-G. Geb. M. 12.—.

Kunst und Handwerk. Zeitschrift des Bayer. Kunstgewerbe-Vereins München. Heft 1. 66. Jahrgang. Berlin-München, R. Oldenbourg. Jährlich 12 Hefte, Preis M. 16.—. Einzelheft M. 2.—.

Löhr, Joseph, Der Krieg und das Schicksal der Kirchen Frankreichs. Köln, J. P. Bachem. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.40.

Mayrhofer, Johannes, Spanien. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Geb. M. 4.20.

Mehlis, Prof. Dr. Georg, Gestalten des Krieges. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Geh. M. 1.50.

Metis, Eduard, Karl Gutzkow als Dramatiker. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung G. m. b. H. Geh. M. 6.80.

Montanus-Bücher. Herausgeg. von Walther Stein. Bd. 9: Hackenberger, Willi, Deutschlands Eroberung der Luft. Siegen, Hermann Montanus. M. 2.—.

Müller, Alfred Leopold, Das Gedächtnis und seine Pflege. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Franckhsche Verlagshandlung. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.80.

Norbert, Willy, Tommy's Tagebuch. Aufzeichnungen eines gefallenen Engländers. Berlin-Charlottenburg, Vita Deutsches Verlagshaus. Geh. M. 1.50. geb. M. 2.—.

Norbert, Willy, Passionel's Tagebuch. Aufzeichnungen eines gefallenen französischen Landwehrmannes. Berlin-Charlottenburg, Vita Deutsches Verlagshaus. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.—.

Planiscig, Leo, Denkmale der Kunst in den südlichen Kriegsgebieten. Wien, Anton Schroll & Co. M. 2.— (K 2.40).

Plenge, Prof. Dr. Johann, Eine Kriegsvorlesung über die Volkswirtschaft. Berlin, Julius Springer. Geh. 80 Pf.

Quenzel, Karl, Vom Kriegsschauplatz. Feldpostbriefe und andere Berichte. 2. Bd. Leipzig, Hesse & Becker. Brosch. M. 1.50, geb. M. 2.—.

Rankes Meisterwerke. Wohlfeile Ausgabe Bd. 6, 7, 8. München und Leipzig, Duncker & Humblot.

Schmeßer, Ludwig, Deutschland und seine Feinde. Ein Bühnenfestspiel. München und Berlin, R. Oldenbourg. 60 Pf.

Schmitz, J., Antonius Kardinal Fischer. Köln, J. P. Bachem. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Schrönghamer-Heimdal, Franz, Helden der Heimat. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 2.20.

Schrönghamer-Heimdahl, Franz, Kriegssaat und Friedensernte. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Kart. M. 1.20.

Seiffert, Willibald, Ratgeber für die Hinterbliebenen der Kriegsteilnehmer. Potsdam, Stiftungsverlag. 40 Pf.

Spemanns Alpen-Kalender 1916. Stuttgart, W. Spemann. M. 2.—.

Sternfeld, Universitätsprofessor Dr. R., Richard Wagner und der heilige deutsche Krieg. Oldenburg, Gerhard Stalling. M. 1.—.

Stieve, Dr. Friedrich, Schwedische Stimmen zum Weltkrieg. Leipzig, B. G. Teubner. M. 2.40.

Teschemacher, Dr. Hans, Reichsfinanzreform und innere Reichspolitik 1906—1913. Berlin, Julius Springer. M. 2.—.

Tilemann, Heinrich, Woher das Selbstgefühl der Engländer? Hannover und Leipzig, Hahnsche Buchhandlung. 75 Pf.

Treutler, Amand, Herders dramatische Dichtungen. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung G. m. b. H. Geh. M. 7.50.

Ulmer, Friedrich, Sturmgeboren! München, Paul Müller. M. 1.—.

Wagemann, Dr. Ernst, Die deutschen Kolonisten im brasilianischen Staate Espirito Santo. München und Leipzig, Duncker & Humblot. Geh. M. 5.—.

Wehner, Heinrich, Das Auskunftei-Wesen. Berlin, Spree-Verlag Paul Werner.

Weigert, Josef, Das Dorf entlang. Ein Buch vom deutschen Bauerntum. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.20.

Weltkultur und Weltpolitik. Heft 5. Lenz, Friedrich: Macht und Wirtschaft I. Die Voraussetzungen des modernen Krieges. München, F. Bruckmann A.-G. Brosch. M. 3.—, geb. M. 8.—.

Wieber, Walter, Die Ursachen der französischen Revolution. Cassel, Pillardy & Augustin. M. 1.25.

Wiener, Oskar, Anno 15. Kriegsanekdoten aus Oesterreich. Prag-Smichow, Koppe-Bellmann. Brosch. K 1.—.

Zöllner, Friedrich, Gelöste Welträtsel. (Teil 3 und 4 der Sammlung „Die Brücke zum Jenseits", 12 Teile kompl. M. 6.—). Wiesbaden, Emil Abigt. M. 1.20.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Der Dank Amerikas[1])

Von

John L. Stoddard (Meran)

„Es kann unter den Menschen kein gerechterer Grund zum Schmerz entstehen, als wenn sie von einer Seite, von der sie mit Recht Dank und Wohlwollen erwarten mußten, Kränkung und Schaden zu erleiden haben."

Um dem Thema „Der Dank Amerikas" gerecht zu werden, erörtern wir die Frage: Was lehrt die Geschichte über a) die Behandlung Amerikas durch England, b) die Behandlung Amerikas durch Deutschland, c) seinen Dank an beide?

In den Vereinigten Staaten gibt es eine Vereinigung, „die Gesellschaft der Pilger" genannt; die meisten ihrer Mitglieder hält man für Nachkommen der „Pilgerväter" — jener englischen Nonkonformisten (Dissidenten), welche auf der berühmten „Mayflower" nach Amerika auswanderten und an der Küste des jetzigen Staates Massachusetts am 21. Dezember 1620 landeten. Eine zweite Gemeinschaft Religionsverbesserer aus England, die unter dem Namen „Puritaner" bekannt ist, landete dort neun Jahre später. Der Grund, warum diese englischen Auswanderer — Männer und Frauen unbescholtenen Charakters und edler Bestrebungen — damals ihre Heimat mit einer unbekannten, von Wilden wimmelnden Wüstenei und rauhem, unwirtlichem Klima vertauschten, war, der englischen Verfolgung ihres Glaubens zu entgehen und sich das zu sichern, was die Dichterin Felicia Hemans in ihrer erhabenen Ode an die Pilgerväter mit Recht die Freiheit der Gottesverehrung nennt. Die Behandlung also, welche Amerika von England erfahren hat, begann mit Verfolgung; und Verfolgung in der einen oder andern Gestalt hat seinem Betragen gegen die Vereinigten Staaten seither den Stempel aufgedrückt. Trotzdem spendeten bei Gelegenheit eines vor zwei Monaten von ihrer Vereinigung veranstalteten Festes entartete Nachkommen jener Pilger dem Vorgehen Englands im jetzigen Weltkriege Beifall und begrüßten

[1]) Vgl. den Aufsatz desselben Verfassers, „Amerikas Stellung zum Weltkriege", im Dezember-Heft des vorigen Jahrgangs der „Deutschen Revue".

Copyright 1916 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

die Aufforderung ihres Vorsitzenden, auf König Georg und den Zaren ein Hoch auszubringen, mit Jubel! Offenbar hatten sie vergessen, was ihre Väter vor 300 Jahren von England erlitten hatten. Aber sie hatten gar nicht nötig, so weit zurück zu denken; viele Tatsachen jüngeren Datums hätten sie sich recht gut ins Gedächtnis rufen können. Frischen wir ihnen das Gedächtnis ein wenig auf!

Es ist allgemein bekannt, daß es die Bedrückungsmaßregeln Englands waren, welche die Vorfahren der jetzigen kriechenden Anglophilen in den Revolutionskrieg 1776 stürzten, durch den sie endlich das verhaßte Joch des Mutterlandes abwarfen und ihre Unabhängigkeit errangen. Wie oft habe ich in Concord (Massachusetts) — in der Nähe meines Geburtsortes — vor dem Standbilde des „Minute-Man" (Schußfertiger Patriot) gestanden und mit tiefer Rührung am Sockel die ergreifenden Emersonschen Worte gelesen:

„By the rude bridge that spans the flood,
Their flag to April's breeze unfurled,
Twas here the embattled farmers stood
And fired the shot heard round the world!"

(An der ländlichen Brücke, die über das Flüßchen sich spannt, standen unter den im Aprilwinde wehenden Fahnen die bewaffneten Landmänner und feuerten den Schuß ab, der die ganze Welt durchdröhnte.) Man kann sich nicht wundern, daß diese „bewaffneten Landmänner" den ersten Schuß lösten und viele andre außerdem. Abgesehen von den politischen Bedrückungen, welche sie zu diesem Schritte trieben, hatten die „Hände über der See" zur selben Zeit noch andre Gewalttaten verübt. Am 16. Oktober 1775 bombardierte eine von einem britischen Marineoffizier befehligte Schwadron Portland (Maine) und steckte die Stadt in Brand. Alle öffentlichen Gebäude und drei Viertel der Häuser wurden verzehrt, und Tausende obdachloser Menschen wurden in die anbrechende Winterkälte hinausgejagt. Am 1. Januar 1776 ließ Lord Dunmore, der britische Statthalter von Virginia, die Stadt Norfolk niederbrennen, deren Bevölkerung von ungefähr 9000 Menschen entsetzlichem Elende mitten im Winter preisgegeben wurde. Im Jahre 1778 wurde die Insel Marthas Vineyard ganz ausgeplündert; New Bedford und Fair Haven wurden niedergebrannt, New Haven in Brand gesteckt und Fairfield ganz zerstört. An der Küste von New Jersey richteten sie ähnliche Verwüstungen an. 1779 wurden Portsmouth und das teilweise wieder aufgebaute Norfolk (Virginia) mit entsetzlicher Grausamkeit gebrandschatzt und zerstört. Jedes Haus wurde niedergebrannt, die Männer wurden ermordert und schwächliche amerikanische Frauen den Roheiten der britischen Soldaten preisgegeben.

Im Revolutionskriege sowohl wie in dem von 1812 waren Tausende wilder, blutgieriger nordamerikanischer Indianer die Verbündeten der britischen Truppen, kämpften unter dem Befehle britischer Offiziere und verübten teuflische Grausamkeiten an Amerikanern — den Blutsverwandten der Engländer und den Kindern des „Mutterlandes!" — Im

Digitized by Google

Jahre 1812 war der Häuptling der Shawneeindianer, Tecumseh, Brigadegeneral in britischen Diensten und befehligte in der Schlacht am Eriesee den rechten Flügel der verbündeten Engländer und die Indianerstreitkräfte gegen meine Vorfahren! Die Indianer wurden dazu verwendet, die Amerikaner an der ganzen Waldgrenze anzugreifen. Wir wissen, welche Art Krieg die Indianer führen!

Es genügt, einen einzigen geschichtlichen Zug aus dem Kriege zu erzählen, den die mit den Indianern verbündeten Briten gegen Amerika entzündet hatten. Er bezieht sich auf die Einnahme des Forts Mims im Dezember 1812. „Die Indianer brachen die Pfähle nieder und schlachteten kaltblütig die Einwohner. Die Kinder wurden bei den Beinen genommen und mit dem Schädel gegen die Palisaden geschlagen. Den Frauen riß man die Eingeweide aus und schleuderte die noch ungeborenen Kinder in die Luft. Der britische Agent in Pensacola hatte pro Skalp 5 Dollar ausgesetzt, und die langen Flechten der Frauen und die Bedeckungen der Männerköpfe waren bald in den Händen der Wilden als Marktartikel auf einem christlichen Jahrmarkte ausgestellt! Ein Teil dieser Indianer blieb den nächsten Tag in der Nähe, um zu plündern und zu morden; andre gingen nach Pensacola, die Skalpe als Trophäen auf Stangen tragend, um sich ihre Belohnung von dem dortigen britischen Agenten zu holen."

Und das geschah vor nur 104 Jahren! Was für ein kurzes Gedächtnis viele Leute haben! Und hat England seine Methode, Krieg zu führen, seither wesentlich geändert? Nicht, wenn der Zufall ihm hold ist, sein altes Spiel zu spielen. Seither und auch bis auf den heutigen Tag hat es oft Wilde und Heiden gegen die weißen Christen ins Feld geführt. Es verwendete Zulus im Burenkriege gegen die Holländer. Heute tut es dasselbe mit Gurkhas und andern indischen Eingeborenen und fügt zu diesen buntfarbigen Kriegern einige Fidschi-Insulaner, deren Väter manchen schmackhaften Bissen Menschenfleisch verzehrt haben!

Dies nennt England salbungsvoll den Krieg der Zivilisation gegen den Barbarismus!

Verfolgen wir weiter den Faden der Geschichte, so finden wir, daß Amerika im Jahre 1812 an Großbritannien den Krieg mit der offiziellen Begründung erklärte, „weil man amerikanische Bürger, die auf See waren, auf die englischen Kriegsschiffe geschleppt und sie gezwungen hatte, gegen den Vereinigten Staaten befreundete Völker zu kämpfen" — „wegen Verletzung der Rechte und wegen Friedensbruches an unsern Küsten und in unsern Häfen" — „wegen Plünderung unsrer Handelsschiffe auf allen Meeren unter angeblicher Blockierung" — „wegen Anwendung geheimer Agenten innerhalb der Vereinigten Staaten zum Zwecke, unsre Regierung zu stürzen und unsre Union aufzuteilen" und „wegen Aufreizung der Indianerstämme zum Kriege gegen die Amerikaner der Union". Allerdings, damals war Amerika in militärischer Beziehung ein schwaches Volk, aber moralisch war es stark. Heute liegen die Verhältnisse umgekehrt.

Digitized by Google

Ich will durchaus nicht dem Kriege das Wort reden, aber warum haben die Amerikaner den Mut verloren, für ihre eignen Rechte und für die der kleineren neutralen Völker einzutreten? Sie könnten diese Rechte erzwingen, wenn sie den Mut dazu hätten, und würden sich die Dankbarkeit der kleineren Völker erwerben, die jetzt mit Verachtung auf sie herabblicken. Sie sollten nicht vergessen, daß die britische Flotte auch in dem Kriege von 1812 soweit als möglich die Küste von New England verwüstete, Stonington bombardierte und den „gewaltigen Instruktionen" nachkam, welche der Admiral Cockburn von seiner Regierung erhalten zu haben behauptete — nämlich „alle Städte und Bezirke der Vereinigten Staaten zu zerstören und zu verwüsten, die einem Angriffe der britischen Kriegsausrüstung zugänglich wären!" In Befolgung dieser „mütterlichen" Befehle nahmen die Briten am 25. August 1814 Washington, brannten das Kapitol nieder, das Präsidentenhaus und alle öffentlichen Gebäude mit Ausnahme eines einzigen und richteten unbarmherzig unermeßlich grausamen Schaden an. Vier Tage später griffen sie Alexandria an und erpreßten von der Stadt ein ungeheures Lösegeld. Die britische Regierung verurteilte diese Gewalttätigkeiten nicht. Im Gegenteil wurde der dafür verantwortliche Beamte, Kapitän Roß, im Oberhause als Held verherrlicht und über alle Maßen von der Londoner „Times" gepriesen.

Wenn wir nun Englands Haltung gegenüber Amerika im großen Bürgerkriege von 1861 bis 1865 betrachten, finden wir, daß die britische Regierung, der Adel und fast alle Führer der englischen öffentlichen Meinung, Gladstone inbegriffen, die Südstaaten in dem Versuche begünstigten, die Republik zu entzweien und die Sklaverei aufrechtzuerhalten. Der bekannte englische Schriftsteller Frederick Harrison schrieb über Englands damalige Stimmung gegen Amerika folgendes: „Höhnisch und frohlockend beobachteten wir seine Entwicklung (des Bürgerkrieges). Wir vergrößerten und bejubelten jedes Unglück. Wir überhäuften sie (die Amerikaner) mit Schmähungen. Wir erfüllten die Welt mit verhängnisvollen Prophezeiungen und ungerechten Anklagen." So groß waren damals das in Großbritannien vorherrschende Vorurteil und der Haß gegen den Norden, daß drei auserwählte Amerikaner hingeschickt wurden, um den Briten die Lage der Dinge klarzulegen. Einer von ihnen war Henry Ward Beecher, der glänzendste aller amerikanischen Prediger. Aber trotz seiner klaren und beredten Auseinandersetzung der Sachlage wurde er von der britischen Presse geschmäht und von dem Volke, das seine Aussagen nicht anhören wollte, überschrien. In Manchester wurden Anschlagzettel folgenden Inhalts angeschlagen: „Was für einen Empfang könnt Ihr diesem Schurken bereiten, außer vollster Verachtung und Verabscheuung? Allen gutgesinnten Menschen geziemt es, diesen zweiten Versuch, eine öffentliche Kundgebung zugunsten des Nordens herbeizuführen, wirkungslos wie den ersten zu machen, da die Nordstaaten jetzt den Krieg mit einer rachsüchtigen Grausamkeit führen, wie die Weltgeschichte eines christlichen Landes noch nie gesehen hatte!" Es ist gewiß kein Wunder, daß das amerikanische Blatt „Harper's Weekly" vom 27. Dezember 1862

Digitized by Google

folgendes veröffentlichte: „Der Niedergang dieses Landes ist offenbar das von der britischen Regierung heißest Ersehnte!"

Die englische Presse war damals gegen Amerika ebenso bösartig, wie sie es jetzt gegen Deutschland ist, und einer der edelsten Männer der Geschichte, Präsident Abraham Lincoln, wurde mit den gemeinsten Schimpfworten wie Affe, Clown überschüttet, gerade wie auch jetzt gleicher Schimpf dem Deutschen Kaiser angetan wird. Außerdem schrieben im Jahre 1862 die Londoner „Times" über das amerikanische Volk folgendermaßen: „Den Schwachen einschüchtern, über den Hilflosen herfallen, jedes Gesetz des Landes und der Sitte mit Füßen treten, wissentlich die heiligsten Interessen der menschlichen Natur verletzen, herausfordern, solange man keiner Gefahr ausgesetzt ist, und sobald wirkliche Gefahr droht, davonschleichen und sich aus dem Staube machen — dies sind die Tugenden jener amerikanischen Rasse, welche beansprucht, an der Spitze der Zivilisation zu schreiten und der Prophet menschlichen Fortschrittes in diesen Zeiten zu sein."

Dieselbe Zeitung veröffentlichte auch folgendes über Captain Wilkes von der Marine der Vereinigten Staaten: „Er ist das vollendete Urbild eines Yankee. Prahlerei und Raubgier auf einem Sockel von Gemeinheit und Feigheit, dies sind die wesentlichen und vorherrschenden Merkmale, an welchen man im allgemeinen seine Landsleute in der ganzen Welt erkennt!" Aber Großbritannien begnügte sich nicht mit tadelnden Worten. Es erlaubte, daß Kaperschiffe in seinen Werften ausgerüstet wurden, besonders die berüchtigte „Alabama", welche den amerikanischen Schiffsverkehr in so schamlosem Maße vernichtete, daß England schließlich durch das Schiedsgericht in Genf gezwungen wurde, $15^1/_2$ Millionen Dollar Entschädigung an die amerikanische Regierung zu zahlen. Hingegen! Gerade in jenem höchst kritischen Augenblick, als die Einheit und die Zukunft der Republik ins Schwanken geraten waren, kämpften 180 000 Mann deutscher Geburt für die Erhaltung der Union und für die Freiheit von 4 Millionen Sklaven.

Ehe wir an die Betrachtung der schmachvollen Behandlung der Vereinigten Staaten durch England in dem jetzigen Weltkriege gehen, wollen wir sein Verhalten gegen die Amerikaner in den dazwischen liegenden Friedenszeiten uns vor Augen führen: Dies war ein Zeitraum ohne wirkliche Kriege zwischen den beiden Ländern, aber mögliche Kriege waren häufig in Sicht. Mangel an Raum gebietet mir, diese gefährlichen Vorfälle nur anzudeuten, zu denen die Streitigkeiten über die Alaskagrenze, die Neufundlandfischereifrage, die Fischerei im Behringsmeer, die Frage über den Nicaraguakanal und die britische Verletzung der Monroedoktrin in Venezuela gehören, in der Präsident Cleveland im Jahre 1895 so energisch eingriff.

Auf dem sozialen Gebiete war die Haltung der Engländer gegen die Amerikaner während dieser fünfzig Jahre sogar noch unverschämter herablassend als gegen ihre eignen Kolonisten.

Begeisterte Sommerausflügler nach Britannien werden, von seinen Altertümern entzückt, dies nicht glauben wollen. Aber mögen sie nur einmal für

Digitized by Google

eine Weile in England leben, dann werden sie erkennen, daß die Geringschätzung und Herablassung gegen die Amerikaner für jeden unerträglich ist, außer für einen Schmarotzer. Augenblicklich paßt es gerade den Engländern, sie zu preisen und ihnen zu schmeicheln, um sie auszunutzen. Wer aber jemals von Indien auf einem englischen Dampfer nach Europa gereist ist, wird nie die Beweise der Unerzogenheit und geradezu der Frechheit vergessen, welche die reisenden Briten und die nachäffenden Kellner an Bord gegen die Amerikaner und sogar auch gegen die Australier an den Tag legen. Wie oft habe ich die letzteren voll Empörung sich darüber beklagen hören! Die Erfahrung lehrt uns, daß es nur einen Weg gibt, um sich sein Recht zu wahren, wenn man es mit einzelnen Engländern oder mit einer Mehrheit zu tun hat, nämlich sie mit gleicher Münze bezahlen. Ein sanftes Wort legt der Brite als Schwäche aus, und England, ein Schwert in einer Hand, ein Choralbuch in der andern, tritt den Schwachen stets unter die Füße. Vor einigen Jahren hielt ein hervorragender Engländer in den Vereinigten Staaten Vorlesungen. Er war der Gast eines feingebildeten Amerikaners, der ihm zu Ehren eines Abends eine Gesellschaft gab. Gegen 6 Uhr erschien der Engländer in dem charakteristischen Halbtuchanzug und streckte sich auf dem Sofa aus, um zu ruhen. Als die Zeit verrann und er keine Anstalt traf, sich in sein Ankleidezimmer zu begeben, wurde sein Wirt, der im Gesellschaftsanzug war, unruhig. Nach einigen erfolglosen Andeutungen fragte er schließlich seinen Gast, ob er nicht wüßte, daß die Gäste bald erscheinen würden und dann sogleich zu Tische gegangen würde. „O ja," erwiderte der Engländer, „aber ich möchte mich heute abend nicht noch umziehen. Es ist so lästig, wissen Sie." — „Und doch werden Sie es tun," erwiderte der erzürnte Amerikaner. „Sie würden es nicht wagen, in Ihrem eignen Lande sich bei Tische vor Gästen so gekleidet sehen zu lassen; das wissen Sie recht wohl. Entweder erweisen Sie meinen Gästen und mir die schuldige Achtung oder Sie verlassen mein Haus." Der Engländer, welcher instinktiv die Rolle des Frechdachses und des herablassenden „Snobs" gespielt hatte — eine Rolle, in der sein Volk Leuten andern Stammes gegenüber Fachmann ist —, ging geduckt in sein Zimmer und kleidete sich gebührendermaßen.

Noch eine Anekdote. Alle Welt weiß, wie grob der Dichter Tennyson gegen einen schüchternen, ehrerbietigen und bewundernden Amerikaner sein konnte. Der amerikanische Dichter T. Buchanan Reid machte im Jahre 1861 dem Verfasser von „In Memoriam" einen Besuch. Daß er über Tennysons äußere Erscheinung enttäuscht war, hat nichts weiter zu sagen; aber gleich von Beginn an war das Benehmen des letzteren beleidigend. Die Unterhaltung hatte kaum begonnen, als der englische Dichter ausrief: „Ich möchte Ihnen nur sagen, Mr. Reid, daß ich früher Ihr Land liebgehabt habe, aber da es jetzt auf den Hund gekommen ist, muß ich Ihnen gestehen, daß Sie von uns Engländern weder Teilnahme noch Hilfe zu erwarten haben." Durch diese unverzeihliche Grobheit tief gekränkt, antwortete Mr. Reid mit berechtigter dichterischer Freiheit: „Machen Sie sich keine Sorge um unser Land, Mr. Tennyson. Wir machen

Digitized by Google

uns nicht einen D— aus Ihnen oder Ihrer Teilnahme oder Ihrer Hilfe. Wir werden ohne Rücksicht auf Europa unsern Bürgerkrieg selbst ausfechten. Unsertwegen kann John Bull und seine edle Sippe zum Teufel gehen. Wir Amerikaner gehen augenblicklich noch nicht dahin!" Im Nu zog Tennyson andre Saiten auf. Diese Art Rede verstand er. Einen andern Ton anschlagend, erging er sich nun in Lobeserhebungen über Amerika. Mr. Reid sagte später: „Hätte ich zu seiner Unverschämtheit geschwiegen, würde er vor mir keine Achtung gehabt haben."

Treten wir nun an die Gegenwart heran, dann finden wir die britische Regierung vollkommen unverändert, wenn nicht tatsächlich viel schlimmer. Vor einigen Monaten schrieb ich an meine englandfreundlichen Landsleute: „Wir sind einfach sprachlos vor Erstaunen über Eure Haltung gegen den Erzheuchler unter den Völkern, England, dessen ungeheures Riesenreich Grausamkeit und Eroberungssucht gründeten, und dessen Höchstleistung — der Opiumfluch in China, die Aushungerung Indiens, die Konzentrationslager in dem Burenfreistaate, der Verfall Irlands und sogar die Feindseligkeiten gegen Amerika — eine unvergängliche Schmach ist. Wie Ihr wißt, will es jetzt diese beiden bekriegten Reiche aushungern und Millionen Nichtkämpfern die notwendigsten Lebensbedürfnisse, Tausenden von Leidenden die unentbehrliche ärztliche Hilfe entziehen. Und dann wundert Ihr Euch, daß die Deutschen, Oesterreicher und Ungarn wiedervergelten, indem sie bei Androhung der Zerstörung alle Kauffahrteischiffe warnen, ihm Munition zuzuführen? In seiner Anmaßung mißachtet bekanntlich England die Rechte neutraler Völker, es erdreistet sich sogar, die Post der Vereinigten Staaten aufzuhalten und zu beschlagnahmen, und unterschlägt auch Kabeltelegramme von Amerika nach neutralen Ländern, beispielsweise der Schweiz. England behandelt Euch wie im Jahre 1812. Es vernichtet Euren Handel, demütigt Euch in den Augen der neutralen europäischen Länder und sogar der eignen Verbündeten. Ihr habt die Verachtung der Welt und Ihr verdient sie. Nichts hat die Deutschen, Oesterreicher und Ungarn so überrascht und nichts die Tausende von im Auslande lebenden Amerikanern und wahrscheinlich Millionen Amerikaner daheim so gedemütigt, wie die wenig mutige Art, in welcher Eure Regierung sich von England hat einschüchtern lassen.

Ihr habt den englischen Kriegsschiffen gestattet, vor dem Neuyorker Hafen zu liegen und ausfahrende Dampfer nach Konterbande zu durchsuchen, deren Feststellung England zum größten Teil überlassen blieb. Ihr habt angesehen, wie diese Dampfer diesseits des Atlantischen Ozeans wieder angehalten und nach britischen Häfen gebracht, wieder durchsucht, zurückgehalten und manchmal beschlagnahmt wurden. Eure Regierung hat ruhig zugesehen, während ein britischer Kommandant das Sternen- und Streifenbanner von dem Dampfer „Greenbriar" herunterholte und statt dessen die englische Flagge hißte! Sie hat erlaubt, daß amerikanische Bürger deutscher Herkunft von neutralen Dampfern weg nach den schlecht gehaltenen Konzentrationslagern in England gebracht wurden. Wann werdet Ihr Euch darüber klar werden, daß England sich als unumschränkte

Digitized by Google

Herrin der Meere betrachtet? Wann werdet Ihr nicht mehr glauben, daß England je etwas andres tut, als was es selbst will? Und ebenso, warum kriecht Ihr so vor einer Regierung, deren spezielle Kunst es jederzeit gewesen ist, untergeordnete Rassen, schwächere Nationen und auch stärkere, solange sie es sich gefallen ließen, einzuschüchtern, zu vernichten und auszubeuten? Ihr habt es nicht immer ertragen. Ihr seid nicht immer ohne Rückgrat gewesen! Ist es möglich, daß Ihr vor England so zu Kreuze kriecht, weil es Euch in den Bann der verbrauchten Losungsworte: „War Lord", „Zweiter Napoleon" und „Barbaren" gefesselt hätte? Das will ich nicht hoffen. Eher möchte ich glauben, daß Eurer Willfährigkeit eine sentimentale, nicht sehr kritische Bewertung der Bande des gemeinsamen Ursprunges der Sprache und Literatur zugrunde liege, die Euch oft veranlaßt, England mit dem Namen „Mutterland" zu belegen. Wieweit das stichhaltig ist, das ist mir vollkommen klar. Nicht ein Tropfen deutschen Blutes fließt in meinen Adern. Meine beiderseitigen Vorfahren gehörten zu den ersten englischen Auswanderern nach Amerika. Aber ich wiederhole die Frage: wie können wir, deren Vorfahren aus England kamen, vergessen, warum sie kamen? Sie kamen, wie schon gesagt wurde, um englischer Tyrannei und Verfolgung zu entgehen. Ihr werdet mir vielleicht die Frage stellen: „Vergessen Sie Shakespeare, Milton, Wordsworth, Dickens, Browning und Tennyson?" Durchaus nicht. Wir denken an sie und sind Gott für sie dankbar. Aber wir denken auch an Beethoven, Mozart, Mendelssohn, Wagner, Luther, Goethe, Schiller und danken ebenfalls Gott für diese Männer. Darum laßt uns betreffs der großen internationalen Welt der Kunst und Wissenschaft und ebenso der kleineren, der persönlichen Freunde sagen: „Honors are easy!" (Trümpfe gleich auf beiden Seiten!)

Wir in Deutschland-Oesterreich weilenden Amerikaner gedenken innig unsrer alten Freunde drüben noch heute. Wir senden Euch über die todsäenden Schützengräben hinweg Grüße als Zeichen jener alten Freundschaft. Aber solange Ihr diese edlen, gegen eine feige Verschwörung kämpfenden Völker Barbaren nennt, solange Ihr einen der edelsten, großherzigsten Männer, die die heutige Welt zählt — den Kaiser Wilhelm II. — verleumdet, und solange Ihr einen Erfolg ersehnt, der für uns und die Welt ein Verhängnis bedeutet: wie könnt Ihr denken, daß wir die alten Freunde von einst sein können? Täuscht Euch nicht! Deutschland wird nie besiegt werden. Nie! Die prahlerischen Prophezeiungen, daß die Inder in Berlin und die Kosaken in Wien ihr Lager aufschlagen werden, werden sich nicht erfüllen. Kein bewaffneter Engländer oder Franzose, keiner ihrer farbigen Wilden wird jemals über den Rhein ziehen oder die Spree sehen. Alles kann geschehen, das nicht.

Aber England, Euer geliebter Herr und Meister, hat schon viel verloren — sehr viel, was er nie wieder erobern wird. Auch die Zahl seiner Verluste ist noch nicht am Ende. Englands wahnsinnige Eifersucht auf Deutschland hat auch den ganzen Orient auf den Kopf gestellt, sein eignes Ansehen geopfert und Japan zum Herrn des Stillen Ozeans gemacht. Lange sind auch Indien und

Digitized by Google

Aegypten nicht mehr sein unbestrittener Besitz, und zum Schluß steht die Nemesis vor seiner Tür. Vielleicht werdet Ihr eines Tages einsehen, wie töricht Ihr wart, nicht gleich von Anfang an begünstigend den Teutonen in ihren Bestrebungen entgegenzukommen, die Slawen zurückzudrängen und für alle die Freiheit der Meere zu erkämpfen."

Diese Worte sind durch die gegenwärtige Haltung der Anglophilen Amerikas, den Präsidenten eingerechnet, völlig gerechtfertigt. In Neuyork und besonders in den Neuenglandstaaten herrscht ein so starkes „Für-England-Gefühl", daß es schon beinahe an Verrat grenzt. Gerade wie damals während des Unabhängigkeitskrieges und auch wieder im 1812er Kriege es eine große Körperschaft von sog. „Tories" gab, welche Untertanen Englands bleiben wollten, so gibt es jetzt in den Vereinigten Staaten Bürger, welche — es fehlt nicht viel daran — am liebsten sähen, daß die amerikanische Republik wieder ein Teil des britischen Reiches würde! Ein eben von einem sehr gescheiten Rechtsgelehrten mir aus Philadelphia zugegangener Brief sagt: „In solchen Torystädten wie dieser, sind die gebildet sein wollenden Klassen, die absolut nichts andres als was englisch ist, kennen, Seiner Majestät dem König Georg mehr ergeben, als der kleinste englische Krämer. In diesem Gasthof machen sich die Gäste durch ihre „ergebene Treue gegen das Mutterland" höchst lächerlich. Gewisse Zeitungen setzen Himmel und Erde in Bewegung, Amerika zugunsten Englands und zu Nutz der Kriegsmateriallieferanten in diesen Krieg zu zerren. Aber Gott sei Dank gibt es auch andre Millionen, deren Vorfahren gegen dieses Seeräubervolk kämpften, die auch ein Wort mitzusprechen haben." In Boston haben einzelne dieser Anglophilen offen den Wunsch ausgesprochen, daß die Vereinigten Staaten wieder zu England gehören möchten. Bei einer Versammlung der „Söhne der amerikanischen Revolution" in Boston vom 22. November 1914 wurde nach einem Hoch auf König Georg, das britische Heer und seine Marine der Vorschlag gemacht, auf dem Boston Common der britischen Tapferkeit ein Denkmal zu setzen! Einen Einspruch erhob niemand. Du lieber Gott, sind das die Revolutionssöhne?! Sind sie wirklich die Sprößlinge der Revolutionspatrioten, dann entehren sie die Gräber ihrer Väter! Denn heute begeht England an ihrem Lande schamlos dasselbe, was jene Väter veranlaßte, Gut und Blut dem Widerstande zu opfern. Dennoch haben solche Leute die Keckheit, uns, die wir solche nationale Kriecherei verachten, „unamerikanisch" zu nennen! Solche herabgekommenen Nachkömmlinge der alten 1776er Helden sollten die folgenden Worte ihres großen Staatsmannes und früheren Präsidenten Thomas Jefferson, des Verfassers der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, lesen. Er schrieb im Jahre 1789 also: „Wir stimmen der Meinung zu, daß Englands Regierung völlig unmoralisch, unerträglich anmaßend, von Eitelkeit und Ehrgeiz aufgeblasen, nach der alleinigen Herrschaft zur See strebend, in Bestechlichkeit und tiefwurzelndem Hasse gegen uns versunken, jeder Freiheit, wo immer sie ihr Haupt erhebt, feindselig gesinnt und der ewige Störenfried des Weltfriedens ist."

Digitized by Google

Es ist jetzt Zeit, die zweite der von uns aufgestellten Fragen zu beantworten: „Welche Behandlung wurde Amerika von Deutschland zuteil?“

Erstens und vor allen Dingen hat Deutschland, in schneidendem Kontraste zu der ursprünglichen Verfolgung und der darauf folgenden Feindseligkeit Großbritanniens, Amerika eine ununterbrochene Freundschaft von seinem Entstehen als Volk bis zur jetzigen Zeit bewiesen. Friedrich der Große von Preußen war der erste europäische Herrscher, der die Selbständigkeit der Vereinigten Staaten anerkannte. Ein berühmter Offizier seines Stabes kam 1777 dem amerikanischen Volke in dem verzweifelten Kampfe um die Befreiung vom englischen Joche zu Hilfe. Es war General v. Steuben, einer der feinstgebildeten und erfahrensten deutschen Offiziere. Er stammte aus einer adeligen, schon durch mehrere Jahrhunderte wegen hervorragender Leistungen berühmten Familie. Sein Großvater war ein berühmter Theologe, sein Onkel ein bedeutender Mathematiker, sein Vater ein anerkannter Offizier im Geniekorps gewesen, und er selbst diente unter Friedrich dem Großen im Siebenjährigen Kriege. Bei seiner Landung in Amerika schrieb General v. Steuben an den Kongreß: „Ich komme aus dem entlegensten Teile Deutschlands auf eigne Kosten, nachdem ich einen ehrenvollen und einträglichen Rang aufgegeben habe. Mein einziger Ehrgeiz ist, Ihnen als Freiwilliger zu dienen, mir das Vertrauen Ihres Oberbefehlshabers zu erwerben und ihm in allen seinen Kriegsoperationen zu folgen, wie ich es bisher beim König von Preußen in sieben Feldzügen getan habe.“ Der Geschichtschreiber John Fiske sagt von dem General v. Steuben, daß unter allen ausländischen Offizieren, die unter Washington dienten, er in vieler Beziehung der bedeutendste war. In dem „Dictionary of American History“ wird er mit Recht der „Disziplinhalter des amerikanischen Revolutionsheeres“ genannt, denn er arbeitete unermüdlich, um die tapferen, aber unerfahrenen amerikanischen Truppen zu drillen und zu ordnen. Als Generalinspekteur führte v. Steuben einige vortreffliche Verbesserungen ein und ersparte dadurch seinem Adoptivvaterlande Hunderttausende Dollars. In der Schlacht bei Monmouth befehligte er den linken Flügel und beteiligte sich an der Belagerung von Yorktown. Es nimmt daher nicht wunder, daß seine Leistungen von General Washington, vom Kongreß und von dem ganzen amerikanischen Volke hoch eingeschätzt wurden.

Wie hat aber die heutige amerikanische Regierung diese edle Hingebung des preußischen Generals an die junge Republik vergolten? Das will ich euch sagen. Am 9. Oktober des verflossenen Jahres wurde eine dem Andenken dieses erlauchten Deutschen gewidmete Bildsäule in Valley Forge enthüllt. Warum in Valley Forge? Weil dort gerade im schrecklichen Winter 1777/1778, in der dunkelsten Stunde des Ringens um Unabhängigkeit, General v. Steuben sein großes Werk begann.

Der Zustand der armen Soldaten, die er einexerzierte und deren Mühsale er teilte, war erbarmungswürdig. Ihre Schritte konnte man im Schnee an dem Blute erkennen, das aus den schlecht beschuhten und erfrorenen Füßen sickerte. Da sie keine Decken hatten, mußten sie oft die ganze Nacht an Lager-

Digitized by Google

feuern sitzen; viele starben vor Kälte, weil es an Stroh mangelte, den gefrorenen Boden zu bedecken, auf dem sie lagerten. Darum erschien es geeignet, gerade an dieser Stelle das Denkmal für General Steuben zu errichten. Möchte es da nicht scheinen, daß das bloße Anstandsgefühl, um nicht zu sagen die Dankbarkeit, den Präsidenten der Vereinigten Staaten hätte antreiben sollen, an dieser Feierlichkeit teilzunehmen? Indessen — er war nicht zugegen, und man weiß auch nichts von einem Sendschreiben, das man von ihm bei dieser Gelegenheit vorgelesen hätte. Auch vertrat ihn keiner der Beamten der Regierung. Sogar die amerikanische, von Engländern geleitete und beherrschte Presse — deutsche Zeitungen ausgenommen — schenkte diesem feierlichen Akte keine Beachtung! Warum wurde dieser historische und national wichtige Vorgang so von der amerikanischen Presse und dem Präsidenten mit Stillschweigen übergangen? Dafür kann es nur eine Antwort geben. Die Ursache dieser schäbigen Handlung war die Furcht, England zu beleidigen, wenn man einen Deutschen ehrte!

Außerdem ist es geschichtliche Tatsache, daß, als Washingtons Soldaten Hungersnot litten, die Männer, welche ihre Pfandbriefe im Werte von 100000 Dollar zum Einkauf von Vorräten für sie gaben, neun Deutschamerikaner waren. Tatsächlich war das teutonische Element im Volke ein mächtiger Faktor in dem entscheidenden Ausgange des Revolutionskrieges. In dem prachtvollen Buch von Professor Burgeß, Lehrer des internationalen Rechts der Kolumbiauniversität in Neuyork, liest man folgendes: „Beim Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges versammelten Herkimer, Mühlenberg und Schalther die Deutschen in der Mohawk- und Virginiaebene und organisierten sie zu einer Armee. Ein andrer deutscher Offizier, Baron v. Ottendorf, rekrutierte und drillte die bekannte „Deutsche Legion". Und als Washingtons erste Leibwache verräterischer Pläne und Gesinnungen verdächtig war, bildete man eine neue Leibwache, die ganz aus Deutschen bestand. Diese neue Leibwache wurde von einer ausschließlich aus Deutschen bestehenden Kavallerieabteilung unterstützt, welche von Major Barth v. Heer, einem der besten Kavallerieoffiziere Friedrichs des Großen, befehligt wurde. Diese Truppe stand Washington während des ganzen Krieges bei, und zwölf Angehörige der Truppe bildeten, als er sich aus dem aktiven Leben auf seinen Landsitz Mount Vernon zurückzog, seine ständige Eskorte. Auch später, in Amerikas zweitem Kriege gegen England, während des britischen Angriffes auf Baltimore 1814, zu der Zeit, als der Verfasser der amerikanischen Volkshymne „Das sternbesäte Banner" als Ausdruck seines begeisterten Wunsches, zu wissen, „ob die Flagge noch da wäre", diese berühmten Verse schrieb, war der Befehlshaber der amerikanischen Streitkräfte, der die Briten zurücktrieb und dem sternbesäten Banner ermöglichte, auch fernerhin zu wehen, General John Stricker, welcher ebenso wie sein Adjutant deutschen Ursprungs war."

Die hervorragendsten Dienste aber von allen, die der amerikanischen Union durch Deutsche geleistet wurden, sind die im großen Bürgerkriege 1861 bis 1865.

Digitized by Google

Als beim Ausbruche die verschiedenen Staaten sich auf die eine oder die andre Seite des Konfliktes stellten, von dem die Einigkeit der Republik abhing, wurde der zweifelhafte Staat Missouri für die Union durch Blair Sigel und andre vortreffliche Deutsche gerettet. Die Tatsache, daß 188000 in Deutschland geborene Amerikaner in jenem Kriege ihr Leben einsetzten, um die Union zu stützen, als England und Frankreich sie zu vernichten hofften und strebten, ist schon erwähnt worden; aber wir finden auch bei der Berücksichtigung der deutschen Abkunft, daß in dem Unionsheere fast 500000 Deutschamerikaner und Deutsche unter dem Kommando tapferer Generäle wie Heinzelmann, Rosenkrantz, Karl Schurz, Sigel und vieler andrer mehr standen. Wohl die klarste Aufstellung der Schuld, die Amerika in diesem Bürgerkrieg an Deutschland abzutragen hat, verdanken wir einem bei den Deutschen in gutem Andenken gehaltenen und verehrten Manne, Dr. Andrew D. White, der früher der Präsident der Cornelluniversität und dann einige Jahre Gesandter in Berlin war. In einer von ihm im Jahre 1882 gehaltenen öffentlichen Ansprache sagte er unter anderm: „Ich kann nie vergessen, daß während des langen Kampfes gegen die Sklaverei in diesem Lande nur ein europäisches Volk christlich genug war, auf unsrer Seite gegen das siegende Unrecht zu stehen, und das war Deutschland. Dieses allein hielt an dem Glauben fest, daß es in der Welt noch Gerechtigkeit geben muß, und gab uns Herz und Hand."

Betrachten wir jetzt andre, noch innigere Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika, dann finden wir Amerikas Schuld fast unberechenbar. Tausend amerikanische Gelehrte wissen z. B., was sie Deutschland verdanken, und diejenigen, die es jetzt zu vergessen vorgeben, sind tatsächlich Renegaten. Gibt es für ernste Amerikaner etwas Schöneres als das deutsche Studentenleben? Es bietet nicht nur die höchst wertvollen Vorlesungen, welche die edelsten Ideale pflegen, sondern es treten als Begeisterung weckende Hilfsmittel in solches Leben die zahlreichen für die großen deutschen Bühnen obligatorischen Aufführungen der klassischen Werke eines Shakespeare, Goethe, Schiller, Lessing und die wundervollen Opern und Konzerte, die durch mäßige Preise auch den bescheidenen Börsen zugänglich gemacht werden, dazu die Museen, Kunstgalerien in Dresden, München und Berlin. Selbst jetzt, trotz der schrecklichen, modernen Richtung, die sozusagen die Welt überflutet hat, gibt es in Deutschland noch viele ruhige Orte, wo man das deutsche Leben in seiner schönen Einfachheit wieder findet; etwas Lieblicheres, Schöneres und doch Kräftigeres findet sich nicht auf der Welt. Das Auge füllt sich mit Tränen, wenn man diese stillen Plätze betritt oder ihrer Denkwürdigkeiten sich erinnert, und dabei die unwissenden Betrogenen der „British made" Schauergeschichten in gemeinen Schimpfwörtern, „Hunnen", „Barbaren", sich ergehen hört gegen die gutmütigen Einwohner des Landes, das einen Luther, Kant, Bach, Beethoven und Wagner gebar! Studenten, die einmal in Deutschland gelebt haben, verspüren ein Heimweh danach bis an ihr Lebensende.

Was Amerika auf dem Gebiete der Musik Deutschland verdankt, ist unberechenbar. Vor vielen Jahren schrieb Viktor Hugo von dem Volke, das die

Digitized by Google

irregeführten Franzosen jetzt als Hunnen bezeichnen, folgendermaßen: „Der deutsche Geist ist einer ungeheuren geistigen Wolke zu vergleichen, durch welche die Sterne leuchten. Sie verflüchtigt sich und schwebt über den Völkern. Der höchste Ausdruck des deutschen Gemütes kann vielleicht nur durch die Musik gegeben werden. Die Musik ist die Sprache Deutschlands. Ueberall in Deutschland gibt es Musikgesellschaften, Gesangvereine und Kirchenchöre. Die Musik des deutschen Liedes ist ein Teil des deutschen Daseins. Gesang ist für den Deutschen Lebensatem. Da also ein musikalischer Ton die Silbe einer allgemeinen Sprache ist, setzt sich Deutschland durch seine Harmonien mit der ganzen Welt in Verbindung, und das ist ein erster Schritt zur Einheit und Eintracht, der unsre Bewunderung verdient. Wie aus dem Weltmeere die Wolken aufsteigen, um die Erde in Gestalt von Regen zu befruchten, so kommt aus Deutschland die Musik, die alle Herzen rührt. Daher kann man sagen, daß Deutschlands größte Dichter seine Komponisten sind — jene wundervolle Familie mit ihrem Haupte Beethoven."

Man kann mit Sicherheit behaupten, daß Deutschland mehr als irgendein Volk der Erde zur musikalischen Bildung Amerikas beigetragen hat. Zahllose deutsche Musiker haben sich in den Vereinigten Staaten niedergelassen, und buchstäblich haben sich Tausende von Männergesangvereinen gebildet und Hunderttausende von Deutschamerikanern gehören ihnen als Mitglieder an.

Es ist kaum nötig, hinzuzufügen, daß ebenso wie die amerikanischen Colleges von den deutschen Universitäten viel übernommen haben, am andern Ende der Erziehungsstufenleiter der jetzt so allgemeine Kindergarten deutschen Ursprungs ist und die ersten Lehrer dieses Systems Deutsche waren.

Außerdem ist Amerika ein Land, an das der Fortschritt der Kunst und Wissenschaft starke Ansprüche macht. Es sollte sich darum ins Gedächtnis prägen, daß im Jahre 1910 aus einer Gesamtsumme der in der ganzen Welt erschienenen 15 540 technischen Büchern 10 400 in deutscher, 2000 in französischer Sprache geschrieben waren, während die technischen Werke aller englischsprechenden Völker zusammen sich nur auf 2100 Bände beliefen. In einem im Jahre 1911 von einem amerikanischen Gelehrten geschriebenen „The Passing of the American" betitelten Buche sagt Mr. Munroe Royce (Seite 26 bis 29):

„Wir wenden uns an Deutschland, um in allem Gründlichkeit zu lernen. Der Deutsche ist die ausschlaggebende Berufungsinstanz für kleine und große Dinge. Die Deutschen sind in jedem Wissenszweige und in der Literatur die Gelehrten der Welt, und es gewinnt den Anschein, als ob die Gelehrsamkeit etwas mit dabei zu tun hat, ein Volk zu schaffen. Jedenfalls steht das deutsche Volk an der Spitze der Zivilisation, wenn die Anzahl großer Männer ein Maßstab für die Zivilisation ist. Dies ist weder nur eine bloße Mutmaßung noch eine persönliche Abschätzung, sondern es ist das Urteil des Nobel-Komitees der schwedischen Akademie, welche den Nobelpreis zuerkennt. In den ersten zehn Jahren dieser Gründung erhielten 56 Personen diesen Preis, und zwar in folgender Länderordnung: Deutschland 15, Frankreich 10, England 7,

Digitized by Google

Holland, Rußland, Italien, die Schweiz je 4, Schweden 3, Dänemark, Spanien und die Vereinigten Staaten je 2."

Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß, was ehrliche Verwaltung, Reinlichkeit und Gesundheitspflege angeht, die Städte Deutschlands vorbildlich für die Welt und besonders für Amerika sind. (Siehe Steffens: „The Shame of the Cities", Neuyork, Mc. Lure, Philipps & Co., 1904.)

Es unterliegt keiner Frage, daß Amerika an Deutschland eine große Schuld abzutragen hat, schon bloß deshalb, weil es ihm durch bürgerliche Ordnung, Fortschritt und Rechtlichkeit als Vorbild geleuchtet hat.

Deutschland lehrt uns auch unter anderm, wie man Streike umgehen kann, wie das Problem der Arbeitslosen zu lösen ist und wie man für die Alten und Kranken sorgen sollte. Ferner, schon bei einem flüchtigen Blicke auf die persönlichen Beziehungen zwischen Amerika und dem Kaiser sehen wir, daß er den Amerikanern als einzelnen und als Volk stets die größte Achtung erwiesen hat. In Kiel und in Berlin sind ihm die Amerikaner bevorzugte Gäste gewesen. Er leitete das Austauschsystem der Lehrkräfte zwischen Amerika und Deutschland ein und wohnte stets wenigstens der Eröffnungsvorlesung der amerikanischen Professoren bei. Dem ehemaligen Dirigenten des Bostoner Sinfonieorchesters ermöglichte es nur das Entgegenkommen des Deutschen Kaisers, daß er Deutschland zur Leitung der musikalischen Aufführungen verlassen konnte. Dem deutschen Museum der Harvard-Universität schenkte er eine wundervolle Sammlung von Abgüssen großer Bildhauer- und Bauwerke. Dennoch, obgleich dies alles von der amerikanischen Presse vor zwei Jahren volle Anerkennung fand, konnte nichts Gemeineres und Roheres von ihm gesagt werden, als was der Neuyorker „Herald" und mehrere andre Zeitungen jüngst über ihn veröffentlicht haben!

Unter den andern Posten, welche die Schuld der Vereinigten Staaten gegen Deutschland bilden, muß jetzt ein Vorfall aus dem Spanisch-Amerikanischen Kriege von 1898 angeführt werden. In jener Zeit wollte ein mit Munition für die Spanier in Kuba beladenes Schiff von Hamburg absegeln, als Dr. White bei der deutschen Regierung darüber vorstellig wurde und das Schiff sofort den Befehl erhielt, auszuladen. Obgleich Spanien sich mit dem großen Amerika nicht messen konnte, erinnerte sich Deutschland nur an unsre Bitte und an unsre Freundschaft. Dr. White erzählt den Vorfall in folgenden Worten: „Ich eilte zum Auswärtigen Amte und drängte auf energische Maßnahme mit dem Erfolge, daß das Schiff an der Elbemündung genau durchsucht wurde. Deutschland hätte leicht einwerfen können, daß bisher Amerika nie Verschiffungen von kleinen Waffen an Kriegführende angefochten habe. Es konnte auch die Pflicht, Schiffe wegen Banngut zu durchsuchen, nicht als die seinige anerkennen und sich darauf stützen, daß diese Pflicht dem betreffenden kriegführenden Volke zukomme; aber es tat dies nicht!"

Wie haben wir diesen Freundschaftsdienst vergolten? Meine Hand sträubt sich beinahe, die Antwort zu schreiben.

Digitized by Google

Die größte, mit diesem Weltkriege verbundene „Unmenschlichkeit“ ist gerade Amerikas riesenhafte Fabrikation und Ausschiffung von Munition gewesen, die das Gemetzel verlängert, Unzähligen das Leben gekostet und zahllose Heimstätten verwüstet hat.

Im Vergleiche zu diesen schrecklichen Resultaten ist das Versenken der „Lusitania“ ein reines Nichts. War sie doch mit todbringenden Werkzeugen zur Vernichtung der Deutschen beladen! Gleichviel, ob tollkühne Fahrgäste sich darauf befanden, man hätte ihnen nicht die Ueberfahrt auf ihr erlauben sollen. Das Haupt einer Regierung, das die Schuld dieses abscheulichen Handels auf sich nehmen muß, sollte nicht „Unmenschlichkeit“ zwei Völkern vorwerfen, die um ihr Bestehen gegen eine Welt von Feinden kämpfen!

Die Freunde der gegenwärtigen amerikanischen Verwaltung behaupten ohne jeden wirklichen Grund, Mr. Wilson habe Amerikas ungeheure, beispiellose Fabrikation und Verschiffung von Kriegsrüstungen für den Vierverband nicht verbieten, nicht einmal widerraten können. Es gibt genügende Präzedenzfälle für ein solches Verbot von seiten Amerikas. Im Anfange des Bestehens der Republik z. B. befand sich Washington in einer schwierigen Lage, als Frankreich mit England Krieg führte. Verschiedene Franzosen, darunter Lafayette, hatten uns geholfen, unsre Unabhängigkeit zu erlangen. Frankreich sah mit bittenden Blicken nach unsrer Hilfe hinüber in seinem Kriege gegen England. Mit diesem hatten wir gerade erst Frieden geschlossen und es zur völligen Anerkennung unseres selbständigen Volksstaates gezwungen. Wenn die Amerikaner jemals versucht waren, in einem Kriege Partei zu ergreifen, war es damals. Aber der weise Washington war der Lage gewachsen. Er erließ eine strenge Neutralitätserklärung und verbot jedem Bürger der Vereinigten Staaten, irgendeiner Seite Beistand zu gewähren, indem er es als ein mit der größten Strenge zu ahndendes Vergehen bezeichnete, wenn ein Bürger Kriegswaffen an eine der streitenden Mächte geben oder verkaufen würde. Aber durch seine Weigerung, die Ausfuhr von Kriegsmaterial nach Europa zu verbieten, und durch seine Einwilligung in eine weitgreifende Umgestaltung der industriellen Fabriken des Landes in eine große Werkstatt des Elends und Jammers (nur wegen Geldgewinnes!) hat Mr. Wilson auf sich und sein Land die Nemesis für Tausende von getöteten oder verkrüppelten Verteidigern ihres Vaterlandes sowie für zahllose Witwen und Waisen herabgerufen. Auch die folgenden Zeilen schrieb ich vor wenigen Monaten an meine Landsleute nach Amerika:

„Ihr sagt, es liegt kein Rechtsbeispiel vor, um die Ausschiffung von Waffen zu verbieten. Nun dann, im Namen des Christentums und der Menschlichkeit gebt uns eins! Dieser Krieg selber hatte früher auch niemals seinesgleichen. Niemand sah jemals zwei Völker gegen einen Bund von Mächten kämpfen, die doch sozusagen die Welt beherrschen. Wenn meine Tränen aus Mitgefühl für die ergrauten Eltern eines einzigen Sohnes fließen, dessen Körper von amerikanischen Schrapnells zerfetzt worden ist, oder wenn ich im Krankenhause den von Euren Kugeln verwundeten Vater der Kinder sterben sehe, denen einzelne

Digitized by Google

gute Herzen unter Euch jene Weihnachtsgaben schickten, kommt es mir schwer an, diese zu überzeugen, daß die Vereinigten Staaten ihnen freundlich oder neutral gesinnt sind. Wenn nur einer Eurer Kanonenabsender, wie ich, eine verwitwete Mutter sehen könnte, die mit angstentstellten Zügen die Liste derjenigen prüft, welche für das Vaterland gefallen sind, und deren müdes Antlitz sich plötzlich vor Schreck entfärbt ... ich glaube, alle ärmlichen Entschuldigungen müßten auf seinen Lippen ersterben. Die Frage der Neutralität 4000 Meilen vom Schauplatz des Krieges erörtern, ist eins, aber ein andres ist es für uns, den Erfolg Eurer Auslegung in diesem lieblichen Tale Andreas Hofers zu sehen, welches durch so viele brave Streiter das Schattental des Todes geworden ist. Die Wahrheit ist, daß Ihr nicht neutral seid. Ihr seid die stummen Parteigänger der Slawen, der Serben und der Singalesen. Solange Ihr Todeswerkzeuge unsern zahllosen Feinden sendet, ist Eure Neutralität nur Blendwerk. Aller schönen Redensarten entkleidet, welche in der Wagschale Gottes doch nichts wiegen, ist die Tatsache einfach diese: Wenn Präsident Wilson kräftig das sittliche und religiöse Gefühl der Amerikaner anriefe, um die Sendung des Heizmaterials für die Molochschlünde zu verhindern, könnte er es durchsetzen; kann er dies nicht, dann würden die Versender eine solche Schmach auf sich laden, daß sie gerne davon abstehen würden. Versucht, Euch zu entschuldigen, so viel Ihr wollt, keiner Eurer Verteidigungsgründe wird vor Eurem Gewissen bestehen, wenn Ihr in nächtlichem Wachen Euch mit diesem auseinandersetzt. Wenn diese heldenhaften Völker ihre edlen Toten zur Ruhe bestattet haben und sich zu neuem Kampfe erheben, um den von Nord, Süd, Ost und West drohenden Feinden entgegenzutreten, sehen sie die Waffensendungen unbarmherzig auf sich eindringen, welche den Kampf verlängern und noch mehr ihrer braven Söhne aufs Schlachtfeld strecken sollen! Man sagt, daß der Präsident jüngst einer Abordnung österreichischer und deutscher Frauen geantwortet habe, daß, selbst wenn durch den Kongreß ein Gesetzvorschlag eingebracht würde, um der Ausschiffung von Kriegsmaterial Einhalt zu tun, er sein Veto dagegen einlegen würde! Wenn er tatsächlich diese Aeußerung getan hätte, sollte er daran denken, daß es ein höheres Veto gibt: Du sollst nicht töten!

Uebrigens liegt in der düsteren Geschichte aller solcher Handlungen etwas, das mir sagt, daß unser eignes Volk dafür bestraft werden wird. Selbst die Einzelpersonen, welche dieses im stillen gutheißen, können sich nicht der Verantwortlichkeit dafür entziehen. Vor der göttlichen Gerechtigkeit kann keiner sich mit Erfolg in der Menge verstecken."

Leider hat sich jedoch die Undankbarkeit der amerikanischen Regierung und des englandfreundlichen Elementes in der Bevölkerung nicht auf die Waffenausschiffung für Deutschlands Feinde beschränkt. Die gesellschaftliche Behandlung der Deutschamerikaner in den Vereinigten Staaten hat während der letzten achtzehn Monate viel seelisches Elend angerichtet. Durch die böswillig erfundenen Geschichten von vorsätzlichen Mordtaten, Verstümmelungen, unnötigen, von deutschen Soldaten verursachten Zerstörungen, die man von England herüber kabelte,

Digitized by Google

in Wut versetzt, wurde die Stimmung der Masse des amerikanischen Volkes von Anbeginn in falsches Fahrwasser geleitet und von den Zeitungen immer darin erhalten. Das war ja leicht, da die Provinzblätter ihre Nachrichten den „New York Dailies" entnehmen. Jetzt besteht auch kein Zweifel mehr darüber, daß die großen, von den Plutokraten der Wall Street beherrschten Körperschaften tatsächlich die Besitzer jener großen Zeitungen sind, die im Dienste Großbritanniens stehen. Das ganze Verfahren erkennt man am besten aus folgender Anekdote, für deren Wahrheit ich bürgen kann. Der Verleger einer liberalen, aber durchaus nicht deutschfreundlichen Zeitung in einer amerikanischen Stadt erhielt vor kurzem von einigen Bankherren die Mitteilung, daß ihnen die Richtung seines Blattes nicht gefiele, und daß, wenn mehr Artikel von Herrn X darin aufgenommen würden und wenn die Leitartikel und Ueberschriften sich nicht denen der andern Zeitungen der Stadt anpaßten, sie ihre Anzeigen seinem Blatte entziehen würden. Dieser Verleger (rara avis!) war zufällig ein Mann von Mut und schrieb diesen Bankherren, daß, wenn sie ihre Ankündigungen aus diesem Grunde zurückzögen, er auf die erste Seite seiner Zeitung ein Faksimile ihrer Briefe und einen genauen Bericht über ihr schamloses Betragen drucken würde. Ihre Anzeigen wurden nicht zurückgezogen! Aber wie viele Verleger haben den Mut dazu? Kaum weniger einflußreich als die Presse in ihrer Wirkung auf die amerikanische öffentliche Meinung ist in gewissen Teilen des Landes die Macht der Kanzel. Es ist erstaunlich, wie viele englische Geistliche in den letzten Jahren sich in den Vereinigten Staaten ansässig gemacht haben. Alle besten Stellen bei den Baptisten, den Presbyterianern und in den Episkopalkirchen in Neuyork sind jetzt mit Geistlichen aus dem Ausland besetzt. Die größte und reichste Episkopalgemeinde in Amerika steht jetzt unter dem Rektorate eines Engländers. Das gilt auch von der größten Baptistenkirche und von der berühmten Presbyterkirche in der vornehmen Fifth Avenue. Es scheint wirklich Mode in Amerika zu sein, englische Pastoren zu haben! Kirchlicher Snobbismus! Man kann kaum daran zweifeln, daß der Einfluß dieser englischen Geistlichen arg antideutsch war, denn die sog. Religionszeitungen der Episkopalkirche in den Vereinigten Staaten haben zu ihrer ewigen Schande die Verschiffung von Kriegsmaterial an die Ententemächte befürwortet und verteidigt. Man begreift leicht, daß eine solche Lawine von Unwahrheiten, Entstellungen und Lügen, wie sie sich über Amerika beinahe anderthalb Jahre hindurch ergoß, Millionen guter, treuer Amerikaner deutschen Ursprungs (und viele andrer Herkunft) unsagbar betrübt und entrüstet hat. Die Wirkung hat sich auch in einem gesellschaftlichen Ostrazismus der Deutschamerikaner gezeigt, welche in vielen Fällen von ihren Jugendfreunden links liegen gelassen und gemieden wurden.

Sie konnten kaum eine Zeitung in englischer Sprache in die Hand zu nehmen wagen oder ins Kino, ins Theater oder manchmal sogar ins Gotteshaus gehen, ohne fürchten zu müssen, beleidigt oder beschimpft zu werden. Obgleich sie und ihre Eltern vielleicht ihr ganzes Leben in den Vereinigten Staaten verlebt hatten, mußten sie nun fühlen, daß sie Eindringlinge sind! Und doch gibt

Digitized by Google

es kein Gebiet des Lebens, auf dem nicht deutsche Kraft entscheidend im Dienste der Aufgaben Amerikas mitwirkte, das es zum größten Teil den Deutschamerikanern zu verdanken hat, daß es so reich, blühend und mächtig ist. Wenn aber diese wagten, ein Wort zur Verteidigung Deutschlands oder seines gemein verleumdeten Kaisers zu sagen, wurden sie „Bindestrichamerikaner" (German-Americans), wenn nicht gar Verräter geschimpft. Nichtsdestoweniger sahen sie gleichzeitig eine andre Klasse „Bindestrichmänner", die Anglo-Amerikaner, wie sie laut ihre Treue für die Ententemächte bekannten und die Vorteile ihres Landes in niedriger Weise verrieten, indem sie sich Englands allbekannten tyrannischen Forderungen unterwarfen. Mr. Charles W. Eliot, der Expräsident der Harvard-Universität, einer der giftigsten antideutschen Anglophilen in den Vereinigten Staaten, schrieb neulich an eine deutschamerikanische Dame, daß, wenn ihr das Wohl ihrer Kinder lieb wäre, sie sich ganz ruhig halten müsse, da alle „Bindestrichamerikaner" und alle, von denen man wisse, daß sie Deutschland begünstigen, nach dem Kriege dafür büßen würden!

Sollen wir nebenbei diesem Herrn und Herrn Roosevelt ein paar Worte schenken, par nobile fratrum betreffs ihrer Schmähung Deutschlands? Eigentlich sind sie unsrer Beachtung nicht recht wert, denn was sie heute schreiben und sagen, steht in krassem Widerspruche mit dem, was sie noch kurz vorher, im Jahre 1913, sagten und schrieben!

Jetzt ergeht sich Herr Eliot in so bissigen Aeußerungen wie: „Die Deutschen wissen nicht, was politische und soziale Freiheit ist. Sie haben keinen Begriff von der Freiheit, die wir genießen ... Was Amerika anbelangt, so muß es einem geborenen Amerikaner profan erscheinen, Bismarck und den gegenwärtigen Deutschen Kaiser im selben Atemzug mit Washington und Lincoln zu nennen ... Deutschland hat das Dogma angenommen, daß Macht vor Recht geht. Dadurch hat es die christliche Lehre über Demut und Sanftmut, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, Bruderliebe und Menschenliebe gering achtend verworfen. Stärke, rücksichtsloser Wille und Macht sind seine Götzen geworden. Die zivilisierte Welt kann jetzt sehen, wo hinaus die neue deutsche Sittenlehre (sei kriegstüchtig, sei stark, sei hart, sei blutgierig, sei Herrscher) führt. Die Deutschen wissen nicht, wie freie Leute die Heiligkeit der Kontrakte wahren, geschweige die Ehrenpflichten" ... usw. Derselbe Mann jedoch sagte in einer Rede über „Amerikas an Deutschland abzutragende Schuld", die er in Neuyork am 9. Mai 1913 hielt: „Die Verpflichtungen Amerikas gegen Deutschland sind auf dem Gebiete der Erziehung allerdings groß und tief. Sie beziehen sich auf Literatur, Wissenschaft, Kunst und Religion. Natürlich ist Amerika für diesen vervollkommnenden Geist und die Forschungsmethode nicht allein gegen Deutschland zu Dank verpflichtet, sondern auch gegen England, Skandinavien, Frankreich, Italien und neuerdings gegen Rußland; aber es ist Deutschland mehr als irgendeinem andern Volke verpflichtet, weil das Gebiet deutscher Erforschung größer und tiefer gewesen ist als dasjenige irgendeines der erwähnten Völker. Die teutonischen Völker legen auf Wahrheit in Gesinnung, Wort

Digitized by Google

und Tat höheren Wert als alle andern Nationen." Er bemerkte auch: „Es ist unmöglich zu beschreiben oder auszudenken, welch unendlich großes Geistesgeschenk Amerika von Deutschland empfangen hat." Daß dieser Achtzigjährige seine früheren Lobpreisungen Deutschlands widerrufen hat und sich zu törichten Auslassungen jetzt hat hinreißen lassen, wollen wir nachsichtig der Altersschwäche zuschreiben, wenn auch natürlich die Engländer und die Anglophilen ihn als einen zweiten Salomo hinstellen.

Ungefähr dasselbe läßt sich von dem weitbekannten Theodor Roosevelt sagen. Es gab eine Zeit, als er sich seiner Spur Abstammung von deutschem Blute rühmte und mit dem Lobe Deutschlands und seines Kaisers sehr verschwenderisch umging. So veröffentlichte die „New York Sun" vom 16. April 1906, während Herr Roosevelt noch Präsident war, folgendes: „Die Rede, die Herr Roosevelt neulich an die deutschen Veteranen in Washington richtete, scheint in Deutschland tiefen Eindruck gemacht zu haben. In dieser Rede erkannte er die aufrichtige Friedensliebe an, die der Deutsche Kaiser durch seine Vertreter in der Marokkokonferenz an den Tag legte. Ohne Zweifel gaben die herzlichen und lobreichen Worte des Präsidenten die Gefühle der großen Gemeinschaft seiner Landsleute wieder, die einen außerordentlichen Umschwung aufweisen, nachdem die Ereignisse gelehrt haben, daß kein Grund vorliegt, dem deutschen Herrscher Angriffs- und Eroberungspläne unterzulegen." Aber jetzt ist Herr Roosevelt das Wander-Kriegsmegaphon des Moneytrust geworden. Er stürmt durch das Land, indem er flammende Reden für den gegen Deutschland zu führenden Krieg hält, klagt die Deutschen barbarischer Greueltaten an und erklärt die Deutschamerikaner für gefährliche Bürger. Die Rolle, die Herr Roosevelt im Spanisch-Amerikanischen Kriege spielte, brachte ihn ins Weiße Haus, und so denkt er, daß ein neuer Krieg ihn vielleicht wieder hineinbringen könnte! Aber er wird nie wiedergewählt werden. Amerika hat genug von ihm gehabt. Man hält ihn jetzt fast allgemein für einen Demagogen, der verzweifelte Anstrengungen macht, wieder zur Macht zu gelangen, und darum werden alle seine Kundgebungen nicht beachtet. Ein Amerikaner schrieb neulich über ihn in der „Continental Times" (Berlin) folgendes: „Roosevelts beste Freunde sind von ihm abgefallen. Alles, was er in der Politik zu erringen strebte, hat er verloren. Seine Macht über das amerikanische Volk ist dahin. Wenn er wüßte, daß seine ehemaligen Freunde sich dessen schämen, ihn jemals geachtet zu haben, würde er innehalten, fasten und beten, und vielleicht würden ihm die Schuppen von seinen „englischen" Augen fallen." Von diesen beiden zu Deutschenfeinden umgewandelten Männern gilt, was Dante zu Virgil über einzelne Unglückselige in dem „Inferno" sagte:

„Non raggionam' di lor', ma guarda e passa!"

Aber was besonders die Deutschamerikaner überrascht und gekränkt hat, ist die scharfe und drohende Sprache gewesen, deren sich jüngst der Präsident Wilson ihnen gegenüber bedient hat; etwas Aehnliches hat sich nie ein Präsident früher erlaubt. Offenbar fürchtet er bei den nächsten Wahlen im November ihren

Digitized by Google

Widerspruch, denn er weiß recht gut, daß seine äußere Politik jeden Versuch, sie zu versöhnen und zurückzugewinnen, wirkungslos gemacht hat. Daher sein augenscheinlicher Entschluß, eine unterscheidende Rassenlinie durch das Land zu ziehen, auf deren einer Seite besonders die Deutschamerikaner und die Irländer sich gruppieren, während auf der andern Seite sich um ihn seine geliebten Anglophilen scharen sollen. Er wird jedoch erleben, daß Tausende andre Amerikaner, durch deren Adern weder deutsches noch irisches Blut fließt, auch gegen ihn stimmen werden, um ihr Mißbilligungsvotum einer Verwaltung zu geben, welche den guten Ruf der Vereinigten Staaten durch ganz Europa, sogar in den neutralen Ländern, zum Sprichwort für gewissenlose Geldgier, Heuchelei und Unterwürfigkeit unter die britische Tyrannei gemacht hat. Aus einer Stadt an der Küste des Atlantischen Ozeans erhielt ich neulich einen von einem Amerikaner englischer Herkunft geschriebenen Brief, welcher sagte: „Ich lege die Hand auf den Mund und berge das Gesicht vor Scham in den Staub, so erniedrigt fühle ich mich durch den wahnsinnigen Wunsch meines Landes, Geld durch Anfertigung von Mordwerkzeugen zu verdienen, durch seine kriechende, eines Amerikaners unwürdige Stellungnahme gegen die britische Regierung und durch die Scheinheiligkeit und Heuchelei des „Humanitätspredigers“ im Weißen Hause“! Ein andrer Amerikaner schreibt: „Ich ärgere mich im höchsten Grade über das Betragen des Mannes, der jetzt den Präsidentenstuhl entwürdigt. Er hat uns zu Vasallen Großbritanniens gemacht und prahlt mit „Humanität“, die niemand mehr mit Füßen tritt als er selbst. Diesem Elenden, den Millionären, die ihn beherrschen, und den britischen Großmäulern, die ihm gebieten, muß viel von den Schrecken der heutigen Weltlage zugeschrieben werden. Wenn nicht eine gründliche Aenderung getroffen wird, werden sich der Charakter und der Einfluß Amerikas maßlos verschlechtern, jetzt, wo es vom Blute Europas trunken und von dem befleckten Golde, das es durch seinen Mordwaffenhandel erworben hat, protzig geworden ist.“ Solche Gefühle sind in Amerika viel häufiger als im allgemeinen angenommen wird. Andre, die Herrn Wilsons unneutrale Politik verurteilen und gegen seine probritischen Methoden sich aufzulehnen wagen, werden in seiner letzten Botschaft als Bürger bezeichnet, die Treulosigkeit predigen und üben. So? Ist es dazu gekommen, daß Treue gegen die Vereinigten Staaten Treue gegen Mr. Woodrow Wilson bedeuten muß? Wenn man Herrn Roosevelt Redefreiheit gewährt, der offen den Krieg gegen Deutschland befürwortet, Herrn Eliot, der darauf besteht, daß Amerika sich den Ententemächten, wenn diese erschöpft sein werden, anschließen soll, und Herrn Choate, dem Haupte der Pilgergemeinschaft, der bei einem Festgelage der englisch-französischen Finanzkommission sagte, daß Amerika ihr alles, was sie brauche, geben würde: warum sollte dieselbe Redefreiheit jenen loyalen Amerikanern versagt sein, welche sich der Regierung schämen, die derartige Worte durchgehen läßt und ihnen sogar völlig zustimmt? Jede parlamentarische Regierung hat eine „Opposition“, deren Pflicht es ist, die regierende Majorität im Zügel zu halten. Zudem ist es bei der amerikanischen Regierung nutzlos, das Ministerium anzugreifen, da seine

Digitized by Google

Mitglieder dem Kongreß nicht verantwortlich sind. Sie sind einfach die Beamten des Präsidenten, von ihm erwählt, und bleiben in ihren Stellungen ganz unabhängig von einer ungünstigen Abstimmung des Kongresses. Folglich ist es Herr Wilson selbst, der verantwortlich gemacht werden muß, und wenn er sich als seiner hohen Stellung unwürdig erwiesen hat, so ist er es, der getadelt und — ersetzt werden sollte. Mit andern Worten, wenn Postreisende bemerken, daß der Postillion, einem Raufbold auf dem Kutscherbocke furchtsam nachgebend, die sichere, von den Vätern gebaute Landstraße verläßt und seinen Wagen gefährlich nahe an einen Graben oder gerade auf einen Abgrund zu fährt, dann bleibt den Postreisenden nichts andres übrig, als zuerst den Raufbold hinabzuwerfen und, wenn das nicht genügt, den Kutscher ihm nachzusenden und selbst die Zügel zu ergreifen.

*

Bei unsrer Prüfung der beiden großen Bilanzen Englands und Deutschlands in der Abrechnung mit Amerika haben wir auf den ersten einen langen, fast ununterbrochenen Rekord unfreundlicher Handlungen gesehen, die sich von höhnischer Kritik zur Vernichtung des amerikanischen Handels erstreckten und zwei große Kriege mit sich brachten, in denen wilde Indianer gegen amerikanische Ansiedler verwendet wurden. Auf der andern Seite der Bilanz findet sich eine ununterbrochene Reihe freundschaftlicher Handlungen und Wohltaten jeglicher Art. Von der englischerseits in der Vergangenheit erfahrenen Behandlung keine Notiz nehmend, setzt Amerika der jetzigen Gewaltherrschaft Englands keinen wirklichen Widerstand entgegen, sondern gibt untätig nach. Anderseits zeigt Amerika für Deutschlands dauernde, wohltuende Freundschaft nicht nur zynische Undankbarkeit, sondern tatsächliche Feindseligkeit! Denn Deutschland hat den Amerikanern von seinem Besten gegeben, und sie haben ihm von ihrem Schlechtesten gegeben, die Werkzeuge, seine Söhne zu verstümmeln oder zu töten. Jedoch ist mit diesem Ausdruck „Amerika“ in erster Linie das offizielle Amerika gemeint einschließlich des großen Plutokratenkreises, der Kriegsmaterial-lieferanten, des käuflichen Teils seiner Presse und aller seiner „Tory“-Anglophilen.

Aber Gott sei Dank, machen diese nicht die ganzen Vereinigten Staaten aus; denn es sind Unzählige darin, welche die jetzige Regierung durchaus verurteilen und dankbar die große Schuld ihres Volkes gegen Deutschland anerkennen. Die Sonne der amerikanischen Republik geht augenblicklich durch eine Verfinsterung hindurch, aber eines Tages wird sie wieder leuchten. Die bösen Mächte der Finsternis können wohl für eine Weile die Bewunderung verdunkeln, aber niemals vernichten, welche Millionen Amerikaner auch heute noch für teutonische Ideale und Tüchtigkeit empfinden. Ihre Herzen sind nicht undankbar, sondern glühen von echter Liebe für diese großen, unbesiegbaren Völker — Deutschland-Oesterreich, — du gelobtes Land deutschen Sanges, deutscher Sage, deutschen Herdes, deutschen Herzens!

Digitized by Google

Das Vabanquespiel auf dem Balkan

Morningpost" führte gelegentlich des Beginnes des Dardanellenunternehmens aus: „Wir wissen natürlich nicht, welche Pläne die Armeeleitung hat. Eins aber ist sicher, wir spielen um den höchsten Einsatz in unsrer ganzen Geschichte. Wenn wir Erfolg haben, werden wir viel reicher sein. Verlieren wir aber, so wird unsre Position im Westen zwar nicht sehr geschwächt werden, doch erleiden wir dann eine moralische Niederlage, die uns in den Augen unsrer mohammedanischen Untertanen herabsetzt und unsern Feinden neuen Mut einflößen wird."

Wir wissen heute, daß der Einsatz samt Nachzahlungen tatsächlich verloren ist und die spielenden Ententemächte „kalte Füße" bekommen haben. In dem Bestreben, sich „mit gutem Anstande" in das Unvermeidliche zu fügen, wie der Korrespondent Ashmead Bartlett forderte, hat man das Salonikiunternehmen an Stelle desjenigen von Gallipoli gesetzt.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß es sich in Saloniki sogar um ein Vabanquespiel der Entente handelt.

Das Unternehmen, ohne militärische Zwangslage sich das Land eines durchaus wohlwollend neutralen Staates zum Kriegstheater zu wählen, ist ungewöhnlich. Griechenlands Protest war zwar zu des verflossenen Venizelos Zeiten ein recht matter, immerhin ist er erfolgt. Ob Griechenland jemals auf französisch-englische Seite getreten wäre, wie Belgien es unbedingt auch dann getan hätte, wenn die Deutschen nicht fixer gewesen wären als die Ententemächte, ist recht zweifelhaft. Jedenfalls hat König Konstantin nach Beseitigung des ententefreundlichen Venizelos der Anforderung des Anschlusses an die Entente sich widersetzt. Ist es nun also an sich schon ein schwieriges Unternehmen, in einem fremden Lande Krieg zu führen, wenn man sich nur auf die — doch immerhin nicht ganz ungefährdete — Flotte basieren kann, so ist die Sache noch bedenklicher, wenn das ausgewählte Land die Eindringlinge doch nicht gerade mit offenen Armen aufnimmt. Auch über die natürlichen und künstlichen (z. B. Bahnen und Straßen) Hilfsmittel eines Landes, welches neutral bleiben will, kann schließlich doch schwer so unbeschränkt und ausgiebig verfügt werden wie über diejenigen des eignen oder feindlichen. Völlige Unabhängigkeit aber ist erforderlich, denn solcher bedarf man bei offensiver Kriegführung hinter der eignen Front. Offensiv aber muß, wie nach Möglichkeit stets, gerade in diesem Falle von der englisch-französischen Heeresleitung gehandelt werden, weil das Kriegsziel, die Störung des Verkehrs Belgrad—Konstantinopel, ja auch durch die stärkste Stellung von Saloniki unerreichbar ist. Von der völkerrechtlichen Seite der ganzen Frage will ich nicht reden. Daß aber der neutrale König Konstantin sein Land den kriegführenden Staaten zu diesem Zwecke zur Verfügung stellte, war damals doch recht eigenartig, als die mobile griechische Armee den anfänglich gelandeten

Digitized by Google

80 000 Mann der Entente überlegen war. Was Prinz Andreas von Griechenland damals ausgesprochen haben soll, als Frankreich und England mit dem Bombardement durch die Flotte drohten, haben wohl viele andre auch empfunden, daß nämlich Griechenland an den gelandeten Ententetruppen ein Faustpfand hatte. Ob aus der angedrohten Beschießung des Piräus und Athens viel geworden wäre, wenn auf jeden scharfen Schuß der Ententeschiffe hundert Köpfe der rechtzeitig internierten Landungstruppen gesetzt worden wären, ist doch recht fraglich. Bis jetzt ist, von einigen Schiffsverlusten durch Unterseeboote und den Gefechtsverlusten in nicht glücklichen Kämpfen auf serbischem Boden abgesehen, ja noch alles gut gegangen. Was aber nach einer verlorenen Schlacht aus den aufs Meer basierten Ententeheeren werden soll, hätte man sich im Kriegsrat der verbündeten Eindringlinge doch recht sehr überlegen müssen.

Unter Berücksichtigung all dieser Fragen erscheint das Salonikispiel tatsächlich als ein Vabanquespiel. Glückt es, dann ist die Verbindung Berlin—Bagdad wieder lahmgelegt, mißlingt es, dann sitzen Ententeheere im Meere, die anderswo im Westen oder am Suezkanal besser verwendet worden wären. Die moralische Niederlage aber wird in den Augen der Mohammedaner noch größer sein als diejenige auf Gallipoli. v. G.

Jugendbriefe[1])

Von

Kurd v. Schlözer

(Fortsetzung; vgl. Dezember-Heft 1915.)

Brüssel, 10. Juli 1845.

So weit wäre ich denn glücklich gekommen; noch einen kleinen Sprung, und ich bin in Valenciennes. Von da fliege ich mit der „Diligence des Messageries Royales“ nach Paris.

Die Fahrt hierher war sehr unterhaltend.

Sobald der Zug bei Herbesthal die belgische Grenze überschreitet, kommt er in die Niederung eines Maasnebenflusses und folgt dessen Windungen getreulich trotz aller Hindernisse, die ihm die Bodengestaltung entgegentürmt. Wahre Riesenbauten sind da angelegt! Durch achtzehn der großartigsten Tunnel rast unter höllischem Gerassel die Wagenreihe, den finstern Weg sich selbst erleuchtend — durch flackernde Kohlen, die rechts und links krachend von der Lokomotive herabstürzen. Oft steht die keuchende Maschine, während das Ende des Zuges

---

[1]) Anmerkung der Redaktion. Die folgenden Auszüge aus den „Jugendbriefen“ von Kurd v. Schlözer, deren Veröffentlichung bis nach dem Krieg hinausgeschoben wurde, dürften den zahlreichen Freunden seiner „Römischen Briefe“, herausgegeben von Karl v. Schlözer, willkommen sein.

Digitized by Google

sich noch im Ausgang eines eben passierten Felsenschlundes befindet, bereits am Eingang des folgenden, indes die mittleren Waggons auf hohem Viadukt über der Tiefe schweben.

Lüttich! Der alte malerische Fürstbischofssitz mit seinen ragenden Domen! Die Pracht der majestätischen Jakobskirche überwältigte mich. In den herrlichen Gewölben knieten fromme Beterinnen. Das Glockenspiel des schlanken Turms erfreut die Bevölkerung alle halbe Stunden mit der Arie aus Figaro: „Dort vergiß leises Fleh'n", beim ganzen Stundenschlag läßt das pflichtvergessene Werk statt eines Chorals sogar „Robert den Teufel" singen: „Ja, das Gold ist nur Schimäre" und streut das gottlose Lied weithin über die ehrwürdigen Giebeldächer der Stadt. Solche Kontraste findet man öfters in diesem halb erzkatholischen, halb revolutionär-rationalistischen Land.

In der Umgegend der Stadt, über dem Ort Seraing, schweben Tag und Nacht dichte Rauchwolken, im Wind hin- und herschwankend wie ein Büschel schwarzer Straußenfedern. Das ist die Helmzier einer modernen Dynastie — der Cockerillschen Fabrik! Einer der Vorsteher, der Hanseat Heinrich Brockmann, führte mich in den mächtigen Anlagen herum. Viele tausend Arbeiter fördern hier Steinkohlen und zugleich Eisenerze zutage. Die letzteren verwandeln sich mit Hilfe der ersteren an Ort und Stelle in Maschinen! Selbst im reichen England gibt es kein Unternehmen, das gleichzeitig Kohlenbergwerke, Erzlager, Hochöfen, Metallfabriken und Maschinenhallen umfaßt. Der ganze Kontinent wird von hier mit rollendem Material versorgt. Den Zentralpunkt aller belgischen Eisenbahnen aber bildet Mecheln, die geistliche Hauptstadt Belgiens. Täglich schleppt die Lokomotive (diese neueste Erfindung des Satans!) an des frommen Erzbistums Mauern, hinter denen sich die Geistlichkeit bekreuzigt, vierunddreißig Züge vorüber, die außer den Reisenden ungeheure Warenmassen nach allen Himmelsrichtungen der Welt befördern.

Nun Antwerpen, die prächtige, vom Schimmer altdeutscher Herrlichkeit umwobene Handelsstadt! Im belebtesten Teile des Hafens erhebt sich auf weithin vorgeschobenem Damm ein großes, viereckiges, palastartiges Gebäude. Ueber dem Eingang prangen die Wappen Lübecks, Hamburgs und Bremens. Es ist das alte hanseatische Haus, 1599 erbaut. Jetzt steht es öde und leer, von Zeit zu Zeit nisten sich hier fremde Warenlager ein — an derselben Stelle, die früher für den überall bevorrechtigten Hanseaten reserviert war. Dann nach Gent, Karls V. Geburtsort, würdig, die Wiege eines gekrönten Mäzen zu sein. Kreuz und quer durchziehen Kanäle die Stadt, auf Schritt und Tritt laden geschwungene Brücken zum Ueberschreiten, schöne alte Häuser zum Eintreten ein. Viele von ihnen zeigen noch den Einfluß der spanischen Herrschaft. Man glaubt sich manchmal nach Venedig versetzt, so ähnlich sehen sich beide Städte.

Am nächsten Tage wanderte ich über das bemooste Straßenpflaster, durch die hochgewölbten Kirchen des stillversunkenen Brügge. In einer kleinen Kapelle des Johannishospitals, in dem unser Lübecker Memling von tödlicher Erkrankung

Digitized by Google

geheilt wurde, hat er zum Dank eines seiner schönsten Werke gestiftet: Die „Anbetung der drei Könige".

Lärm, Musik. Soldaten in hohen Bärenmützen: Brüssel! Im Theater trat abends der berühmte Zwerg Tom Pouce auf. Man gab ein eigens für ihn geschriebenes Stück. Darin spielte diese winzige Karikatur der Menschheit die Hauptrolle. Er ist vierzehn Jahre alt und 2 Fuß hoch. Alle möglichen Schnurren erzählt man von ihm. Bei einem Gastmahl in London sei eine große Pastete aufgetragen. Als der Gastgeber feierlich den Deckel abnimmt, steigt der Däumling heraus und hält eine witzige Ansprache.

Wunderbar ist der historische Marktplatz, der Reichtum an Kunstschätzen, die Lage der Gudulenkirche, die moderne Stadt aber macht einen leeren, nichtssagenden Eindruck und der Mischmasch der Bewohner scheint mir ebenso wie ihre Sprache und der ungelenke Stil der Presse, eine mißlungene Pariser Kopie zu sein. Die Brabanter Einwohner täten besser, sich des guten, alten Flamländertums und der glorreichen Ueberlieferungen ihrer deutschen Geschichte zu erinnern.

*

Paris, 17. Juli 1845.

Ein kleiner Zug führte die Reisenden nach Quiévrain, dem letzten belgischen Ort: Hier warteten bereits die verschiedenen Malleposten. Drei Privatgesellschaften lassen ihre zweistöckigen Kutschen zwischen Paris und Brüssel hin- und hersausen und wetteifern für 36 Franken um die Ehre, die Reisenden aufs bequemste fortzuschaffen. Höfliche französische Douane, dann setzten sich die drei Diligencen in Bewegung und alsbald entwickelte sich ein immer zunehmend wütendes Wagenrennen. Ich war in die erste Etage geklettert, neben mir saßen zwei Engländer, langweilig, die karrierten Beine weit von sich gestreckt, so daß ich die beiden ignorierte. Als vierter der Kondukteur. Mit einem Pflichteifer, wie ich ihn bei dieser Kaste nicht kannte, trieb er die ganze Nacht die Postillone zur äußersten Eile an, damit seine Gesellschaft nur ja den Sieg davontrüge! Hinten am Wagen schwankte die enorme Bagage, ein Ballast von vielen Körben mit Tauben. Tief unter uns, im Innern des Wagens saßen die verschiedenartigsten Nationalitäten, darunter auch flüchtige Polen. Vorne, auf einer engen, in der Luft schwebenden Bank, balancierte der Postillon in blauem Kittel und kleiner Ledermütze, unter fortwährendem Singen und Fluchen auf seine sechs Hengste losschlagend, die dann stets von neuem in langem Galopp davonsprengten. Alle anderthalb Stunden wurden die Pferde gewechselt. Das Umspannen darf nicht länger als eine Minute währen. Von Zeit zu Zeit angelte ich mir vom Postillon an der „Schmücke" — hier heißt sie „mêche" — die Peitsche herauf, um mich im Knallen zu üben. Dann zogen beide Engländer ängstlich ihre Storchbeine ein. So tobten und karambolierten nun diese drei Riesenwagen die ganze Nacht hindurch nebeneinander her. An Schlafen war nicht zu denken. Bald war das eine Gespann, bald das andre vorn. In zweiundzwanzig Stunden mußte jeder den Weg zurückgelegt haben. Die Sonne ging auf. Noch war

Digitized by Google

von Paris nichts zu sehen. Endlich, um 11 Uhr, erblickten wir den Montmartre, und nun erschienen auch die Türme von Paris. Zugleich tauchten rechts und links von der Chaussee Befestigungen auf: detachierte Forts — Vorarbeiten mächtiger Verteidigungsanlagen.

Also jetzt nahten wir dem Ziel! Jetzt sollte die Hoffnung, die ich schon seit der Kindheit gehegt, zur Wirklichkeit werden! Ich konnte es fast nicht glauben! Plötzlich eine Barriere! Mit echt französischem Pathos rief unser Kondukteur: „Voilà Paris!“ Nun rasselten wir durch den Faubourg St. Martin, rollten über die Boulevards, und als die dampfenden Pferde endlich auf dem großen Posthof hielten — da mußte ich mich denn schon überzeugen, daß ich wirklich in dieser sagenhaften Metropole angelangt sei.

*

Paris, 10. August 1845.

Etwas vermisse ich hier sehr — was ich am allerwenigsten erwartet hätte: die Pflege der vokalen Bühnenmusik. Die Franzosen scheinen mir entsetzlich unmusikalisch, sie müssen gar kein Gehör haben. Orchester und Ballett sind einzig; als ich aber hier die erste große Oper hörte — „Othello“ — fiel ich aus allen Himmeln. Die Menschen sangen so falsch, daß ich nach dem zweiten Akt davonstürzte, während das Publikum entzückt war. Die Opéra Comique ist gut, doch hört man dort meist abgedroschene Sachen: „Zampa“, „Fra Diavolo“ u. a. chevaux de bataille, die in Deutschland schon seit Jahren nicht mehr ziehen. Ein herrliches Klavier habe ich mir gemietet; die Etüden von Bertini liegen dort stets aufgeschlagen.

Als ich gestern nach Inselle, der Sommerwohnung der berühmten Frau v. Bacheracht fuhr, um Eure Grüße zu überbringen, verweilte ich mehrere Stunden in St. Denis, um die Kathedrale mit der Königsgruft zu sehen. Seit den Zeiten der alten Merowinger sind dort alle Herrscher und Prinzen Frankreichs beigesetzt. Schöne Monumente schmücken ihre Grabstätten. Als 1795 die Wut des Volkes alles, was an die königliche Würde erinnerte, in Scherben schlug, wurden auch die Gebeine der Fürsten nicht geschont. Man öffnete die Gräber, zerstückelte die Skelette und warf sie in eine große Grube. Dabei gab es aber Hindernisse. Einige Leichname hatte der Zahn der Zeit verschont. Heinrich IV., der, seit ihn der Dolch Ravaillacs traf, 200 Jahre in seinem Sarkophag schlummerte, war noch so unversehrt, daß die Unmenschen stutzten und schweigend zurückwichen. Da trat ein Soldat an den Toten heran, schnitt ihm mit dem Säbel den Knebelbart ab, zeigte diese Siegesbeute triumphierend der Menge und spaltete dann mit einem Hieb den morschen Schädel. Eine billige Heldentat! Ludwig XIV. hatte sich gleichfalls sehr gut konserviert, freilich soll der Leib ganz schwarz gewesen sein. Als man ihn eilig in die Grube zu seinen Vätern werfen wollte, blieb er aufrecht stehen, so hat der Stolze sich selbst im Tode vor niemanden gebeugt! Napoleon und Louis Philippe haben die zerstörten Gräber möglichst wieder hergestellt. Doch welche merkwürdige Verwechslung der Gebeine wird da stattgefunden haben! Vielleicht ist in den neuen Särgen die

Digitized by Google

Zahl IX. auf den Kopf gestellt, so daß der fromme, sanfte Louis IX. das Haupt des tyrannischen Louis XI. erhielt und dieser die frivolen Hände von Louis XV. Die Kathedrale, eines der schönsten Denkmale Frankreichs, ist merkwürdigerweise ganz erhalten. Wenn man sie betritt, scheinen alle Schatten der Vergangenheit zu verschwinden. Die Sonne leuchtete durch die gothischen Bogenfenster und malte auf die Reihen der schlanken Pfeiler bunte Heiligenbilder.

*

Montag nachmittag.

Gestern ging ich durch die Säle des Palais Royal. Jeder dieser Räume besitzt seinen individuellen geschichtlichen Reiz. Was hat das Gebäude alles gesehen, welche Stürme überstanden! Richelieu legte den Grund dazu, vereinigte auf diesem Erdenfleck alles, was die Kunst seiner Zeit an Schönem hervorbrachte. Später fiel der Palast an die Krone. Die Jahre kamen und gingen, aber glichen sich nicht. In den auswärts liegenden Flügeln wurden Cafés etabliert, die während der Revolutionszeit zu Herden aller Unruhen, zu Versammlungsorten des aufgeregten Volkes wurden. Dort bereitete am 22. Juli Desmoulins die Zerstörung der Bastille vor. Zehn Jahre später saß in einem jener Räume der siegreiche Blücher mit seinen Generalen beim Würfelspiel. 1830 wohnte Louis Philippe im Palais. Noch zeigt man den Saal, wo er die Deputation, die ihm die Königswürde brachte, empfing, den Balkon, wo er, vom Bankier Lafitte der Menge vorgestellt, das Volk als General en chef der Stadt Paris anredete. Alle diese historischen Erinnerungen — mit Ausnahme der für die französische Eitelkeit etwas peinlichen an „Marschall Vorwärts“ — sind in einer langen Galerie des Palais durch Horace Vernet und andre Künstler verewigt. Kein andres Pariser Schloß hat solchen geschichtlichen Wert, weil allein das Palais Royal in beiden Revolutionen von der Wut des Pöbels verschont blieb. Auch die verschiedenen Säle sind mit Gemälden geschmückt, die besonderen Wert für die königliche Familie haben: sie zeigen Louis Philippe bald als tapferen Krieger in den Reihen der Jakobiner fechtend, bald als Wanderer auf Norwegens Eisfeldern umherirrend, bald als Lehrer in der Schweiz Kindern Unterricht erteilend. Auch die Ereignisse des verhängnisvollen Juli und August fehlen nicht. Jetzt begeht Paris die fünfzehnjährige Feier jener Tage in großartiger Weise. Wenn aber am nächsten Morgen eine Dame ihr Täßchen Schokolade an die rosigen Lippen führt und dabei im Journal liest: „Voici le quinzième anniversaire de la révolution. Le Gouvernement qu'elle a fondé n'a été ni héroique, ni magnanime ni même sincèrement liberal, dès le 30. Juillet c'est l'intrigue et le mensonge qui règnent en France,“ so würde die Schöne doch vielleicht zweifelhaft werden, ob sie die Orleans zu der Uebersiedlung aus dem Palais Royal in die Königlichen Tuilerien beglückwünschen soll! Besonders beißende Witze schleudert bei solchen Gelegenheiten der Faubourg St. Germain, dessen Bewohner jetzt wehmütig der schönen Zeiten gedenken, wo sie am Hofe Karls X. diejenige Rolle spielten, die heute bei Louis Philippe die Bankiers und andre Routiniers übernommen haben. Die Legitimisten haben ein eignes

Digitized by Google

Journal, „La Mode“, gegründet. Es ist elegant ausgestattet, beschäftigt sich meist mit den Bourbons und bringt deren treuen Anhängern täglich Berichte, die aus dem „Exil“, aus Frohsdorff, Görtz und von der Ducheſſe de Berry aus Venedig einlaufen. Ein Vicomte Walsh, ein feiner Witzbold, leitet das Unternehmen. Eine Probe: Vor den Tuilerien spielte am 30. Juli abends ein großes Musikkorps in einem mit blauen, weißen und roten Lampions erleuchteten Tempel. Sogleich meint Walsh: „Par une inconcevable maladresse, dans les lanternes de papier peint, décoration essentiellement économique, on avait outrageusement prodigué la couleur jaune.“ Und dann, um Louis Philippes Unbeliebtheit zu bezeichnen: „Le roi parut au balcon et fit trois saluts, la foule resta muette.“ Daß ein Junge auf einen Mastbaum kletterte und sich oben mit der Trikolore die Nase schnäuzte, war gleichfalls von den Legitimisten inszeniert.

Auch einer Sitzung der „Académie des Beaux Arts“ wohnte ich kürzlich bei. In Gegenwart der ersten Künstler Frankreichs wurden Preise an die jungen Eleven verteilt. Bei solchen Gelegenheiten, wo der Eitelkeit geschmeichelt und selbst das unbedeutendste Werk jedes Anfängers als neues Ruhmesblatt dem goldenen Buch der „Großen Nation“ eingefügt wird, steigert sich das Interesse der Zuschauer bis zum Siedegrad. Schon zwei Stunden, bevor sich die mächtigen Flügeltüren des Instituts öffneten, wogte eine ungeheure Menge, darunter die elegantesten Damen, die Kunstrichter, bekannte Journalisten, den Seinekai auf und ab. Für Fremde ist es fast unmöglich, sich zu solcher Feier Einlaßkarten zu verschaffen. Der hier sehr populäre und stets hilfsbereite Hase[1]) hatte mir eine solche zugesandt. Endlich um 2 Uhr schlug die Erlösung. Die Massen strömten ins Institut, und wenige Minuten später waren alle Plätze — sie umgeben amphitheatralisch den Mittelraum — von einem aufgeregt flüsternden Publikum besetzt. Dann erschienen die Mitglieder der Akademie, unter denen ich Auber, Halévy, Meyerbeer und andre Koryphäen bemerkte.

Plötzlich atemlose Stille. Eine Ouvertüre von Maillard setzt ein, von den Hauptkräften des Conservatoire mit großem entrain ausgeführt. Enthusiasmus auf allen Reihen. Jetzt werden mit durchdringender Stimme — als wären es Posaunenstöße des Jüngsten Gerichts — die Namen der Erkorenen ausgerufen. Mit frommen Schaudern tritt einer nach dem andern in die Mitte des Saales, dort steht Halévy, umarmt und küßt (!) ihn, worauf geschäftige Hände auf das Haupt des Glücklichen einen Lorbeerkranz drücken, der sich über dem feingestriegelten Henriquatre und enganschließenden Frack höchst ulkig ausnimmt. Nach jeder einzelnen dieser Zeremonien durchbraust den Saal wahnsinniger Applaus, während die Damen sich zuzischeln: „Regardez cet air intéressant, ces yeux expressifs!“ — „Comme il est beau!“ Die Feier schloß mit einer Kantate von Eugène Ortolon, dem Sohn eines einflußreichen Vaters und

[1]) Karl Benedikt Hase (1780—1864), Philologe, seit 1832 „Conservateur en chef au département des manuscrits“ an der Königlichen Bibliothek zu Paris.

Digitized by Google

Freundes unsres Gesandten. Die Komposition ist zwar schwächlich, voll von Belliniſchen Reminiszenzen, als aber die Worte gesungen wurden: „Je te promets de te rester toujours fidèle“ mit Terzenbegleitung, wobei nach dem pathetisch in C-Dur schwebenden ersten „uh“ des „toujours“ das zweite „uh“ voll tiefer Rührung in Es-Moll tremulierte — da schien das ganze schöne Geschlecht für einen Augenblick die Sinne zu verlieren. Ueber die Wange mancher edlen Jungfrau von der Seine rollten Zähren. Mit den feinsten, sorgfältig für diesen Moment mitgebrachten Spitzentüchern trocknete sich alt und jung des schönen Geschlechts die Augen und stöhnte: „Ah, que c'est beau, que c'est ravissant!“ Im Grunde hinterließ die ganze Komödie bei Unbeteiligten einen etwas süßlich-faden Geschmack — falls man nicht vorzog, sich nachträglich totzulachen über diese tollen Franzosen. Am folgenden Tage waren natürlich alle Blätter voll vom jungen Ortolon und prophezeiten ihm „un avenir brillant!“

Die Mühe, die man sich gibt, damit ein solches Opus zustande kommt, ist geradezu großartig. Die armen Konkurrenten werden 24 Tage hindurch eingesperrt, täglich eine Stunde unter Aufsicht spazieren geführt, kommen mit keinem Menschen zusammen und müssen in stiller Zelle ihre Melodien, die oft recht unmelodisch sind, zu Papier bringen.

Aerztliches zur Erhaltung und Vermehrung der deutschen Volkskraft[1]

Von

Prof. Dr. G. Anton (Halle a. S.)

Die Frage nach dem Gesetze der Vererbung birgt in sich die Frage nach unserm Dasein und nach unsrer Herkunft und Zukunft. Sie stellt das Problem der Probleme dar bei Erforschung des Lebens und Gedeihens organischer Wesen.

Allen Pflanzen und Tieren wohnt das Vermögen inne, gleichgeartete, besser gesagt, sehr ähnlich geartete Individuen hervorzubringen. So vollzieht sich ständig unter unsern Augen eine neue tausendfältige Schöpfung in der organischen Welt. Die neuen Wesen zeigen zum Teil neue Veränderungen, neue Anpassungen, welche zu neuen Fortentwicklungen und neuen Arten führen.

Die Individuen, in der Welt der Wirbeltiere hervorgebracht, entstammen einem Elternpaare, dessen Eigenschaften sie in verschiedenem Maße erben. Sie stellen zunächst gewissermaßen einen Akkord dar, aus den Eigenschaften, Vorzügen und Fehlern des väterlichen und mütterlichen Organismus.

---

[1]) Vortrag, gehalten im Deutschen Frauenverein vom Roten Kreuz für die Kolonien in Stuttgart.

Digitized by Google

Für niedere Tiere ist bereits der Nachweis gelungen, daß auch erworbene Eigenschaften vererbt werden können. Freilich bleibt noch die Frage bestehen, wie lange es währt, bis dauernde Merkmale entstehen, die sich in allen Generationen weiter vererben.

Bezüglich der Fortentwicklung in der Tierwelt darf ich den Ausspruch eines zu wenig beachteten deutschen Forschers, des Professors Tiedemann, welcher lange vor Darwin schrieb, an die Spitze stellen: „Wer sich wundern sollte, daß aus einfachen Arten höhere und kompliziertere Wesen sich entwickeln, der sehe doch nach dem wunderbaren Vorgange, wie aus dem einfachen Gallerthäufchen des Säugetiereies die stolzesten Organismen der Natur in kurzer Zeit heranwachsen."

Für die Vererbung beim Menschen hat Darwin folgende Normen aufgestellt, die wohl die Geschehnisse nicht alle in sich fassen, aber der Häufigkeit der Fälle Rechnung tragen.

1. Das Gesetz der direkten und unmittelbaren Vererbung, nach welchem die Eltern ihre körperlichen und seelischen Eigenschaften auf die direkten Nachkommen übertragen.

2. Das Gesetz des Uebergewichtes bei der direkten Vererbung, nach dem die Eigenschaften des einen oder beider Erzeuger bei dem Nachkommen vorherrschen.

3. Das Gesetz der rückläufigen Vererbung, welches auf das oft beachtete Wiedererscheinen von Eigenschaften eines weitentfernten Vorfahren bei den Nachkommen die Anwendung findet. Dies Wiedererscheinen von Eigenschaften früherer Ahnen wird als Atavismus bezeichnet.

4. Das Gesetz der gleichzeitigen Vererbung, d. h. das Erscheinen der erblich übertragenen Eigenschaften sowohl bei den Vorfahren wie bei den Nachkommen in demselben Lebensabschnitte.

Mit eherner Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit vererben sich die arteignen Merkmale der Rasse, aber auch der Familie. Doch erfolgen ebenso ständig neue Abänderungen durch die Artmischung selbst, sowie durch äußere und innere Einflüsse während der Werdezeit, so daß bei uns Menschen die Nachkommen ähnlich, sehr ähnlich, aber nie vollkommen gleich sein können.

Es liegt zum Teile in unsrer Macht, ob diese Abänderungen zum Bessern, also zur Höherentwicklung oder zum Mindertauglichen, also zur Herabminderung der Gesamtmerkmale führen.

Der hochverdiente Forscher Weißmann hat vielfältig nachgewiesen, wie konstant, wie stetig wiederkehrend die arteignen Merkmale erscheinen, und seine Lehre von der Konstanz des Keimplasmas verdient die völligste Beachtung. Trotzdem wissen wir, daß dieses Keimplasma ein Bestandteil des Körpers ist und an seinen Schicksalen teilnimmt, d. h. vielfach abgeändert werden kann.

Wir wissen, daß den Geschlechtsdrüsen ein entscheidender Einfluß bei der arteignen Entwicklung des Körpers zukommt. Aber auch sie unterliegen der

Digitized by Google

Abänderung durch andre Drüsen des Körpers. Die neuere Forschung hat gezeigt, daß zahlreiche, auch scheinbar unbedeutende Drüsen in einem wahrscheinlich chemischen Tätigkeitsverbande sich befinden, so daß die Anbildung und Fortentwicklung der einzelnen Drüsen von der Tätigkeit andrer Drüsen abhängig ist. Als solche Drüsen sind die Schilddrüse am Halse, auch kleine verstreute Drüsen, die sog. Epithelkörper daselbst, der Gehirnanhang an der Basis des Schädels, die Nebenniere, welche im Mutterleibe relativ viel größer ist und für die Fortentwicklung des Kindes große Bedeutung hat, auch das Bries unterhalb des Brustbeines, vielleicht auch die Hautdrüsen. Wir können also das Schicksal des werdenden Organismus nicht allein abhängig machen von der Entwicklung der Geschlechtsdrüsen, sondern von dem Zustande des gesamten Drüsenapparates, des polyglandulären Apparates, dessen wichtigster Bestandteil die Geschlechtsdrüsen sind.

Wer diese vielerwiesenen Tatsachen anerkennt, der gibt auch zu, daß es eine Hygiene, eine Gesundheitslehre der Vererbung gibt, welche zum Teile durch zielgerechte Vorkehrung zu beeinflussen ist, welche also in den Machtbereich menschlicher Erkenntnis fällt. Die Vererbung ist also nicht ein unabänderliches Schicksal, nicht eine antike Schicksalstragödie, welcher wir untätig und still ergeben zuzusehen haben.

Für uns Aerzte ist es eine stetige und zweifellose Erfahrung, daß die vererbten Eigenschaften in hohem Maße abhängig sind von dem momentanen Zustande der Eltern und auch von dem Grade des Unterschiedes in den wesentlichen Merkmalen der Eltern. Wir wissen, daß eine mäßige Verschiedenheit der Eigenschaften und Rassenmerkmale von Vater und Mutter für die Kreuzung günstig ist. Dagegen ist die Kreuzung von Individuen aus sehr verschiedenen Rassen von entschiedenem Nachteile.

Wir kommen damit auf unsern eigentlichen Vortragsstoff des heutigen Abends, auf die Vererbung von Schädlichkeiten und Krankheiten beim Menschen und deren Vermeidung.

Es ist kein Zweifel, daß viele Erkrankungen der Ahnen durch Generationen, selbst durch Jahrhunderte auf die Nachkommen sich vererben und sogar schließlich das Aussterben einzelner Bestände bewirken. Es ist aber ebenso sicher, daß diese Vererbung von Krankheiten nicht so notwendig, so ständig und so gesetzmäßig geschieht, wie die Vererbung der arteignen Eigenschaften der Rasse.

Die Versuche an Tieren, aber auch die Erfahrungen am Menschen haben ergeben, daß ein inniger Zusammenhang besteht zwischen der Entwicklung des Gesamtnervensystems, einschließlich des Gehirns, mit der Entwicklung des Gesamtkörpers, insbesondere der Drüsen.

Im Anfange der Entwicklung wird das Nervensystem durch die Körperlichkeit bestimmt. Allgemach aber gebietet das Nervensystem allen Organen, und seine Tätigkeit ist entscheidend für die Funktion der Drüsen, der Muskel, selbst des Stoffwechsels. Die Beziehungen der Körperteile verschieben sich also im Verlaufe von der ersten Entwicklung bis zur völligen Fertigstellung des Menschen.

Digitized by Google

Die Gehirntätigkeit des Menschen wird also allgemach unmittelbar und mittelbar ein entscheidender Faktor für das ganze körperliche Leben einschließlich der Geschlechtsdrüsen.

Weiterhin wirkt das den Körper durchströmende Blut als entscheidender Faktor. Das Blut ist ein flüssiges Gewebe und stellt die Bilanz des Stoffwechsels aller Organe dar. Die wichtigen Untersuchungen von Abderhalden, sowie die Forschungen von Fauser lassen uns derzeit durch die Blutuntersuchung erkennen, von welchem Organe die Erkrankung und Entwicklungsstörung stammt, in welchem Organe der Stoffwechsel und damit der Gesamthaushalt des Körpers gestört wird. Wir haben auf diese Art neue Gesichtspunkte für die Beeinflussung des werdenden Organismus erhalten.

Die Zahl der erblichen Krankheiten ist eine sehr große; ihre Aufzählung kann kurz in zwei großen Gruppen erfolgen. Zunächst jene große Gruppe der wirklich ererbten Krankheiten, welche schon mit dem Träger erzeugt werden, welche also im Keimplasma liegen als Resultat der bisherigen Züchtung. Sie werden als endogene bezeichnet.

Jene zahlreichen Erkrankungen, welche durch krankhafte Störung der Entwicklung selbst im Mutterleibe oder später in der Kindheit und in der Geschlechtsreife hervorgerufen werden.

Sie sind zum großen Teile durch äußere vermeidbare Ursachen bedingt. Sie liegen zum Teile im Machtbereiche unsrer Vorkehrungen und werden als äußere, als exogene Ursachen bezeichnet.

Diese Ursachen will ich mit Binswanger u. a. in folgenden Gruppen aufzählen:

1. Schädigungen der Eltern und des elterlichen Organismus durch Vergiftungen.

Von äußeren Giften sind hier praktisch besonders wichtig die Vergiftung durch geistige Getränke, durch Morphium, durch Blei, durch Quecksilber, auch durch gewerbliche Vergiftungen, wie z. B. Cyridin, Schwefelkohlenstoff, welcher bei der Kautschukfabrikation verwendet wird. Die Schädlichkeit aller dieser Keimvergiftungen ist mit voller Sicherheit nachgewiesen. Das häufigste Gift aber stellt der Alkohol dar, das Keimgift, dessen Schädlichkeit für die Rasse allein für sich einen Vortrag beanspruchen würde.

2. Schädigungen des elterlichen Organismus durch infektiöse Erkrankungen.

Alle Infektionen, welche die Mutter während der Schwangerschaft treffen, können für die Nachkommen verhängnisvoll werden, z. B. Typhus, Rotlauf, Blutvergiftung, Tuberkulose u. a. Eine besondere Beachtung verdient die Syphilis, weil sie ein Leben lang wirkt und längst erkannt ist als ein Keimgift, welches die Entwicklung stört und welches auf die nächste Generation fortwirken kann.

3. Die Erkrankungen des Fötus, des werdenden Kindes selbst, welche meist durch Schädigung des mütterlichen Organismus bedingt sind.

Digitized by Google

In praktischer Beziehung sollen hier angeführt sein: Ueberanstrengung der schwangeren Frau während des Berufes, auch mangelnde Ernährung, Schreck, Gemütsbewegung und körperlicher Unfall der Mutter.

Um die erblichen und in der Entwicklung erworbenen Schäden mit Systematik zu bekämpfen, müssen sie rechtzeitig erkannt werden, und eine Schilderung derselben ist daher notwendig.

Ich will mich darauf beschränken, die Gruppen solcher Erkrankungen aufzuzählen, welche sich in einzelnen Familien öfter wiederholen und offenbar von den Eltern auf die Kinder übertragen sind. Die körperlichen und geistigen Entwicklungsstörungen stehen dabei in innigem Zusammenhange. Denn es besteht auch hierin eine innere lebhafte Wechselbeziehung zwischen Körper und Geist.

Hierher gehören zunächst die zahlreichen schweren und leichten Muskelverbildungen.

Die größte Zahl dieser Fehlbildungen aber ist überhaupt nicht lebensfähig und geht vorzeitig oder in den ersten Tagen zugrunde. Es übt also Mutter Natur eine wohltätige Auslese, welche das Entartete vertilgt. So können Gehirnlose, Herzlose, Einäugige (Zyklopen) und zahlreiche Mißbildungen frühzeitig ausgeschieden werden.

Zahllos sind dagegen die abwegigen Entwicklungen, welche das Leben und die Fortpflanzung des einzelnen nicht wesentlich beeinträchtigen. Ich nenne hier noch den Zwergwuchs, den Riesenwuchs, die zahlreichen Schädelverbildungen, die blasenförmigen Ausstülpungen des Gehirnes und Rückenmarkes, Fehlen des Gaumens (Wolfsrachen), Fehlen der Finger, überzählige Finger, Klumpfüße, Anbildung von Schwimmhäuten. Auch diese Verbildungen wiederholen sich oft in einzelnen Familien. An Klumpfuß hatte z. B. der berühmte englische Chirurg Little drei Generationen hindurch eine Familie zu operieren. Die Zahl der äußeren körperlichen Abweichungen ließe sich noch enorm erweitern.

Fast sind wichtiger für die Rassenhygiene die milderen Formen, welche oft übersehen werden. Um nur ein Beispiel anzuführen, ist das Kindähnliche in der Körperformation häufig verbreitet (Infantilismus). Hier findet sich ein graziler Körperbau, kindlicher Aufbau, Kleinheit der Hände und Füße, auch des Herzens und damit oft, aber nicht immer, einhergehend alle geistigen Merkmale des geistigen Kindbleibens. Solche Menschen bleiben zeitlebens unselbständig, sind nur für einen kleinen Berufskreis gut geeignet, bei Schwierigkeiten und Gefahren sehr rasch versagend. Sie sind aber sonst wohl zu erziehen, gut beeinflußbar und disziplinabel.

In erblich belasteten Familien kommen auch Typen vor, welche auf einer jugendlichen Entwicklungsstufe stehen bleiben und relativ lange den Greisenveränderungen widerstehen.

Die mangelhafte Anbildung macht sich oft bemerkbar im Blutgefäßsystem, so daß es solche gibt mit zu kleinem Herzen, zu kleinen Gefäßen. In einzelnen Familien wieder ist eine vorzeitige Arterienverkalkung zu verzeichnen, so daß oft bei Männern und Frauen bereits mit dem vierzigsten Lebensjahre und früher

Digitized by Google

Arterienverkalkung eintreten kann. Es gibt eben langlebige und kurzlebige Familien.

Unter den Entwicklungsstörungen, welche zum großen Teil durch äußere Schädlichkeiten hervorgerufen werden, ist der Kretinismus zu nennen. Ganz gesunde Familien können in kretinistischen Gegenden sofort die nächste Nachkommenschaft entartet erkennen lassen, wie ich selbst durch Beispiele belegen kann. Die Zahl in den einzelnen Ländern ist bisweilen eine große. In Steiermark werden zirka 3000 Kretins gezählt. Eine größere Zahl aber weist nur mäßige kretinistische Veränderungen auf. Trotzdem stellt die ursprüngliche Bevölkerung einen durchwegs tüchtigen, sympathischen deutschen Stamm dar. Viele Kretins lassen schon in der Pubertätszeit Arterienverkalkung erkennen. Andre wiederum lassen bis zum siebzigsten Jahre die typischen Greisenveränderungen vermissen. Die Verbildungen des Skelettes und des ganzen Typus bewirken bei allen Kretins in der ganzen Welt eine geschwisterliche Aehnlichkeit. Es liegt also ein endemischer Schaden vor, welcher imstande ist, den ganzen Rassentypus zu verändern und zu verschlechtern.

Besondere Beachtung verdient auch die krankhafte Umänderung der Blutbeschaffenheit durch erbliche Einflüsse. Bekannt ist, daß die sog. Bluter durch viele Generationen in einer Familie sich finden. Es werden aber außerdem erworbene Eigenschaften im Blute in den Nachkommen wiedergefunden. Um nur ein Beispiel zu erwähnen, sind die Kälber widerstandsfähiger gegen Rizinus, welche von Kühen gesäugt werden, die allgemach an Rizinus gewöhnt wurden. Wir wissen heutzutage, daß die Reaktionen des Blutes viel zahlreicher sind, als wir vor zwanzig Jahren gedacht haben, so daß es nicht abenteuerlich erscheint, wenn das Blut eines Kindes auf seine verwandtschaftlichen Reaktionen geprüft werden wird.

Auch die Tätigkeit der Sinnesorgane wird vielfach durch erbliche Störungen abgeändert. So können wir am Auge häufig konstatieren Kleinbleiben der Augen, übermäßige Größe, Fehlen der Linse, Mongolenfalte am Augenlide, Spaltbildungen in der Regenbogenhaut, vorzeitiges Erblinden, mangelhafte Anbildung der Netzhaut, sog. Daltonismus usw.

Häufig machen sich Entwicklungsstörungen am Knochensystem geltend, wodurch die ganze Körpergröße und Körpergestalt schwer verändert wird.

Besonders wichtig sind die Abnormitäten am Schädel, welche uns zum Teil einen Fingerzeig geben, daß das Gehirn frühzeitig gestört war. Denn im Anfange bildet sich das Gehirn den Schädel. Späterhin jedoch, bei Starrwerden des Schädels, ist anderseits die Schädelform bestimmend für die Gehirntätigkeit. Viele Abnormitäten des Schädels können wir erst durch das Röntgenbild evident machen und dadurch klarlegen, welche Schädlichkeiten ihrerseits die Gehirntätigkeit beeinträchtigen.

Besonders häufig und wichtig sind die Mißbildungen an den Geschlechtsorganen.

Alle diese Abnormitäten sind relativ leicht zu erkennen, weil sie tastbar und sichtbar sind.

Digitized by Google

Keineswegs müssen sie immer die seelischen Eigenschaften in Mitleidenschaft ziehen. Doch sind sie immer ein Merkmal gestörter Entwicklung, welche möglicherweise auch auf die geistige Entwicklung ihren schädigenden Einfluß ausüben konnte.

Am häufigsten studiert und am wichtigsten ist wohl der Einfluß der Vererbung bei Nerven- und Geisteskrankheiten. Letztere haben für die Existenz des Menschen und der Familie den entscheidendsten Einfluß, und doch sind sie schwerer erkennbar als die körperlichen Abweichungen. Sie sollen daher hier kurz skizziert werden.

Längst ist man übereingekommen, von einer großen Familie erblicher Nervenkrankheiten zu sprechen, welche in unzähligen Formen und Varianten bei den Kindern und Kindeskindern wieder erscheinen. Die Nervenkrankheiten treten nicht stets in gleicher Art wieder auf, so daß in einer belasteten Familie ein Epileptiker, ein Rückenmarkskranker, ein Schwachsinniger, ein Genialer erscheinen können.

Am schwierigsten zu erkennen sind die geistigen Merkmale der erblichen Belastung, und doch hängt gerade von ihrer Artung das Schicksal des Betroffenen, auch das Schicksal ganzer Generationen ab.

Außer dem kindlich Gebliebenen und Kretinoiden wären noch folgende Typen anzuführen: von geistigen Fehlbildungen, welche teils der erblichen Anlage, teils den Störungen in der Fortentwicklung entstammen.

Sie sind nicht immer leicht als krankhafte Typen zu erkennen.

1. Die mannigfache Form des Schwachsinnes.

Darunter wird eine große Summe von krankhaften geistigen Typen zusammengefaßt, welche in den höheren geistigen Funktionen nachweislich hinter der Norm der Gattung zurückblieben. Der Mangel betrifft die geistigen Leistungen nicht in gleichem Maße, so daß ein artfremder Typus, ein Zerrbild der normalen Psyche, entsteht. Besonders gestört sind die Urteilsleistungen, während das Gedächtnis relativ gut erhalten sein kann. Mitunter findet sich auch eine einseitige Begabung. Ihre Leistungen sind auffällig ungleichmäßig, und neben dem Fehlen der Intelligenz sind häufig schwere Abweichungen im Gemütsleben.

2. Die krankhafte moralische Abartung.

Es gibt eine große Zahl geistig Abgearteter, bei denen weniger das Minus an Auffassung, des Gedächtnisses, des Urteils in die Erscheinung tritt, wo aber viel stärker die Abnormitäten im Gemütsleben, das Fehlen höherer Gefühlsqualitäten sich ausprägt. Es fehlen insbesondere jene Gefühle, welche für das menschliche Zusammenleben von Wichtigkeit sind und welche durch das menschliche Zusammenleben erst entstehen. Jene herrliche Gabe, welche den sozialen Menschen erst vollwertig macht, die Gabe der Einfühlung in andre Menschen, fehlt ihnen meist vollständig.

Die Frage, ob es denn Krankheiten und Entwicklungsstörungen gibt, welche relativ einseitig das Gemütsleben betreffen, läßt sich entschieden nach analogen Erfahrungen bei andern Krankheiten bejahen. Auch die Trinker, die Epileptiker,

Digitized by Google

die krankhaft Senilen, die beginnenden Paralytiker zeigen längere Zeit hindurch Phasen, in denen es zunächst zu krankhafter Abartung des Charakters kommt.

Bei den obengenannten Kranken zeigt das Gefühlsleben einerseits eine hochgradige Abstumpfung und deutliche Lücken, anderseits hochgradige Erregbarkeit. Auffällig ist bei ihnen geradezu die zwangsartige Ablehnung gegen alles, was Pflicht, Gebot und Autorität heißt. Es besteht eine negativistische Willensrichtung, welche oft seit der Jugend oder seit der Geschlechtsreife sich unkorrigierbar geltend macht.

Sie fühlen ihre fremde Artung selbst und haben für gleiche Typen eine rassenhafte Anziehungskraft. Aus ihren Reihen entstammen zum Teil die Typen der jugendlichen Verbrecher und deren Organisationen.

Zum Troste muß jedoch bemerkt werden, daß auch diese schwere Verzerrung des Charakters und des Gefühlslebens nicht immer zeitlebens anhalten muß. Vielmehr konnten wir durch spätere Nachfragen von der Klinik aus doch viele Fälle nachweisen, welche sich im späteren Leben sozial zu vollwertigen Wesen fortgebildet haben. Trotzdem empfehle ich die Heirat mit einem derart krankhaft Abgearteten nicht.

Um die Gefahr solcher Typen anschaulich zu machen, möchte ich im folgenden eine kurze Schilderung geben. Ihre Rücksichtslosigkeit macht sich nach allen Richtungen und in jedem Milieu geltend. In ihrem Liebesleben können sie oft als erotische Apachen bezeichnet werden. Einer mit solchem Typus hat sich mit Stolz gerühmt, daß er sich vorwiegend an die kleinen Mädchen halte, weil ihm dadurch die Gefahr der Nachkommenschaft erspart bleibe. Oft verschafft ihnen ihr gewandtes, völlig skrupelloses Wesen viel Erfolg bei den Frauen. Mit Recht wiederholt sich stets das gerechtfertigte Entsetzen der Autoren: wieviel Lumpe durch einen solchen wieder in die Welt gesetzt werden! Sie imponieren oft durch ihre Sicherheit, durch jeden Mangel an Bedenken, auch durch körperliche Gewandtheit. Viel Kummer und viel Zersetzung kann ein einziger derart Abgearteter im ganzen Familienbestande hervorrufen. Hier ist die Humanität zum Nachteile der berechtigten Typen wenig am Platze, besser vielmehr entschiedene Abwehr.

3. Außer den geschilderten Typen gibt es noch eine große Anzahl milderer, zum Teil schwer erkennbarer Fälle, welche unter dem Sammelnamen der Abgearteten, der organisch Belasteten, der Minderwertigen, der Debilen zusammengefaßt werden.

Es gibt unter ihnen solche von geringer, aber auch von höherer Intelligenz und Begabung. Das Schwierige in der Schilderung besteht darin, daß solche Jugendliche oft ein bizarres Gemisch darstellen von Vorzügen und Talenten, anderseits aber oft von einschneidenden Fehlern. Für einen großen Teil dieser ist charakteristisch das Zwangsartige, das Unfreie in ihrer Denkrichtung, in ihren Gefühlen und in ihren Handlungen.

Die Zwangsgedanken finden sich bei nervös veranlagten Kindern häufig. Ihnen stehen nahe jene eigenartigen Zwangszustände, welche bezeichnet werden

Digitized by Google

als Fragesucht, Grübelsucht, Zweifelsucht, auch als Zahlenzwang. Der Ursprung solcher Gedankenrichtung liegt oft in fremdartigen Gefühlen. So kann man sprechen von einer Berührungsfurcht, von einer übermäßigen Dunkelfurcht, von einer Furcht vor dem Alleinsein und von der so häufigen Platzangst. Diese fremden Gefühlskategorien sind oft jenen verwandt, welche man zusammenfassend als Schwindel bezeichnet.

Am häufigsten und am wichtigsten dabei sind die Angstgefühle. Auch bei den leistungsfähigen Erwachsenen gibt es eine objektlose Angst. Dabei ist es von Wichtigkeit, jene Reaktionen zu erkennen, mit denen bewußt und unbewußt die Angst abgewehrt wird, die scheinbar unbegründeten Angsthandlungen. Beim Kinde und beim Erwachsenen gibt oft die Beachtung dieser Angstgefühle erst den Schlüssel zum seelischen Verständnis ihrer Handlungen, welche durch äußere Motive nicht verständlich sind.

Besonders häufig ereignet sich das wiederholte Entweichen, die Neigung zum Vagabondieren. Bei den Soldaten geben die Angstgefühle öfter die eigentliche Triebkraft ab für ihr Entweichen und sinnloses Desertieren. Das Zwangsartige im ganzen seelischen Aufbau, im Psychomechanismus, prägt sich bei Kindern und bei Erwachsenen oft aus in überraschenden Triebhandlungen.

Aeußerlich unmotiviert oder nur mangelhaft motiviert tritt oft auf der Trieb zum Zerstören, zum Stehlen, zum Feueranlegen, zu allerlei bizarren Handlungen. Leider findet sich bei derart Abgearteten häufig auch zwangsartig der Trieb zu Mord und zu Selbstmord.

Meist ist erst der Trieb da und dann die Motivierung. Diese nachträgliche Motivierung ist konstruiert und nicht zutreffend. Es fehlen dabei die Vorhergeschehnisse, die entsprechenden Gemütsbewegungen, die Ueberlegungen, wie wir sie bei Normalen als selbstverständlich annehmen.

Die normale Seelenkenntnis aber reicht zum Verständnis dieser Zustände nicht aus.

Bei vielen, besonders höheren Typen, zeigt sich auch das Geschlechtsleben abnorm gerichtet. Die affektvollen Erlebnisse im Geschlechtsleben werden bei ihnen zwangsmäßig fixiert zu einer verkehrten Richtung der Geschlechtsgefühle, auch für spätere Zeit. Die Zahl der Perversen ist größer, als irgendeine Statistik nachweist. Häufig besteht die Sehnsucht nach Rückkehr zu arteigner Sexualität, nach Gründung eines Familienlebens. Freilich besteht ebenso häufig die Gefahr eines Rückfalles. Da ich als Nachfolger Krafft-Ebings darin lange Erfahrung besitze, fasse ich meine Ansicht dahin zusammen: Durch den perversen Geschlechtstrieb werden viele Belastete von der Fortpflanzung abgehalten, was ich als ein Glück für die Rasse bezeichne. Die Gesetzgebung hat dabei nur zu verhindern die Verführung der Jugendlichen und Abhängigen und alles öffentliche Aergernis. Keineswegs möchte ich dabei den Standpunkt vertreten, daß die Perversitäten immer durch krankhafte Artung bedingt sein müssen.

In besonderer Weise ist die Stimmungslage geeignet, erblich Belastete zu kennzeichnen. Sie sind erregbarer, in ihren Stimmungen sehr veränderlich, un-

Digitized by Google

berechenbar. Ihr Affektleben ist ein sehr schlecht reguliertes und tendiert nicht wie bei Normalen zum Ausgleichen. Wir Menschen sind eben nicht nur in der Körperhaltung, sondern auch im Binnenleben den Aufstehmännchen vergleichbar. Auch im Affektleben gibt es beim normalen Menschen Vorrichtungen zum allmählichen Ausgleich des Affektes. Diese Selbstregulierung, um mit Roux zu sprechen, fehlt in den Affekten der nervös Veranlagten.

Nach dem Geschilderten ist es wohl zu erwarten, daß auch der schließliche Endaffekt aller Vorgänge im seelischen Organismus, nämlich der Wille und die Willenshandlung, auffällig abweichen von denen der Normalen. Die Stimmungen, die Auffassungen und die Motive sind eben anders konstruiert. Bald ist es die Schwäche des Willens, bald die explosive Stärke des Antriebes, welche über Tun und Lassen entscheidet. Häufig sind solche Belastete selbst innerlich gebunden, nach außen befehlsempfänglich, suggestibel für jeglichen äußeren Antrieb. Bemerkenswert ist, daß eine übermäßige Befehlsempfänglichkeit, Suggestibilität sich häufig vereinigt findet in einem Individuum mit krankhafter Ablehnung, mit Zwang und Negativismus nach der andern Seite.

Die körperlichen Merkmale lassen oft, keineswegs immer, die übeln erblichen Verhältnisse erkennen. Es war daher mein Bestreben, auch in seelischer Beziehung die erblich Belasteten zu signalisieren. Ein rechtzeitiges Erkennen derselben erscheint wohl für die richtige Auslese, selbst für die richtige Ehewahl von praktischer Bedeutung. Es wird damit vielem Unheile rechtzeitig vorgebeugt.

Nicht jeder kann verfügen über psychiatrische Schulung. Wir haben aber in uns selbst einen Schutz, eine unbewußte Leistung, welche nur eben deswegen wenig erörtert wird, weil sie sich unbewußt vollzieht. Wir alle sind unbewußt Physiognomiker. Die mimischen Ausdrucksbewegungen andrer sind für uns gleichzeitig mimische Eindrucksbewegungen. Gerade weil sie unbewußt und absichtslos vor sich gehen, sind sie auffällig wirksam. Sie wirken auf gleichgeartete Lebewesen. Sie sind Signale von inneren Gefühlen und Affekten, mit denen sie innig verbunden sind. Dieser Signalapparat der inneren Vorgänge wird schon von sprachlosen Kindern empfunden. Die nächste Folge in uns ist die Anregung zu gleichen Bewegungen oder wenigstens zur Wiederholung gleicher Gefühle, also ein Vorgang der Nachahmung. Es gibt in uns Gehirnbestandteile, welche als Aufnahmestation dienen und die Wahrnehmung der Mimik ermöglichen mit der ganzen innern Folgenreihe. Es gibt also Organe in uns selbst für die menschliche Gegenseitigkeit.

Vermöge dieser Organisation können wir die innern Gefühle andrer Menschen unmittelbar (meist unbewußt) mitempfinden. Wir gelangen allgemach zum Vermögen der menschlichen Einfühlung. Wir sind unsrer innersten Anlage nach nicht nur angelegt als Menschen, sondern als Mitmenschen. So erwächst uns auch ein Vermögen der Menschenkenntnis, welches den Gefühlsregungen entstammt.

In der Tat ist diese seelische Resonanz eine Wirkung, welche uns selten trügt, vielleicht eben deswegen, weil sie unmittelbar und unbewußt wirkt.

Digitized by Google

Die Menschen sind demnach am besten an ihren unmittelbaren Wirkungen zu erkennen, die sie entfalten. Die Erscheinungen der Antipathie und Sympathie sind meist wohlberechtigt und mitunter vernünftiger als die bürgerliche Vernunft. Der mimische Sinn, der uns in der Anlage gegeben ist, stellt einen beachtenswerten Schutz dar gegen zerfahrene, unharmonische, nervöse Konfliktsnaturen.

Unter diesen Psychopathen gibt es mitunter Hochbegabte, Edelgesinnte; doch wir müssen uns an den Durchschnittstypus halten, dessen Wirkungen auf einzelne Personen und auf ganze Familien sich meist übel entfalten. Die Wissenschaft läßt bei ihnen Kategorien unterscheiden: die Indolenten, die Reizbaren, die periodisch Schwankenden und Zirkulären, die Phantasten und Lügner, die krankhaft Unbeständigen, die Verschrobenen. Das Zusammenleben mit solchen Persönlichkeiten ist für jugendliche Gemüter meist mit bleibendem Nachteile verbunden. Besonders werden die üblen seelischen Wechselwirkungen in der Ehe empfunden. Es ist eine ärztliche Erfahrung, daß gerade die krankhaft Gearteten füreinander eine auffällige Anziehungskraft entfalten.

Dadurch wird häufig eine wirksame Zusammenlegung, eine Kumulierung der Erblichkeit hervorgerufen; durch diese Tatsache, ebenso durch Inzucht erblich Belasteter, entsteht die progressive Erblichkeit, welche schließlich zum Verfalle führt.

Möge aus diesen Erörterungen wirksam und deutlich die ernste Mahnung heraustönen: Suchen Sie nach Möglichkeit den Verkehr mit gesund und edel gearteten Menschen!

Die geschilderten Merkmale der erblichen krankhaften Entwicklung sind tief einschneidend in Lebenserfolg und Schicksal des einzelnen und der ganzen Nation. Sie bestimmen aber auch das Schicksal der kommenden Geschlechter. Anderseits wirken sie auf die Mitmenschen und sind schwere Grundschäden im staatlichen Getriebe.

In letzterer Beziehung läßt sich wohl leicht erweisen, daß die staatliche Fürsorge zuerst bei der Züchtung einer gesunden und gutgearteten Rasse anzufangen hat und weiterhin, daß die staatliche Fürsorge nach Möglichkeit die Abartung zu verhüten hat. Hier fallen zusammen Lebensinteresse der einzelnen Bürger und der Gesamtheit, aber auch die Fürsorge für die kommenden Generationen.

Die Erbwerte entscheiden über das Schicksal. Die Rassenhygiene muß daher aufgenommen werden in die Lebensziele und den Denkinhalt jedes einzelnen. Hier muß individuelle und gesamtstaatliche Arbeit einsetzen.

Schon der Gedanke an die schweren Opfer und an die schweren Verluste, der Gedanke an das Leid vieler Familien muß mit dem Wunsche beseelen, daß in unsrer schweren Zeit alle Aufopferung, alle Maßnahmen geschehen für eine edle und lebensfähige Rasse.

Die Ursachen der erblichen Krankheiten und damit der Herabminderung der Qualität und Quantität der Rasse wurden hier mit Absicht mehrfach genannt. Die Vermeidung dieser Ursachen ist das notwendige Gebot.

Digitized by Google

Indem wir an die Zukunft denken und an die Besserung der Qualitäten der kommenden Geschlechter, tun wir keineswegs unsern Lebenswerten Abbruch. Vielmehr bekommt dadurch alle Mühe, Plage und Entsagung ein Ziel und eine Richtung. Die Eltern, welche ihre Kinder lieben, resignieren gerne und unbewußt zugunsten der Kinder, welche die größeren Zukunftsmöglichkeiten aufweisen.

Wie in der Familie, so muß es sich auch im Gesamtvolke einbürgern. Insbesondere soll diese Mahnung gerichtet sein an die Edelsten unseres Volkes, welche die humanitären Vereine geschaffen haben. Ihr Hauptziel soll sein:

Schutz und Förderung der gesund Gearteten.

Ein Kapitel aus den noch unveröffentlichten „Jugenderinnerungen" nebst einigen Briefen von Anton v. Werner

Aus seinem Nachlaß der „Deutschen Revue" zur Verfügung gestellt

Von

Lilli v. Werner

(Schluß)

Der Sommer 1859 führte mich wieder auf zwei märkische Güter: Sieversdorf, ein dem Amtsrat Karbe gehöriges Rittergut, dessen Herrenhaus stark vom Zahn der Zeit mitgenommen war. Das Haus, ein einfacher symmetrischer Bau mit Rampe und Ziegeldach, wie alle älteren Gutshäuser in der Mark, lag mit seinem Gutshof, Scheunen, Stallungen und einer Spiritusbrennerei, umgeben von einem Park mit schönen alten Bäumen, Teichen und Obstgärten mitten im Dorf, das etwa anderthalb bis zwei Stunden von Frankfurt entfernt war. Der neue Herr, seines Zeichens Jurist, der das Gut nach dem Tode seines Vaters als ältester Sohn übernommen hatte, fühlte das Bedürfnis einer gründlichen Renovation des Hauses und der Stallungen und hatte dazu eine Menge Handwerker dorthin berufen, unter ihnen natürlich auch eine Anzahl Maler, zu denen auch ich für einige Monate gehörte. Sie alle brachten reges Leben und Treiben in Haus und Hof des Junggesellenheims. Obgleich ich bei der Arbeit meinen Mann stand, wie nur irgendeiner, so wurde ich doch immer noch als Kind behandelt, weil ich klein war und blaß und schwächlich aussah, und es wurden mir viel Freistunden bewilligt, die ich dazu benutzte, im Park und am Teich Bleistiftskizzen nach der Natur zu zeichnen. Auch fand sich immer jemand, der den „Kleinen" unter seinen besonderen Schutz nahm. Hier waren es der alte Gärtner Silex, der schon den Feldzug 1812 nach Rußland und die Befreiungskriege mitgemacht hatte, und ein riesiger schöner Neufundländer, der mir auf

Digitized by Google

Schritt und Tritt folgte, mich umschmeichelte und mir auf den leisesten Wink gehorchte, wenn selbst die Autorität seines Herrn versagte. Der alte, sonst wortkarge Silex erzählte mir viel aus seinen Kriegsjahren und führte mich zu den besten Himbeer- und Erdbeerbeeten seines Obstgartens, aus denen ich nach Herzenslust naschen durfte.

Das Schloß hatte übrigens einige aus dem Jahrhundert vorher stammende, gut mit Blumengirlanden und Fruchtstücken dekorierte Räume, die, obwohl schon etwas durch Feuchtigkeit hier und da verdorben, doch nicht einer modernen Renovation zum Opfer fielen.

Im Spätsommer ging es dann von Sieversdorf hinüber nach dem einige Meilen entfernten Schlosse Falkenhagen, den Baronen von Eckardtstein gehörig. Das Schloß, malerisch auf einer Anhöhe über einem See, eine Viertelstunde vom Gutshof und Dorf entfernt, gelegen, war ganz neu vor einigen Jahren im englischen Tudorstil erbaut und außen vollkommen fertig. Zwei hohe Türme überragten die Zinnen des Hauptbaues; ein weiter Altan, den zwei Kanonen schmückten, dehnte sich vor der nach der Seeseite zu gelegenen Front des Schlosses aus, während der Schloßgarten auf den andern Seiten unmerklich in märkischen Kiefernwald überging. Das Innere des Schlosses war nicht ausgebaut und litt unter den Einflüssen der Witterung so, daß die gotische, schön geschnitzte Holzdecke in der großen Halle schon auseinanderzufallen drohte. Es handelte sich zunächst darum, einige der unfertigen Räume zum Wohngebrauch für den einen der beiden jungen Barone von Eckardtstein herzurichten, der die Bewirtschaftung des Gutes, nachdem er seinen Dienst bei den Gardedragonern quittiert, übernommen hatte, und ich hatte die Aufgabe, nunmehr als jugendlicher Werkführer die Arbeiten zu leiten, die nötigen Ornamente usw. zu zeichnen und alles nach dem Wunsche und den Angaben des jungen blonden Barons ausführen zu lassen, mit dem ich dadurch in lebhaften persönlichen Verkehr trat. Ich zeichnete nebenbei auch viel nach der Natur und kopierte nach den Bildern und Stichen, die sich im bunten Durcheinander mit Möbeln, Uniformen, Sätteln und Reitzeug auf dem Boden des Schlosses vorfanden, und die mir der junge Baron bereitwilligst zur Verfügung stellte. Die schönen Abende verbrachte ich mit den Kollegen auf dem See, im Kahne Geige spielend, die ich mitgenommen hatte. Die Situation war zwar nicht so zauberhaft-wundersam, wie zehn Jahre später, als ich meine Geige durch die stille Nacht vom Plateau der Casa Baldi in Olevano aus über die Campagna zu den Volskerbergen hinüberklingen ließ, aber der stille märkische See mit seinen bewaldeten Ufern im Mondenschein hatte doch auch seine Reize. Das schöne, unfertige Schloß ist später in den Besitz der in der Mark weitverbreiteten Familie Schulz übergegangen, die es als Getreidespeicher benutzt hat. Als die Tage kürzer wurden, versuchte ich, meinen älteren Kollegen auch die Grundbegriffe der Perspektive und die Entwicklung des Ornaments beizubringen, lieber aber verlebten wir die Abende im Wirtshause des Dorfes mit den anderen auf Schloß und Gut beschäftigten Handwerkern zusammen, die nach dem Abendessen allerlei Spiele und Tollereien,

Digitized by Google

Maskeraden und dramatische Improvisationen aufführten, nicht zart und fein, aber auch nicht gerade roh und wüst. Viel urwüchsiger Humor kam da zutage und allerlei Schnurren und Geschichten, die auf alter Handwerkstradition beruhten, und ich bedaure nur, daß ich darüber nicht genauere Aufzeichnungen gemacht habe, weil gewiß manches des Festhaltens wert gewesen wäre.

Mit Anfang November waren unsere Arbeiten auf Schloß Falkenhagen beendet, und am 10. November 1859, an Schillers hundertstem Geburtstag, war ich wieder im Elternhause und wohnte abends der Aufführung von Wallensteins Lager mit meinen Eltern bei. Gleichzeitig erreichte mit diesem Tage meine Lehrzeit ihr Ende, und nachdem ich die vorgeschriebenen Prüfungsarbeiten gemacht hatte, stellte mir mein Lehrmeister in aller Form den Gesellenbrief aus, und ich reiste bald darauf nach Berlin, um mich bei dem Vizedirektor Herbig zur Aufnahme in die Kunstakademie anzumelden.

Glücklich mag sich schätzen, wer den 10. November 1859 mit Bewußtsein miterlebt hat, jenen Tag, an dem das deutsche Volk, soweit die deutsche Zunge klingt, sich wohl wieder zum ersten Male als ein Volk von Brüdern fühlte, das dem Genius Schillers, dem Dichter des „Liedes an die Freude" und seinem weltumfassenden Idealismus von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit huldigte! Ein unbeschreiblicher Zug von Wucht und Größe, von Begeisterung und Freude durchbrauste diesen Festtag des deutschen Volkes!

In der Elementarklasse hatten wir Kinder mitten in den Wirren des Jahres 1849 v. Salis'-Sewis Lied: „Traute Heimat meiner Lieben" gesungen; in der Sexta kursierten unter der Schuljugend schon allerlei Bücher, Flugblätter und Gedichte über die kaum vier Jahre zurückliegenden Märztage von 1848 und die „Reaktion", von deren Bedeutung wir natürlich ebensowenig wie von den Stielerschen Schulregulativen oder der Aera Manteuffel irgendeine Ahnung hatten. Nur erinnere ich mich noch einiger nicht gerade schöner Lieder oder Verse, die dieser Zeit entstammten, von der mir J. V. Scheffel zwanzig Jahre später schrieb: „Wenn ich keinen aus der Dir glücklicherweise unbekannten Reaktionszeit der fünfziger Jahre stammenden Rost in der Seele angesetzt hätte, so usw."

Aber Rost hatte sich bei mir nicht angesetzt, und 1857 hatte man mit Jubel die Uebernahme der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen als den Anbruch einer neuen Zeit, den Beginn einer Aera voller Glück und freiheitlicher Entwicklung und Förderung alles Guten begrüßt, welcher der Schillerfesttag vom 10. November 1859 die Signatur aufdrückte. Freilich sollten noch viel schwere Jahre der Irrungen und Wirrungen kommen, und ob sich Schillersche Ideale verwirklichen lassen, dürfte heute mehr denn je berechtigten Zweifeln begegnen.

Meine Stubenmalerlehrjahre hatten mir eine gewisse Handfertigkeit, Bekanntschaft mit der Technik und einen raschen Ueberblick für die Bewältigung einer Arbeit verschafft, wie es das Handwerk mit sich bringt. Sie haben mich auch gelehrt, Mühen und Widrigkeiten als Dinge zu betrachten, die eben

Digitized by Google

zum Leben und zum Geschäft gehören, und haben mich andrerseits für alle Freundlichkeiten, die mir erwiesen wurden, doppelt empfänglich gemacht. Darum gedenke ich vor allem meines wackeren Lehrmeisters E. Atzenroth mit innigster Verehrung und Dankbarkeit und schließe dies Kapitel mit dem Spruche, den er mir zu seinem Selbstporträt in mein Album schrieb, als ich in die Fremde ging:

„Wie der Fels dem Wogendrang und Stürmen,
Trotzt dem Schicksal der beherzte Mann;
Ob die Wellen himmelhoch sich türmen,
Mutig lenkt er seinen Lebenskahn!“

2. Briefe Anton v. Werners an J. V. Scheffel

Wartburg, den 27. September 1863.

Liebster, bester Freund!

Seit vier oder fünf Tagen sitze ich hier auf dem Kapitäl Deutschlands — wie es ein Redner beim Feste nannte — dank Ihren freundlichen Empfehlungen, die Gastfreundschaft des wackeren Herrn v. Arnswald genießend. Er selbst muß gerade jetzt selber sehr aushalten: eine heftige Augenentzündung bannt ihn seit vierzehn Tagen in das Zimmer, hoffentlich ist damit aber die größte, längste Schmerzenszeit vorüber.

Ihren lakonischen Brief vom 4. September habe ich in Blankenburg empfangen; ich war bis heute vor acht Tagen in Kloster Michaelstein bei Blankenburg, wo ich indessen bei fortwährend schlechtem Wetter nicht allzuviel Studien habe machen können. Seit Mittwoch bin ich hier auf der Wartburg und male Rüstungen, Krüge, Kannen, Interieurs u. a., von denen Sie namentlich eine Ansicht des Wohnzimmers des Kommandanten interessieren wird.

Herr v. Arnswald ist ein vortefflicher Mann — ich wünsche nur, ich könnte länger genießen! Aber die Zeit eilt unaufhaltsam vorwärts, und so muß denn ich auch eilen, aus dem Schlendrian der Reise heraus wieder an Arbeit, an tüchtiges, ununterbrochenes Schaffen zu kommen. Uebermorgen denke ich bereits auf dem Wege nach Karlsruhe zu sein.

Oh, wie lebhaft freue ich mich auf den Augenblick des Wiedersehens mit Ihnen, verehrter Freund! Sie werden mein Atelier jetzt mit einigen Studien mehr ausstaffiert sehen als im Frühjahr, als wir voneinander schieden.

In fünf bis sechs Wochen, hoffe ich, ist der ersehnte Augenblick gekommen. In Ihren Bergen wird es jetzt wohl nach und nach auch kalt, neblig und stürmisch, und Sie denken gewiß schon mit Schrecken wieder an die Winterquartiere.

Ja ja, es ist etwas Herrliches um das Schaffen in Gottes freier, hehrer Natur, um das Schöpfen aus den unerschöpflichen Quellen der letzteren. Mir hat die Reise so viele Motive geliefert, daß ich fürchte, ich werde diesen Winter auch etwas in Landschaft sündigen, um einiges von dem Material zu verarbeiten, das ich gesammelt.

Digitized by Google

Hier auf der Wartburg könnte ich monatelang sitzen und in der Rüstkammer herumkramen und in allen Ecken sitzen, an jeden Strauch klopfen und überall würden mir goldene Aepfel in den Schoß resp. Malkasten fallen.

Doch ich schließe. Leben Sie wohl, teurer Freund und lassen Sie nicht zu lange auf die Freude des Wiedersehens warten

Ihren aufrichtigen, treuen

Anton v. Werner.

Adressiert an:

Herrn Dr. J. V. Scheffel

Prinzenau
bei Miesbach in Oberbayern,
Eisenbahnstation Thalham

*

Karlsruhe, den 2. Januar 1865.

Mein sehr verehrter teurer Freund!

Soll ich gleich beim Eintritt ins neue Jahr zu schelten anfangen, wozu ich wohl Grund habe?! Nein, ich rufe Ihnen und Ihrer von mir hochgeschätzten Gemahlin meine herzlichsten Glückwünsche zum Jahre 1865 aus der Ferne zu; möge aus des Schicksals Urne Glück und Segen ohne Ende auf Ihr Haus herniederströmen, und — möge Ihnen das neue Jahr auch einiges Gedächtnis schenken, Ihre alten aufrichtigen Freunde trotz Ihres jetzigen Wonnestandes nicht ganz zu vergessen. Ich habe im Jahre 1864 vier, schreibe vier lange Monate auf ein Lebenszeichen von Ihnen vergebens gewartet, jetzt reißt mir der Geduldsfaden, schreiben Sie mir, oder befürchten Sie das Aer — daß — eines Abends jemand zu Ihnen in Ihre Burg einrückt und sagt: „Das bin Ich!“ und dieses Ich wäre eben ich und dann dürfen Sie sich gratulieren. Verhindern Sie zu meinem (Sie sehen, ich bin ein wenig egoistisch) und zu Ihrem eignen Besten diesen Zug!

Doch jetzt heraus aus holperigem Trab und zurück zu besonnenem Schritt.

Ich war etwas unwohl zwischen Weihnachten und Neujahr, habe auch einige Tage im Bett liegen müssen, jetzt bin ich seit gestern wieder wohlauf und frisch an der Arbeit. Alles, was ich im vorigen Jahre gemalt, habe ich verkauft; die Waldlandschaft in Berlin, die Landschaft mit Kiefern, die ich im Sommer malte, nach Baden, die Mönche nach Mannheim (die Klosterlinde schon früher nach Braunschweig), Götz von Berlichingen hat der Großherzog gekauft und mit seinem Porträt nach Lessings Original bin ich auch noch im Jahre 1864 fertig geworden. Jetzt juckt's mich schrecklich in den Fingern, an einem recht großen Stück Leinwand meine Kunst zu proben', und ich tu's auch; vielleicht verbrenne ich mir die Finger dabei — was tut's, ich bin noch jung und kann dann auf der andern Seite nachholen, was ich auf der einen verloren. Ihre Mama hat mir die Photographie nach dem Eccehardus geschickt; ich sage Ihnen, bester Doktor, meinen herzlichsten Dank; die Photographie ist auch gut gelungen.

Digitized by Google

Jetzt bitte ich aber dringend, schreiben Sie mir doch etwas von Ihrem Leben in Ihrer Einsiedelei — anders kann ich mir bis jetzt Ihren Wohnort nicht vorstellen —, ich lechze nach einigen Zeilen von Ihnen!

Ich bitte Sie, mich Ihrer Frau Gemahlin, der ich tausendmal die Hand küsse, bestens zu empfehlen!

Leben Sie wohl und gedenken Sie ein klein wenig

Ihres

Sie aufrichtig verehrenden

Anton v. Werner.

Adresse: Stephanienstraße 86. In Eile und bei Licht, deshalb bitte Stil und Schrift zu entschuldigen.

*

Karlsruhe, den 19. Januar 1865.

Mein verehrter Freund!

Meinen besten Dank zuvor für das freundliche Briefchen, das ich so schnell nicht erwartete; ich ersehe daraus, daß sich Ihre Teilnahme am Leben und Treiben Ihrer Freunde und Ihre freundschaftliche Zuneigung zu mir nicht vermindert hat.

Ihre Ernennung zum weimarischen Hofrat hat hier in den weitesten Kreisen freudige Teilnahme und Anerkennung gefunden; nehmen Sie auch meine herzlichsten Glückwünsche zu dieser wohlverdienten Anerkennung Ihrer Verdienste, die den Geber mehr ehrt, als sie Ihnen von Wert sein würde, käme sie eben nicht von ihm.

Den Ueberfall in Ihre Einsiedelei führe ich, so Gott will, aus, ob Ostern oder im Mai weiß ich nicht genau zu sagen. Aber ich bringe nicht nur Papier und Bleistift mit, sondern auch mein vollständiges Handwerkszeug, um die Studien zu Ihrem Porträt zu machen. Sie mögen nun sagen und tun, was sie wollen, aber davon kommen Sie nicht los — ich lasse mir dies herrliche Motiv für ein Porträtbild nicht rauben —, Sie müssen auf die Leinwand, lebensgroß, versteht sich, nebst Ihrer Frau Gemahlin.

Puhlmann hat so viel zu tun, daß er erst jetzt anfangen kann, sich ernstlich mit der Aventiure zu beschäftigen; ich bin im Begriff, die ersten sechs Zeichnungen noch einmal für ihn zu zeichnen, da die Platten der ersten Aufnahme bereits verdorben sind. Die Originale der letzten sechs Zeichnungen habe ich eben erst von ihm zurückbekommen und werde dieselben demnächst aufs Kupferstichkabinett schicken.

v. Arnswald hat einst an mich geschrieben, die Adresse wahrscheinlich aber so unleserlich, daß der Brief als unbestellbar zurückgegangen ist. Professor F. Eggers hat die Besprechung in Westermanns Illustrierten Monatsheften in der Tat gebracht; der Holzschnitt, den ich dazu gezeichnet habe, hatte so kleines Format, daß nicht viel damit zu machen war; außerdem ist er auch noch verschnitten worden. Westermann hat indes von einer Bezahlung, obgleich bis

Digitized by Google

jetzt etwa acht Monate seit Ueberlieferung des Holzstockes verflossen, mir nichts hören lassen, mir nicht einmal geschrieben, ob er den Holzstock empfangen, was mich eigentlich doch ein wenig ärgert. Ich soll Ihnen schreiben, ob wieder einiges künstlerische Zusammenleben und Geselligkeit hier herrscht.

Doch, lieber Freund, und mehr denn sonst, und bedaure ich lebhaft, gerade Sie in unserm Kreise zu missen. Professor Gude macht ein sehr geselliges, liebenswürdiges Haus und entwickelt ungemein viel Anziehungskraft allen Kreisen und künstlerischen Richtungen gegenüber. Kurz vor Weihnachten gab er allen seinen Schülern ein Fest, in welchem wir einen kleinen improvisierten Schwank aufführten, die ideale und reale Richtung der Kunst karikierend. Alle Montag oder Donnerstag versammelt Lessing einen Kreis von Künstlern um sich, jeden Sonntagnachmittag ist bei Schroedters offenes Haus für dieselben. Am Samstag, den 28. Januar, feiern wir alle zusammen einen Maskenscherz in der „Rose" — ich werde Ihnen das von mir dazu gezeichnete Programm später senden.

Am letzten Sonntag lernte ich bei Schroedters Gustav Freytag kennen, der zum Besuch bei Stadtrat Matthy hier war, und Dr. Wilhelm Jordan, der uns seitdem im Museum zwei Vorträge über und von seinem Nibelungenepos gehalten hat. Ich bin von letzterem in der Tat entzückt — ich weiß nicht, ob Sie es schon kennen; ist dies der Fall, so bitte ich Sie, mir darüber zu schreiben. Im andern Falle schreibe ich Ihnen nächstens von dem Gange seiner Dichtung, die in altdeutschen Stabreimen verfaßt ist und ungemeine Schönheit des Klanges der Sprache beim Vortragen besitzt.

Sie möchten wissen, was für Gestalten auf das große Stück Leinwand gemalt werden sollen? Ernst, Tragik muß mitunter mit Scherz und Humor wechseln — der Humor dürfte sonst leicht in fade Oberflächlichkeit und Witzelei ausarten —, ich werfe mich deshalb diesmal der Tragik in die Arme und male: Die Verurteilung Konradins von Hohenstaufen. Die Farbenskizze dazu ist mir bereits gelungen, und ich gehe mit Heißhunger, sobald die Vorstudien beendet sind, an die Arbeit. Ich muß einmal etwas haben, an dem ich mich austoben kann. Professor Schroedter malt den Hans Sachs, Lessing geht mit nächstem an seine Disputation, nachdem er bis jetzt noch drei reizende Landschaften angelegt hat.

Ich war die letzte Zeit ein wenig unwohl, jetzt geht es wieder. Gestern sprach ich Ihre Mama bei Herrn v. Cornberg, der eine größere Gesellschaft aus Anlaß der Anwesenheit der Klavierspielerin Frau Viardot-Louis gab. Ich konnte leider nicht, wie Sie wohl denken können, zu einem ruhigen Gespräch mit ihr kommen.

So, jetzt habe ich Ihnen alles Erzählenswerte berichtet und sieben Seiten gebraucht, um alles niederzuschreiben.

Werden Sie mir nun auch etwas von dem schreiben, was Sie jetzt treiben und namentlich schaffen?

Frau Schroedter läßt sich Ihnen bestens empfehlen, sie harrt eines Sprüchleins von Ihnen. Auch E. v. Stetten läßt Sie grüßen, wenn er nicht schon vor mir geschrieben hat.

Digitized by Google

Doch ich schließe; empfehlen Sie mich angelegentlichst Ihrer Gemahlin, bleiben und leben Sie heiter und glücklich, es umarmt Sie in — nein, das geht wohl jetzt mit dem Herrn Hofrat nicht mehr gut an —

Ihr

Anton v. Werner.

*

Rom, den 21. November 1868.

Bester Freund!

Da bin ich endlich in Rom angekommen, habe schon den Papst gesehen, einer Zeremonie in St. Peter beigewohnt und Atelier und Wohnung in der auch Dir bekannten Kaserne Via Felice 123, wo zu Deiner Zeit, glaube ich, Willers sein Atelier hatte, gefunden. Eben lasse ich mir Holz bringen, denn trotz heiteren Wetters ist es abscheulich kalt, und in Florenz habe ich im Bett so gefroren wie noch nie in Deutschland. Meine Reise von München aus ist übrigens, einige Touren im Postwagen, durch Strecken, die noch überschwemmt waren, abgerechnet, gut gegangen. Ich habe mich in Bozen, Verona, Padua, Venedig, Bologna und Florenz aufgehalten, freilich nicht lange, doch aber so, um einen allgemeinen Eindruck von jeder Stadt einzunehmen. In Venedig hatte ich zwei Tage schönes Wetter, in Florenz mittelmäßig, sonst war es durchgehends kalt und regnete fast unaufhörlich. Dies ungünstige Wetter zwang mich auch, auf die Fahrt nach Riva und über den Gardasee zu verzichten. Bekannte und Kollegen habe ich hier schon genug gefunden, meine Besuche denke ich erst nächste Woche zu machen, wenn ich etwas zur Ruhe gekommen sein werde. In der Malerkaserne sind mit mir noch sechs andre deutsche Maler, teils Norddeutsche, teils Münchner, und ich habe mich rascher hier heimisch gefunden, als es bei meiner Ankunft in Paris der Fall war; ich hoffe Günstiges davon für meine Arbeiten.

In Deutschland soll unterdes der Winter rauh eingerückt sein, und ich war froh, Deutschland schon hinter mir zu haben, als ich die Nachricht von dem Eisenbahnunglück auf der Geislinger Steige erfuhr.

Vielleicht hast Du von Bonz jetzt schon Nachricht über die Ankunft der Bergpsalmenzeichnungen und seine Intentionen für die Form der Herausgabe; ich bitte Dich, in diesem Falle mir davon mitzuteilen, und wenn Du an ihn schreibst, ihm als meine sicherste Adresse Café Greco, Via Condotti, anzugeben, wohin ich alle Briefe zu adressieren bitte.

Venedig hat mir — was seine koloristischen Kunstschätze betrifft — bedeutend imponiert und den Gedanken, dort einige Monate zuzubringen, wesentlich in mir verstärkt. Für das Original befindet sich jetzt in S. Giovanni e Paolo eine Kopie des Martyriums St. Petri von Tiziano, die allerdings, wohl gegen das Original gehalten, schwach sein wird, indessen immerhin eine Idee des Bildes gibt. Am gewaltigsten hat mich die Himmelfahrt Mariä in der Accademia di belle Arti gepackt, ich habe so lange davor gesessen, wie bis jetzt noch vor keinem andern Bilde. Es hängt übrigens auch in ziemlich gutem Lichte, so daß

Digitized by Google

man es wirklich genießen kann, während das Martyrium S. Lorenzi in der Jesuitenkirche und die Madonna mit der Familie Pesaro, in den dunklen Kirchen und halb verdeckt durch die auf den Altären stehenden Blumen und Kerzen, fast nicht zu sehen sind.

Wie viel ich hier zum Malen kommen werde, weiß ich noch nicht. Ich habe mein Atelier auf sechs Monate genommen, also bis zum Mai, und in dieser Zeit werde ich vollauf mit meinen Zeichnungen beschäftigt sein, und dazwischen nur etwas malen, vielleicht einige Studien und Kopien machen können. Doch davon später.

Herzliche Grüße an Deinen Papa, den Oberkollegen Kotsch und Herrn v. Stetten, die besten Dir, mit meinen innigsten Wünschen für einen für Deine Arbeiten erfolgreichen Winter.

Lebe wohl und sende mir bald Nachrichten aus der deutschen Heimat.

In treuer Liebe und Freundschaft Dein A. v. Werner.

*

Berlin, den 3. November 1879.

Mein lieber Freund!

So hat also der Tod Deinen armen Bruder von seinen langen Leiden erlöst! — es war wohl das beste, was ihm zu wünschen war, und wenn ich Dir meine Teilnahme ausspreche über diesen Dich so nahe berührenden Todesfall, so will ich gleichzeitig doch nicht verschweigen, daß es mir auch für Dich gut scheint, dort einer Sorge enthoben zu sein, wo doch nicht zu helfen war!

Hier im Hause geht's gut; ich enthalte mich jeder gesellschaftlichen Tätigkeit, lebe regelmäßig, bin abends fast in der Regel zu Hause und skizziere zumeist am Ekkehard.

Schade, daß sich die großen Zeichnungen, für welche Modell nötig ist, nicht abends machen lassen und auch, daß ich meine Augen ebenso wie meine Nerven schonen muß! Ich halte mir alles Unnötige vom Halse und hoffe, so wieder zu jenen Kräften zu kommen, deren ich mich zu jener Zeit erfreute, als ich noch Zeit im Ueberfluß hatte und gar nicht wußte, daß man von der Arbeit auch müde werden kann ... es war damals, als ich „Aventiure", „Juniperus", „Gaudeamus" und „Trompeter" illustrierte ... meine Zeit war damals allerdings weniger kostbar als jetzt, und ich stand zwischen dem zwanzigsten und siebenundzwanzigsten Jahr!

Karlsruhe und sein Emporblühen, seine Verschönerungen haben mich (als ich von der Seehalde nach dort kam) recht erfreut, und ich hatte ordentlich Heimweh — knüpfen mich doch zu liebe Jugenderinnerungen an die Stadt — welcher Du so gern fern bist! Viktor habe ich damals auch besucht, ich traf ihn im Vaterhause und freute mich, wie er groß und stark und verständig und geschult geworden ist. Meine Schwiegermutter altert nicht, den Onkel Lessing fand ich auch besser, als ich erwartet hatte; ich habe ihn gezeichnet und sende Dir nächstens eine Reproduktion davon.

Digitized by Google

Meine Frau sendet Dir und Viktor schönste Grüße, die besten von Deinem Freund

A. v. Werner.

*

Berlin, den 2. März 1884.

Mein lieber teurer Freund!

Herzlichen Dank für Deinen Brief vom 12. Februar und die Sendung der Oberzeller Freskennachbildungen. Ekkehard ist nicht vergessen, ich habe seither mehreres dafür gezeichnet, und ich sehne mich wahrhaft danach, einige ruhige Wochen — als Ausruhe von meinen großen Arbeiten — demnächst darauf verwenden zu können.

Ich bin zurzeit noch an die Vollendung des Sedanpanoramas gebunden, d. h. betreffs der drei Bilder, welche das eigentliche Schlachtfeld (1. September 1870, mittags 2 Uhr) vervollständigen. Es sind: I. Abends 7 Uhr: General Reille bringt dem König Wilhelm Napoleons Brief (30 Fuß zu 15 Fuß groß). II. Nachts 12 Uhr: Kapitulationsverhandlungen zwischen Moltke und Wimpffen in Donchery (15 Fuß zu 12 Fuß). III. Morgens 5 Uhr am 2. September: Bismarcks und Kaiser Napoleons Zusammentreffen auf der Chaussee von Sedan—Donchery (19 Fuß zu 12 Fuß). Nr. I und III sind in zirka vierzehn Tagen vollendet; mit den drei Bildern hat die große Arbeit dann ihren Abschluß erreicht. Du mußt doch mal nach Berlin kommen!

Bei uns im Hause war und ist in den letzten Wochen wieder Krankheit gewesen. Der Zwilling Paul hatte Lungenentzündung, ist aber auf der Besserung; aber alle fünfe husten, eine Art leichteren Keuchhusten. Mir geht es in diesem Winter besser als sonst; die Anstrengungen, welche mit meinem Amt und der Art Führerrolle, welche mir ohne mein Zutun in der Künstlerschaft hier zugefallen ist, verbunden sind, kosten Zeit und Kraft. Zurzeit gerade müssen wir allen Witz und Verstand zusammennehmen, um die Bestrebungen der Kunstgelehrten für ihre Sammlungen nicht zum Nachteil für uns produzierende Künstler und des modernen Kunstlebens ausfallen zu lassen. Bismarcks „Leute“ fangen schon an über „Kunstsimpelei“ zu reden und zu schreiben, gelegentlich der 4½ Millionen für die Museen, und darunter könnten wir Künstler nachträglich zu leiden haben. Sei froh, daß Du nicht in diesen Kämpfen und in unserm Tohuwabohu steckst! Ich beneide jeden um seine Ruhe — aber wer von der Natur zum Kampf begabt und zum Rufer im Streit ausersehen ist, hat kein Recht, still zu liegen und sich zu sonnen! Und die Licht- und Sonnenblicke fehlen hie und da auch nicht.

Möge Dir Gesundheit und froher Sinn bewahrt bleiben, und Freude an Viktor, dem ich alles Gute wünsche!

Von Frau Malve herzliche Grüße!

In treuer Freundschaft

Dein

A. v. Werner.

*

Digitized by Google

An den Musketier N. in Hannover.

Berlin, den 16. Juli 1910.

Aus Ihrem Brief vom 1. Juli d. J. ersehe ich, daß Sie sich in einer bedauerlichen Stimmung befinden und daß ich Ihnen einen Rat schreiben soll!

Sie wollen nicht „stumpfsinnig unter solch einem Menschenpack leben". Wen Sie mit diesem Ausdruck meinen, geht aus Ihrem Brief nicht hervor. Aber ich bin selbst Handwerker gewesen, wie Sie, habe meine Lehrzeit in harter, strenger Arbeit durchgemacht und sie ist mir wertvoll und unschätzbar für das ganze Leben gewesen. Ich bin auch, wie Sie richtig bemerken, Menschenkenner, d. h. ich bin während eines langen Lebens mit Menschen aller Berufsarten, vom Kaiser bis zum Bettler, in persönliche Beziehungen getreten, aber ich bin nie auf den Gedanken gekommen, sie verächtlich als „Menschenpack" zu behandeln oder zu betrachten. Ich habe immer meine Freude und meine Ruhe darin gefunden, innerhalb und außerhalb meines Berufes oder Faches für dies „Menschenpack" tätig zu sein, ihm zu dienen und zu nützen, so viel ich konnte. Und dazu hat mir die Arbeit gedient! Sie sind Arbeiter wie ich, haben als Schlosser etwas gelernt, was an sich ein Kapital ist wie jedes Können — und das wollen Sie aufgeben, warum? Weil Sie keine Ruhe darin finden und weil Sie glauben, daß Sie das in künstlerischer Beschäftigung finden? Ob Sie künstlerische Begabung haben, ist aus Ihrem Brief nicht zu ersehen, natürlich; aber auch ob Sie in diesem Beruf Ruhe und Befriedigung finden würden, ist mir mehr als zweifelhaft, denn die Künstlerlaufbahn ist eine sehr unbequeme und dornenvolle, und die schlimmsten Enttäuschungen sind beim Künstler an der Tagesordnung. Also besinnen Sie sich recht sehr, ehe Sie Ihren Beruf wechseln, denn solche künstlerische Beschäftigung, die ich Ihnen nachweisen soll, und „wären es auch nur Laufjungendienste", kommen wohl in Romanen oder Novellen vor, aber nicht in der Wirklichkeit, und ich bin ganz außerstande, Ihnen etwas Derartiges nachzuweisen, es sei denn, Sie eigneten sich vermöge Ihres Körperbaues zum Modellsteher — ein unsicherer Beruf, für die jüngeren Jahre passend, für die älteren weniger oder gar nicht.

Wenn Sie in Ihrem Beruf stets daran denken, daß Sie dazu da sind, andern Freude durch Ihre Arbeit zu bereiten und nicht voraus verlangen, daß alle andern dazu da sind, Ihnen Freude zu machen, so werden Sie auch Ruhe und Befriedigung finden. Ueber der Tür zu meinem Arbeitsraum steht die Inschrift:

„Wem das genüget, was er hat,
Der ist allzeit reich und satt!"

und damit bin ich aus den kümmerlichsten Lebensverhältnissen bis heute froh und glücklich durchgekommen. Ich wünsche Ihnen dasselbe!

Ergebenst

A. v. W.

Digitized by Google

Die letzte Erneuerung des Dreibundvertrages im Jahre 1912

Von

Dr. Wilhelm Fraknói, Titularbischof von Arbe

I.

Der Zündstoff, den am Balkan nationale Ambitionen und fremde In im Laufe von vielen Dezennien aufspeicherten, geriet im Herbste des J 1912 gleichzeitig auf vier Seiten in Brand. Heere der im Balkanbunde einigten Staaten Bulgariens, Griechenlands, Montenegros und Serbiens fluteten die Gebiete der europäischen Türkei, die sie in kürzester Zeit bes

Angesichts dieser Ereignisse standen die Mächte des Dreibundes u einander und mit denen des Dreiverbandes scheinbar in vollem Einverstän Sie trachteten den Krieg zu verhindern, indem sie verkündeten, daß, im Fal Verbündeten siegen, der Status quo ante wieder hergestellt werden müßte. D nachdem ihre Schritte erfolglos blieben, wurde beschlossen, daß eine Kons der Großmächte in London die Schöpfung eines selbständigen Staate Albanien und die Regelung der Dardanellenfrage durchführen, zugleich al Friedensverhandlungen der Balkanmächte mit der Türkei Einfluß nehmen

Damit in London der Dreibund mit erhöhter Autorität auftreten k wünschten die Regierungen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns die Beziehu zu Italien zu befestigen und meinten dies durch die Erneuerung des Drei vertrages, trotzdem dessen Gültigkeit noch bis zum 8. Juli 1914 dauert erreichen.

Zwei Motive konnten sie dazu bestimmen: die Hoffnung, daß ein jet neuerter Vertrag für die Erfüllung der Bundespflichten größere Garantie könne wie ein schon viele Jahre bestehender; und die Befürchtung, daß nac Londoner Konferenz, inmitten der neuen Gestaltungen am Balkan, I vielleicht nicht mehr geneigt sein werde, den Dreibund zu erneuern.

Es hätte jedoch als fraglich erscheinen müssen, ob dieses Mittel zum führen könne. Man dürfte behaupten, daß vor dem Gewissenstribunal Diplomaten und dem der andern Sterblichen dieselben Gesetze Geltung be demnach muß man annehmen, daß, wenn jemand bereit ist, sich über Pfli die ihm ein vor mehreren Jahren eingegangener Vertrag auferlegt, sich hi zusetzen, ihn davon die vor einigen Wochen erfolgte Erneuerung desselben zurückschrecken wird. Ferner, wenn nach der Londoner Konferenz sich die hältnisse derart gestalten, daß Italien dann nicht geneigt wäre, den Vertr erneuern, würde es die früher schon vollzogene Erneuerung bereuen und hören, ein verläßlicher Bundesgenosse zu sein.

Italien machte jedoch gegen die Erneuerung keinerlei Einwendung.

Digitized by Google

Die seit dem Jahre 1908 und besonders die in den letzten Monaten auf den Gebieten der Türkei vollzogenen bedeutenden Ereignisse hätten wohl einen genügenden Grund geboten, um im Vertrage wesentliche Aenderungen vorzunehmen. Aber man hütete sich davor, da man fürchten mußte, daß im Laufe der Verhandlungen zwischen den Bundesgenossen bisher latente Meinungsverschiedenheiten und Interessengegensätze in den Vordergrund treten würden, an deren Klippen der Dreibund scheitern könnte. Laut den Eröffnungen des italienischen Ministers des Aeußern am 18. Dezember 1912 in der römischen Kammer hatte keine der Mächte eine Aenderung vorgeschlagen und war eine solche vom Standpunkte Italiens nicht notwendig, „indem der Vertrag in der bisherigen Form alle Interessen des Landes befriedigte und für dessen Sicherheit sorgte".

Der auf weitere sechs Jahre verlängerte Vertrag wurde unverändert am 5. Dezember 1912 unterfertigt.[1])

Es blieb also in voller Geltung der Artikel VII, trotzdem derselbe infolge der Ereignisse gegenstandslos wurde und aus dem Vertrage hätte eliminiert werden sollen.

Es ist wahrlich unfaßlich, daß am 5. Dezember 1912, als der allergrößte Teil der europäischen Türkei im Besitze der Balkanstaaten war, Oesterreich-Ungarn und Italien erklären, daß sie

a) „die möglichste Aufrechterhaltung des (im Jahre 1887 bestandenen) territorialen Status quo im Orient im Auge haben";

b) sich verpflichten, „ihren Einfluß geltend zu machen, damit jede territoriale Veränderung, die der einen oder andern Macht nachteilig wäre, hintangehalten werde";

c) den schon eingetretenen Fall, daß die Aufrechterhaltung des Status quo unmöglich wäre, als eine mögliche, ferne Eventualität betrachten;

d) die Absicht manifestieren, auf den Gebieten der europäischen Türkei ihrerseits Besetzungen vorzunehmen;

e) sich verpflichten, im Falle, wenn keines von ihnen solche Besetzungen durchführt, dem andern Bundesgenossen Kompensationen zu bieten.

Ebenso unbegreiflich ist es, daß am 5. Dezember infolge der Erneuerung des Ende 1909 zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien geschlossenen Vertrages die erstere Macht die Verpflichtung übernahm, im Falle sie das Gebiet des Sandschaks von Nowibasar wieder besetzen würde, auch für diese Besetzung an Italien Kompensationen zu bieten.

Am 5. Dezember durften doch die Staatsmänner Oesterreich-Ungarns nicht daran denken, daß sie am Balkan und speziell auf dem in den Besitz Serbiens und Montenegros übergegangenen Sandschakgebiet Besetzungen, Gebietserwerbungen vornehmen werden.

---

[1]) Dies erfahren wir auch aus der Note des Barons Burian vom 21. Mai 1915. Rotbuch Nr. 200.

Digitized by Google

Während aber die Erneuerung des Artikels VII und des Sandschakvertrages der Monarchie keine Vorteile versprach, sollten infolge der Aufrechterhaltung von Italiens Kompensationsansprüchen, für den Fall, daß Oesterreich-Ungarn gezwungen wäre, gegen Serbien oder Montenegro Krieg zu führen, gefährliche Komplikationen erwachsen. Denn die korrekte Interpretation des Artikels VII gestattete zwar nicht, dessen Verfügungen auf die Gebiete, welche die beiden Länder im Jahre 1887 besaßen, anzuwenden, forderte aber ihre Anwendung auf die Gebiete, welche die beiden Länder im Jahre 1912 auf Kosten der Türkei erwarben.

Oesterreich-Ungarn durfte demnach ohne Italiens Zustimmung die beiden Länder mit Krieg überziehen, mußte aber an der Grenze der neuen Erwerbungen sich den Kompensationsansprüchen Italiens gegenüber befinden!

In den am 5. Dezember unterfertigten Vertrag war die Verfügung aufgenommen worden, daß eine Kündigung seitens der vertragschließenden Mächte nur ein Jahr vor dem Verfalle des Vertrages, also nicht vor dem 8. Juli 1919 erfolgen könne.

Aber diese Verfügung durfte nicht als eine Garantie für den Bestand des Dreibundes betrachtet werden.

Ein Vertragschließender entschließt sich zum Rücktritt von einem Bündnis in zwei Fällen: a) wenn seine Bundesgenossen ihm gegenüber die Bundespflichten nicht erfüllen; b) wenn er seiner Politik eine neue Richtung gibt, die mit den Zielen des Bündnisses und den Interessen seiner Bundesgenossen im Gegensatze steht. In keinem dieser zwei Fälle ist es denkbar, daß er abwartet, bis der Kündigungstermin eintritt und dann auch nach der Kündigung noch ein Jahr im Bunde verbleibt.

Wenn z. B. Italien im Jahre 1915 den Entschluß faßte, sich dem Dreiverbande anzuschließen, so war es doch unmöglich, daß es noch fünf Jahre, bis zum 8. Juli 1919, im Dreibunde bleibt, dann kündigt und erst nach einem weiteren Jahre endlich seinen Entschluß ausführt!

Wenn aber der Vertragschließende sich um die Verfügung nicht kümmert, werden die im Stiche gelassenen Bundesgenossen nicht die Mittel besitzen, um ihn zur Erfüllung seiner Bundespflichten zu zwingen!

II.

Nach der Verlängerung des Dreibundvertrages hatte Oesterreich-Ungarn die ernste und ehrliche Absicht, sich weiterhin als treuen Bundesgenossen Italiens zu bewähren.

Der Botschafter der Monarchie erschien bei der Londoner Konferenz mit dem Auftrage, dahin zu wirken, daß Italien im Besitze der unrechtmäßig besetzten ägäischen Inseln nicht gestört werde.[1])

Am 16. April legten er und der italienische Botschafter das von ihren Regierungen für Albanien gemeinsam ausgearbeitete Statut der Konferenz vor.

[1]) Theodor v. Sosnosky: Geschichte der Balkanpolitik Oesterreich-Ungarns. II, 300.

Digitized by Google

Den Beschlüssen vorgreifend, erkühnte sich der König von Montenegro, in Albanien einzubrechen und Skutari zu belagern, dessen er sich am 23. April bemächtigte.

Am selben Tage sprach Graf Berchtold in würdevollen Worten die Erwartung aus, daß die Mächte den ihnen angetanen Affront nicht ruhig hinnehmen und Montenegro zur sofortigen Räumung der Stadt zwingen würden. Als dann die Konferenz zwar einen Kollektivschritt in Cettinje zu unternehmen beschloß, diesen aber von Tag zu Tag hinausschob, sandte er am 27. April eine Depesche nach London, in welcher er für den Fall einer weiteren Verzögerung erklärte, die Monarchie werde nun selbständig vorgehen. Die nötigen Vorbereitungen wurden unverzüglich in Angriff genommen.

Nun trat aber Italien gegen die Ausführung dieses Vorhabens auf. San Giuliano teilte der k. k. Regierung mit, daß sie zur Besetzung Montenegros laut Artikel VII des Dreibundvertrages nur dann schreiten dürfe, nachdem sie in betreff der dafür zu leistenden Kompensation mit Italien ein Uebereinkommen getroffen haben würde.

Das Verlangen war ganz unbegründet. Artikel VII betraf Besetzungen auf Gebieten, die zur Zeit des Vertragsschlusses unter türkischer Herrschaft standen. Ferner lag es in der Absicht Oesterreich-Ungarns, Montenegro zur Räumung von Skutari zu zwingen, nicht aber Gebietsbesetzungen zu veranlassen. Diese Auffassung billigte und unterstützte die deutsche Regierung.[1])

Gewiß rechnete der italienische Minister nicht darauf, daß die österreichisch-ungarische Regierung nachgeben werde. Sie wünschte ihr Hindernisse in den Weg zu legen, ihre Absichten zu vereiteln, sich zugleich als Protektor Montenegros, des Landes, in welchem der Vater der italienischen Königin herrschte, geltend zu machen.

Anläßlich der Kontroverse erbat sich San Giuliano den Rat seines Vorgängers Tittoni. Dieser antwortete am 30. April 1913 folgendermaßen: „Die Spitzfindigkeiten der Vertreter Oesterreich-Ungarns und Deutschlands, die sich an den Wortlaut des Artikels VII klammern, sind wertlos. Der Sinn desselben ist klar; eine jede Störung des Gleichgewichtes zwischen Italien und Oesterreich-Ungarn würde nicht nur den Artikel VII, sondern den ganzen Vertrag verletzen. An dem Tage, an welchem Oesterreich-Ungarn die Störung des Gleichgewichtes an der Adria beabsichtigen sollte, würde der Dreibundvertrag aufhören zu estehen."

Die Gefahr eines Konfliktes zwischen den Bundesgenossen des Dreibundes wurde dadurch abgewendet, daß sich der König von Montenegro entschloß, nachzugeben; doch tat er dies in einer für Oesterreich-Ungarn verletzenden Weise. Am 4. Mai teilte er dem englischen Minister des Aeußern mit, „seine und seines

[1]) Ueber diese Vorgänge erhalten wir Kenntnis aus den Enthüllungen Tittonis, des italienischen Botschafters in Paris, die in den ersten Tagen des Monats Juni 1915 erfolgten.

Digitized by Google

Volkes Würde verbiete ihm, sich der Drohung einer Macht zu fügen; er lege das Schicksal Skutaris in die Hände der Großmächte".

Trotzdem das Benehmen der italienischen Regierung im Widerspruche mit den Bundespflichten stand und geeignet war, ernste Besorgnisse einzuflößen, ließ die österreichisch-ungarische Regierung ihre Verstimmung nicht durchblicken, arbeitete weiter mit dem unverläßlichen Bundesgenossen an dem Aufbau Albaniens und unterstützte sogar mit Erfolg Italiens Wunsch, demgemäß die Entscheidung über die okkupierten Inseln des Aegäischen Meeres erst getroffen werden sollte, nachdem die Bestimmungen des Lausanner Friedensschlusses vollzogen wären.

In seinem Bestreben, den Dreibund vor jeder Erschütterung zu bewahren, ging Graf Berchtold wohl zu weit, als er am 18. November 1913 in seinem den österreichischen und ungarischen Delegationen vorgelegten Exposé behauptete: „Mit Italien standen wir in vollkommenster Harmonie; wir konnten mit ihm gemeinschaftliche Aktionen unternehmen, deren solidarische Durchführung die Intimität der gemeinsamen Beziehungen noch bestärkt hat."

III.

Die Erfolge, die Serbien in dem ersten Balkankriege erzielte, hatten den großserbischen Wahn in einer derartigen Weise gefördert, daß die österreichisch-ungarische Monarchie sich in ihrem Besitzstande ernstlich bedroht sehen mußte. Die Gefahr steigerte sich im zweiten Balkankriege, als Serbien auf Kosten Bulgariens eine weitere Vergrößerung erreichte.

In den Tagen, die dem am 10. August 1913 erfolgten Bukarester Friedensschlusse, der Serbiens Besitzerwerbungen sanktionieren sollte, vorangingen, faßte die österreichisch-ungarische Regierung den Entschluß, sich in die geschaffene neue Lage nicht zu fügen, sondern die Revision der Friedensbedingungen zu fordern. Da sie aber voraussah, daß diese Aktion von seiten Serbiens auf Widerstand stoßen werde, scheute sie sich nicht, es auf den Krieg ankommen zu lassen, offensiv aufzutreten.

Das Benehmen des kleinen Nachbarstaates, die provokatorischen und agitatorischen Schritte, die es sich seit vielen Jahren zuschulden kommen ließ, genügten, um ein Ultimatum oder auch eine unvermittelte Kriegserklärung zu rechtfertigen.

Graf Berchtold machte am 8. August den Regierungen Deutschlands und Italiens die Mitteilung, daß die Monarchie im Interesse der Sicherung und Verteidigung des eignen Gebietes einen Feldzug gegen Serbien vorbereite, und da diese Aktion als eine defensive betrachtet werden müsse, hoffe sie, daß die beiden Bundesgenossen anerkennen werden, der im Dreibundvertrage vorgesehene Casus foederis sei eingetreten, und daß sie ihren Bundespflichten nachkommen würden.[1])

[1]) Diese Tatsache erfahren wir aus dem Telegramm, das der italienische Minister des Aeußern an den abwesenden Ministerpräsidenten richtete und letzterer in der am 5. Dezember 1914 abgehaltenen Sitzung der italienischen Kammern vorlegte: „Austria ha communicato a noi e alla Germania la sua intenzione di agire contro la Serbia e definisce tale azione come defensiva, sperando applicare casus foederis Triplice Alleanza."

Digitized by Google

Es ist auffallend, daß Graf Berchtold im Kriege gegen Serbien auf die militärische Kooperation Italiens rechnete,[1]) die als überflüssig erscheinen mußte. Unmöglich kann Berchtold der Ansicht gewesen sein, im Falle eines gegen Serbien geführten Feldzuges, auch wenn dieser einen unbezweifelbaren defensiven Charakter besäße, würde der Casus foederis eintreten, und auf die militärische Kooperation Deutschlands oder Italiens gerechnet haben; diese nämlich konnte laut Artikel III nur in dem Falle, wenn einer der Vertragschließenden von zwei Großmächten angegriffen würde, gefordert werden.[2])

Wenn er aber trotzdem mit dem Ansinnen an Italien herantrat, konnte er nur von dem Wunsche geleitet sein, sich Klarheit darüber zu verschaffen, welche Stellung dem Unternehmen gegenüber die italienische Regierung einnehmen würde; besonders darüber, ob Italien nicht etwa mit Rußland geheime Vereinbarungen getroffen habe, die es verpflichteten, einen Angriff Oesterreich-Ungarns gegen Serbien zu verhindern, und wenn das nicht gelänge, Serbien zu unterstützen.

Der italienische Minister des Aeußern, indem er dem fern von Rom weilenden Ministerpräsidenten die wichtige Mitteilung zukommen ließ, äußerte die Meinung, es handle sich nicht um einen defensiven Krieg, infolgedessen sei der Casus foederis nicht vorhanden.[3])

Der Ministerpräsident teilte diese Anschauung. Er antwortete: „Es ist klar, daß, wenn Oesterreich-Ungarn gegen Serbien die Waffen ergreift, der Casus foederis nicht vorliegt. Es würde eine Aktion auf eigne Verantwortung unternehmen, wobei es sich nicht um die Verteidigung des eignen Gebietes handelt, indem niemand daran denkt, es anzugreifen. Dieses muß in der bestimmtesten Form erklärt werden." [4])

---

[1]) Wenn Graf Berchtold nur im Falle einer Intervention Rußlands zugunsten Serbiens die italienische Kooperation in Anspruch zu nehmen gewünscht hätte, würde dies in seiner und San Giulianos Mitteilung erwähnt worden sein.

[2]) Es ist nicht ausgeschlossen, daß Graf Berchtold sich auf den Artikel VII stützte, in welchem sich Oesterreich-Ungarn verpflichtete: „seinen Einfluß geltend zu machen, damit jede territoriale Veränderung (am Balkan), die der einen oder andern Macht nachteilig wäre, hintangehalten werde." Graf Berchtold hat auch später verkündet, daß die Monarchie berechtigt sei, „gegenüber einer ohne ihr Zutun erfolgten Aenderung des Status quo am Balkan die eignen Interessen zu wahren" (20. Juli 1914, Rotbuch Nr. 2). Nun war die Vergrößerung des serbischen Gebietes ohne das Zutun der Monarchie erfolgt und von ihr als für sie nachteilig betrachtet. Aber aus der Bestimmung, daß Italien verpflichtet sei, „seinen Einfluß" zur Hintanhaltung der Oesterreich-Ungarn nachteiligen territorialen Veränderungen geltend zu machen, war schwer die Verpflichtung abzuleiten, daß Italien der Monarchie in dem Kriege gegen Serbien beistehe.

[3]) „Noi non consideriamo tale eventuale azione come defensiva e perciò non crediamo esista il casus foederis."

[4]) „Se Austria interviene contro Serbia, è azione che non si verefica il casus foederis. È un' azione che essa compie per conto proprio, poichè non si tratta di difesa, poichè nessuno pensa ad attaccarla. È necessario, che ciò sia dichiarato all' Austria nel modo più formale."

Digitized by Google

Diese zwei Telegramme enthalten mehr als die Erklärung, daß es sich um einen offensiven Krieg handle und daß der Casus foederis nicht vorliege. Sie verkünden offen die Auffassung der beiden Staatsmänner, daß Oesterreich-Ungarn, wenn es von Serbien angegriffen werden sollte und der Krieg einen defensiven Charakter hätte, den militärischen Beistand Italiens in Anspruch nehmen konnte.

Diese Anschauung ist ganz unerklärlich, weil man nicht annehmen kann, daß die beiden Minister die Bestimmungen des Dreibundvertrages nicht kannten oder den klaren Text irrtümlich interpretierten.

Indessen bemühte sich der italienische Minister des Aeußern sowohl unmittelbar als auch durch die Vermittlung Deutschlands auf den Grafen Berchtold in der Richtung zu wirken, daß die projektierte Aktion unterbleibe.[1]) Dieses Vorgehen billigte der Ministerpräsident und äußerte den Wunsch: „es möge Deutschland gelingen, Oesterreich von dem überaus gefährlichen Abenteuer zurückzuhalten."[2])

Die intime Natur der gewechselten Depeschen läßt keinen Zweifel zu, daß sich die beiden Staatsmänner offen und aufrichtig gegeneinander ausgesprochen haben. Es ist auch begreiflich, daß sie sich in ihren Mitteilungen auf das Allernotwendigste beschränkten. Aber aus dem, was sie sagen, und aus dem, was sie verschweigen, läßt sich die Schlußfolgerung ziehen, daß die italienische Regierung im Sommer 1913

a) entschlossen gewesen sei, die im Dreibundvertrage übernommenen Pflichten zu erfüllen;

b) durch geheime Vereinbarungen zugunsten Serbiens nicht gebunden gewesen sei;

c) im Interesse der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens aufrichtig wünschte, Oesterreich-Ungarn möge sein Vorhaben aufgeben;

d) wenn seine Ratschläge nicht erhört worden wären, den Krieg gegen Serbien nicht als eine Verletzung des Dreibundvertrages betrachtet hätte.

Giolittis Hoffnungen gingen in Erfüllung. Oesterreich-Ungarn verzichtete auf seinen Plan und erteilte dem Bukarester Friedensschlusse seine Zustimmung. Deutschland und Italien gelang es diesmal, Serbien vor den strafenden Waffen ihres Bundesgenossen zu schützen.

---

[1]) „Io cerco" — schreibt er — „concertare con la Germania gli sforzi, per impedire tale azione austriaca."

[2]) „È da augurarsi l'azione della Germania per dissuadere l'Austria della pericolosissima avventura."

Digitized by Google

Politische und unpolitische Erinnerungen aus Rumänien

(Schluß)

Man muß es als ganz besonderes Verdienst der Heeresverwaltung, insbesondere der Kriegsminister Manu, Lahovary, Sturdza, Crainiceanu, Filippescu und hochbegabter Generale wie Coanda, Georgescu, Ghenea, Illiescu und des über die Grenzen seines engeren Vaterlandes als einer europäischen artilleristischen Kapazität bekannten Obersten Rudeanu betrachten, die rumänische Armee technisch in hervorragendster Weise ausgerüstet zu haben. So sind die Infanterie mit einem vorzüglichen kleinkalibrigen Mannlichergewehr, die Artillerie mit ganz modernen Kruppschen Geschützen ausgerüstet, welch letztere sogar über moderne Ehrhardtsche Einheitsgeschosse — Granate und Schrapnell in einem Geschosse verbunden und beiden Zwecken dienlich — verfügt. Die rumänische Heeresverwaltung war mit der norwegischen, amerikanischen und holländischen die erste, welche nach jahrelangen, außerordentlich kostspieligen und eingehenden Versuchen, dies seit lange allen Artilleristen vorschwebende Problem löste und mit diesem Geschosse ihre gesamte Feldartillerie dotierte.

Das Offizierkorps der kleinen, aber mit gutem Torpedobootsmaterial ausgerüsteten Marine hat seine Schulung meist in Pola genossen. Der rumänische Seeoffizier gedenkt mit Vergnügen seiner Erinnerungen von der Adria und der Kameradschaft unter dem rotweißen Banner, und will man unverfälschten „Weaner" Dialekt hören, so ist das im Marinedepartement möglich.

Die Taktik im Manöver vor einigen zwanzig Jahren war nicht immer ganz einwandfrei — man hat auch in manchen andern Armeen zu jener Zeit noch mancherlei Paradebilder sehen können — aber um so deutlicher war dann das energische Eingreifen des Königs zu bemerken, und in ganz hervorragend aufmerksamer Weise wurden bereits am nächsten Tage die gerügten Fehler vermieden.

Wenn sich die Kavallerie Fehler zuschulden kommen ließ, so erlaubte sich allerdings manchmal der russische Militärattaché boshafte Kritiken, die man ihm als vorzüglichem Reiter weniger verübeln konnte. Auch ist das rumänische Volk, der Natur seiner durchweg angebauten Felder und seines noch nicht ganz genügenden Pferdematerials nach, weniger ein Reitervolk wie etwa das ungarische mit seinen weiten, menschenleeren Pußten, oder einzelne russische Steppenvölker. Jedenfalls hat aber auch die Kavallerie dank der Aufmerksamkeit König Carols und besonders in letzter Zeit dank ihrem ganz hervorragenden Führer und Lehrmeister, dem sportbegeisterten König Ferdinand, der selbst ein unerschrockener, eleganter und rücksichtsloser Reiter ist, außerordentlich viel gelernt und wird auch im Ernstfalle ihrem Führer nicht versagen.

Die Kosaken — wie Baron Taube einer war — braucht sie nicht mehr zu fürchten.

Digitized by Google

Zum Schlusse der Manöver erhielten wir eine Einladung zur Besichtigung der Curtea de l'Arges, eines alten byzantinischen, mitten in den Karpathen liegenden Domes.

Künstlerische und historische Erinnerungen hat Rumänien sonst wenige.

Die Trajanszeit verkörpert das Grabmal bei Costanza, die Stadt Turnu Severin mit Brückenresten und der hochinteressante römische Treidelweg in den Stromschnellen des Kasanpasses, oberhalb des Eisernen Tores. Hier hatten die Römer an der senkrechten Felswand einen viele Kilometer langen Saumpfad auf Holzstreben erbaut, deren Balkenlöcher noch in der Felswand zu sehen sind. Auch eine römische Gedenktafel in der Felswand verewigt das Werk Trajans.

In den Karpathen findet man einzelne malerische alte Klöster und noch ältere Ruinen von Deutschherrenritterburgen, die ja auch zum Teil Siebenbürgen besiedelt haben.

Für den Mangel an historischen Erinnerungen entschädigen aber den Wanderer die herrliche Natur in den Karpathen und der Wild- und Fischreichtum in den Donauauen, besonders in der Nähe der Schwarze-Meer-Küste.

Die rumänischen Karpathen sind fast durchweg mit hochstämmigen Rot- und Weißtannen bedeckt, nur in den niederen Regionen und nach dem Banat zu finden sich ausgedehnte Buchen- und Eichenwälder.

Leider sind die rumänischen Karpathen, ihrem Kalkboden und der südlichen Lage entsprechend, nicht sehr wasserreich; sie entsenden nur einzelne, in ihrem Wasserstande außerordentlich wechselnde Zuflüsse zur Donau. Dabei war an verschiedenen Stellen eine Raubwirtschaft in den Wäldern durch wenig skrupulöse ausländische Holzhändler und begünstigt durch mangelnde Forstgesetze zu bemerken.

Seit einigen Jahren hat man eingesehen, daß durch die vielen und großen Kahlschläge und die fortschreitende Entwaldung der Wassermangel zu einer Kalamität werden müsse, und sucht gesetzgeberisch einzuschreiten. Ebenso soll dem Wilde jetzt ein größerer Schutz gewährt werden, wie bei den sehr demokratischen Jagdgesetzen ursprünglich vorgesehen war.

Der Fischreichtum in der Donau und ihren Nebenarmen ist außerordentlich groß und wird von der königlichen Domänenverwaltung in ganz hervorragender Weise gepflegt und gefördert. Der kostbarste Fisch ist der Donausterlet, infolge seiner großen Verbreitung und Preiswürdigkeit fast zu einem Volksnahrungsmittel geworden. Auch wird bis nach Belgrad hinauf ein sehr guter Störkaviar gewonnen. An den Stromschnellen ist der Donaulachs — der rote Huchen (Salmo hucho) — noch häufig, nach der Mündung zu sind in großen Massen Karpfen, Bärsche und Quappen, in Oesterreich auch Waller genannt, die größten europäischen Binnenwasserfische, zu Hause.

Das Domänenministerium ist so ziemlich das einzige, das sich in seiner Zusammensetzung ohne Rücksicht auf Parteigruppierungen fast stets ungeschmälert zu erhalten weiß. Sonst wechseln die Ministerien bei jedem Kabinettsturz wie in England oder in Amerika. Auch in Rumänien kennt man wie dort eigentlich

Digitized by Google

nur zwei Parteien — die Liberalen und die Konservativen, wie die Whigs und Tories, die Republikaner und Demokraten.

Aber wie in England die Parnelliten und Sozialisten, so haben sich auch hier einzelne Sektierer abgetrennt, die aus egoistischen Gründen das Zünglein an der Wage bilden möchten und diesmal mit den Liberalen, dann mit den Konservativen mitlaufen oder der regierenden Partei Opposition machen. Sie heißen mit ihrem sonderbaren Namen Konservativ-Demokraten.

Ihr Hauptvertreter ist der Advokat Take Jonescu, zweifellos eine hochbegabte, interessante Persönlichkeit von schärfster, schnellster Auffassung und glänzendster Rednergabe. Aber ein Demagoge!

Seine forensische Tätigkeit soll ihm 600 000 Lei im Jahre einbringen, seine Gastfreundschaft und noblen Passionen ihm und seiner Gattin — einer ebenso schönen wie klugen Engländerin — noch viel mehr kosten. Die englischen Sympathien sind bei ihm daher nicht sehr verwunderlich.

Um russische Sympathien in Rumänien zu haben, muß man schon, wie dies Herrn Konstantin Mille, dem Direktor des „Adeverul", des russophilen Hetzblattes, nach Zeitungsnachrichten jüngst passierte, in der Lage sein, eine Banknotentasche, mit 80 000 Rubel gefüllt, auf der Straße verlieren zu können. Französische Sympathien soll Herr Filippescu haben, ein konservativer Führer, vielleicht aus Opposition gegen die herrschende Regierung, früher hatte er sie nicht.

Ehrlicher, offener und konsequenter in ihren Ueberzeugungen sind jedenfalls die konservativen Parteiführer Carp, Majorescu und Marghiloman.

Ihre ganze klare, einfache und würdevolle Lebensauffassung hat nichts mit den republikanischen Gaukeleien und politischen Phantastereien der Männer an der Seine zu tun.

Sie sind Männer Goethes und Bismarcks, aber nicht Voltaires und Mirabeaus.

Carp und Majorescu bilden den Typus des vornehmen Staatsmannes und Gelehrten, Marghiloman den des reichen, sportliebenden Magnaten, die wohl wissen, welches Elend der Krieg über ihre Bauern, ihre Felder, ihre Schlösser und ihre Heimat bringen würde. Denn alle drei sind Bojaren, wie alle Regierungsleiter, alle Konservativen und fast alle Liberalen; die politischen Ziele Rumäniens sollten daher auf dem Gebiet einer vernünftigen Wirtschaftspolitik liegen, die vor allem die Vorteile und Fortschritte der Landwirtschaft und Industrie im Auge behält. Es scheint daher auch, daß diese Bestrebungen in letzter Zeit an Boden gewannen und nur wenige Schreier, die nichts zu verlieren haben, einem unvernünftigen Kriege, der Rumänien ruinieren könnte, das Wort reden.

Bedauerlich ist nur, daß diese Einsicht so spät gekommen ist und ein übermäßiger Fiskalismus in Gestalt von Ausfuhrzöllen und Verboten die Ausfuhr des rumänischen Ueberflusses an Brotgetreide und Oelprodukten nahezu zu verhindern gewußt hat.

Digitized by Google

Sehr zum Schaden der Produzenten, deren Unzufriedenheit immer größere Kreise ziehen muß und zum Sturze des Kabinetts führen kann, wenn nicht Remedur geschaffen wird. Das wäre teilweise zu bedauern, da die Verdienste des kaltblütigen und taktvollen Ministerpräsidenten Bratianu um die Erhaltung des Friedens nicht hoch genug angeschlagen werden können.[1])

Ein weit größerer französischer Einfluß als — Gott sei Dank — in der Politik, wo man nicht mit solcher Verehrung auf die republikanische Schwester schielt wie in Italien, zeigt sich in der rumänischen Lebenshaltung und Kunstrichtung. Gesellschaftliche Formen nehmen sich den guten Ton des Faubourg St. Honoré zum Muster, man parliert meistens Französisch, und die nach Rumänien importierte Kunst zeigt einen direkt pariserischen Einfluß, hier und da mit etwas wienerischem Einschlag.

In den reichen Häusern finden sich zum Teil außerordentlich kostbare Kunstwerke, neben ganz roher und geschmackloser Handelsware — dem, was man in Westeuropa unter „Kitsch" zu verstehen pflegt.

Oeffentliche Denkmäler und Anlagen finden sich selbst in der Hauptstadt nur in geringer Anzahl — sie hat sich dafür zu schnell und amerikanisch entwickelt; eine vorsorglichere Stadtverwaltung, wie etwa in Berlin, München und Wien, hat ihr infolge der politischen Unstetigkeit gefehlt, und damit fehlen auch weitausschauende, großzügige und einheitliche Pläne fast auf allen Gebieten.

Die städtische Architektur ist sehr unregelmäßig.

Neben herrlichen Palästen, wie dem Postgebäude, den Stadtpalais der Fürsten Cantacuzeno und Soutzo (jetzt Ministerium des Aeußern) finden sich elende Hütten und einstöckige Häuser an ungepflasterten, schmutzigen Straßen. Aber auch die Prachtpalais sind nur aus verputztem Ziegelmauerwerk erbaut, das zum Teil mit mehr oder weniger überladenem Zementstuck verziert ist. Die Häuser sind größtenteils einstöckig, der Erdbeben wegen, die in den großen Palais schon manche Verwüstungen angerichtet haben.

Die Hotels sind in Bukarest außerordentlich teuer und bieten geringen Komfort, dagegen ist durchweg die Küche, welche der wienerischen und ungarischen ähnelt und noch etwas gewürzter ist, sehr schmackhaft.

Hervorragende Zigeunerkapellen — der rumänische Zigeuner ist vielleicht noch musikalischer als der ungarische — sorgen für die Abendunterhaltung.

Im „Athenaeum" werden vorzügliche Konzerte gegeben — auch eine permanente Kunstausstellung ist in seinen Räumen untergebracht. Ein städtisches Theater mit guten Kräften kann auch einem verwöhnteren Geschmack genügen, geringere Ansprüche müssen schon an die Musikhallen und unvermeidlichen Kinos gemacht werden.

Die französische Industrie hat sich neben dem Kunstgewerbe auf dem Markte der Kraftwagen Einfluß erworben, amerikanische Produkte zeigen sich bei den

---

[1]) Mittlerweile ist das rumänische Finanzministerium zur Einsicht gekommen und hat entsprechende Ausfuhrmaßregeln veranlaßt.

Digitized by Google

landwirtschaftlichen Maschinen, englische — besonders Glasgower — Schiffsbaufirmen und der ungarische Danubius teilen sich in den Bau der Donau- und Schwarze-Meer-Dampfer. Neben dem deutschen Kapital arbeitet französisches, englisches und in letzter Zeit besonders amerikanisches auf dem Gebiete der Petroleumindustrie.

Es wäre zu bedauern, wenn der amerikanische Standard Oil Trust größeren Einfluß gewänne, da das galizische und rumänische Petroleum für die Oelversorgung der ganzen Mittelmächte ausreicht und diese vom Bezuge des ausländischen — insbesondere amerikanischen — Petroleums vollständig unabhängig machen würde.

Es ist zu erhoffen, daß nach dem Kriege in dieser Richtung durch zweckentsprechende Zollmaßregeln Schritte getan werden, denn niemand in Deutschland wird auf das so überaus selbstsüchtige und mißgünstige Verhalten der Amerikaner in diesem Kriege mit besonderer Sympathie zurückblicken können.

Das gleiche gilt von der Unterstützung der rumänischen Land- und Forstwirtschaft. Auch in dieser Beziehung ist Rumänien ein starker Konkurrent Nordamerikas; Rumäniens intensivere Heranziehung kann daher für beide Teile nur von Vorteil sein.

Sein landwirtschaftliches Hauptprodukt — der Mais — ist qualitativ wie quantitativ vollständig ausreichend, um in Verbindung mit der Produktion Ungarns und Galiziens die Bedürfnisse der Mittelmächte vollständig zu befriedigen und den amerikanischen Kukuruz vom Markte zu verdrängen.

Eine Verbesserung und Vermehrung der Donauschiffahrt bis Regensburg würde hierbei von großem Vorteil sein.

Die Bedürfnisse der Landwirtschaft und Petroleumindustrie haben den König in erster Linie zur Schaffung des vorzüglichen Hafens von Costanza mit seinen großartigen Silo- und Tankanlagen veranlaßt.

Der König betrachtete die Gründung des Costanzahafens als eine seiner vornehmsten Lebensaufgaben, die erst der Erwerbung der Dobrudscha die rechte Bedeutung gab.

Die Fortführung der Orienteisenbahn dorthin mit der kilometerlangen Donaubrücke von Cernavoda, die direkte, viele hundert Kilometer lange Rohrleitung aus den Oelgebieten von Campina und Bustenari und endlich die vorzügliche Schiffsverbindung von Costanza nach Konstantinopel auf geräumigen, schnellfahrenden, mit Oel geheizten, eleganten Dampfern gaben dem Hafen seine volle Ausnutzungsfähigkeit. Die Fortführung dieser rumänischen Schiffahrtslinie mit Hilfe des Norddeutschen Lloyd bis Alexandrien und damit der Anschluß an die internationalen Linien und den Weltverkehr und die Legung eines eignen, von England unabhängigen Seekabels nach Konstantinopel mit Hilfe deutschen Kapitals und deutscher Industrie waren weitere Schritte zum Emporblühen des Hafens und zur Selbständigkeit des rumänischen Handels.

Eine größere Industrie auf allen Gebieten, die den Bedürfnissen des Landes vollständig gerecht werden könnte, hat sich bisher noch nicht in

Digitized by Google

Rumänien entwickelt. Rumänien ist in dieser Beziehung noch auf starke Einfuhr angewiesen.

Selbst die Zuckerindustrie, die infolge hoher Schutzzölle und der zur Kultur der Zuckerrübe vielfach außerordentlich geeigneten klimatischen und Bodenverhältnisse eine große Zukunft haben sollte, hat bisher noch nicht sehr emporblühen können. Es liegt dies zum Teil an den noch ungeschulten Arbeitskräften.

Mit einer klimatischen Schwierigkeit hat natürlich auch der Zuckerrübenbau — wie die ganze rumänische Landwirtschaft — zu kämpfen, der zeitweiligen Wassernot in einem heißen, niederschlagarmen Sommer. Und diese große Kalamität steht wieder in Wechselbeziehung zu der außerordentlichen Entwaldung der rumänischen Tiefebene, die jetzt bereits leider in die Karpathen überzugreifen droht.

Ein Caveant Consules! an die rumänische Gesetzgebung ist hier angebracht.

Das wirksamste Mittel, eine Entwaldung zu verhüten — wie es sich seit Jahrhunderten in Oesterreich-Ungarn bewährt hat —, besteht zweifellos in der Festlegung großer, selbständig verwalteter und mit möglichst kleinem Abtrieb bewirtschafteter Waldkomplexe, mögen dieselben nun in der Hand des Staates, der Kirche oder andrer Korporationen, der Gemeinden oder reicher, pekuniär unabhängiger Privatpersonen, möglichst in Gestalt von Waldfideikommissen, sich befinden.

Leider aber verlangt der Landhunger des rumänischen Bauern immer weitere Aufteilung der Domänen und des Kirchenbesitzes — er wird aus demagogischen Rücksichten von gewissenlosen, Wahlstimmen werbenden Politikern hierin unterstützt. Einzelne reiche Bojaren oder die Regierung selbst verschachern weite Waldstrecken an in- und ausländische Unternehmer zum Abtrieb, ohne daß diese sich die Mühe gäben oder gesetzlich gezwungen würden, die nötigen Wiederaufpflanzungen vorzunehmen.

Trotz dem sehr großen Verbrauch der rumänischen Regie, die ganz vorzügliche Zigaretten fabriziert, ist Tabak wenig im Lande angebaut; beim Erwerb Beßarabiens, das vorzüglichen Tabak produziert, würde sich das wesentlich ändern.

Der Weinbau steht auf hoher Stufe und wird durch einzelne Großgrundbesitzer, wie die Ghikas und Cantacuzenos, sehr gefördert. Die beste Weingegend liegt bei Dragasani. Aber auch in Beßarabien gibt es vorzügliche Marken. Ob die Rumänen sie ihr Eigen nennen werden?

Zu gönnen wäre es dem schönen Lande, sich nach dieser Seite hin zu entwickeln!

Aber freilich, noch nicht allzulange glaubte man den gleißnerischen Versprechungen der Ententediplomaten und schielte nach der Erbschaft des angeblich so morschen österreichisch-ungarischen Staates — nach dem Banat, der Bukowina, Siebenbürgen! Mit einem nassen, einem trockenen Auge!

Denn kaum ein Rumäne des Königreichs konnte im Zweifel darüber sein, wie gut es doch eigentlich die Rumänen unter dem Doppelaar und der Stephanskrone haben (es wird ihnen zweifellos noch besser ergehen nach den vielen Beweisen von Loyalität und Tapferkeit, die sie im Feldzuge gezeigt haben), welchen

Digitized by Google

Wohlstandes sie sich erfreuen und wie wenig sie — genau wie die Triestiner und Welschtiroler — die Vereinigung mit dem Mutterlande herbeisehnen, die sie zunächst nur die Vernichtung ihrer Heimstätten kosten würde.

Und da die rumänischen Politiker tüchtige Strategen, die Generale aber schlaue Politiker sind, ist wohl niemand sich über die ungünstige strategische Stellung gegenüber einem Einbruch aus Ungarn im unklaren, während ein Einmarsch in das offene Beßarabien, wenn die siegreichen Armeen der Mittelmächte die linke Flanke decken — die rechte ist ohnehin durch das Meer gesichert, das die Russen nicht beherrschen —, mit verhältnismäßig schmaler Front und langen, voll ausnutzbaren, absolut geschützten rückwärtigen Verbindungslinien nicht zu den schwersten militärischen Problemen gehört.

Wann wird dieser Einmarsch erfolgen?

Es bedeutet die Zukunft Rumäniens, hier den richtigen Augenblick, der sich bald bieten kann, nicht vorübergehen zu lassen und die politische enge Verbindung mit den Zentralmächten anzubahnen, die militärisch und wirtschaftlich gegenüber dem drohenden Slawenreiche natürlich und geboten ist!

Schon beginnt auch für Rumänien der neue Tag anzubrechen, der die Balkanvölker von der Bemutterung Rußlands befreit — und Mütterchen Rußland konnte seit 1878 häufig recht unbequem werden —; die Dämmerung zog herauf, als Rußland verhindert wurde, sich mit Hilfe der Entente Konstantinopels zu bemächtigen und das Schwarze Meer zu einem russischen See zu machen, und heller leuchtet das Tagesgestirn, nachdem der ewige Störenfried, die Serben, niedergeworfen wurde!

Möge es zum Frieden und Emporblühen des schönen Dazierlandes und seiner liebenswürdigen Bewohner erstrahlen!

Die Finanzen Deutschlands und seiner Gegner in Krieg und Frieden

Von

Eberhard Gothein

Professor an der Universität in Heidelberg

Ein Feldherr des Dreißigjährigen Krieges, Montecuculi, hat auf die Frage, was das Wichtigste im Kriege sei, bekanntlich geantwortet: Erstens Geld, zweitens Geld, drittens Geld — und unzählige Male ist dieses dem bürgerlichen Menschenverstande so einleuchtende Schlagwort seitdem wiederholt worden. Allein schon 150 Jahre früher war von dem größten Dilettanten, der über Kriegswesen geschrieben, von Machiavelli, diese Ansicht im voraus bekämpft und widerlegt worden; er hatte durch den Vergleich seines kapitalreichen Vaterlandes mit der armen, aber volkskräftigen Schweiz den Erweis erbracht und die Mahnung

Digitized by Google

daran geknüpft, daß nicht das Geld, sondern die Kriegstüchtigkeit des Volkes das Entscheidende sei. Für ein Zeitalter der Soldheere mag Montecuculi recht haben, und der Minister jenes Staates, der sich bis vor kurzem auf reine Soldheere verlassen hat, um erst jetzt notgedrungen Schritt um Schritt zum Volksheer zu gelangen, Lloyd George, konnte im Beginn des Krieges mit einer geringen Aenderung das alte Wort dahin erneuen: „Derjenige Staat werde Sieger sein, welcher die letzte silberne Kugel zu versenden habe," worunter natürlich England zu verstehen war; aber die Erfahrungen aller Kriege seit der Französischen Revolution belehren uns vom Gegenteil; und wenn wir heute eine Rangordnung aufstellen wollten, so würde sie vielleicht dahin ausfallen: das erste und wichtigste im Kriege ist die Volkskraft, das zweite die gute militärische und diplomatische Führung, das dritte die leistungsfähigste Bewaffnung und erst das vierte: das Geld, die Finanzen.

Räumen wir ihnen demnach erst die letzte Stelle ein, so ist doch auch sie bedeutsam genug, nicht nur für den Krieg selber, sondern vor allem auch für den Frieden, der ihm nachfolgt und um dessentwillen er geführt wird. Zumal in Kriegen, die zuletzt ein Wettlauf um die Erschöpfung werden, kann Lloyd Georges Wort eine gewisse Wahrheit erlangen. Auch Friedrich der Große hat gemeint, daß er den Siebenjährigen Krieg, der zuletzt diesen Charakter trug, gewonnen habe, weil er noch für ein Jahr Geld im Kriegsschatz und Getreide in den Magazinen gehabt habe; jedenfalls haben diese Mittel ihm dazu dienen können, das „Retablissement" Preußens im Frieden so glänzend durchzuführen. Heute rechnen unsre Gegner auf einen solchen Erschöpfungskrieg gegenüber Deutschland, während er in Wahrheit Rußland und Frankreich eher drohen dürfte. Uns aber hat es weniger Sorge zu machen, wie wir diesen Krieg finanziell durchhalten und die Volkswirtschaft während seiner Dauer im Gange erhalten, als vielmehr, wie wir im Frieden, in den sich diese Aufgaben fortsetzen, ihnen gerecht werden. Eines ist klar: Dieser Krieg, der in allen Stücken eine neue Epoche für Deutschland bedeutet, muß auch grundsätzliche organisatorische Veränderungen in unsre Finanzen bringen, damit in Zukunft ihr Aufbau in besserem Einklang mit dem Aufbau des Reichs, mit seinem Verhältnis zu den Einzelstaaten, mit seinen innern und äußern Aufgaben stehe als bisher.

Fünfundvierzig Jahre haben wir in einem latenten Kriegszustand gelebt, ehe er zuletzt zu einem offenen ausgebrochen ist. Bismarck hat am Ende seiner Laufbahn in einer Art von politischer Schlußabrechnung in einer seiner berühmtesten Reden gezeigt, wie fast jedes Jahr seit 1871 ein Krieg gedroht habe und immer durch Redlichkeit und diplomatische Kunst beschworen worden sei. Wir haben uns vielleicht in einem zu weitgehenden optimistischen Fatalismus politisch damit abgefunden; auf den Finanzen des Reichs aber hat der Schatten der beständigen Kriegsdrohung gelegen; und da die Finanzen zu den lichtbedürftigen Gewächsen gehören, konnten sie sich in ihm nicht gesund entwickeln. Sie hätten es besser können, wenn ihre Organisation von Anfang an ihren Aufgaben angemessener gewesen wäre. Die deutsche Reichsverfassung, die doch

Digitized by Google

anfangs nur ein Werk mühsamer Vermittlung, behaftet mit allen Schwächen eines Kompromisses zu sein schien, hat sich in allen andern Stücken glänzend bewährt und ohne nennenswerte Schwierigkeiten organisch fortentwickelt; nur in ihren finanziellen Bestimmungen war sie sogleich ein Notbehelf. Sie versagte bald völlig, als jener Wettlauf der Rüstungen und Umwaffnungen begann, der eben jenen latenten Kriegszustand ausmacht, als jene Schlachten auf den Schießplätzen und den Werften geschlagen wurden, die zwar den Frieden immer wieder auf eine Spanne Zeit sicherten, aber ganz gewaltige Kriegskosten mit sich brachten. Die Unzulänglichkeit des finanziellen Zustandes zeigte sich auf Schritt und Tritt; alles, was dagegen geschah, war Stückwerk, ein Flicken auf ein altes Kleid.

Das grundlegende System der Matrikularbeiträge war die einzige Einrichtung, die wir dem alten heiligen Reiche entlehnt hatten; es versagte sofort, als es ernsthaft angewendet werden mußte; es zeigte sich sogar ganz gegen die Absicht, die man mit ihm verfolgt hatte, als ein System der Ungleichheit gerade für die schwächeren Schultern. Stundungen, Nachlässe wurden nötig, gerade wie es im alten Reich gewesen war. Eine „Veredlung" durch Berücksichtigung der Leistungsfähigkeit wurde angestrebt und erwies sich als ein ungangbarer Weg. Im Grunde war das ganze System ein Schein geworden, eine bloße Rechnungsmanipulation, mit der man das Geld in die eine Tasche der Einzelstaaten tat, um es aus der andern wieder herauszunehmen. Bismarck, der von ihm sehr bald eine Reichsverdrossenheit befürchtete, zumal durch sie das Verhältnis von Reichstag und Einzellandtagen immer verwickelter wurde, ging mit stetiger Energie, aber nicht immer mit glücklicher Hand damit vor, das Reich finanziell selbständig zu machen, um es aus der Rolle eines „lästigen Kostgängers" zu der geschätzteren eines freigebigen Spenders zu erheben. Auch dieser Weg stellte sich als ein Notbehelf heraus, und der schöne Traum der ständigen Ueberweisungen aus der Reichskasse an die Einzelstaaten zerging nach einigen Jahren wieder. Daß die Ausnützung von Schutzzöllen als Finanzzölle schon begrifflich und nun vollends in der praktischen Anwendung nur ein zeitweiliger Behelf sein kann, bedarf erst keiner Begründung. Aber auch indem das Reich seine inneren Verbrauchssteuern entwickelte und auf einem Einzelgebiete, dem der Branntweinsteuer, auch das System der Gewinnbeteiligung der Gliedstaaten sich gut bewährte, mußte man dennoch auch hier die künstlichsten Kompromisse schließen.

Da immer nur eine unzulängliche Maßregel zu einer früheren unzulänglichen hinzugefügt wurde, so entfernte man sich in allen Steuerfragen des Reichs immer mehr von jener systematischen Einheit, in der die Stärke der Finanzen unsrer Gegner, zumal Englands, aber auch Frankreichs, besteht. Der Kredit mußte aushelfen — Schulden, die zur Deckung eines Defizits dienen müssen, sind aber der schlimmste der Notbehelfe, wenn man die Dauer oder die ziemlich sichere Wiederkehr eines solchen Zustandes vorhersieht. Das war hier der Fall; denn bei der Teilung der Aufgaben war dem Reich die undankbare Hälfte,

Digitized by Google

Heer und Marine, zugefallen — gewiß eine segensreiche Notwendigkeit, die aber in ihren finanziellen Folgen zu dem absurden Zustand führte, daß die Einzelstaaten oder wenigstens der größte und reichste immer mehr ihre Schulden abstoßen und zur Vermögenssammlung übergehen konnten, während das Reich rasch zu der erheblichen Summe von etwa 5 Milliarden Schulden, denen kein Vermögen gegenüberstand, gelangte. Da war es ein schlechter Trost, daß schließlich doch die Finanzkraft der Einzelstaaten hinter dem Reiche steht.

Das ganze finanzielle Verhältnis zwischen beiden verschob sich immer mehr. Es mußte zu einer Auseinandersetzung kommen, und die Gefahr, daß sie einer Liquidation ähnlich sehen werden, war keineswegs ausgeschlossen. Es ist in aller Erinnerung', wie Fürst Bülow durch einen großgedachten Reformplan diesem Zustand ein Ende machen wollte. Neben einer starken Erhöhung der Verbrauchssteuern sollte zum ersten Male dem Reiche das Gebiet der Personalsteuern erschlossen werden, indem das Reich den einzigen Zweig derselben, der noch nicht von den Einzelstaaten stark in Beschlag genommen war, die Erbschaftssteuern, heranziehen wollte. Der Plan scheiterte, da mit ihm eine neue Orientierung der inneren Politik verbunden war und der kluge Rechner die Imponderabilien der Parteien nicht richtig geschätzt hatte. Bülow selber stürzte darüber, und so bedeutend war der Eindruck, daß man auch unter veränderten Verhältnissen nicht zum Auskunftsmittel der Erbschaftssteuern zurückzukehren wagen durfte. Die alleinige Erhöhung der Verbrauchsabgaben sprach jedoch jeder sozialen Rücksicht, die heute in der Haushaltungsordnung jedes entwickelten Staates eine entscheidende Rolle spielt, so offen Hohn, daß man binnen kurzem zu andern ergänzenden Steuern seine Zuflucht nehmen mußte. Man suchte sie aus allen Ecken und Enden zusammen; jede einzelne für sich unvollständig, sie alle notdürftig zusammengeleimt, so tragen sie die Zeichen der Gelegenheits- und Verlegenheitsprodukte deutlich an sich.

In diesem chaotischen Zustande, der schließlich das Ergebnis aller dieser „großen und kleinen Finanzreformen" war, meldete sich wohl gar die selbstzufriedene Routine, der schlimmste Feind der Reform. Finanzbeamte und auch jene wenigen fleißigen Parlamentarier, die aus langer Uebung den Ariadnefaden durch die Irrgänge des Budgets zu finden wissen, und die das Scheitern so vieler Reformversuche in frischer Erinnerung hatten, lebten sich in dieses systemlose System ein. In manchen Einzelstaaten kannten schon die vielgeplagten Finanzleute keinen höheren Gesichtspunkt mehr, als nur den Einbruch des Reiches in das wohlumhegte Gebiet ihrer Einnahmequellen zu vermeiden. Sie verwahrten sich eifrig und mit Recht davor, wenn man sie deshalb als Partikularisten ansprach, und wiesen auf ihre Sorgen, auch nur im eignen Lande auszukommen und besonders auf die bereits schwere und doch notwendige Belastung der erwerbenden Stände durch die Ertragssteuern hin. Wohin sollte es kommen — so urteilen sie —, wenn auf der einen Seite diese von den Kommunen nach dem Vorbilde Preußens immer lebhafter begehrt wurden und auf der andern das Reich nach den Personalsteuern seine Blicke richtete!

Digitized by Google

Die fremden Staaten, jetzt unsre Gegner, haben sich im ganzen wohl ziemlich wenig um unsre finanziellen Zustände gekümmert, sonst hätten sie aus ihnen mit mehr Recht, als sie es sonst taten, einen Schluß auf die Zerfahrenheit Deutschlands ziehen können, die sehr wohl als Schwäche ausgelegt werden konnte. Endlich brachte die große, allgemeine Spannung, wie sie dem Kriege voranging, den Entschluß zum Wehrbeitrag; mit ihm jenen gefürchteten Einbruch des Reichs ins Gebiet der Personalsteuern und gerade jener beiden, die man bisher so ängstlich gehütet hatte: Vermögenssteuer und Einkommensteuer in organischer Verbindung. Einer persönlichen Initiative des Kaisers, einem plötzlichen Aufschwung des Verantwortlichkeitsgefühls der besitzenden Stände, die gerade durch den Eindruck solcher Opferwilligkeit hoffen konnten, den Frieden zu sichern, verdankte er seinen Ursprung. Er wollte von vornherein nichts andres sein als ein einmaliger Notbehelf, und ist insofern noch eine letzte Bestätigung dafür gewesen, daß man auf normalem Wege, der Dauer versprach, nicht vorwärts kam. Die Umstände und die Art seiner Erhebung haben es dahin gebracht, daß dieser Wehrbeitrag schon zum Teile ein Kriegsbeitrag geworden ist.

Dieser gewiß nicht erfreuliche Zustand der Reichsfinanzen hat indessen nicht gehindert, daß das deutsche Volk dank diesem selben Reiche fortwährend an Wohlstand, also auch an finanzieller Leistungsfähigkeit zunahm, und daß es für jeden Wechselfall der Zukunft gerüstet war. Es hat zwar nicht an düsteren Bildern der wirtschaftlichen Schreckniſſe, die schon der Ausbruch eines Krieges mit sich bringen müsse, gefehlt, aber auch nicht an sorgfältigen Erwägungen über unsere Kriegsbereitschaft. Sie wurden in den letzten Jahren vor dem Kriege, als man aus den politischen Krisen schon gar nicht mehr herauskam und jede folgende bedrohlicher war als die vorhergehende, ein Lieblingsgegenstand kluger, junger wie alter Volkswirte. Blicken wir auf sie zurück, so zeigen sie jedoch, was ihnen keineswegs zum Vorwurf gemacht werden kann, neben vielem Richtigen auch Befürchtungen, die nicht eingetreten, Vorschläge, die undurchführbar gewesen sind. Allerseits wurde richtig erkannt, daß in der Stärkung des Barvorrats der Reichsbank die beste Sicherung liege; und der ausgezeichneten Erziehung, die der Reichsbankpräsident den privaten Banken zuteil werden ließ, sowie der bereits vor dem Krieg vollzogenen, wenn auch einstweilen noch oberflächlichen Bekanntschaft des Publikums mit den kleinen Noten war es zu danken, daß dieser Ratschlag verwirklicht werden konnte. Jedoch es wurde auch — vom Standpunkt friedlichen Verkehrs mit vollem Recht — besonderer Nachdruck darauf gelegt, fremde Devisen zu erwerben, damit bei Kriegsausbruch genügend Geld von außen hereingenommen werden könne und unser Umlauf möglichst wenig gestört werde; hegte man doch vor seiner Unterbrechung die größten Sorgen. Und wenn man auch den Zwangskurs der Banknote nicht völlig ablehnte, so erschien er doch als das letzte bedauerliche Hilfsmittel. Es war nur von seiten der strengen volkswirtschaftlichen Theorie her, daß durch Knapps glänzenden Erweis der staatlichen Natur des Geldes die richtige Bedeutung des Papiergeldes wie des Metallvorrats festgestellt wurde. Der Krieg

Digitized by Google

hat die Probe aufs Exempel gebracht. Die fremden Devisen hätten uns beim Kriegsbeginn wenig genutzt, da das feindliche Ausland die Zahlungsverbote gegen uns erließ und wir auch von den Neutralen wenig kaufen konnten; erst jetzt beginnt ihr Mangel lästig zu werden. Daß wir hingegen zum Unterschied von dem „Rentnervolk" der Franzosen, denen die Realisierung ihrer auswärtigen, im Werte sinkenden Anlagen keineswegs leicht wird, unser Kapital wesentlich im Lande haben, was früher eher als ein Zeichen mangelnden Reichtums, wenn auch erhöhter Betriebsamkeit gegolten hat, sollte sich als unser größter Vorteil erweisen. Der Zwangskurs der Banknote aber erwies sich sofort als das geeignete Heilmittel schon in den ersten Tagen unvermeidlicher Panik des Bargeldversteckens. Dank der Verständigkeit des Publikums und der ausgezeichneten Organisation unsers Bankwesens gelangten wir rasch dahin, daß der Zwangskurs wohl eine gesetzliche Sicherung, aber wirtschaftlich nur ein Schein zu sein brauchte. Denn die Deckung der umlaufenden Noten entsprach noch diese ganze Zeit hindurch den gewöhnlichen Vorschriften, so daß jede falsche Inflation des Notenumlaufs vermieden, jede einheimische Entwertung ausgeschlossen ist. Am Tage des Friedensschlusses könnten wir ohne weiteres die Barzahlung aufnehmen, wenn nicht etwa die Gefahr eines plötzlichen Abströmens des Metallvorrats für langverschobene Auslandskäufe es rätlich erscheinen lassen sollte, auch dann noch eine Weile den Zwangskurs beizubehalten, bis im innern Verkehr gar kein Begehren nach Gold statt der Zwanzigmarkscheine mehr vorhanden ist und wir das gelbe Metall seinem einzigen dauernden Zweck, als letztes Ausgleichsmittel internationaler Zahlungen zu dienen, voll zuführen können.

Welchen Vorteil dieser günstige Zustand des Zentralorgans unsers Geld- und Kreditwesens wie für die gesamte Volkswirtschaft so auch für die Finanzen des Staates gewährt, zeigt der Vergleich mit unsern Gegnern, womit nicht gesagt sein soll, daß nicht eine immer fortgesetzte Einlieferung versteckten Goldes auch für uns noch wünschenswert wäre. Selbst Englands und Frankreichs Banken haben nicht nur eine etwas geringere Deckung als die Reichsbank, nachdem Frankreich sich früher einer Deckung von zwei Dritteln rühmen konnte, sondern England ist, um dies zu erreichen, auf die Einrechnung der kanadischen Barreserven angewiesen, und Frankreich, das die längste Zeit lieber keine Bankausweise gab, hat unablässig sich von seiner Bank zu dem billigsten Zinsfuß, zu dem diese verpflichtet ist, Vorschüsse geben lassen, die sich nachgerade auf 6,1 Milliarden Franken belaufen, während wir nur in erhöhtem Maße den Mehrgewinn, den die Reichsbank durch die Ausdehnung ihres Geschäftes macht, herangezogen haben. Weshalb man sich in Frankreich lieber an den Barvorrat der Bank zur Vermehrung des Notenumlaufs gehalten hat, während wir denselben stärken, liegt auf der Hand, ebenso wie die Gefahren einer solchen Notenvermehrung: Frankreich wollte solange wie möglich eine Kriegsanleihe vermeiden, um nicht sofort durch ihre hohe Verzinsung und ihren ungünstigen Kurs die frühere Staatsrente, die allgemeine Sparkasse des französischen Volkes, beträchtlich zu entwerten und so die ungeheuren Einbußen an Vermögen diesem selber vor

Digitized by Google

Augen zu führen. Darum half es sich weiter mit kurzfristigen Schatzwechseln, die naturgemäß rasch wieder zurückströmen, dann mit Nationalverteidigungsobligationen, deren spätere Umwandlung in Rente nur in Aussicht gestellt wurde und die ungern genommen wurden. Vom befreundeten Ausland erhielt es nur unter lästigen Bedingungen eine Anleihe gegen Pfandbestellung. Amerika ist dabei so weit gegangen, daß es die Hinterlegung amerikanischer Papiere selber forderte, die nun der französische Staat teuer ankaufen mußte, denn „Uncle Sam" macht gern gleich drei vorteilhafte Geschäfte auf einmal: er verkauft teures Kriegsmaterial, läßt es sich mit einer teuer verzinslichen Anleihe, die bei ihm selber aufgenommen wird, bezahlen und verlangt für diese Sicherung in seinen eignen teueren Papieren. Einem solchen Geschäftsfreund wendet er dann freilich mehr Sympathien zu als dem, der bei ihm weder kauft noch borgt.

Ein Krieg, der bisher in siebzehn Monaten Frankreich 31 Milliarden Franken gekostet hat und dessen weitere Kosten von der Regierung selbst auf $2^1/_2$ Milliarden monatlich veranschlagt werden, läßt sich auf solche Weise nicht weiterführen, zumal die steuerkräftigsten industriellen Gebiete des Landes in unsrer Hand sind und der Mangel an Personalsteuern sich jetzt erst ganz rächt, nachdem die Versuche, ihn zu beseitigen, noch vor Kriegsausbruch zu inneren Tragödien geführt hatten. So mußte sich Frankreich schweren Herzens doch zu einer inländischen Anleihe entschließen. Wie niederdrückend muß es für diesen Staat, der von jeher mit dem niederen Zinsfuß und hohen Kursstand seiner Rente geprunkt hat, sein, daß er sie zu einem Kurse von 88 bei 5 Prozent Zinsen und der üblichen Steuerfreiheit, die sonst immer einem Zuschlag zum Kurs gleichkam, ausgeben mußte! Weit mehr: er mußte bewilligen, bisherige Rententitel zu einem Kurse von 66 in Zahlung darauf zu nehmen, was schon eine Begünstigung der alten Staatsgläubiger erscheint, da ihr Kurs um $1^1/_2$ Prozent niedriger steht. Es ist aber klar, daß eine solche Operation, die man sonst eine Konversion, aber eine solche zugunsten der Gläubiger, genannt haben würde, dem Staat kein neues Kapital ins Haus bringt, daß vielmehr diese Summen vom Gesamtertrag der Anleihe von vornherein abzuziehen sind. Dem Deutschen Reich hat der englische Schatzkanzler vorgeworfen, daß es mit seinen Anleihen nur Papier auf Papier lege — mit Unrecht, denn wir haben jede ungesunde Vermehrung der Umlaufmittel, jede Verschleierung der Sachlage durch Aufblähung der schwebenden Schuld, jede Einzahlung mit Scheinwerten verhindert —; für Frankreich würde dieser Vorwurf passen. Die „Siegesanleihe" hat man in Frankreich diese Anleihe genannt, um nach Landesbrauch durch Lorbeeren auf Vorschuß die Luft zur Beteiligung anzufeuern; die Anleihe sieht man, den Sieg nicht, und wird ihn nicht sehen. Schon stellt sich heraus, daß der Erfolg nur mäßig ist, obwohl sich auch die englischen Freunde ziemlich eifrig an der Zeichnung beteiligt haben.

In weit höherem Maße noch als Frankreich haben die kapitalschwachen Länder Italien und Rußland von jenen bedenklichen Mitteln der Vermehrung der schwebenden Schuld, besonders durch übermäßige Banknotenausgabe Gebrauch

Digitized by Google

gemacht. Sie war in Italien bis Ende Oktober auf 4861 Millionen Franken gestiegen, wovon fast 1½ Milliarden fiskalische Banknoten waren; kein Wunder, daß die italienische Währung einer fortschreitenden Entwertung verfällt und auf den Märkten, wo Italien seine teueren Munitionsankäufe vollzieht, nur durch ein Aufgeld von mehr als 25 Prozent anzubringen ist. Bei monatlichen, verhältnismäßig noch geringen Kriegsausgaben von ½ Milliarde Lire ist die Summe in den wenigen Kriegsmonaten für Italien bereits auf 5 Milliarden angewachsen. Italien hat versucht, durch eine Reihe planloser Steuererhöhungen den Krieg zu führen. Es war in dem wirtschaftlich schlecht organisierten Lande ein gefährliches, fast aussichtsloses Unternehmen. Es hat nacheinander drei innere Anleihen ausgegeben; die jetzt angekündigte dritte kann, auch wenn sie bessere Erträge als die früheren, die wenig über 2 Milliarden Lire (2124 Millionen) einbrachten, ergeben sollte, allenfalls zur Umwandlung der verderblichen schwebenden Schuld in eine Rentenschuld dienen. Italien, das so viel später als unsre andern Feinde in den Krieg eingetreten ist, hat schon jetzt vielleicht am meisten durch ihn gelitten; seine besten Erwerbsquellen sieht es verstopft, kaufen muß es vom Ausland am meisten, seine Leistungsunfähigkeit auf finanziellem Gebiete liegt klar zutage; Bürgschaften, wie sie sonst nur von halbzivilisierten Staaten verlangt werden, werden ihm bereits für auswärtige Vorschüsse zugemutet. Selbst dieses verblendete Volk — wir wählen den mildesten Ausdruck, da wir auch einer treulosen Geliebten nicht alle Neigung entziehen können — muß am Ende einsehen, wie töricht es handelte, als es vorzog, das, was es umsonst haben konnte, mit den Waffen zu erobern, um es schließlich nicht zu bekommen und sich dabei zu verbluten.

Weit günstiger stand vor dem Kriegsausbruch Rußland da, dank seinen ausgezeichneten Finanzministern Bunge und Witte und dank der unerschöpflichen Freigebigkeit des französischen Geldmarktes, der dem kreditbedürftigen Bundesgenossen, auf den man alle Hoffnungen setzte, immer offen stand. Es hatte den schweren Stoß des Japanischen Krieges und der nachfolgenden Revolution ziemlich leicht verwunden, es hatte wesentlich aus den in Gold gezahlten Zöllen einen freien Barbestand von mehr als einer halben Milliarde Rubel (514,2 Millionen) aufgehäuft, der durch Auslandsbestände noch erhöht wurde; aber es war immer von fremder Kapitalzufuhr abhängig geblieben. Während die Kosten des Japanischen Krieges, des ersten großen Fehlschlages, sich auf 6 Milliarden Rubel beliefen, hat ihm der jetzige Krieg schon bis Ende Oktober 1915 gegen 10 Milliarden Rubel auf seiner einen Front gekostet, also etwa nur 3 Milliarden Mark weniger als uns unser Krieg auf vier Fronten. Seine wichtigste Steuerquelle, das Branntweinmonopol, hat es sich sofort bei Beginn des Krieges durch Verbot des Branntweingenusses verstopft — gewiß eine notwendige und großartige Maßregel, die uns wie manches andre von der Disziplin des russischen Volkes doch eine höhere Vorstellung gibt, als wir sie haben möchten, allein finanziell ein Opfer von einer Milliarde jährlich. Polen, Litauen, Kurland, fast die entwickeltsten seiner Provinzen, hat es verloren, auch die Steuerkraft der übrigen ist gelähmt. Von

Digitized by Google

jenen 10 Milliarden sind nur 1,9 Milliarden in festen Anleihen untergebracht, 5,2 Milliarden (= 11,2 Milliarden Mark) sind schwebende Schuld, Schatzscheine und Banknoten. Sie stellen eine ungeheuerliche Inflation dar, eine Zwangsanleihe, die alle wirtschaftlichen Verhältnisse in Unordnung bringen muß. So hofft man von dem allgemeinen Geldgeber der Verbündeten, von England, oder von seiner Vermittlung alles. Es heißt, daß England schon für seine früheren Vorschüsse sich die russische Ernte habe verpfänden lassen, wobei nur die Frage ist, wie es sie herausbekommen soll. Neue Vorschüsse von 2 Milliarden Rubel, die sein jetziger Finanzminister Bark in London vermittelt hat, sollen gar nicht nach Rußland überführt werden, sondern als Auslandsdeckung weiterer Notenemissionen, das ist einer weiteren Geldinflation, im Inland dienen — eine höchst zweifelhafte Schiebung, die mehr der Vorsicht der Engländer als dem russischen Finanzkünstler Ehre macht.

Es wäre verfehlt, aus solchen finanziellen Kalamitäten zu schließen, daß Rußland deshalb bald den militärischen Widerstand werde aufgeben müssen. Dieser Krieg hat uns hinreichend gelehrt, daß es in ihm auf die Naturalvorräte des Landes ankommt und daß das Geld nur eines der Mittel ist, um zu ihnen zu gelangen. Trotz des Flüchtlingselends, trotz der enormen, vielfach an Hungersnot grenzenden Teuerung, die in einem Exportlande, das diesmal zwangsweise seine Vorräte bei sich behalten muß, fast wundernehmen könnte, wird ein despotischer Staat wie Rußland, solange es noch irgendeine militärische Hoffnung hat, für seine Soldaten zu dem Nötigen zu kommen wissen — und die Organe, deren sich der Staat hierbei bedient, zu dem ihrigen. Daß der Notstand in diesem Land, das im Frieden so viel blutige Umsturzverschwörungen sah, im Krieg zu Unruhen führen werde, darauf haben wir lange vergebens gewartet, der Krieg hat in Rußland wie überall seine einigende Kraft bewährt. Nach dem Kriege werden sie wohl nicht auf sich warten lassen, wenn der wirtschaftliche Zusammenbruch vor aller Augen liegen wird, und wenn — was wir doch alle hoffen — die jetzt von uns besetzten, lange von Rußland geknechteten Provinzen ihre Selbständigkeit erlangt haben werden. Ob Rußland mit seinen geschmälerten Finanzen dann seinen auswärtigen Verpflichtungen wird gerecht werden können, muß die Zukunft zeigen. Wahrscheinlich wird es mit seinem früheren Geldgeber Frankreich durch eine gewaltige Herabsetzung des Kapitals oder der Zinsen liquidieren müssen und dafür in Abhängigkeit zu seinem neuen Gläubiger England, früher seinem traditionellen Hauptgegner, geraten. Seine sichere Währung, das mühevolle Werk seiner Finanzminister, wird es jedenfalls nicht wiederherstellen können. Selbst wenn es friedliche Verhältnisse behält und einer Assignatenwirtschaft entgeht, wird der Rubelkurs und mit ihm die russische Volkswirtschaft wieder zum Spielball des Zufalls werden.

So stehen die Finanzen unsrer Gegner außer England, das selbstverständlich ein ganz andres Fundament seiner Finanzen und seiner Volkswirtschaft besitzt als jene, das jetzt aber verdientermaßen zu seinen eignen Sorgen auch die jener zu tragen hat. England wird sich zu Verzweiflungsstreichen, wie die

Digitized by Google

Inflation der Umlaufsmittel und die spielermäßige Ausdehnung der schwebenden Schuld, zu dieser ganzen Finanzpolitik nach der Weise des Vogel Strauß, nicht so leicht verleiten lassen. Lieber sucht es durch große finanzielle Opfer, durch einen Ankauf aller ausländischen Devisen von Staats wegen, die vielleicht bis zur Zwangsenteignung gehen könnte, den Sterlingkurs zu halten, der so lange der ruhende Pol in allen Bewegungen des Geldmarkts gewesen ist und England als den geeignetsten Platz für alle Zahlungen des großen Weltverkehrs hat erscheinen lassen. Da ist es denn von entscheidender Bedeutung, daß selbst England gegenüber unsre Kriegsfinanzen jetzt das günstigere Bild ergeben. Unsre Anleihepolitik ist eben geschickter gewesen als die Englands, und sie ist unsrer Volkswirtschaft im Kriege ebenso zugute gekommen, wie jene die seinige beeinträchtigt hat.

Hierin liegt der eigentlich springende Punkt. Es stellt sich immer mehr heraus, daß ohne unsre Schuld und unsern Wunsch dieser Weltkrieg immer mehr zwischen Deutschland und England ausgekämpft wird. Es ist ja auch nicht unwahrscheinlich, daß er sein Ende erst dann finden wird, wenn England seine Weltmachtstellung ernstlich bedroht findet, weil man dort sehr wohl weiß, wie es unser Reichsschatzsekretär ihm warnend zurief, daß es sie in Jahrtausenden nicht wiedergewinnen könnte, wenn es sie erst einmal verloren hat.

Sehr alt ist die Streitfrage, ob es vorteilhafter sei, einen Krieg mit Anleihen oder mit Steuern zu führen. Sie hat von jeher in der Finanzwissenschaft eine bedeutende Rolle gespielt, und diese hat sich immer nur an die Erfahrungen der Staaten halten können. Soll man die Lasten auf die Zukunft verschieben — oder soll man aus dem gegenwärtigen Vorrat schöpfen? Zum erstenmal hat dieses Problem eine Rolle gespielt, als Frankreich im spanischen Erbfolgekriege, im Kampf um seine Vorherrschaft, opferwillig die Lasten großer Personalsteuern auf sich nahm, zu denen es später seit der Revolution nie mehr den Rückweg zu finden gewußt hat, und als es doch unterlag. Damals hat man den Sieg Englands nicht nur dem Genie Marlboroughs und Eugens, sondern ebenso der Leichtigkeit zugeschrieben, mit der es stets auf dem Wege der Anleihe Geldmittel flüssig zu machen wußte. Es hatte dies der Schöpfung seines genialen Organisators, Wilhelm III., der alle Maßregeln auf den notwendigen Krieg mit Ludwig XIV. berechnete, der Bank von England, zu danken. Frankreich suchte sie unter ausdrücklicher Berufung auf diese Erfahrung im Frieden nach den Plänen des Schotten John Law nachzuahmen und scheiterte damit. Dann hat Necker Steuererhöhungen vermieden und durch geschickte Ausnützung seines persönlichen Ansehens bei den Bankiers mit einem leichtflüssigen, vorzugsweise schwebenden Kredit den letzten siegreichen Krieg des Ancien régime, den amerikanischen Befreiungskrieg ermöglicht; aber das Gleichgewicht der Finanzen war vollends zerstört und konnte nicht wiederhergestellt werden. Defizit und Staatsschuld wurden die Hebel der Revolution; aber diese zerstörte erst recht alle regelmäßigen Steuern und kam mit ihrer Inflation eines schlecht fundierten, auf Domänen statt auf Barvorrat angewiesenen Papiergeldes rasch zum völligen Bankrott.

Digitized by Google

Die Frage wurde wieder brennend in jenem zwanzigjährigen Kampf Englands gegen die Revolution und Napoleon, mit dessen Wiederholung in einer leeren historischen Reminiszenz Sir E. Grey uns gedroht hat. Damals übte England die Kunst, Schulden im eignen Lande zu machen, in einem Umfang, den man bisher für unmöglich gehalten hätte. Man kam damit auf fast 900 Millionen Pfund Sterling, also ungefähr jenen Betrag, wenn wir die Veränderung des Geldwerts berechnen, den Deutschland bisher in einem Krieg von 17 Monaten ausgegeben hat. Es hatte bei guter Verzinsung über keinen Mangel an Zeichnungen zu klagen; im Gegenteil strömte das flüssige Kapital um so lieber in diese Anlage, als England nach alter Weise Krieg und Handel miteinander zu verbinden wußte und hier wie dort dem Kapitalisten zu verdienen gab. Eine Opposition gegen diese Art, sich die Mittel zur Kriegführung zu beschaffen, konnte um so weniger ausbleiben, als sich gleichzeitig die sozialen Verhältnisse unter dem Druck der Teuerung, mehr aber noch unter dem der Industrie, die damals noch ihren Gewinn an der absichtlichen Verkümmerung des Arbeitslohnes zu machen suchte, beträchtlich verschlimmerten. Diese Opposition griff die Staatsschulden als solche grundsätzlich an; sie erklärte es für einen bloßen Trugschluß, daß auf solche Weise die Last auf die Zukunft, die die Vorteile des Sieges und des gesicherten Friedens genieße, verschoben würde; denn in Wahrheit müsse doch ihr gesamter Betrag sofort aus dem vorhandenen Kapital gezahlt werden. Hierdurch aber, so schloß sie, werde ausschließlich jener Teil des nationalen Kapitals betroffen, der nach der nationalökonomischen Lehre jener Tage für die Zwecke der Entlohnung ausgesondert sei, von dem also der Arbeiter allein lebe, dem sog. Lohnfonds, Karl Marx' „variables Kapital". So habe der Arbeiter die ganze Last der Schulden zu tragen; es sei so gut, als ob man eine Sondersteuer auf ihn legen wolle. Diese Lehre, deren falsche Voraussetzungen im einzelnen nachzuweisen hier nicht der Ort ist, hat alsdann weiter gegolten. John Stuart Mill und auch Adolf Wagner haben sie mit nur geringen Aenderungen wiederholt, und die Uebertreibungen, die sich ihr Gegner Mac Leod zuschulden kommen ließ, der die Staatsschuld ohne weiteres als Vermehrung des nationalen Kapitals ansah, waren nicht geeignet, ihr Abbruch zu tun, obwohl er immerhin der kapitalschaffenden Funktion des Kredits näherkam als die ängstlichen Nationalökonomen, die alles Kapital bar aufgezählt sehen wollen.

Den nächsten Erfolg hatte ihr die vollberechtigte Forderung verschafft, daß endlich diejenigen, welche alle Vorteile des Krieges genößen und ihren Patriotismus wesentlich darin betätigten, vom Staat für ihr wohlgesichertes Kapital gute Zinsen zu bekommen, auch den Beutel zögen und Steuern zahlten. So ist damals England unter Pitts Leitung dazu gelangt, neben der Schuldenvermehrung die Einkommensteuer einzuführen als besondere Kriegssteuer. Ungern wurde sie noch gezahlt und verschwand wieder mit dem Friedensschluß; aber die Erinnerung blieb, und als seit 1843 die Einkommensteuer wieder eingeführt wurde, zeigte sich, daß das reichgewordene Volk sie leicht ertrug, daß die Besitzenden sie gern zahlten, so daß sie im Frieden wie im Krieg zum Rückgrat der englischen

Digitized by Google

Finanzen und auch zum Vorbilde für die deutschen Staaten werden konnte. Seine Staatsschuld hatte England im Frieden ohne Schwierigkeit auf einen angemessenen Stand zu bringen gewußt, während alle Finanzmänner und Volkswirte des Kontinents, die noch nicht mit großen Zahlen zu rechnen gewohnt waren, seinen unvermeidlichen Verfall durch sie weissagten, aber seine Kriege hat es seitdem mit Steuern geführt. Es hat dabei ein Steuersystem, das man in seiner Art bewunderungswürdig nennen darf, namentlich wenn man es mit der Unvollkommenheit unserer Reichsfinanzen vergleicht, ausgebildet. Unablässig in Kriege verwickelt, da es immer den Frieden im Munde geführt hat, um zuzugreifen, sobald sich irgendwo ein lohnender Gewinn zeigte, hat England die Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit seiner Finanzen auf den höchsten möglichen Punkt gesteigert, indem nicht nur die Einkommensteuer je nach Bedürfnis durch Parlamentsbeschluß von Jahr zu Jahr herauf- oder herabgesetzt wird, sondern ein gleiches auch von wichtigen Konsumtionsabgaben, wie vom Teezoll, gilt. Es hat dabei die Belastung der Volksmasse immer weiter verringert, bis zu einem Maße, die uns mit Recht als Verwöhnung gelten würde, und sie den besitzenden Klassen auferlegt. Nur ein sehr reiches Volk mit sehr gesichertem Gang der Volkswirtschaft konnte sich ein solches Finanzsystem leisten; und durchzuführen war es nur, wenn die Kriege kurz und siegreich verliefen, wie es der Engländer, dem die wechselseitige Eifersucht aller andern Völker Vorschub leistete, von den seinigen von vornherein annahm. Schon im Burenkrieg, der diesen Erwartungen nicht mehr völlig entsprach, bekam es einen Riß es sollte völlig versagen in dem gegenwärtigen Riesenkampfe.

Auch diesmal hatte England die Absicht, den Krieg mit Steuern zu führen Da es nicht nur für sich, sondern guten Teils für seine Bundesgenossen aufzukommen hatte, versagte dies Mittel rascher als man dachte, obwohl man es immer weiter rühmt. Nach den geringsten Berechnungen seiner Staatsmänner, die sich auch der Reichsschatzsekretär Helfferich zu eigen gemacht hat, kostet ihm jetzt jeder Tag Kriegführung 100 Millionen Mark; andre Berechnungen sagen sogar 41 Millionen Pfund Sterling, über 820 Millionen Mark wöchentlich. Seine eignen Konsumsteuern hat es um 60 Prozent erhöht; die Teuerung in diesem Land, dem doch die ganze Welt offensteht, führt sich wenigstens zum Teil hierauf zurück. Auch England mußte zur inneren Anleihe greifen; es hielt den Schein eines niederen Zinsfußes von $3^1/_2$ Prozent fest — immerhin 1 Prozent mehr als sonst —, aber doch nur den Schein. Denn die Bank, die hier zugleich die Rolle einer Regierungshauptkasse spielt, erklärte sich bereit, die Stücke zu einem so günstigen Zinsfuß zu beleihen, daß er in Wirklichkeit einen Zuschlag zur Staatsverzinsung bedeutet. England hat also seine Anleihe nur um wenig billiger, als wir die unsrige. Von einer Beteiligung der weitesten Kreise des Volkes, auf die wir mit einem gewissen Stolz hinweisen, war ohnehin nicht die Rede.

Es sollte schlimmer kommen. Obwohl auch in England mit einer Anspannung aller Mittel der Ueberredung ein großer Teil seiner Industrie und seiner Arbeiterschaft zur Herstellung von Kriegsbedarf veranlaßt worden ist, obwohl

Digitized by Google

es in der Umschaltung seiner Industrie unzweifelhaft Großes geleistet hat, genügte dies bei weitem nicht. Es wollte sich aber auch die große Konjunktur, die durch die vorübergehende Ausschaltung Deutschlands vom Weltmarkt sich zeigte, nicht ganz entgehen lassen, wozu es seiner alten Industrien bedarf, denen ohnehin große Arbeitermassen entzogen sind, seitdem auch England, wenn auch ohne allgemeine Dienstpflicht, Volksheere, die jedermann hier für ausgeschlossen hielt, aufzustellen gezwungen war. So mußte es in steigendem Maße Waffen und Munition, bald auch andern Bedarf im Ausland, in Amerika, kaufen. Es mußte dort in bar zahlen, sei es direkt, sei es mit den nicht allzu starken Mitteln, die ihm sein getreues Tochterland Kanada zu Gebote stellte. Wir sahen schon, wie der Staat mit allen Mitteln amerikanische Werte zu kaufen sucht, um die Goldausfuhr nach Möglichkeit zu vermindern; aber diese werden von ihren Inhabern doch auch zu eignen Zwecken gebraucht, und eine solche eifrige Nachfrage ist nicht gerade das geeignete Mittel, um ihren Kurs zu vermindern.

So kam man — gewiß nicht gern — dazu, die Amerikaner mit ihrem eignen Gelde zu bezahlen. Zu diesem Zweck wurde die erste Anleihe bei ihnen gemacht und trotz allen emphatischen Freundschaftsbeteuerungen muß es dem Stolze Englands hart angekommen sein, daß dieses Geschäft sich nicht so glatt abwickelte, wie man gehofft hatte, daß sich nur ein kleiner Bruchteil der erwarteten Summe, statt 2 Milliarden Dollar nur 500 Millionen, ergab. Mit inniger Genugtuung haben wir es gesehen, daß die Deutschen in Amerika, die die Munitionsausfuhr nicht haben verhindern können, wenigstens den Erfolg dieser Anleihe durchkreuzt haben. England aber muß, um den Geldansprüchen seiner Bundesgenossen zu genügen, mehr und mehr auf den amerikanischen Kredit zurückgreifen und immer die neue Erfahrung machen, wie viel lästiger es ist, im fremden als im eignen Lande zu borgen. Es muß weiter amerikanische Effekten von ihren Besitzern gegen hohen Zins sogar zu leihen suchen, um sie als Pfand zu bestellen; es erlebt ein weiteres Sinken des Kurses seiner Anleihe, und jetzt muß es, wie die andern kriegführenden Mächte auch, zur fünfprozentigen Anleihe greifen. Freilich, es hat den Zwangskurs seiner Banknote, die zeitweilige Aufhebung ihrer Einlösung, vermieden; es glaubt an das alte Idol, das Deutschland ohne jeden Schaden aufgegeben hat; das Weichen ihres Kurses hat es nicht vermeiden können. Gewiß bleiben Englands Hilfsquellen ungeheuer, auch wenn es sich allmählich aus einem Gläubigerstaat in einen Schuldnerstaat verwandelt; gewiß wird es, wenn es noch rechtzeitig Frieden macht, bei seinem ausgezeichneten Finanzsystem leichter in der Lage sein, seine Finanzen herzustellen, ja vielleicht die Staaten, die es jetzt an der Kette seiner Politik und seiner Vorschüsse hält, weiter in wirtschaftlicher Abhängigkeit zu erhalten. Einstweilen hat es mit allen diesen Anstrengungen, Opfern, ärgerlichen, um nicht zu sagen demütigenden Erfahrungen nichts erreicht als Stillstand auf einer Front, schwere Niederlagen auf der andern, Beängstigung und Bedrohung überall. Es weiß, daß es mehr zu verlieren hat als jeder andre.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Zwei Staatsdokumente zum Problem des mitteleuropäischen Wirtschaftsbündnisses

Von

Dr. H. v. Langermann (Dresden)

Kaum eines der Probleme, an deren Lösung man bei uns nach dem Friedensschluß herangehen wird, findet heute bereits eine so lebhafte Erörterung in der Oeffentlichkeit, in Abhandlungen der Presse, in Zeitschriften, in Broschüren, Vorträgen, Versammlungen, wie dasjenige eines engeren wirtschaftlichen Zusammenschlusses der Zentralmächte. Das ist gut so. Erst neulich sagte sehr richtig mit Bezug auf dieses Problem der ungarische Reichstagsabgeordnete und Universitätsprofessor Dr. Béla Földes: „Daß die Publizistik und die Wissenschaft schon unter dem Donner der Kanonen sich mit der Friedensarbeit der wirtschaftlichen Politik beschäftigt, ist eine jedenfalls erfreuliche Erscheinung."

Weite Kreise sind heute in Deutschland, Oesterreich und Ungarn von der Notwendigkeit eines engeren wirtschaftlichen Zusammenschlusses der Länder überzeugt, wenn auch über den Grad und die Form, etwa Zwischenzollinien oder Zollunion (Zollverein) Meinungsverschiedenheit herrscht. Es sind aber auch große Widerstände vorhanden, und höchst schwierige Fragen türmen sich in großer Zahl auf.

Unter solchen Umständen dürfte es denn von besonderer Wichtigkeit sein, darauf hinzuweisen, daß bereits Ende der vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts die österreichische Regierung den Versuch gemacht hat, mit Deutschland zu einer solchen Einigung zu gelangen. Es liegen darüber zwei Denkschriften vom 30. Dezember 1849 und 30. Mai 1850 des damaligen österreichischen Finanzministers Freiherrn v. Bruck, eines geborenen Elberfelders, vor. Ihr Inhalt ist in vielen Punkten volkswirtschaftlich vielfach ausgezeichnet und mutet durchaus modern an. Seine hervorragenden Gedankengänge vermögen uns daher zur Lösung unsers Problems manchen wertvollen Fingerzeig zu geben. Dies wird, neben dem historischen Interesse, meine Ausführungen rechtfertigen. Für diejenigen, die sich weiter mit der Sache beschäftigen werden, bemerke ich, daß die offiziellen Denkschriften, die „Bruckschе Idee", eine Reihe von privaten Flugschriften und Zeitungsabhandlungen hervorgebracht hat, so „die Stellung Oesterreichs vom Gesichtspunkte der Handelspolitik" von M. Schwarz, Wien 1851, Druck von Karl Gerold & Sohn, ferner „Ueber den deutsch-österreichischen Zoll- und Handelsverein", Göttingen, Verlag der Dieterichschen Buchhandlung, 1852, ferner „Die Zollkonferenz zu Wien", Leipzig 1852, Gustav Remmelmann u. a. m.

Aus der ersten Denkschrift des kaiserlich österreichischen Handelsministers erfahren wir zunächst, daß es sich nicht nur um eine „kommerzielle Annäherung" an den Deutschen Zollverein, sondern darum handle, eine neue gemeinsame Grundlage der ökonomischen Verhältnisse und der ganzen Volkswirtschaft für

Digitized by Google

Deutschland und Oesterreich zu begründen und die Verschmelzung der beiderseitigen Interessen herbeizuführen. Darum handelt es sich ja auch heute. Eine bloße Annäherung im Zollwesen oder ein Vertrag zur Erleichterung und besseren Ueberwachung des Grenzverkehrs genügte nicht mehr. Das angestrebte Endziel war deshalb der völlige Anschluß Oesterreichs in Zoll und Handel an ganz Deutschland. Darum hatte denn auch Oesterreich bereits die gründliche Reform seines ganzen Zollwesens vor der Herausgabe der Denkschriften nachdrücklich in Angriff genommen.

Als praktisch leitenden Grundsatz für die Verhandlungen stellt die Denkschrift die auch jetzt notwendige Forderung auf, daß die Zolleinigung (tunlichst) so durchzuführen sei, daß darunter kein wesentliches Interesse des einen oder andern Handelsgebietes verletzt werde, daß vielmehr die verschiedenen Bedürfnisse und Wünsche möglichst ihre Befriedigung erhalten.

Wesentlich für die Gegenwart ist dann auch der schon angedeutete Hinweis: „Die Tarifarbeiten der österreichischen Zollrevisionskommission sind fast durchweg dem Systeme des Zollvereins homogen und vollkommen zur Grundlage einer weiteren Verhandlung mit demselben geeignet. Es wäre nur zu wünschen, daß auf ähnliche Weise die Revision auch der übrigen deutschen Zolltarife entgegenkommend vor sich ginge." Das bezieht sich auf die niederdeutsche Handelsgruppe an der Nord- und Ostsee, die infolge ihrer Lage besondere Interessen und sich deshalb dem Zollverein mit seinen 29 Millionen Einwohnern nicht angeschlossen hatte. Dieses Verhältnis ändere sich aber, so meint die Denkschrift, wenn der Anschluß an ein Gebiet von 70 Millionen Bewohnern zum freien innern Verkehr in Frage steht. Aehnliche Erwägungen wirken jetzt auch bei uns auf Schaffung eines räumlich möglichst großen wirtschaftlichen Interessengebietes, um nach innen, besonders aber nach außen um so stärker und unabhängiger zu sein.

Die Vorteile, welche man für Oesterreich selbst aus der Zolleinigung erwartet, werden dann in folgende beachtenswerte Worte gekleidet:

„Die Zollvereinigung verheißt bei bedeutend erhöhtem rohem Zollertrage umfassende Ersparnisse in der Verwaltung, sie wird die wirtschaftlichen Kräfte der sich zusammenschließenden Körper in hohem Maße steigern. Sie wird bewirken, daß die österreichische Industrie, gestützt auf glückliche Vorbedingungen, durch die günstige Lage und durch den noch unermeßlich zu entwickelnden Naturreichtum des Kaiserstaates, mit der deutschen Industrie gegenseitig sich spornend und ergänzend, in den erweiterten Raumverhältnissen bei einem kräftigen Zoll- uud Handelssysteme jedem fremden Nebenbuhler gegenüber bald auch für die Weltkonkurrenz befähigt sein wird. Ueberhaupt erscheint die volkswirtschaftliche Vereinigung Deutschlands und Oesterreichs der österreichischen Regierung als ein Ziel, das, ungeachtet der entgegenstehenden Hindernisse und Vorurteile, deren Größe sie sich nicht verhehlt, erreicht werden muß, um alle Bedürfnisse der beiderseitigen Völker zu befriedigen, um eine wahrhaft fruchtbare, feste Ordnung der Dinge zu begründen."

Digitized by Google

Das sind Worte, die, völlig modern, auch für unser neues Problem — wenn auch mit einiger Einschränkung — gelten und der Erinnerung wert sind. Sie galten damals als die Grundlinie für eine allgemeine Verständigung, die „gewiß nicht unmöglich ist, wenn man sie nur allerseits mit Aufrichtigkeit sucht". Darum handelt es sich auch heute.

Oesterreich war nun der Ansicht, daß der Uebergang in das neue Verhältnis durch einen Vertrag erleichtert und beschleunigt werden sollte. „Ohne Erschütterungen im Volks- und Staatshaushalte hervorzurufen, scheint die Zollunion nur allmählich mit der nötigen ökonomischen Vorbereitung und von Stufe zu Stufe fortschreitend nach festem Plane durchgeführt werden zu können. Da dieser Plan auf allen Seiten gleichmäßig befolgt werden muß, so ist er vertragsmäßig festzustellen." Oesterreich wünschte deshalb baldige Ernennung von Zollkommissarien, „die auf Grund ihrer besonderen Erhebungen und bereits vorhandener allgemeiner leitender Grundsätze den Plan und Gang zur Herbeiführung der österreichisch-deutschen Zolleinigung vertragsweise festzustellen hätten".

Oesterreich legte besonderen Wert auf diese erste Periode seiner Vorschläge, die der eignen Reform, die es selbst ja schon in die Hand genommen hatte. Um schon in dieser ersten Periode die künftige Einigung anzubahnen und die innern verwandten Beziehungen nach außen hin auszuprägen, schlug es vor, durch die einzuberufenden Zollkommissionen als ein Minimum der gegenseitigen Zugeständnisse folgende Punkte verhandeln und stipulieren zu lassen:

a) Den gegenseitigen zollfreien Austausch sowohl bei der Einfuhr als bei der Ausfuhr vieler einheimischer Roherzeugnisse und Nahrungsstoffe, ebenso mehrerer inländischer Halbfabrikate, wenn für letztere ein gleichmäßiger ausgiebiger Zollschutz an den Grenzen der gegenseitigen Zollgebiete gegen die nicht zu denselben gehörenden Länder zu erzielen ist;
b) ebenso die freie Durchfahrt durch die deutschen Staaten nach Oesterreich und umgekehrt;
c) eine durchgreifende wechselseitige Erleichterung in der Grenzbewachung;
d) Regelung der Flußschiffahrt und Ermäßigung der Flußzölle;
e) Regelung der gemeinsamen Post-, Eisenbahn-, Telegraphen- und Dampfschiffahrtslinien.

Ob in dieser ersten Periode, deren Eintritt man im Interesse von Verkehr und Industrie möglichst beschleunigen wollte, auch noch andre Gegenstände, wie etwa über ein gemeinsames Münz-, Maß- und Gewichtsystem und eine gemeinsame Gesetzgebung in allen Handels-, Gewerbe- und Schiffahrtsangelegenheiten, vereinbart werden sollten, wünschte man füglich den Verhandlungen der Zollkommissarien selbst vorzubehalten. Doch sollten die Gegenstände zwar gleichzeitig, doch völlig unabhängig von den Verhandlungen über die Zoll- und Handelsfrage vorgenommen werden.

Digitized by Google

„Durch die erste allgemeine Verständigung und durch die eigne Reform ist zwar die Hauptrichtung auf das gemeinsame Ziel angebahnt, doch für den letzten Schritt zur völligen Zoll- und Handelseinigung ist ein Uebergang erforderlich." Diesen wünschte Oesterreich auf möglichst wenige Jahre zu beschränken, so daß „zwischen die erste Periode der bloßen Gleichartigkeit des Systems und gegenseitiger Verkehrserleichterungen und jene zu erstrebende Periode der völligen Zolleinigung bloß eine kurze Zwischenperiode einzuschalten wäre, die den letzten großen Schritt selbst einzuleiten hätte". Alles, was diesen Uebergang und seine weitere Abstufung anbetrifft, sollte wie die Dauer der ersten Periode nach umfassenden Erwägungen vertragsmäßig geregelt werden. Die österreichische Regierung sah deshalb auch davon ab, in der Denkschrift schon näher darauf einzugehen, und gab nur einige Hauptpunkte, die ihr für die mittlere Periode von Bedeutung erschienen, an. Das Wesentliche war, daß, wenn die erste Periode dem innern freien Verkehre in den eignen Rohstoffen und verschiedenen Halbfabrikaten die Bahn gebrochen hat, im weiteren Uebergange nun auch den eignen Ganzfabrikaten wechselseitig allmählich das Tor zu öffnen war. Im gegenseitigen Verkehr zwischen Oesterreich und Deutschland hätten in dieser Periode die Zölle auf einheimischen Erzeugnissen, die nicht schon frei ein- und ausgingen, nur um die Hälfte, vielleicht nur ein Drittel „des allgemeinen Zollsatzes gegen fremde Staaten" zu betragen.

Auch eine gemeinsame Weiterausbildung des gemeinsamen Schiffahrtsystems, die Anbahnung einer gemeinsamen Handelsvertretung im Auslande, überhaupt einer Gemeinsamkeit in der gesamten Handelspolitik, ebenfalls durch vertragsmäßige Festsetzung, sind jetzt vorgeschlagen. Es heißt dann wörtlich: „Einer Verständigung über eine gemeinsame Handels- und Schiffahrtspolitik bedarf es namentlich schon deshalb, damit von der einen und andern nicht sich widersprechende Schiffahrtsverträge abgeschlossen werden. Zu dem Ende könnte allerdings jedem von einem Teile zu schließenden Handels- und Schiffahrtsvertrage, und soweit es möglich, nachträglich den schon bestehenden Verträgen eine Klausel beigefügt werden, daß die besonderen Begünstigungen, welche Oesterreich und die übrigen deutschen Staaten unter sich einführen, keinen Anspruch irgendeiner Art zugunsten des fremden Staates begründen. Dies wären wohl die den Verhältnissen angemessenen Grundlinien, innerhalb deren die Zollkommissarien behufs des Abschlusses des Hauptvertrages sich frei zu bewegen, auf welche sie sich aber auch zu beschränken hätten. Die Zollvereinigung selbst schon in den ersten Vertrag mit einzuschließen, wie wünschenswert auch in prinzipieller Hinsicht, scheint doch aus praktischen Gründen nicht zulässig, schon weil es schwierig sein und das ganze Werk unnötigerweise verzögern dürfte, wenn bereits jetzt ein allgemeines Zollvereinsgesetz auch nur in seinen Grundsätzen und die Modalität in bezug auf die Zolleinkünfte und ihre Verteilung aufgestellt werden müßte, ohne daß namentlich in letzterer Hinsicht irgend bestimmte und dafür maßgebende Erfahrungen schon vorliegen."

Digitized by Google

„Der letzte entscheidende Schritt, der Uebergang zur völligen Z
vereinigung, bleibe demnach einem neuen Vertrage vorbehalten.
wird sich dann erst herausstellen, ob noch während eines bestimmten Zeitrau
eine Zwischenzollinie bestehen bleiben soll." Zwischenzollinien spielen bekann
besonders auf seiten der österreichisch-ungarischen Wirtschaftspolitiker, auch
den jetzigen Debatten eine große Rolle.

Der ganze Plan Oesterreichs läßt sich nun seinem Wesen nach in folg
Sätze zusammenfassen:

1. Allseitige unmittelbare Reform des Zollwesens in den verschied
Gebieten im Sinne eines rationellen Schutzzollsystems, um den
schluß der Zolleinigung zwischen Deutschland und Oesterreich zu
leichtern und zu ermöglichen.
2. Zur Verständigung darüber, sowohl was das möglichst gleiche Z
tarifsystem gegen das gemeinsame Ausland, als was die gleichart
zweckmäßigen Erhebungsnormen anbetrifft, tritt baldigst eine gemein
Zollkonferenz zusammen.
3. Außer diesem allgemeinen Zweck liegen dieser Zollkonferenz noch folg
Aufgaben ob:
   a) Sofort alle tunlichen wechselseitigen Erleichterungen im Grenzverk
   bei der Ein-, der Aus- und der Durchfuhr, sowie in der Gr
   bewachung einzuleiten.
   b) Die Fluß- und Seeschiffahrt nach übereinstimmenden Grundsä
   zu regeln.
   c) Erleichterungen im gegenseitigen Austausche der eignen Erzeug
   anzubahnen, indem bei solchen, welche durch einen gleichen Gren
   gegen das allgemeine Ausland und die fremde Konkurrenz zu sch
   sind und die sich daheim einer ziemlich gleichen Ausbildung erfr
   allmählich bis zu völliger Zollfreiheit im Innern vorgegangen we
   kann. Alle einheimischen Rohstoffe, Nahrungsstoffe und verschie
   Halbfabrikate werden dagegen dem zollfreien Austausche sofort i
   geben bei der Ein- und der Ausfuhr.

   Hinsichtlich der Halbfabrikate und Fabrikate eigner Erzeug
   welchen freier Zugang, anfänglich unter Begleitung von Urspru
   zeugnissen, gegenseitig gewährt werden wird, müssen jedoch
   schützenden Zölle auf die gleichartigen Waren des Auslandes
   gestellt werden.

   Auf solche Weise kann stufenartig bis zur völligen Ausbil
   eines einheitlichen freien Handelsgebietes für alle einheimischen
   zeugnisse vorgeschritten werden, wobei vorläufig noch jeder Teil
   eignes Finanzwesen behielte.
   d) Eine Verständigung auch über die einer gemeinsamen Handels-
   Schiffahrtspolitik nach außen zugrunde zu legenden Prinzipien,

Digitized by Google

über den Modus einer gemeinsamen Handelsvertretung im Auslande eines gemeinsamen Abschlusses von Handelsverträgen.

e) Eine weitere Vereinbarung in bezug auf Post-, Eisenbahn- und Telegraphenwesen, Handelsstraßen, Dampfschiffahrtslinien usw. einzuleiten.

f) Endlich Vorbereitung und Erzielung eines allgemeinen österreichisch-deutschen Zolltarifs.

Auf die sich nunmehr von selbst ergebende Frage, in wessen Hände nun die Anbahnung und Leitung des ganzen Vollzuges des Zolleinigungswerkes gelegt werden solle, gibt die österreichische Regierung ihre Ansicht dahin kund: „In keine andern Hände, als in die der als deutsches Zentralorgan bestellten Bundeskommission, deren Kompetenz in dieser hochwichtigen Frage unzweifelhaft aus dem Bundesrechte hervorgeht." Auf diese bedeutungsvolle Erklärung wird später noch kurz zurückgekommen werden.

So stellte denn die kaiserlich österreichische Regierung an die provisorische deutsche Bundeskommission den Antrag, sofort eine Zollkonferenz aus Bevollmächtigten deutscher Staaten zur Beratung der Zoll- und Handelsfrage zu veranlassen.

Die zweite Denkschrift vom 30. Mai 1850 gibt im ganzen die staats- und verwaltungsrechtliche Ausführung der ersten. Sie soll dieser „ihre weitere grundgesetzliche Begründung" verleihen. Deshalb begründet sie zunächst die Ansicht der österreichischen Regierung, durch die Bundeszentralkommission einen Zollkongreß einzuberufen, weil „die deutsch-österreichische Zoll- und Handelseinigung doch vor allem eine Bundessache ist".

Die Kompetenz der Bundeskommission wurde nämlich von Preußen bestritten, und die Denkschrift sucht das Mißverständnis aufzuklären.

Sehr wichtig aus ihrem Inhalte sind für die heutige Betrachtung des Problems die Ausführungen über die staatlichen Organe des Wirtschaftsbündnisses und ihre Kompetenzenbestimmung und -verteilung.

Der Gedanke der österreichischen Regierung ging dahin, daß ein Grundgesetz des deutsch-österreichischen Zoll- und Handelsbundes geschaffen und dasselbe in die Bundesverfassung aufgenommen werden sollte.

Nach diesem Entwurfe sollte nun die Bundesgewalt volle Souveränität in Zoll-, Handels- und Schiffahrtsangelegenheiten besitzen. Ihr trat ein Bundesrat für Handel und Schiffahrt zur Seite, dessen Gutachten in allen Schiffahrts- und Handelssachen sowie über alle Zollbestimmungen, Handel- und Schiffsverträge, Aufstellung und Ernennung von handelspolitischen Vertretern einzuholen die Bundesgewalt die Pflicht hatte.

Dieser Bundesrat sollte aus einem regelmäßig jedes Jahr zusammenzuberufenden Großen Rate, welcher in Fällen von Wichtigkeit auch außerordentlich von der Bundesgewalt versammelt werden konnte, und aus einem permanenten, der Bundesgewalt als bleibendes Organ zur Seite stehenden Ausschusse bestehen.

Digitized by Google

Der Große Rat war aus Abgeordneten zu bilden, welche zum größten Teile von Vertretern der gewerblichen Interessen, und zwar dort, wo Handel- und Gewerbekammern bestanden, von diesen gewählt, und zum geringeren Teile von den Regierungen ernannt werden sollten. Die Zahl der Abgeordneten jedes Staates wurde nach seiner handelspolitischen Bedeutung bemessen. Der Große Rat hatte selbst seinen Präsidenten, Vizepräsidenten und Schriftführer sowie die Ausschußmitglieder zu wählen, letztere in der Art, daß Oesterreich, Preußen, die norddeutschen Küstenländer und Süddeutschland darin immer vertreten sein sollten.

Die Bundesgewalt besitzt ihr Handelsamt als Oberaufsichtsbehörde für Handel, See- und Flußschiffahrt, Verkehrsmittel, Wahrung des geistigen Eigentums, Münz-, Maß- und Gewichtswesen, ferner ihr Statistisches Bureau und ihre Zollkontroll- und Rechnungskammer.

Genug. Der Fehler war hier, daß dieser österreichische Gesetzentwurf eine Bundesgewalt mit solcher zentralen Machtbefugnis voraussetzte, wie sie bei der damaligen schwächlichen Organisation des deutschen Staatenbundes tatsächlich nicht bestand, sondern erst durch eine neue Bundesverfassung hätte geschaffen werden müssen. Anderseits aber verlangte die Denkschrift und damit die österreichische Regierung die tatsächliche Aufgabe der zoll- und handelspolitischen Autonomie der Einzelstaaten, eines großen Teiles ihrer Souveränität zugunsten der Zoll- und Handelseinigung.

Wichtig auch für heute ist dann die Erkenntnis, daß kein Volk „des Beirates Sachverständiger bei Würdigung der großen gewerblichen Interessen entbehren könne". Damit dieser Beirat ein wohlgeordneter sei, sollen die Sachverständigen durch das Vertrauen ihrer Fachgenossen wie der Regierungen zu ihren Posten berufen werden, und nicht einseitig aus diesem oder jenem Lande, sondern genau im Verhältnis der handelspolitischen Wichtigkeit ihrer Heimat gleichmäßig aus allen Teilen der Zolleinigung hervorgegangen sein. Dieser Beirat soll ein permanenter sein. Es soll die einheitliche Leitung der Handelspolitik auf einer sorgfältigen organischen Gesamtvertretung der Interessen sowie auf umfassender sicherer Kenntnis derselben beruhen. Alles Verlangen, die auch für unser heutiges Problem durchaus zutreffen und von großer Bedeutung sind. Das gleiche gilt insbesondere auch von folgenden Ausführungen: „Daß durch die gemeinsame Leitung aller handelspolitischen Angelegenheiten durch eine Zollinie um einen Körper von 70 Millionen, eine Zollverfassung, ein Konsularsystem die natürlichen günstigsten Verhältnisse hergestellt und bei ungleich größerer Wirksamkeit für das Gesamtwohl auch ungemein viel an Kosten und Kräften erspart werden, dadurch zur Linderung einzelner Klassen sowie zur Erhöhung der Wohlfahrt der Gesamtheit mehr als durch sonst etwas beigetragen werden würde, dem kann nicht widersprochen werden."

Eine tiefe volkswirtschaftliche Erkenntnis verrät es, wenn auf die Frage nach der zukünftigen Handelspolitik der zollvereinten Staaten die Antwort kommt: „In der Regel wird es bei der jetzigen raschen und großartigen Bewegung des

Digitized by Google

Handels allerdings ratsam erscheinen, die Handelspolitik eines Staates nicht auf allzu bestimmte Grundsätze stellen zu wollen. Die Verkehrsbeziehungen der Völker werden durch den Gang der Zeit, die Fortschritte der Industrie, die Wandelbarkeit der Produktion und die Bedürfnisse des Verbrauchs in ihren Bedingungen unaufhörlich abgeändert. Ein handelspolitisch vorgeschrittener Staat hat keine festgezogenen Normen, er handelt nach den Umständen für sein Interesse." Diese gereifte Erkenntnis, welche wir der neuesten Zeit vorbehalten glaubten, mutet recht modern an. Durch den europäischen Krieg erhalten auch die folgenden Worte eine aktuelle Bestätigung:

„... So ist auch die Ehre von Staaten und Völkern nie gesichert, ihre internationale Stellung nie selbständig, wenn es nur vom guten Willen oder vom Interesse fremder Mächte abhängt, wie weit ihr Handel ungefährdet bleiben soll!"

„Der Gedanke, den mitteleuropäischen Kontinent zu einem großen Handelsbunde zu vereinigen, um die Zukunft auf der politisch-materiellen Solidarität der verbündeten Staaten gegen jene Eventualitäten zu sichern, denen die bisherigen Einrichtungen nicht zu begegnen vermochten, ist nur dann zu verwirklichen, wenn die volkswirtschaftlichen Zustände dieser Staaten wesentlich auf der gleichen Grundlage beruhen."

Bei diesem Nachweise, daß die Interessen der Zentralmächte die gleichen seien, fallen dann die auch für unsre Zeit höchst beachtlichen Worte: „Im großen sind ihre Wirtschafts- und Handelsangelegenheiten ganz die gleichen, und hieran ändert der Umstand nichts, daß die verschiedenen Zweige der nationalen Produktion noch nicht überall zu gleicher Höhe ausgebildet sind, was gerade durch die Zolleinigung am vollständigsten erreicht werden wird." Diese Worte sollten sich heute besonders die österreichischen und ungarischen Politiker und Industriellen einprägen! Eine Warnung vor unnatürlicher Zersplitterung wird mit dem Hinweis auf die Niederlande vorgebracht: „In dem vereinigten Königreiche der Niederlande waren die vielfach verwandten nördlichen und südlichen Teile zwar durch die wichtigsten materiellen Bande verknüpft, dennoch reichten diese innerhalb der engen Grenzen zur Vermittlung des in den Interessen vorhandenen Dualismus nicht aus, und dieser führte weiter und weiter bis zur Wiederabtrennung Belgiens von Holland, die vielleicht nie erfolgt wäre, wenn das vereinigte Königreich einem größeren handelspolitischen Bunde angehört hätte, in dessen weiten Grenzen jene Gegensätze sich auszugleichen und zu versöhnen hinlänglich Raum gefunden hätten."

Danach müssen die unbefangenen Freunde der Handelsfreiheit im mitteleuropäischen Handelsbunde einen sehr wichtigen Schritt zur wahren Verkehrsfreiheit erblicken. Anderseits „müssen aber auch die Anhänger eines rationellen Schutzzoll- und Reziprozitätssystems jenem großen Handelsbunde den Vorzug

Digitized by Google

geben, nicht bloß, weil hier die nationale Grundlage die breiteste und umfassendste, sondern auch weil dieser Handelskörper allein imstande ist, jenes System zur vollständigsten Durchführung zu bringen. Handelsfreiheit und Schutzzollsystem bilden nicht im Prinzipe notwendige Gegensätze".

„Die Wissenschaft hat den scheinbaren Gegensatz von Handelsfreiheit und Schutzzoll überwunden, seitdem sie nicht mehr bei der Abstraktion stehen geblieben, sondern zu dem lebendigen Menschenvolke fortgeschritten ist. Sie will die Handelsfreiheit, aber sie läßt auch Schutz- und Differentialzölle als Mittel dazu, zur industriellen Erziehung, zur Machtentwicklung und als Waffe zu. Alles kommt nur auf die Anwendung an. Selbstzweck ist sowenig die Handelsfreiheit als der Schutzzoll." Eine reife Erkenntnis, zu der unsre Parlamentsgeschichte leider einen nicht auf gleicher Höhe stehenden Kommentar lieferte.

Die Worte: „Nur durch den Freihandel nach innen, durch die harmonische Verbindung und Verschmelzung aller eigentümlichen Gegensätze gewinnen die Nationen allmählich die Fähigkeit und Kraft, auch den Freihandel nach außen sich zu erringen" könnten heute von Lujo Brentano gesprochen sein.

In der weiteren Ausführung heißt es dann: „Jeder Deutsche und Oesterreicher, vornehmlich aber der Staatsmann, muß also den Blick auf jenen Tag richten, an welchem die deutschen Häfen der Nord- und Ostsee und die österreichischen im Süden als Stapelplätze eines großen Handelskörpers sich brüderlich die Hand reichen werden, weil durch diese enge Vereinigung die Wohlfahrt, die Macht, die Sicherheit Deutschlands und Oesterreichs sich auf festerer, breiterer Grundlage erheben werden, als sie jemals in der Geschichte gehabt haben." Erst dann würde es auch möglich sein, „die vorteilhaftesten Handelsverträge mit den überseeischen Ländern abzuschließen".

Das österreichische Handelsministerium ist ferner der Ansicht, daß ein völliger Zollanschluß des einen oder andern Nachbarlandes an die Zolleinigung den Verhältnissen ganz entsprechend und als ein natürlicher Zuwachs an wirtschaftlicher und maritimer Kraft zur Erreichung gemeinschaftlicher Ziele erscheinen würde.

„Wer kann," so fragt es, „heute noch leugnen, daß in der Vereinigung aller volkswirtschaftlichen Anliegen, daß in dem Gewinn eines großen, durch keinerlei Schranken verkümmerten Handelsgebietes eine Fülle von Kraft und eine Gewähr der Ordnung und Befriedigung gegeben wäre, wodurch die Verleugnung des einen oder andern Sondervorteils mehr als aufgewogen würde? Oder ist es nicht wahr, daß dort, wo auf den Weltmärkten die Nationen sich messen, auch die größte Tüchtigkeit der einzelnen nicht mehr das Zusammenwirken des Ganzen, nicht die handelspolitische Größe der Nation ersetzen kann?" — „Ja, die Zeit drängt, daß Deutschland und Oesterreich sich einigen zu einem Ganzen, daß sie als solches ihre wichtigen gemeinsamen Anliegen erkennen und durch die Tat unterscheiden zwischen Freund und Feind. Sie sollten sich den neuen Zustand einer wirklichen deutsch-österreichischen Handels-

Digitized by Google

freiheit mit der Waffe der Unterscheidungszölle erringen, dort, wo ihnen die wahre Gegenseitigkeit verweigert wird. Schon dieser Gegensatz, dieser energisch kundgegebene Wille wird nicht ohne Einfluß in der Gesetzgebung fremder Staaten oder bei den Verhandlungen mit ihnen bleiben; er wird wie eine herbe Medizin wirken und die mannigfaltigsten Schranken aufheben, welche den deutsch-österreichischen Handel noch einengen und oft sogar gegenüber bevorzugten dritten Nationen zurücksetzen."

Die Denkschrift weist dann die Einwendung zurück, die Interessen der Schiffahrt seien andre als des Handels und schließt diesen Punkt mit folgenden interessanten Ausführungen: „Vielleicht würden Holland und Belgien als vermittelndes Seegebiet Deutschlands nach dem Westen es bald in ihrem Interesse finden, sich unter solchen Umständen in die völlige maritime Gemeinschaft (mit Deutschland-Oesterreich) zu begeben." Es wird dabei der Ausspruch des niederländischen Ministers und Staatsmannes Nothomb vom 23. April 1844 zitiert: „Nach dem Beitritt Hannovers und der Hansestädte wird der größte Teil des Zollvereins Seehäfen besitzen; dann erst wird er imstande sein, die 200 Millionen an Kolonialerzeugnissen, die er jährlich einführt, gegen die Erzeugnisse seiner eignen Industrie einzutauschen. Deutschland ist der Hauptmarkt für die Produkte der niederländischen Kolonien, und man kann noch erleben, daß Niederland (und dann auch Belgien) selbst sich dem Zollverein anschließt."

Zu einer ähnlichen Erörterung kam es übrigens — wenn mir hier eine kleine Abschweifung gestattet ist — auch in der ersten deutschen konstituierenden Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. (1848), als es sich um die Aufnahme der belgischen Provinz Limburg in das Deutsche Reich handelte. Damals ergriff zuerst der greise Ernst Moritz Arndt das Wort und wies darauf hin, wie der Außenhandel der Niederlande von Gefahren umdroht und ein großes und starkes Deutschland sein festester Rückhalt sei. Seine weiteren Worte über Belgien, den alten burgundischen Kreis mit dem mächtigen, reichen Bistum Lüttich, sind zurzeit von höchstem aktuellem Interesse. Leider muß ich mir versagen, mit Rücksicht auf mögliche Empfindlichkeiten neutraler Staaten, weiter auf sie einzugehen. Jeder kann sie in den „Stenographischen Parlamentsberichten" nachlesen. Deshalb genüge dieser Hinweis. Zu den weiteren hervorragenden Parlamentsmitgliedern, die noch das Wort in dieser Angelegenheit ergriffen, gehörte auch der Abgeordnete v. Beckerath-Krefeld, der spätere Reichsfinanzminister.

Zum Schluß wirft dann die zweite Denkschrift noch einen Blick auf das große Gebiet der Handelseinigung, welches das gleiche ist, das diesmal in Frage kommt. „Ein Gebiet, das über die ganze Mitte und den Hauptteil Europas reicht, das im österreichischen Kaiserstaate allein 38 Millionen Menschen (damals) auf allen volkswirtschaftlichen Bildungsstufen, vom einfachsten Ackerbau bis zum ausgebildetsten Fabriks- und Handelsleben hinauf, zählt; erschließt sich ferner dem deutschen Norden der Donauhandel, der einst schon so vielen Städten in Schwaben, Bayern, Franken und weiterhin die höchste Blüte verlieh, welchen

Digitized by Google

Oesterreich auf eine Länge von 186 geographischen Meilen unmittelbar in seinen Händen hat und der sich jetzt mit wunderbarer Kraft wieder belebt und großartiger als jemals gestaltet; erschließen sich ihm die naturreichen Länder an der unteren Donau und dem Schwarzen Meere, deren Warenverkehr, deren Produktion, deren Einfuhr, zumal donauabwärts an deutschen und österreichischen Fabrikaten in rascher Progression von Jahr zu Jahr sich ausdehnt; erschließen sich ihm endlich die Adria und das Mittelmeer, wo der Handelsverkehr der Völker sich von neuem konzentriert und in seinen Verbindungen mit dem Osten seit Jahrhunderten verlassene Richtungen wieder einschlägt, und noch weit über diese Meere hinaus die Perspektive nach Ostindien und Ozeanien." — Diese bedeutenden Gedanken und Worte, die geradezu als prophetisch gelten müssen, haben heute infolge der militärischen und politischen Vorgänge auf der Balkanhalbinsel ganz besondere Bedeutung. Die beiden Denkschriften machten tiefen Eindruck. Dennoch blieb ihre Wirkung gering. Ihre Aufnahme und besonders die Haltung Preußens, das im Gegensatz zu Oesterreich nicht der Ansicht war, daß das Zustandebringen der österreichisch-deutschen Zolleinigung eine staatsrechtlich gemeinsame Bundesangelegenheit sei, geht aus einer umfangreichen Depesche des k. k. österreichischen Ministers des Aeußern Fürsten v. Schwarzenberg an den österreichischen Gesandten in Berlin, Freiherrn v. Prokesch, vom 21. Juli 1850, hervor.

Genug. Es soll hier nicht auf die damaligen leidigen politischen Gegensätze zwischen Preußen und Oesterreich, die ja bald zum Waffenaustrage führten, eingegangen werden, ebensowenig auf die bekannte Entwicklung des Zollvereins. Das würde der Sache wenig dienlich sein. Es ist besser, das alles heute, wo wiederum eine wirtschaftliche Einigung zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn in Aussicht genommen ist, ruhen zu lassen. Nur so viel sei gesagt, daß tatsächlich politische Gründe, der latente preußisch-österreichische Gegensatz, das Ziel der Denkschriften vereitelten. Keineswegs aber waren es volkswirtschaftliche Momente.

Heute haben sich die politischen Verhältnisse völlig geändert; aus den mißtrauischen Rivalen sind in Blut und Eisen erprobte Freunde geworden.

Deshalb ist es jetzt gut, ja notwendig, unter Fortlassung der politischen Seite auf den hervorragenden wirtschaftlichen Inhalt der beiden Denkschriften hinzuweisen, der nach vielen Richtungen hin ein Wegweiser zum Ziele des neuen großen Problems sein kann. Das ist der Zweck dieser Ausführungen. Natürlich darf er nicht einfach übernommen werden, denn selbstverständlich geht die Denkschrift für die heutigen Verhältnisse bezüglich der Handelseinigung oder Zollunion zu weit. Das liegt vor allem an den ganz andern staatsrechtlichen Verhältnissen damals, der engeren politischen Bindung zwischen Deutschland und Oesterreich. Auch stand man damals wohl allzusehr auf dem Standpunkt einer Staats- und Kabinettsaktion von oben (wodurch übrigens das ganze Unternehmen besonders leicht dem Verdachte politischer Hintergedanken ausgesetzt wurde).

Digitized by Google

Demgegenüber müßte heute das Vorgehen ein andres sein. Dies ist ja bereits durch die Initiative des deutsch-österreichisch-ungarischen Wirtschaftsvereins und die große öffentliche Diskussion in glücklicher Weise eingeleitet worden. In allen drei Staaten haben auch die wirtschaftlichen Interessenvertretungen bereits vielfach ihre praktischen Ansichten und Wünsche geäußert. Nach dem wird man sich dann auch in den offiziellen Kreisen und Volksvertretungen mit dem Thema befassen. „Unter dem mächtigen Eindruck der jüngsten Weltereignisse und der tiefen Wirkung der gemeinsamen Opfer und Erfolge wird diese Sache sicherlich in rascherem Tempo fortgesetzt werden," so drückte sich kürzlich der Präsident des ungarischen Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins, Ministerpräsident a. D. Dr. A. Wekerle, aus.

Große Schwierigkeiten freilich sind zu überwinden. Aber das Werk wird gelingen, wenn bei allen Teilen jene zuversichtliche, warme und begeisterte Hingabe vorhanden sein wird, mit der jene beiden Denkschriften angefüllt sind.

Die Hauptsache aber ist, worauf beide Denkschriften eindringlich hinweisen, daß die vertragschließenden Teile sich freundlich, nicht wie zum Kampfe gerüstet, entgegentreten. Daß die Unterhändler nicht mit hohen allgemeinen Zolltarifen kommen und sich in wochenlangen Kämpfen jedes kleine Entgegenkommen mühsam durch Gegenleistungen entreißen lassen. Es darf sich nicht um das Uebervorteilen und Düpieren des einen Teiles durch den andern handeln, sondern der Gesamtnutzen steht im Vordergrunde. In seinem Interesse muß die Abwägung des Möglichen geschehen.

Ist diese wirtschaftliche Einigung einmal erzielt, dann ist auch der Weg frei für die großzügige Politik unsers Friedrich List, „des Bismarck des deutschen Wirtschaftslebens", der als erster, in den vierziger Jahren bereits, Deutschland den Weg nach Osten gewiesen hat, dem schon direkte Eisenbahnverbindungen über Wien—Konstantinopel nach Kleinasien (Bagdadbahn!) und Aegypten vorgeschwebt haben; Friedrich List, der in bezug auf diesen Zug nach Osten, zur uns jetzt engbefreundeten Türkei und weiter nach Osten und auf das uns ebenfalls so nahestehende Ungarn, einen der Partner der künftigen Zollunion, einst ausgerufen hat: „Allein der Weg dahin geht über Ungarn, und solange Ungarn nicht mit Leib und Seele eins ist mit Deutschland, ist weder dort noch weiterhin etwas Tüchtiges zu machen, im Verein mit Ungarn dagegen alles! Ungarn ist für Deutschland der Schlüssel zur Türkei, zur Levante, zum Orient und zugleich ein Bollwerk gegen nördliche Uebermacht!"

Das eine steht fest: mögen die einzelnen Fragen ökonomisch und zolltechnisch noch so schwierig zu lösen und zuweilen zweifelhaft sein, das wirtschaftspolitische Abkommen zwischen unsern Staaten muß kommen, ist eine Notwendigkeit unsrer Zukunft und des zwanzigsten Jahrhunderts. Es ist ganz so, wie Paul Rohrbach in Nr. 31 des „Größeren Deutschland", S. 1020, schreibt: „Die beiden Großstaaten in Zentraleuropa sind politisch so absolut auf eine enge Gemeinschaft angewiesen, und es ist darüber hinaus so vollkommen klar, daß sie gemeinsam zur Verfolgung ihrer die Türkei stützenden und entwickelnden Orientinteressen

Digitized by Google

berufen sind, daß ein ganzes Stück politischen Krämersinns dazu gehört, um über die Grundzüge des Wirtschaftsbündnisses zu feilschen oder gar die Einigung selbst als fraglich zu behandeln."

Entfernen sich Europa und Nordamerika voneinander?

Von

Prof. Dr. Galle

Wenn man die Ostküste Südamerikas und die Westküste Afrikas miteinander vergleicht, so zeigt sich in großen Zügen ein in die Augen springender Parallelismus. Zwischen dem Kap S. Roque und Rio de Janeiro auf der einen und dem Nigerdelta und Benguella auf der andern Seite entsprechen die Vorsprünge der einen Küste den Einbuchtungen der andern. Und neben dieser äußeren Aehnlichkeit des Küstenverlaufs, dessen Figur übrigens noch einmal in einem unterseeischen Gebirge mit Höhen bis etwa 1600 Meter in den Tiefen des Atlantischen Ozeans sich wiederholt, hat man zuerst bei den Käfern eine Verwandtschaft der Tierwelt auf den benachbarten Seiten der beiden Erdteile bemerkt. Sie wurde dann auch bei den Säugetieren erkannt, besonders bei jenen stumpfsinnigen Geschöpfen, die nach ihrem zahnarmen Gebiß Edentaten heißen, zu denen die Gürteltiere und die Faultiere gehören. Sie sind ursprünglich wohl in Afrika heimisch gewesen, zahlreiche fossile Arten wurden aber auch in Patagonien gefunden, und die lebenden Vertreter dieser Tierklasse kommen fast nur in Südamerika vor.

Denkt man sich ferner Südamerika an Afrika herangeschoben und so weit gedreht, daß beide aneinander passen, so ist es auch sehr merkwürdig, daß die Streichrichtung der Gebirge, die mit dem Amazonenstrom gleichläuft, mit jener von Nordost nach Südwest gerichteten der uralten Gneisgebirgszüge des Sudans übereinstimmt, daß dann südlich von Kap S. Roque und südlich von Kamerun die Streichrichtung einer geologisch jüngeren Formation den Biegungen der Küste folgt, und daß endlich die Gebirgszüge südlich von Buenos Aires in Richtung, Bau und Geschichte die Fortsetzung des ganz anders gearteten Kapgebirges bilden.

Wenn man dies sich nicht anders erklären kann, als daß einstens beide Kontinente zusammengehangen haben, so wird dadurch dem Glauben an die Unveränderlichkeit der Verteilung von Land und Wasser auf der Erde, der Lehre von der Permanenz der Ozeane, der Todesstoß gegeben. Die Verbindung stellte man sich zunächst durch einen in den Fluten des Atlantischen Ozeans versunkenen Erdteil vor, dem man den Namen Atlantis gab. Ein solcher Vorgang lag nahe bei den Anschauungen, die man sich von der Bildung der Erdteile und der Gebirge machte. Man nahm an, daß sich das Antlitz der alternden Mutter Erde mit Runzeln bedecke. Diesen traurigen Zustand sollte die Abkühlung in dem

Digitized by Google

frostigen Weltraum verursacht haben. Bei dem hierdurch veranlaßten Zusammenschrumpfen des Innern folge die Rinde nicht schnell genug, lege sich in Falten und einzelne Stücke stürzen in die Tiefe.

Aber wenn auch die Geologen mit langen Zeiträumen rechnen dürfen, so sind doch die Wanderungen jener erwähnten schwerfälligen Tiere von Afrika über ein 5000 Kilometer breites Land nach Amerika nicht ohne weiteres verständlich und das Aneinanderpassen der Streichrichtungen dreier verschiedenen Gebirgssysteme ist noch unerklärlicher.

Dabei haben wir die Frage der Abkühlung der Erde und der Art dieses Vorgangs ganz aus dem Spiele gelassen. Jedenfalls ist das Bild vom vertrocknenden Apfel, das man gebraucht hat, wenig glücklich gewählt. In einfacherer Weise würde vielmehr den einstigen Zusammenhang und das jetzige Auseinanderklaffen zweier Erdteile die geplatzte Kruste eines Kuchens versinnbildlichen, wo beide Seiten den ursprünglichen Zusammenhang verraten. Wer einmal die Bruchspalten am Nordende der Insel Hiddensee gesehen hat, weiß, daß solche Zerreißungen im kleinen vorkommen, und die Geologen kennen sie auch in größerem Maßstabe. Ein Beispiel ist der Grabenbruch in Ostafrika, von dem das Rote Meer einen Teil bildet.

Wenn man nun auch nicht die Ursache der Losreißung Südamerikas von Afrika ohne weiteres angeben kann, so muß man sich doch die Möglichkeit der horizontalen Verschiebung eines ganzen Erdteils vorstellen können.

Man wird dabei an schwimmende Eisschollen denken dürfen, die ja nur wenig spezifisch leichter als Wasser sind. In ähnlicher Weise stellt man sich die in der Hauptsache aus Gneis bestehenden Festlandsschollen auf einer spezifisch etwas schwereren, lavaähnlichen Flüssigkeit schwimmend vor, nur daß die spezifischen Gewichte in diesem Falle ungefähr das Dreifache desjenigen des Wassers betragen. Wie man auf diesen Gedanken gekommen ist und durch welche Tatsachen er seine Berechtigung erhält, wird in einer kleinen Schrift von Alfred Wegener über die Entstehung der Kontinente und Ozeane (in der Sammlung Vieweg) auseinandergesetzt. Daß der Meeresboden am Grunde der Ozeane sich wie eine zähflüssige Masse verhält, wird bereits durch die auffallende und für die Kabellegung sehr vorteilhafte Eigenschaft wahrscheinlich gemacht, daß er fast eben ist und eigentliche Gebirge mit Ausnahme des erwähnten nicht vorkommen, wofür sonst schwer eine Erklärung zu finden ist.

Man würde sich von der Erde etwa folgende Vorstellung machen müssen: Eine Kugel aus Nickeleisen von fast 5000 Kilometer Halbmesser bildet den Kern, den jene zähflüssige Magmaschicht in einer Mächtigkeit von 1500 Kilometer umgibt. Auf ihr ruht schwimmend eine anfangs geschlossene Kruste von 120 Kilometer Dicke, die sich aus Ursachen, die wir nicht kennen, teilweise zusammengeschoben hat, wobei die stärker belasteten Schollen etwas tiefer einsinken.

Solche Theorien, wie die soeben angedeutete, können freilich nicht ohne weiteres als neueste Errungenschaften der Wissenschaft angesprochen werden, aber sie können einen großen Wert als sog. Arbeitshypothesen erlangen. Werden

Digitized by Google

sie als richtig vorausgesetzt, so kann man die Folgerungen daraus mit den Beobachtungen, die man besitzt oder zur Vergleichung anstellt, entweder in Einklang finden oder man wird durch die Widersprüche zur Verbesserung der Theorie geführt.

Daß sie einer Anzahl von Tatsachen gerecht wird, kommt in den soeben angeführten Zahlenangaben zum Ausdruck. Sie beruhen auf Schlüssen, die man aus Beobachtungen von Richtung und Größe der Schwerkraft und aus Erdbebenaufzeichnungen ziehen konnte. Diese interessanten Ergebnisse, die uns gewissermaßen in das Innere der Erde blicken lassen, zu beleuchten, soll hier nicht unsre Aufgabe sein. Die andre Frage soll uns vielmehr beschäftigen, ob tatsächlich horizontale Verschiebungen von Kontinenten vorgekommen sind; sie bildet das Experimentum crucis, mit dem die Theorie steht und fällt.

Die merkwürdigen Zusammenhänge zwischen Südamerika und Afrika sind nur ein Beispiel unter vielen, die auf der Erdoberfläche entdeckt wurden. Eine besondere Wichtigkeit für unsre Frage haben die Beziehungen zwischen Nordamerika, Grönland und Europa, da man aus der Fauna, Flora und den geologischen Verhältnissen geschlossen hat, daß die Trennung dieser Landmassen erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit stattgefunden hat. Nach den aufgefundenen Fossilien muß man annehmen, daß Europa und Nordamerika noch im Anfange der Tertiärzeit zusammengehangen haben und erst am Ende derselben in der Hauptsache ohne Verbindung waren. Jedoch scheint zwischen Irland und Neufundland noch zur Eiszeit eine Landbrücke vorhanden gewesen zu sein. Hierfür ist unter anderm das gemeine Heidekraut ein Beweis, das sich außer in Europa nur in Neufundland und seiner Umgebung findet, und es gibt anderseits nordamerikanische Arten, die nur noch im Westen von Irland auftreten. Außerdem sind Anzeichen für eine nördliche Verbindung über Grönland noch bis in die Diluvialzeit vorhanden, worauf beispielsweise das Vorkommen der Gartenschnecke außer in Europa auf Island, Grönland, Labrador und Neufundland und ebenso die Flora Grönlands hinweisen.

Wenn man Schätzungen der Dauer der verschiedenen geologischen Zeitalter, die sich auf verschiedenen Wegen anstellen lassen, vertrauen darf, so kann man aus der Annahme, daß Europa und Amerika sich vor einer Million Jahren getrennt haben, und aus dem jetzigen Abstand beider Erdteile von etwa 3500 Kilometer schließen, daß sie sich im Durchschnitt jährlich um 3,5 Meter voneinander entfernt haben. Mir scheint diese Zahl noch etwas zu groß zu sein, auch wenn man die von Wegener angenommenen Zeiträume gelten läßt. Wenn die Trennung bereits im Pliozän erfolgt ist, wie manche Geologen meinen, so würde man ein Viertel davon oder rund einen Meter ansetzen können. Grönland dagegen, das sich erst zur Eiszeit, etwa vor 50000 bis 100000 Jahren, von Europa gelöst hat, würde eine jährliche Verschiebung von 10 bis 20 Meter zeigen müssen.

Gelingt es, solche Verschiebungen zu messen, so zeigt sich damit umgekehrt ein Weg, die Dauer der geologischen Zeitalter genauer, als dies bisher möglich war, kennen zu lernen und damit auch einen ersten Schritt zur Kenntnis des Alters der Erde zu tun.

Digitized by Google

Ein Mittel, Verschiebungen in ostwestlicher Richtung festzustellen, bieten die astronomischen Bestimmungen der geographischen Längen. Der Längenunterschied zweier Orte wird, woran kurz erinnert werden möge, durch Bestimmung der Ortszeit und Vergleichung der Uhren beider Orte in ein und demselben Augenblick erhalten. Die mitteleuropäische Zeit, die mit der Ortszeit auf dem Meridian durch Kolberg und Görlitz übereinstimmt, unterscheidet sich von der Greenwicher (Londoner) Zeit um eine Stunde. Einer Stunde Zeitunterschied entspricht ein Längenunterschied von 15 Grad. In verschiedenen geographischen Breiten ist die Länge der Längengrade verschieden, in der Breite von Greenwich und nahe übereinstimmend von Halle a. S. ist der Längengrad 69,5 Kilometer lang. Man erkennt aus diesen Bemerkungen, wie die astronomische Beobachtung die Verrückung in Metermaß zu messen verstattet.

Wenn man freilich bedenkt, daß hiernach in unsern Breiten einer Zeitsekunde nahezu 300 Meter entsprechen, so wird man den unsicheren älteren, durch Mondbeobachtungen erlangten Längenbestimmungen keinen entscheidenden Wert bei Beantwortung unsrer Frage beimessen können. Hat doch z. B. Lalande 1797 behaupten können, daß es nicht vier Orte auf der Erde gäbe, bei denen man (zu seiner Zeit) die Differenz der Meridiane auf 2 Sekunden kenne. In Grönland sind nur drei solche Längenbestimmungen vorhanden, die sich über den Zeitraum von 1823 bis 1907 erstrecken. Immerhin fordert die daraus folgende jährliche Zunahme der Entfernung um 25 Meter unsre Aufmerksamkeit heraus.

Abgesehen von der Vervollkommnung der Zeitbestimmungen ist es besonders die Methode der Uhrvergleichung, welche durch die Erfindung des elektrischen Telegraphen mit einem Schlage die Längenbestimmungen zu einer vorher ungeahnten Genauigkeit erhoben hat. Zuerst hat man vor siebzig Jahren in Nordamerika die telegraphischen Signale diesem Zwecke dienstbar gemacht. Nachdem schon 1844 der Längenunterschied zwischen Washington und Baltimore so bestimmt worden war, führte die Coast Survey der Vereinigten Staaten diese Methode 1846 ein. In Deutschland ist zuerst der Längenunterschied von Berlin und Frankfurt a. M. 1852 auf diese Weise erhalten worden. Man konnte die Lage der wichtigsten Orte sowohl der Vereinigten Staaten von Nordamerika wie in Europa nach ihrer geographischen Länge dann mit immer fortschreitender Genauigkeit in bezug auf eine Hauptstation desselben Kontinents festlegen. Aber bis zum Jahre 1866 fehlte die Möglichkeit, diese Hauptpunkte, Washington und Greenwich, selbst telegraphisch miteinander zu verbinden.

Dieser große Fortschritt der Verknüpfung der Alten und der Neuen Welt wird der Legung des transatlantischen Kabels verdankt, die bereits 1865 durch die Atlantische Telegraphen-Kompanie versucht wurde. Das Kabel brach aber mitten im Ozean. Im folgenden Jahre gelang es dem Kabeldampfer „Great Eastern“ der Englisch-Amerikanischen Kompanie, von Irland ausgehend in Neufundland mit einem neuen Kabel zu landen, und fast gleichzeitig war es gelungen, das verlorene Kabel wiederzufinden, so daß die Verständigung zwischen beiden Erdteilen sogleich auf zwei Wegen möglich war.

Digitized by Google

Es war wiederum die Coast Survey, die gerade vor einem halben Jahrhundert das neue Hilfsmittel für wissenschaftliche Zwecke dienstbar machte. Bereits in demselben Jahre 1866 sehen wir einen Beobachter in Hearts Content auf Neufundland und einen zweiten in Foilhommerum auf der Insel Valencia bei Irland, dem europäischen Endpunkt des Kabels, in Tätigkeit, um in beiden Richtungen die Signale aufzufangen. Da sich nämlich die Ankunft des Signals gegen seinen Abgang in dem 3500 Kilometer langen Kabel etwa 0,3 Sekunden verzögerte, so würde aus den europäischen Signalen die amerikanische Station 0,3 Sekunden oder etwa 90 Meter westlicher zu liegen scheinen und nach den amerikanischen Signalen die europäische Station um ebensoviel östlicher. Erst der Mittelwert gibt die wirkliche Längendifferenz.

Während die vor 1860 aus Mondbeobachtungen erhaltenen Längen oft mehrere Sekunden untereinander abwichen, gab dieser erste Versuch der Verwendung eines Kabels eine Bestimmung, die sich nur etwas über eine Zehntelsekunde von den 1870 und 1872 wiederholten und verbesserten Messungen unterschied. Die folgende Wiederholung im Jahre 1892 zeigte mit den letzten bereits eine Uebereinstimmung bis auf einige Hundertstel der Sekunde, und die neueren Arbeiten weisen eine weitere Zunahme der Genauigkeit auf, bei der einige Tausendstel der Sekunde verbürgt werden.

Wieder wurde ein neues Hilfsmittel in den Jahren 1913/14 durch die Franzosen und Amerikaner angewendet, das allerdings auf kleinere Entfernungen auch sonst und auch in Deutschland mit Erfolg gedient hat, nämlich die drahtlose Telegraphie. Bis jetzt sind allerdings nur die Ergebnisse der amerikanischen Beobachter bekannt geworden.

Auch das Geodätische Institut in Potsdam hatte im Hinblick auf die hier behandelte Frage der Verschiebung der Kontinente eine drahtlose Verbindung der europäischen und amerikanischen Längen geplant. Die Verhandlungen mit Amerika führten aber nicht zum Ziele. Als dann die Operation unter Leitung des um die telegraphischen Längenbestimmungen sehr verdienten, im Jahre 1915 verstorbenen Geheimrats Theodor Albrecht mit Benutzung des Kabels über die Azoren von Deutschland allein unternommen wurde, brach der Krieg aus. Die Zerstörung des Kabels von Borkum nach Horta bereitete den Arbeiten ein vorzeitiges Ende. Das infolgedessen nicht ganz gesicherte Ergebnis stimmt bis auf einige Tausendstelsekunden mit dem von 1892 überein, so daß man hieraus auf ein Abrücken Amerikas in der Zwischenzeit von 22 Jahren nicht schließen kann.

Die Vergleichung mit den alten Beobachtungen vor 1860 ist zu unsicher, und man muß die hoffentlich nicht mehr ferne Friedenszeit abwarten, um Fragen, wie die vorliegende, endgültig entscheiden zu können.

Digitized by Google

Religiöse Kurpfuscher

Von

Prof. Dr. J. Schwalbe (Berlin)

Das Aufsehen, das der Berliner Gesundbeterprozeß hervorgerufen hat, wurzelte mehr in den Mitteilungen über das tragische Ende zweier hochbegabter und beliebter Schauspielerinnen als in den Enthüllungen über das Wesen der christlichen Wissenschaft. Schon vor Jahren ist dieses Produkt amerikanischer Kultur bei uns heimisch geworden. Zeitungsartikel und Einzelschriften verbreiteten bereits damals über ihr Wesen die nötige Aufklärung, satirische Berichte über die Versammlungen der Scientisten wurden veröffentlicht, es wurde angegeben, daß der Kaiser den Mitgliedern der Hofgesellschaft, unter der diese geistige Epidemie wie so viele andre vordem recht beträchtlich herrschte, den Besuch der Sitzungen verboten habe. Schließlich hatten auch bei der Ausdehnung, die diese Afterwissenschaft gewann, wohl nicht wenige Gelegenheit, durch diesen oder jenen Bekannten in die Pforten ihres Tempels eingeführt zu werden; ich selbst erhielt die erste Kenntnis von dieser Lehre durch die Tochter eines hochangesehenen Berliner Pfarrers, die nicht nur den Glaubenssätzen der Christian Science in voller Ueberzeugung anhing, sondern auch in deren Dienste praktisch tätig war.

Auch die Rechtspflege hat schon früher Anlaß gehabt, sich mit der Christian Science zu beschäftigen. Im Jahre 1908 wurde eine Gesundbeterin in Charlottenburg, die ein Kind wegen starken Haarverlusts und dessen Vater wegen rheumatischer Beschwerden erfolglos „in Arbeit genommen" hatte, vom Schöffengericht wegen Betrugs verurteilt, vom Berufungsgericht aber — wie es zumeist in den Kurpfuscherprozessen geht — freigesprochen, weil ihr der „gute Glauben" zugebilligt wurde.

In demselben Jahre hat ein Berliner Landgericht den „Heilungsvertrag" zwischen einem Gesundbeter und einem Kranken für nichtig erklärt, weil er gegen die guten Sitten verstoße. In dem Urteil hieß es unter anderm: „Es würde mit gesunden sozialen Zuständen völlig unvereinbar sein, wenn der gewerbsmäßige Abschluß von Verträgen rechtliche Anerkennung fände, bei denen der Vertragswille der Parteien darauf gerichtet ist, daß die eine Partei gegen feste Bezahlung ihr angeblich besonders enges Verhältnis zu Gott benutzen soll, um einen angeblichen Eingriff übersinnlicher Kräfte in das Leben der andern Partei herbeizuführen. Der Glaube, daß jemand kraft besonderer göttlicher Gnade in der Lage sei, Kranke zu heilen, mag in mehr oder minder weiten Kreisen bestehen; die Anmaßung einer solchen Heilkraft aber in Verbindung mit der Ausübung eines auf diese Heilkraft sich gründenden, den Gelderwerb bezweckenden Gewerbebetriebes widerstreitet dem allgemeinen Sittlichkeitsempfinden, zum mindesten der gebildeten Kreise als der Kulturträger, und kann daher rechtlichen Schutz nicht genießen." Das Urteil verweist dann darauf, daß „die gewerbsmäßige

Digitized by Google

Ausnutzung vom Gesetze nicht anerkannter übersinnlicher Kräfte" bestraft werden könne, und betont dann: „Außerdem endlich erscheint das öffentliche Interesse an einer geregelten Gesundheitspflege im Volke dadurch gefährdet, daß durch den Einfluß der Christian Science Kranke der sachgemäßen und rechtzeitigen Behandlung durch den Arzt, den berufenen Hüter der Gesundheit des Volkes, entzogen werden."

Auch an diese beiden Prozesse schlossen sich, wie jetzt, Abwehrartikel von ärztlichen und juristischen Sachverständigen, die die wissenschaftliche Seite der Lehre, von Theologen, die ihren angeblich christlichen Inhalt aufs schärfste bekämpften. Wie wenig Erfolg, wenigstens für die Dauer, sie erzielt haben, ist durch den neuen Prozeß nur zu deutlich erwiesen worden.

Denjenigen, der das Kurpfuschertum aus der Geschichte und aus eigener Erfahrung kennt, wird dieses Ergebnis nicht überraschen. In der Natur der religiösen Kurpfuscherei ist es gegründet, daß sie unter allen Arten der unwissenschaftlichen Heilbehandlung am leichtesten in die Köpfe der Empfänglichen Eingang findet und am schwersten daraus zu vertreiben ist.

Wie der Glaube, so stützt sich auch der Aberglaube auf die Bibel. Will man völkerpsychologisch weit zurückgehen, so gelangt man zur Ursprungsquelle des Zauber- und Dämonenglaubens, dessen Elemente auch heute noch viel mehr als man annimmt, offensichtlich und verhüllt im Seelenleben der Völker eine Rolle spielen. Auch heute noch, wie in den Zeiten des geistigen Erwachens der Menschheit, sind abergläubische Vorstellungen vornehmlich an Krankheit und Tod — die sinnfälligsten und eindrucksvollsten Veränderungen im Ablauf des Lebens — geknüpft. Schon bei den primitiven Menschen entwickelte sich das Verlangen, gegen diese Störungen ihres Daseins Schutz zu finden, und so wurden, teils aus eigenem innerem Antrieb, teils von den Hilfebedürftigen dazu geschaffen, die Medizinmänner oder Schamanen geboren, die noch heute bei den wilden Völkern ihres Amtes walten. „Der Medizinmann der Wilden ist in Wahrheit der Vorfahre des heutigen Arztes und daneben in gewissem Sinn auch der des heutigen Priesters" (Wundt) und — kann man hinzufügen — des religiösen Kurpfuschers. In seiner weit fortgeschrittenen Entwicklung finden wir dann den „Medizinmann" als Priester in den Tempeln der Griechen, wohin die Kranken in Scharen pilgerten, um die Stimme der Götter zu vernehmen. Hier wie in der Folgezeit mußten die Wundertaten, die gegen Krankheit und Tod gerichtet waren, auf die Menschen den stärksten Eindruck machen. Den Religionsstiftern, den Heiligen, den gottseligen Priestern wurde deshalb vornehmlich die Errettung von Kranken und die Erweckung von Toten zugeschrieben. Diese Wunder waren die stärksten Beweise für die überirdische Kraft der Auserwählten. „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht" (Joh. 4, 48). Das Wunder ist in der Kirchengeschichte nicht nur „des Glaubens liebstes Kind", sondern oft genug erst das Piedestal gewesen, auf dem der in seinem besonderen Wesen erkannte Gebenedeite „erhöhet" worden ist. Und immer wieder sind es namentlich Krankheitsheilungen gewesen, die um die Häupter von

Digitized by Google

Menschen, aber auch um Werke der Natur und Menschenhand die Gloriole des Ueberirdischen gewoben haben.

Es wäre erstaunlich, wenn die wundertätige Fähigkeit, Krankheiten zu beseitigen, nicht allmählich erwerbsmäßig ausgebeutet worden wäre. Die dankbaren Genesenen drängten ja selbst zu dieser Entwicklung. Zu den Weihegeschenken, die in den Tempeln den Göttern und später in den Kirchen den Heiligen gestiftet wurden, gesellten sich naturgemäß Gaben, die man den irdischen Vertretern der Himmlischen darbrachte. Der Priester, der nicht nur den Teufel aus dem Ketzer, sondern auch den Dämon (!) aus dem Besessenen mit Beschwörungen trieb und Hexen die Fähigkeit, Vieh und Menschen krank zu machen, raubte, der konnte auch darauf vertrauen, daß er seine Kraft lebloſen Gegenständen zu übertragen vermöchte. So kamen, um nur ein Beispiel zu nennen, die verschiedenen Amulette[1]) zustande, die den Träger nicht nur gegen den bösen Blick, gegen Krankheiten und Verwundungen schützen, sondern auch von Krankheiten erlösen sollten. So erhielten ferner manche Quellen schon dadurch, daß an ihrem Orte Heilige, vornehmlich aber die Mutter Gottes, erschienen, eine Heilkraft, die (das ist nicht kritisch, sondern chronologisch bemerkt) so lange anhielt, bis eine neue Quelle auf die gleiche Weise zauberhaft wurde und — aus diesem oder jenem Grunde — die Gläubiger stärker anzog.

Manche Menschen vollführten sogar ohne priesterliche oder überirdische Weihe Handlungen, denen nach den Worten der Bibel eine wundertätige Wirkung zukommen durfte. Dahin gehört unter anderm das Handauflegen, das Salben mit Kirchenöl, das „Besprechen" — mit und ohne Hilfe von kreuzweise übereinander gelegten Stäbchen usw. (was übrigens auch bei Juden angewandt wurde) — und andere ähnliche Manipulationen. Dahin gehört auch das einfache Gebet. Freilich handelt es sich hier nicht um den Hilferuf, mit dem sich ein Leidender oder seine Angehörigen tief bekümmert an den Weltenlenker um Erlösung von einem Uebel wenden, sondern um ein Wundermittel in Worten, denen unmittelbar eine Einwirkung auf die Krankheit innewohnen soll, etwa gleich dem Geheiß Jesu: „Stehe auf und wandle!" oder „Weib, du bist von deiner Krankheit erledigt!" (Luc. 13, 11—13).

Hier stehen wir an der Schwelle der Christian Science. Der Anhänger der Lehre will nicht durch Erflehung göttlicher Gnade sich oder einem andern Kranken die Gesundheit erwirken, sondern er selbst glaubt sich befähigt, das Leiden zu bannen und seinen eignen Leib oder den seines Mitmenschen genesen zu lassen. Ein Zeit- und Geistesgenosse von Mrs. Eddy (Swet Marden) begründet diesen Anspruch eines jeden Gläubigen auf Wundermacht mit den Worten:[2]) „Warum sollten wir nicht göttliche Kräfte besitzen, da wir doch göttlichen Ursprungs sind? Ist es so unglaublich, daß wir an den Eigenschaften

---

[1]) Dazu gehört übrigens in gewissem Sinne noch das elektrisch aufgeputzte Voltakreuz, das bis vor kurzem berufen war, Krankheiten zu heilen.

[2]) Zitiert nach Rüegg, Die Christian Science in biblischer Beleuchtung. Berlin 1915.

Digitized by Google

unsers Schöpfers Anteil haben? Wir wundern uns doch auch nicht, wenn unsre Kinder uns ähnlich sind und unsere Kräfte und Eigenschaften besitzen. Warum sollten sich Gottes Kinder wundern, wenn in ihnen Göttliches ist?"

Erscheint schon nach dieser Vorstellung die Macht eines jeden über den sterblichen Leib nahezu schrankenlos, so wird sie freilich vollendet durch die Lehre von Mrs. Eddy, nach der es einen Leib überhaupt nicht gibt, die also auch die Gebrechen des Leibes „a priori" nicht anerkennt. „Leben, Wahrheit, Intelligenz oder Substanz existiert nicht in der Materie. Alles ist unbegrenzter Geist und seine unbegrenzte Manifestation, denn Gott ist alles in allem. Der Geist ist unsterbliche Wahrheit; die Materie ist sterblicher Irrtum. Der Geist ist das Reale und Ewige; die Materie ist nicht wirklich und zeitlich. Der Geist ist Gott, und der Mensch ist sein Bild und Gleichnis. Darum ist der Mensch nicht materiell; er ist geistig." Da Gott alles in allem ist, so kann auch das Schlechte, das Uebel gar nicht existieren, es kann also auch keine Krankheiten geben. Sobald wir uns das durch tiefe Versenkung in das göttliche Prinzip klargemacht, mit Gott eins geworden sind, verlieren wir Schmerzen und Krankheit. Solange aber Menschen nicht so stark sind, sich diesen Glauben zu „erdenken", kann ihnen durch vollendet Gläubige geholfen werden, indem diese sich mit der Vorstellung erfüllen, daß die Schmerzen und das Leiden des Patienten, der sich in ihre Behandlung begibt, nicht existieren. Ob dabei der Patient gegenwärtig ist oder sich an einem andern Ort befindet, spielt begreiflicherweise gar keine Rolle, denn Materie gibt es nicht, und denken kann man selbst an jemand, der auf dem Mond weilt.

Wie absurd auch dieser Vorstellungskreis, namentlich der naturwissenschaftlich gerichteten Erkenntnis, erscheinen mag, so wird doch eine scharfe Trennung der Christian Science von der wortgläubigen Bibelorthodoxie für unmöglich angesehen. „Die orthodoxe Kirche und die Gesundbeter gehören zusammen," schreibt (offenbar) ein Geistlicher in der „Voss. Ztg." vom 18. Oktober 1908. „Nur wer dem Neuen Testament selbständig und frei gegenübersteht . . ., wer in Krankheitsfällen nicht die Gemeindeältesten kommen läßt, daß sie ihn mit Oel salben und für seine Genesung beten (Jakobusbrief), sondern sich dem Arzt anvertraut: also nur der kirchliche Liberalismus hat eine freie und ehrliche Position gegen die Gesundbeter."

Gleichwohl haben auch die Kirchlich-Konservativen aus ihrem Widerstand gegen die „Christliche Wissenschaft" kein Hehl gemacht. Sie ist — wie die „Deutsche Tageszeitung" ausführt — „trotz des guten Glaubens und des christlichen Sinnes wohl vieler ihrer Anhänger mit dem gesunden biblischen Christentum unvereinbar". Was aber die besonders lebhafte Verwahrung der Redaktion dieser Zeitung hervorruft, ist der „geschäftsmäßige Anstrich der Gebetsleistung". „Wenn gewisse Leute aus der Fürbitte ein Geschäft machen, so ist das eine gröbliche, frevelhafte Versündigung gegen das Christentum. Hier kann auch guter Glaube nicht als mildernder Umstand wirken."

Digitized by Google

Wer die Geschichte der Christlichen Wissenschaft und ihrer Verkünderin kritisch prüft, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß, wenn auch vielleicht nicht der Ausgangspunkt, so doch die Haupttriebfeder für ihr ganzes Wirken weder das Christentum noch die Wissenschaft, sondern das Streben nach kurpfuscherischem Erwerb gebildet hat. Als Kind puritanischer Eltern war Mary Baker-Eddy für jene Weltauffassung prädestiniert, die durch die Verbindung von kapitalistischem Geist mit religiöser Gesinnung eine charakteristische Prägung aufweist. „Der Erwählte bewährt sich durch treue Erfüllung seiner irdischen Berufspflicht. Als solche erscheint unter gegebenen Verhältnissen der bürgerliche Gelderwerb" (v. Schulze-Gaevernitz). Ihre höchste Blüte hat diese Weltanschauung ja im jetzigen Kriege durch das Zusammenwirken der Kriegsmaterialfabriken mit der salbungsvollen Friedensbewegung Amerikas getrieben.

Zu ihrer puritanischen Denkweise gesellte sich bei Mary Baker eine nervöse Konstitution, die sich frühzeitig in hysterischen Erscheinungen kundgab. In ihren ersten beiden Ehen, in ihrem Verhältnis zu ihrem eignen Kinde und zu ihrem Adoptivsohn offenbart sie Eigenschaften, die die Zeichnung ihrer Persönlichkeit, welche der Reverend Wiggin in Boston von ihr gab („Sie ist eine furchtbar geriebene Frau, schlau und durchtrieben"), berechtigt erscheinen läßt. Angeblich in einer lebensgefährlichen Erkrankung und schon sterbend — beides hat ihr damaliger Arzt eidlich bestritten! —, will sie durch die Versenkung in das Evangelium Matthäi und durch ein inniges Gebet plötzlich erleuchtet und „durch ein Wunder, das Gott an ihr getan", errettet worden sein. „Vorbereitet" war sie offenbar für dieses Wunder durch das Studium von theosophischen und sonstigen sektiererischen Schriften, insbesondere eines Doktor Quimby. Es erscheint unzweifelhaft, daß sie, die „weder belesen noch irgendwie gelehrt" war, ihre „ganze Wissenschaft von Quimby hatte, den sie nach seinem Tode als den großen Führer und ihren speziellen Lehrer gefeiert hat" (Wiggin). Aber sie wußte diese Wissenschaft anders als er „materiell" auszunutzen, trotzdem sie die Existenz der Materie überhaupt leugnete. Welche Reichtümer sie mit ihren Unterrichtskursen der „Christlichen Wissenschaft" (erst zwölf Lektionen für 100 Dollar, später sieben Lektionen für 300 Dollar) und mit ihrem Buche „Science and Health" erwarb, ist bekannt. Bezeichnend für das Land, in dem sie diese Erfolge errungen hat, ist die Tatsache, daß sie in Boston mit staatlicher Autorisation das Metaphysical College of Massachusetts gründen konnte, von dem nicht weniger als 4000 Schüler, in der Lehre unterrichtet, als ihre Apostel in das Land hinauszogen. Kein Wunder, daß in Amerika die Adepten dieser „Wissenschaft" ins Ungemessene sich vermehrten.

Auf ihrer Wanderung durch die übrige Welt fand die Christian Science auch in Deutschland Eingang und Verbreitung. Wir können leider dem — wohl nur aus dem Pathos unsrer Zeit geborenen — Schlußsatz des im Berliner Prozeß gefällten Urteils: „Es handelt sich um eine Lehre, die mit dem deutschen Geist, dem deutschen Wesen und dem deutschen Empfinden nicht das geringste gemein hat", nicht zustimmen. Es wäre sehr zu wünschen, daß es so wäre.

Digitized by Google

Aber die Kulturgeschichte unsers Vaterlandes lehrt, daß auch bei uns sowohl die religiöse Sektiererei — und oft genug der Pietismus im besonderen — geblüht hat, als auch das Kurpfuschertum im weiten Umfange von jeher bodenständig gewesen ist. Und ebensowenig hat es an Vertretern der religiösen Kurpfuscherei, die sich im Namen Gottes und der Heiligen Schrift ihre Künste bezahlen ließen, bei uns gefehlt. Immerhin ist zuzugeben, daß Lehre und Praxis der Christian Science bei ihren Anhängern einen besonders hohen Grad von Urteilsmangel voraussetzt. Wenn sie trotzdem auch bei zahlreichen Mitgliedern der sog. gebildeten Gesellschaft Eingang gefunden hat, so ist diese Tatsache wohl zum Teil als Ergebnis einer allgemeineren Zeitströmung anzusehen. Der radikale Materialismus mit seiner geist- und gemütlosen Mechanisierung des Lebens löste, nachdem er im wesentlichen abgewirtschaftet hatte, eine Reaktion aus, die — wie gewöhnlich — nicht wenige zum entgegengesetzten Extrem und damit in die Arme der stets lauernden Mystik führte. Nicht nur in den religiösen Richtungen, sondern auch in der Kunst, insbesondere in der Literatur machte sich dieser Umschwung geltend. Auf solchem Boden konnte ein Gewächs wie die Christian Science schnell Wurzeln schlagen. Schärfer konnte in der Tat die Gegnerschaft gegen den Materialismus nicht ausgedrückt werden als in der (angeblich) Eddyschen Lehre, daß es überhaupt keine Materie gebe. Wenn unter den Adepten Mitglieder des Geburtsadels besonders zahlreich vertreten sind, so wird auch diese Tatsache denjenigen, der die Entwicklungsgeschichte des Geisteslebens verfolgt, nicht überraschen. Mit der Wissenschaft hat der über der gemeinen bürgerlichen Welt thronende Adel von jeher auf gespanntem Fuße gestanden, und „die freien Ritter in ihrem furchtbaren Aberglauben, in ihrer ozeantiefen Unwissenheit“ (Detlev v. Liliencron) haben sich auch in das zwanzigste Jahrhundert hinübergerettet.

Der Tod der beiden Schauspielerinnen hat ein grelles Licht auf die Höhe der Gefahren geworfen, die die Christian Science im besonderen und das Kurpfuschertum im allgemeinen für die Kranken heraufbeschwören kann. Von allen Seiten ist der Ruf nach Schutz und Abhilfe erschollen. Aerzte, Lehrer, Geistliche sind auf den Plan gerufen worden, damit sie das Volk aufklären. Des Appells an die Aerzte hätte es nicht bedurft. Seit Jahr und Tag bemühen sich die deutschen Aerzte in Wort und Schrift, persönlich und durch ihre Standesvertretungen, die Oeffentlichkeit über das Wesen und die Gefahren des Kurpfuschertums zu belehren. Wiederholt sind auch Sammlungen von Kurpfuscherwerkzeugen dem Publikum vorgeführt worden, um durch Anschauung die Natur und die Folgen der pfuscherischen Behandlungsmethoden zu erweisen. Der Berliner Gesundbeterprozeß hat aber wieder gezeigt, wie wenig mit allen diesen Bemühungen erreicht worden ist. Wird doch den Aerzten auch von Vertretern der Intelligenz oft genug entgegengehalten, daß sie in ihrem Kampfe gegen die Laienbehandlung Partei seien, oder gar, daß sie dabei für ihre eignen materiellen Interessen besorgt wären. Als zweites Gegenargument wird mit Nachdruck der Hinweis ins Feld geführt, daß die Heilkunde oftmals von Laien hervorragend

Digitized by Google

gefördert worden sei: und man stützt sich dabei immer wieder besonders auf die Namen Prießnitz, Kneipp, Hessing. Ferner wird geltend gemacht, daß auch die medizinische Wissenschaft und die Aerzte nicht weniger als die Kurpfuscher Irrtümer begehen und Mißerfolge erleben.

Ich kann mich an dieser Stelle nicht ausführlich auf die Zurückweisung dieser und andrer Rechtfertigungsmittel der Kurpfuscherfreunde einlassen; nur in wenigen Worten möchte ich folgendes bemerken. Die Bereicherungen, die die praktische Krankenbehandlung durch einige wenige Laien erfahren hat, stellen fast durchweg Methoden dar, die schon früher in der Heilkunde benutzt, aber — auch die praktische Wissenschaft hat ihre Moden — wieder vergessen worden waren. Von den Laien wiedererweckt, erlangten sie erst in den Händen der Aerzte eine sachgemäße Gestalt durch wissenschaftliche Ergründung, durch Beschränkung auf geeignete Fälle, durch Ausbau nach zulässigen Richtungen. Die grobe Wasserbehandlung eines Prießnitz war das wiederangewandte Verfahren des Arztes Sigismund Hahn und wurde erst zu einer neuen rationellen Heilmethode durch den ausgezeichneten Wiener Professor Winternitz erhoben. Die heutige außerordentlich vielfältige Hydrotherapie ist das Werk der wissenschaftlichen Medizin; weder von Prießnitz (abgesehen von dem noch seinen Namen tragenden „Umschlag") noch von Kneipp ist bei ihren Anwendungsarten etwas Wesentliches übriggeblieben.

Daß auch die medizinische Wissenschaft und ihre Vertreter Fehler begehen, soll gewiß nicht bestritten werden. Diesen Einwand werden wir so lange geduldig ertragen können, als auch alle anderen Werke menschlichen Schaffens der Unzulänglichkeit unterworfen sind. Aber ich lasse mir doch deshalb nicht ein Haus von einem Schneider bauen, weil Architekten sich als minderwertig erwiesen haben, und ich übergebe nicht meinen Prozeß einem Winkelkonsulenten, weil auch in der Rechtspflege bis hinauf zum Reichsgericht Irrtümer vorkommen.

Die Heilkunde ist wie die Jurisprudenz, die höhere Technik, die Philologie usw. eine Wissenschaft. Zu ihrer vernunftgemäßen Ausübung bedarf es der Kenntnis des Baues des Körpers und seiner Verrichtungen, der Einsicht in die Ursachen, das Wesen und den Verlauf der Krankheiten, des Verständnisses für die Wirkung der Behandlungsmethoden. Ohne diese weitschichtige und tiefgehende Vorbildung tappt jeder, der heilen will, im Dunkeln, wie der Blinde unter den Farben, und wer trotzdem kuriert, handelt — wie es oft genug die Gerichte ausgesprochen[1]) und Tausende von Kranken an ihrem Leibe erfahren haben — fahrlässig am Leben derer, die sich ihm anvertrauen.

[1]) „Jeder, der die Heilkunde gewerbsmäßig betreibt, ist verpflichtet, sich die zu deren Ausübung erforderlichen Fähigkeiten anzueignen. Versäumt er dies und übernimmt er trotzdem die Behandlung einer Krankheit, die er nach dem Stande seiner Kenntnisse und seiner Ausbildung entweder nicht richtig zu erkennen oder nicht richtig zu behandeln versteht, so kann er im einzelnen Falle schon dadurch fahrlässig handeln, daß er trotz seiner mangelnden Ausbildung die Behandlung übernimmt, ohne sorgfältig zu prüfen, wie weit er nach seinen individuellen Fähigkeiten sachgemäße Hilfe leisten kann" (Urteil des Reichsgerichts vom 15. Oktober 1906).

Digitized by Google

Mit einer solchen Beweisführung wird man leider nur auf die wirklichen „Intellektuellen" Eindruck machen. Bei einer Bevölkerung, in der ein „Heilbuch" des Kurpfuschers Bilz — dessen „Sanatorium" trotz (oder vielleicht wegen) der Mitwirkung approbierter ärztlicher Heilgehilfen von der Behörde wegen gesundheitswidriger Mißstände geschlossen worden ist — zu Hunderttausenden von Exemplaren gekauft worden ist, müssen die Hebel zur Aufklärung früher angesetzt werden. Schon in der Schule, und zwar nicht nur in der höheren, müssen die Grundelemente der Gesundheits- und Krankheitslehre dem Verständnis des Volkes nahegebracht werden. Diese Aufgabe kann nicht besser als durch die Einführung oder Verstärkung des naturwissenschaftlichen Unterrichts gelöst werden. Erst wenn die heranwachsende Generation eine bessere Vorstellung als bisher von den biologischen Vorgängen in unserm Organismus und von den Naturzusammenhängen überhaupt erhält, werden ihre Gehirne im allgemeinen gegen die schlimmsten Vorspiegelungen von Scharlatanen verschiedener Gattung gerüstet sein. Auch in dem zweiten Bericht (1906) der von der Deutschen Naturforscherversammlung eingesetzten Unterrichtskommission wird der Wert eines richtig erteilten naturwissenschaftlichen Unterrichts für die nationale Volkserziehung begründet und dabei bemerkt: „Würde z. B. das Kurpfuschertum bei einem nur einigermaßen naturwissenschaftlich aufgeklärten Volke wohl je zu solcher Blüte haben gelangen können, wie es jetzt tatsächlich der Fall ist?"

Freilich, die Dummheit und der Aberglauben wird gewiß auch auf diesem Wege nicht ausgerottet werden. Wenn im Berliner Gesundbeterprozeß ein Hauptmann und ein Oberstleutnant sich als überzeugte Anhänger der Christian Science bis zu allen Konsequenzen bekennen, wenn ein Ingenieur auf Befragen des Gerichtsvorsitzenden erklärt, daß eine Tonne Dynamit, auf der ein Scientist säße, nicht explodieren würde, so erhält man einige Proben für das Maß von Urteilslosigkeit, die selbst gebildete Männer solchen Irrlehren gegenüber beweisen können. Die Geschichte des Aberglaubens erweitert diese Erfahrung in nicht geringem Maße. Wir wissen, daß auch hervorragende Aerzte bei Verringerung ihrer Verstandesschärfe, namentlich im vorgerückten Alter, der Mystik verfielen: ich brauche nur an die Beziehungen des altersschwachen Lombroso zum Spiritismus zu erinnern. Ein Hang zur Mystik ist — man kann es wohl ohne Uebertreibung sagen — jedem Menschen eingeboren, und dieser Hang wird um so mehr in Erscheinung treten, je schwächer ihm die Erkenntnis der Naturgesetze im allgemeinen und der Lebensvorgänge im besonderen entgegenwirkt, je mehr der Verstand dem Gemüt, die Erfahrung der Spekulation die Zügel überläßt.

Ist somit nicht zu erwarten, daß auch durch weitgehende Aufklärungsarbeit allein, sei es in der Schule oder späterhin, ein genügender Schutz gegen die Schäden des religiösen und profanen Kurpfuschertums gewonnen werden kann, so muß die Fürsorge des Staates im öffentlichen Interesse weitere Maßnahmen zugunsten seiner Bürger treffen. Nun hat ja unser Strafgesetzbuch und das Bürgerliche Gesetzbuch eine Reihe von Bestimmungen, durch die die Kurpfuscher zur Rechenschaft gezogen werden können. Aber einmal gab und gibt

Digitized by Google

es viele Gerichte, die den Kurpfuschern für ihre Tätigkeit — auch wenn sie für den Laienverstand noch so sehr den Stempel des Betruges trägt — den „guten Glauben" beimessen und sie deshalb freisprechen. Anderseits wird, wenn die Kurpfuscher verurteilt werden, damit doch nur eine Sühne für begangene Schuld geschaffen: der Schaden an Gesundheit und Leben ist geschehen und oft genug nicht wieder gutzumachen. In richtiger Würdigung dieser Tatsache hat die Reichsregierung im Jahre 1910 dem Reichstag einen Gesetzentwurf zugehen lassen, der durch eine Reihe von Bestimmungen — insbesondere die Meldepflicht der Kurpfuscher bei den Polizeibehörden; ihre Verpflichtung zur Buchführung; die Möglichkeit, den Heilgewerbebetrieb unter gewissen Umständen zu untersagen; das Verbot der Fernbehandlung, der Behandlung der Geschlechtskrankheiten; Verbot des Verkehrs mit Gegenständen, die bei Menschen die Konzeption verhüten oder die Schwangerschaft beseitigen sollen, mit Arzneien, Apparaten usw., die zur Verhütung oder Beseitigung von Krankheiten dienen, wenn davon eine Schädigung oder Täuschung zu befürchten ist; Verbot von Geburtshilfeleistungen; die Einschränkung der Reklame — vorbeugend zu wirken und die schlimmsten Auswüchse des Kurpfuschertums zu verhüten versuchte. Meine trübe Ahnung über das Schicksal, das diesem Entwurf in unsrem Parlament beschieden sein würde, bestätigte sich. Wahrnehmung materieller Interessen, mangelnde Einsicht in die Schäden des Kurpfuschertums, Feindschaft gegen die medizinische Wissenschaft und deren Vertreter, manchesterliche Rücksichtnahme auf freie Ausübung des Heilgewerbes und andre Motive bewirkten in der zur Beratung eingesetzten Kommission eine solche Verschlechterung des Entwurfs, daß die Regierung mit Recht auf weitere Verhandlungen verzichtete und den Entwurf zurückzog. Wer die damaligen Kommissionsberichte prüft, muß das Maß von Unverständnis, das eine Reihe von Volksvertretern gegenüber wesentlichen Fragen der Heilkunde bewies, erstaunlich finden und wünschen, daß die auch jetzt wieder verlangte „Aufklärung" zunächst den durch den Stimmzettel Auserwählten des Volkes selbst zuteil werden möge. So wurde von Abgeordneten auf die Heilung des Krebses mit der damals noch gepriesenen Elektrohomöopathie (wo ist sie heute?), auf die Genesung eines „ungesunden" Knaben nach Behandlung mit fettem Hundefleisch, auf die Beseitigung von Warzen, Kopfrose u. dergl. durch „Besprechen", auf die Heilkraft der Magnetiseure und ähnliche „Tatsachen" verwiesen: kurz, der krasseste Aberglaube und die weitestgehende „Vorurteilslosigkeit" gegen alle Kurpfuschermethoden blühten in den Köpfen von Reichstagsabgeordneten aller Parteien, die dazu berufen waren, das Volk vor den Schäden unwissender, zum Teil betrügerischer Krankenheiler durch ein Gesetz zu schützen.

Wie auf manchen andern Gebieten, so hat auch in der Bekämpfung des Kurpfuscherschwindels während des Krieges die Militärdiktatur schnell und sicher — von der „Erwägungen" Bläße nicht angekränkelt — eingegriffen. Die Ankündigung und Verbreitung von Behandlungsarten für Geschlechtskranke durch Nichtärzte und ebenso die Behandlung geschlechtskranker Soldaten durch Nichtärzte ist von zahlreichen stellvertretenden Generalkommandos verboten. Die

Digitized by Google

öffentliche Anpreisung und der Verkauf von Abtreibemitteln, das Angebot „diskreten Rates“ an Frauen und Mädchen, die Ankündigung und der Hausiervertrieb von empfängnisverhindernden Mitteln ist untersagt worden. Die Veröffentlichung von Kurpfuscheranzeigen wird im Bezirke eines Generalkommandos nicht zugelassen u. dgl. m.

Man kann nur wünschen, daß auch von diesen kriegsgeborenen Einrichtungen die Friedenszeit befruchtet werden möge. In den Erörterungen über die Maßnahmen zur Geburtenvermehrung haben wir schon gemerkt, daß hinsichtlich des Verbots des Hausierbetriebs mit empfängnisverhütenden und abtreibenden Mitteln mancher von den Volksvertretern aus einem Saulus ein Paulus geworden ist.

Jeder hat für seinen Teil dazu beizutragen, daß die ungeheuren Opfer, die dieser Krieg an Leib und Leben erfordert, nicht ohne Not vermehrt werden. Nicht der Kurpfuscher, sondern der Arzt ist, wie der Richter sagt, „der berufene Hüter der Gesundheit des Volkes“.

Der Nestor der deutsch-römischen Künstlerschaft

Von

Archivrat Dr. J. Lulvès (Hannover)

Rom! Was alles bedeutete dieser Name vor Jahrzehnten für ein Künstlergemüt! Wer nicht einige Jahre in der Künstlergemeinde Roms gearbeitet und gerungen, wer nicht in den Stanzen und Loggien des Raffael, vor dem Moses des Michelangelo die Weihen empfangen hatte, der konnte nicht Anspruch darauf erheben, als Künstler für voll zu gelten.

Anders heute! Die Kunst hat längst abweichende Bahnen eingeschlagen. Von dem Klassizismus, von der Romantik, speziell in der Malerei, ist sie über den Realismus zum Impressionismus und zu den weiteren modernen Neubildungen dahingeschritten. Auch die verhältnismäßig wenigen deutschen Künstler, die noch heute in Rom studieren und wirken, gehen im Sinne der modernen Kunstrichtungen ihre eigenen Wege, wenngleich Roms Boden und Italiens Sonne häufig genug besondere Kräfte in ihnen erwecken.

Aus jener alten Zeit war in Rom ein einziger Künstler übrig geblieben, der mit seinen zweiundneunzig Jahren über eine bedeutungsvolle Zwischengeneration hinweg uns mit jener früheren Epoche als lebendiger, geistesfrischer Zeuge verband: der Bildhauer Heinrich Gerhardt, der nunmehr ebenfalls heimgegangen ist; er starb am 24. Oktober 1915 in seiner Vaterstadt Kassel, die er wenige Wochen zuvor hatte aufsuchen müssen in Rücksicht auf die kriegerischen Verwicklungen, an denen nun ebenfalls Italien durchaus teilnehmen wollte.

Am Weihnachtsabende 1844 hatte Gerhardt als einundzwanzigjähriger Jüngling (geboren am 24. August 1823) seinen stillen Einzug in Rom gehalten, in der Stadt des reaktionär gesinnten Papstes Gregor XVI.

Digitized by Google

Der Bildnerei, welcher er seine Kraft und sein Leben widmen wollte, war dort durch den Dänen Bertel Thorwaldsen in fünfundvierzigjähriger Tätigkeit die Richtung gewiesen worden; eben war dieser in seiner Heimat Kopenhagen gestorben.

1844! Wir stehen in den ersten Regierungsjahren des kunstsinnigen Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, in den letzten des ebenso kunstsinnigen Ludwig I. von Bayern. Beider Einfluß als Mäzenatenfürsten macht sich in Rom geltend, mittelbar auch in Gerhardts Leben. Friedrich Wilhelm, der gleich nach seiner Thronbesteigung Peter v. Cornelius nach Berlin berufen hatte, ohne ihn damit Rom zu entfremden, war durch die Erteilung eines Auftrages an den Kasseler Bildhauer Werner Henschel der Urheber von dessen Uebersiedelung nach Rom geworden; Henschel sollte bald sein Schüler Heinrich Gerhardt nachfolgen.

Der Künstlerkreis, den er in Rom vorfand, stand in reger Verbindung mit dem gekrönten Kunstfreund aus dem Hause Wittelsbach, er ist uns teilweise bildlich überliefert in Franz Catels bekanntem Gemälde der Münchner Alten Pinakothek: „König Ludwig in der Weinschenke des Raffaele Anglada“: Außer Cornelius, der in jenen Jahren bereits für seinen neuen Gönner die großen Kompositionen zu dem in Berlin geplanten Kamposanto des Hohenzollernhauses, so die apokalyptischen Reiter, an seiner altvertrauten Wirkungsstätte schuf — acht Jahre später sollten an gleicher Stelle die Entwürfe zur „Erwartung des Weltgerichts“ folgen —, Joh. Friedr. Overbeck, der ebenfalls noch auf der Höhe seiner Wirksamkeit tätige Führer der Nazarenerschule, Bildhauer Joh. Mart. Wagner, der treue Freund und Diener König Ludwigs, der Hüter seiner Villa Malta, und zwei nicht unbedeutende Maler, welche als Nestoren der römisch-deutschen Künstlerschaft Vorgänger Gerhardts werden sollten: der Landschafter Joh. Chr. Reinhart, der 1789 den Ponte Molle überschritten hatte,[1]) und August Riedel, der die zumeist etwas süßlichen italienischen Motive für Genrebilder zur Mode zu erheben verstand, sodann Friedr. Preller, der Meister der heroischen Landschaft, Willers, Gurlitt und Andreas Achenbach, die Geschichtsmaler Joh. Veit, K. Rahl, der durch seinen Aachener Bilderzyklus aus der Geschichte Karls des Großen bekannte Alfr. Rethel, der Aquarellist K. Werner, die Bildhauer Schievelbein, Steinhäuser, Jerichau aus Dänemark und als Vertreter der religiösen Plastik W. Achtermann, ein Schüler Rauchs, der ebenfalls einst unter römischem Himmel gearbeitet hatte. Für diesen Kreis, dem natürlich außerdem eine Reihe geringwertigerer Künstler angehörte, war ein unermüdlicher Mäzen und Freund der in Rom ansässige hannoversche Diplomat Aug. Kestner, neben der strahlenden Gnaden-

[1]) Daten und einzelne Angaben über römische Künstler verdanke ich dem grundlegenden Buche von Friedr. Noack, „Deutsches Leben in Rom 1700/1900“, dessen zweite, vielfach vermehrte Auflage jetzt in Aussicht steht. Persönliche Erinnerungen an Gerhardt hat derselbe Verfasser niedergelegt in dem Literatur- und Unterhaltungsblatt der „Kölnischen Zeitung“ vom 31. Oktober 1915 (Nr. 1110).

Digitized by Google

sonne, König Ludwig; dieser konnte ja bloß vorübergehend sein römisches Besitztum, die Villa Malta, besuchen.

Die letzten der ausgelassenen, vielbesungenen damaligen Künstlerfeste, die Versammlungen der Ritter vom Bajokko in der Ponte-Molle-Gesellschaft, welche 1845 dem Künstlerverein Platz machen mußten, und die Frühlingsfeste in den Cervaro-Grotten, die sich in der Hauptsache nur bis zum Revolutionsjahre halten konnten, hatte Gerhardt noch mitgemacht.

Er ist dann ein Mitbegründer des „Deutschen Künstlervereins" geworden, der in seiner Blütezeit die Heimstätte und der Mittelpunkt für die Deutschen in Rom werden sollte; dabei gehörte er aber auch zu jener Künstlergruppe, die, wie manche andere, in zeitweiligem Gegensatz zu dem zu elegant erscheinenden Künstlervereine, sich zu einer besonderen Gesellschaft vereinigt hatte, zum „Tugendbunde". Sie versammelte sich nach alter Künstlersitte in einer kleinen Osteria bei gutem Weine.

Dort hat sie im Herbste 1852 Paul Heyse aufgesucht. Ihn führte Arnold Böcklin ein. Neben Gerhardt saßen da seine beiden Hausgenossen aus der Wohnung, die er nach dem Tode seines Lehrers Henschel übernommen hatte (Passeggiata di Ripetta 33—35), der tüchtige Landschafter Franz-Dreber und Gerhardts Landsmann und Kunstkollege G. Kaupert. Zu diesem Kreise traten später außer einem weiteren Kasselaner, Maler Gunkel, ein Schüler Thorwaldsens, P. Schöpf, und ein Schüler Böcklins, R. Schick, hinzu. Sie bildeten in den sechziger Jahren einen Bocciaklub, der sich nach getaner Arbeit im Hofe der Villa Malta am italienischen Kugelspiel ergötzte.

Schon die Namen Franz-Dreber und Arnold Böcklin beweisen, daß die Künstlerumgebung Gerhardts sich gegenüber dem Kreise, in den er ursprünglich eingetreten war, in ihren Tendenzen bedeutend geändert hatte. Vor allem war in der Landschaftsmalerei eine Wandlung eingetreten. An die Stelle der historischen Landschaft eines Friedrich Preller, der als Schüler des knorrigen J. A. Koch noch „an den Traditionen der heroisch-dekorativen Landschaft festhielt", traten düstere Stimmungseffekte. Der Genremalerei wiesen in jener Epoche neue Wege Anselm Feuerbach, der als einer der ersten deutschen Maler nach Paris zum Studium gegangen war und damit gewissermaßen eine künstlerische Abwendung von Rom einleiten sollte — in den letzten sechs Jahren seines römischen Aufenthalts (1867—1873) verkehrte er mit Gerhardt schon als Nachbar näher —, sodann K. v. Piloty und F. Lenbach, der sich bald zum gefeierten Porträtisten herausarbeitete, ferner der Gerhardt persönlich befreundete Meister der modernen Freskomalerei Hans v. Marées, der Kupferstecher J. Allgeyer, Feuerbachs Freund und Biograph, u. a.

Eine einzigartige Stellung nahm damals ein russischer Maler ein, A. A. Iwanow, als einer der ersten Vertreter des historischen Realismus in Rom, den er in einem Gemälde von gewaltigen Dimensionen zum Ausdruck brachte. Er hatte ein Vierteljahrhundert lang daran gearbeitet: „Die erste Erscheinung des Messias im Volke"; es erregte bei seiner Vollendung die allgemeine Bewunderung. Der bereits 1858 mit einundfünfzig Jahren verstorbene Künstler stand Gerhardt

Digitized by Google

nahe. Als später nach Jahrzehnten Nachkommen des russischen Malers in dem Freunde durch die unerwartete Uebersendung einer Photographie des Bildes die Erinnerung an jenes Werk und seinen Schöpfer wachriefen, konnte er seine Freude kaum bemeistern.

Auch in der Bildnerei meldete sich damals nach und nach das Aufdämmern einer neuen Zeit, die durch Joh. Schilling, A. Wittig, K. Cauer, J. Kopf und Ed. Müller, vor allem durch Reinhold Begas bezeichnet wurde, dessen revolutionäre Größe Gerhardt stets neidlos anerkannte. Ihm selbst war es nur gegeben, in der hergebrachten klassischen Richtung ehrlich und strebsam weiterzuarbeiten. Ehrlich, ohne fremdem Geschmack oder der Mode Zugeständnisse zu machen, aber durchaus nicht ohne künstlerische Erfolge. Das beweisen schon die bekannteren seiner Arbeiten, wie „Amor und Bachus", „Nymphe mit Amor", die „Schauklerin", welche er, verschiedenen Wünschen Rechnung tragend, viermal wiederholte, ferner ein „Paris", die mehrmals ausgeführte „Mutter, die ihr Kind unterrichtet", „Pan und Syrinx" (1880) usw.

Einige von diesen Arbeiten waren, ebenso wie die im Stile Donatellos 1876 ausgeführte „Madonna mit dem Christusknaben" und aus dem folgenden Jahre die „Religio" auf rotem Sarkophage, ein Grabmonument, ferner 1885 die kleinen Figuren „Rebekka" und „Flora", auf Bestellung entstanden.

Eine größere Zahl Gerhardtscher Werke wußte ein kunstsinniger Deutschrusse, E. H. Brandt, in seiner prachtvollen Villa Brunnenhof bei Zürich zu vereinigen: die „Eurydike" auf einem Postament mit vier Reliefs, die in dramatischer Lebendigkeit Szenen aus ihrer Geschichte wiedergeben, ferner Reliefdarstellungen der Goetheschen Balladen „Der Fischer" und „Die Spinnerin", alle drei Werke um 1876 entstanden, ein „Erzengel Michael im Kampfe mit dem Drachen" von 1881 und als bestes das Brunnenrelief „Rebekka und Elieser" von 1880. — Auch Graf Schack zählte zu den Gönnern des Künstlers.

Gerhardts bildnerische Leistungen sind nicht bloß durch ehrenvolle Aufträge anerkannt worden. Kaiser Wilhelm II. verlieh ihm den Professortitel, die römische Accademia dei Lincei ehrte ihn durch Ernennung zum Mitgliede ihrer Körperschaft.

Hatte Gerhardt während seines siebzig Jahre umfassenden Aufenthalts in Rom die durchgreifendsten Wandlungen in der Kunst und in den künstlerischen Anschauungen miterlebt, so waren vielleicht noch größer und noch gewaltiger die politischen Veränderungen, deren Zeuge er in der Ewigen Stadt wurde. Bereits im Pontifikate Gregors XVI. hatte er Rom betreten, die letzten Aeußerungen der Unduldsamkeit des ehemaligen Mönchs gegen alle freiheitlichen Regungen im Kirchenstaat miterlebt. Des Papstes deutscher Arzt, Clem. Aug. Alertz, der den Mut gehabt hatte, eine Nasenoperation an dem schwer zu behandelnden Greise vorzunehmen, die seinen Ruhm begründen sollte, ward mit ihm befreundet.

Zu Pfingsten 1846 war der Papst gestorben, und alle Welt erwartete die Wahl des allmächtigen, Gregor gleichgesinnten Kardinals Lambruschini. Aber wieder einmal sollte sich die alte römische Volksbeobachtung bewahrheiten: „Wer

Digitized by Google

als Papst in das Konklave hineingeht, kommt als Kardinal wieder heraus." Kardinal Mastai-Feretti bestieg den heiligen Stuhl als Papst Pius IX. Eine weitgehende Amnestie für die wegen politischer Vergehen Verfolgten, ein milderes Zensurgesetz, eine Art von Verfassung durch Einsetzung einer Consultà (Beirats) und eines Ministerrats, die teilweise aus Laien bestanden, die Wiederherstellung der römischen Gemeindeautonomie, die Einrichtung einer Bürgergarde und andere vielversprechende liberale Maßregeln des Papstes lösten in Rom auch bei den deutschen Künstlern große Begeisterung aus.

Um so verstimmender wirkte die nur gar zu bald anhebende Reaktion. Der Flucht Pius' IX. im November des Revolutionsjahres 1848 folgte die Proklamation der römischen Republik Mazzinis; von Garibaldi ward sie tapfer verteidigt gegen den General der französischen Republik Oudinot. Nach dem Bombardement der Stadt durch die Franzosen erfolgte die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes ganz im absolutistischen Sinne. Mit Hilfe des französischen Okkupationskorps wurden alle freiheitlichen und nationalen Bewegungen unterdrückt. Gerade für diese schwärmte mit den meisten der jüngeren deutschen Künstler ebenfalls Gerhardt; das französische Regiment in der päpstlichen Hauptstadt war ihm zuwider. Wiederholt erzählte er von der Herzlosigkeit der Franzosen, mit der sie z. B. ihn und seine Freunde einmal bei der Heimkehr von einem Ausfluge spät abends nicht mehr in die Stadt hineinließen und ihn zwangen, die feuchtkalte Nacht in einem Schuppen vor dem verschlossenen Tore zu verbringen. Eine ähnliche Erfahrung hatte übrigens in jenen Jahren auch der damals Gerhardt bestens bekannte, später berühmte Dichter J. V. Scheffel gelegentlich machen müssen. Ihm war ebenso bei der Heimkehr das Tor „vor der Nasen" zugeschlagen worden, aber nicht wie Gerhardt das Tor der ehrwürdigen Via Appia, die Porta San Sebastiano, sondern die Porta del Popolo, durch welche die rombegeisterten Deutschen die Stadt ihrer Träume zu betreten pflegten. Doch Scheffel kannte „aus gelehrten studiis über die römischen Stadtmauern und diverse Belagerungen aus der Gotenzeyt eyn Schleichweg an der Thybris und eyn schwache Stell der Befestigung, durch die eyn nächtlich Eynsteigen ermöglicht ward".[1])

Von allen Plackereien und Unzuträglichkeiten der geistlichen Bevormundung und der gegen Ketzer besonders argwöhnischen Priesterherrschaft, die ihren Stempel durch die Reaktionspolitik des Kardinalstaatssekretärs Antonelli erhielt, bedeutete der Einzug der italienischen Truppen durch die Bresche nahe der Porta Pia am 20. September 1870 Rettung und Erlösung. Mit freudiger Genugtuung hat sie Gerhardt begrüßt.

Daß jedoch die „befreite" Roma, nunmehr die Hauptstadt des geeinten Italiens, allmählich zu einer modernen Durchschnittsgroßstadt umgebaut wurde, daß sie das Opfer wüster Bauspekulationen ward, das verletzte Gerhardts

[1]) Also meldete er mit Genugtuung im Römischen Epistel vom 6. January 1853 seinen Freunden in der Heimat.

Digitized by Google

künstlerisches Empfinden tief. Wie schön war die Aussicht aus seiner Wohnung am vielbesungenen gelben Tiber mit den romantischen Ufern gewesen! Drüben die grünen, dicht mit Sträuchern und Bäumen bewachsenen Prati. Unvergeßlich in jedem Frühjahr der herübertönende Nachtigallengesang.

Aber die „Wiesen der Engelsburg" wurden mit schrecklich nüchternen Mietskasernen bebaut, die Tiberufer, zur Verhütung der berüchtigten Ueberschwemmungen, durch poesielose Steinmauern eingedämmt. Andere Stadtteile verloren ebenfalls ihr charakteristisches Gepräge. Die herrliche Villa Ludovisi wurde abgeholzt.

Malerische Poesie war vornehmlich noch außerhalb Roms unangetastet geblieben, so dort draußen im stimmungsreichen Sabinergebirge, wo die alten J. A. Koch und Reinhardt die Motive zur Wiedergeburt der geschichtlichen Landschaftsmalerei gefunden hatten. Der durch ihre Tätigkeit geweihte Eichenhain, die Serpentara bei Olevano, sollte 1873 aus Spekulationsrücksichten niedergelegt werden. Da brachten unter Ed. Kanoldts Führung deutsche Künstler, mit ihnen Gerhardt nicht an letzter Stelle, das Kaufgeld für den kleinen Wald zusammen, dem vor Jahren Scheffel im „Gaudeamus" ein poetisches Denkmal gesetzt hat. Der gerettete Wald ward später Eigentum des Deutschen Reichs, zugleich aber ein Gegenstand liebevoller Fürsorge Gerhardts. Seine Idee, in ihm ein Erholungsheim für Künstler zu gründen, kam allerdings nicht zur Ausführung.

Generationen von Künstlern starben allmählich dahin, Lehrer, Studiengenossen, gleichaltrige und viele der jüngeren Freunde waren heimgegangen. Aus jenen Zeiten blieb allein Gerhardt übrig mit seinem wunderbaren Gedächtnis für die Vergangenheit, mit seiner mitteilsamen Lust, andächtigen Zuhörern vom Einst zu erzählen. Da erschien dann so mancher längst Dahingegangene in der plastischen, oft humorvollen Schilderung des letzten Zeitgenossen wieder lebendig, häufig charakteristisch beleuchtet im Zusammenhange der intimeren Umgebung.

Als Veteran der deutschrömischen Künstlerschaft ward Gerhardt geschätzt von Romfahrern mit mehr oder weniger künstlerischen Interessen, von Diplomaten und Fürsten begrüßt, zu ihren Empfängen eingeladen, auch in näheren Verkehr gezogen. Niemand hat natürlich von ihnen sein Atelier so oft besucht wie einst König Ludwig I. von Bayern. Eine Fülle geistvoller Menschen hat Gerhardt derartig im Laufe der Jahrzehnte um sich gesehen.

Er war unvermählt geblieben.

Den liebestollen Nachstellungen seiner ersten römischen Wirtin war er standhaft ebenso entgangen wie denen schöner Modelle. Das Schicksal so vieler deutscher Künstler, von italienischen Mädchen aus dem Volke in Liebes- und dann Ehebande gefesselt und herabgezogen zu werden, womöglich den alten Glauben dabei einzubüßen, hat Gerhardt von sich abzuwenden gewußt.

Dafür gehörte sein Herz der Kunst und der Künstlerschaft. Wenn er auch einmal Mitglied des „Tugendbunds" gewesen war, als Kunstgenossenschaft im eigentlichen Sinne erschien ihm der Künstlerverein. Ihn zusammenzuhalten, aller Gegenbildungen ungeachtet, der ewigen Zwietracht der Deutschen zum Trotz, die gerade im Auslande dem Deutschtum so bitter geschadet hat, war Gerhardts

Digitized by Google

Bestreben, besonders in seinen späteren Lebensjahrzehnten. Dahin hat er viele Jahre als Präsident des Vereins gewirkt, unermüdlich, bis die Last der Jahre ihm gebot, sich vom öffentlichen und gesellschaftlichen Leben mehr und mehr zurückzuziehen.

Festlich war sein fünfzigjähriger Aufenthalt in Rom vom Künstlerverein gefeiert worden (Ende 1894). Zum Danke stiftete er diesem ein patriotisches Denkmal, das überlebensgroße Reliefbildnis unsers Kaisers in einen Kalkfelsen der „deutschen" Serpentara eingemeißelt, das in Gegenwart des Botschafters Bernhard v. Bülow und einer erlesenen deutschen Gesellschaft enthüllt wurde. Es war, neben der 1892 entstandenen Gruppe: „Alcibiades trägt den verwundeten Sokrates aus der Schlacht", wohl eine seiner letzten Arbeiten, ehe er den Meißel endgültig aus der Hand legte — ein „alter Krüppel", wie er sich mit leiser Selbstironie, aber tatsächlich zu Unrecht nannte.

Das letzte Ehrenamt, das ihm übertragen ward, war der Vorsitz im Deutschen Flottenverein. Mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit hat er das Amt bis zuletzt verwaltet. Denn er war in seiner gewinnenden Schlichtheit und Charakterfestigkeit stets ein treuer, warm empfindender Patriot, nicht im geringsten der deutschen Heimat entfremdet, auch seiner engeren hessischen Heimat nicht, wenngleich er für das 1866 entthronte Herrscherhaus nicht viel übrig hatte. Er kannte zu genau dessen allzu arge Mißwirtschaft. Ein patriotischer Festtag, den er nie vergaß, den er einst so 1852 zusammen mit den Tugendbündlern „in allen Wonnen des herrlichsten Tages", zuletzt mit einem Tanz ums Feuer in der noch milden Abendluft und mit einem Abschiedshymnus in der Grotte der Egeria gefeiert hatte, wie Paul Heyse[1]) berichtet, — war der Gedenktag der Völkerschlacht bei Leipzig; nachweislich hatten diesen bereits 1816 deutsche Künstler in Rom auf den Zinnen der Caecilia Metella festlich begangen. In seinen letzten Lebensjahren mußte Gerhardt an jenem Tage wenigstens bei einem „guten Schlückchen" des gewohnten Frascati gleich empfindende Freunde um sich haben.

Seit Anfang der neunziger Jahre war er, der peinlich pflichtgetreue Vertreter der Berliner Akademie in Rom, betraut mit der Wahrnehmung der Interessen der dortigen preußischen Künstler, mit der Förderung der Studien der Stipendiaten der Akademie sowie mit der Beaufsichtigung der für sie gemieteten römischen Ateliers in der herrlich gelegenen Villa Strohl-Fern.

Den Stipendiaten, den jungen Künstlern, war er ein wirklicher Vater. Liebevoll ging er auf ihre Interessen, nach Möglichkeit auf ihre Wünsche ein. Mit Vorliebe verlebte er die Abende ungezwungen in ihrer Gesellschaft. Im schönen Sabinergebirge, das er alljährlich mehrmals aufsuchte, einst im „Akkord mit dem Vetturin" für Fahrt und Beköstigung, dann halbwegs mit der Eisenbahn, halbwegs mit der Post, die ständig zwei Karabinieri nach altem Herkommen begleiteten, und schließlich im knatternden Kraftomnibus — in der Sabina bei Olevano sorgte er in ganz besonderer Art für die Studien und das Wohl seiner

[1]) „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse" (1900), S. 130.

Digitized by Google

Schutzbefohlenen. Als „Unterschlupf“ für sie ließ er auf eigenem, am Eingang der Serpentara erworbenen Grund und Boden ein schmuckes Häuschen erbauen. Zu Pfingsten 1906 ward es eingeweiht, ein selbstgeschaffenes Denkmal an Gerhardts urdeutsches, echtes Künstlergemüt. Den verehrten „Alten“ dort in seinem Heim oder zu Olevano in seinem „Albergo“ zu besuchen und mit ihm sich in vergangene Zeiten fern von dem Getriebe der Welt zu versenken, war ein Genuß, der manchem, wie dem Schreiber dieser Zeilen, unvergeßlich bleiben wird.

Auch sonst dachte Gerhardt an die Zukunft der deutschen Künstler, insonderheit der jungen in Rom. Da begrüßte er mit verständnisinniger Begeisterung die unvergleichliche Schöpfung Geheimrat Arnholds, den reichen Künstleratelierbau vor Porta Pia. Zu seiner Ausschmückung beabsichtigte er aus seinen Kunstschätzen mit beizutragen.

Sein neunzigster Geburtstag wurde am 24. August 1913 in der Serpentara zu Füßen seines Kaiserbildnisses im Beisein eines wegen der Sommerszeit kleinen Freundeskreises gefeiert. Unzählig viele Grüße aus Deutschland und Italien trafen ein, an Ehrungen der preußische Kronenorden II. Klasse, von der Akademie eine Glückwunschurkunde, eine Silberplakette mit dem Bildnis des Kaisers, und nicht zuletzt die Ehrenbürgerschaft des Städtchens Olevano, die der Greis wohl zu würdigen wußte. Gerhardts Voraussicht und Wunsch, daß er einmal in seinem Atelier, wie einst sein Lehrer, aufgebahrt werden und auf dem historisch-idyllischen Friedhofe der Protestanten an der Cestiuspyramide, neben Carstens, Reinhart, Frey, Emil Wolff, Hans v. Marées und anderen Künstlern seine letzte Ruhestätte finden würde, haben die Kriegsereignisse dieses Jahres vereitelt; sie zwangen auch den Nestor der deutschen Kolonie, nach langem Widerstreben, schließlich zum Weichen aus der feindselig gewordenen Hauptstadt Italiens. Wenige Wochen später hat „die neidische Parze seinen Lebensfaden abgeschnitten“, um einen seiner eignen Ausdrücke hier anzuwenden. Im Kreise der Seinigen, in der Familie seines Neffen, in der Heimat ist er sanft entschlafen, der letzte Zeuge einer längst entschwundenen Epoche, als Rom noch die hohe Schule und das Eldorado der Künstler war, der treue und charakterstarke Vertreter eines fast drei Generationen umfassenden Abschnittes deutscher Geschichte und Entwicklung in der ewigen Roma.

Digitized by Google

Warum England geschwächt werden muß

Daß eine und zwar erhebliche Schwächung Englands ein wesentliches Kriegsziel für Deutschland geworden ist, wird kein Einsichtiger bei uns mehr bestreiten wollen. All die braven und sehr korrekten Mitglieder der verschiedenen Vereinigungen, welche vor dem Kriege darauf rechneten, die deutsch-englische Annäherung herbeiführen zu können, sind still geworden. Sie haben sich überzeugt, daß sie genasführt sind und diejenigen sog. „Ueberpatrioten" recht hatten, welche in England seit König Eduards VII. Zeiten Deutschlands Todfeind erkannten. Die Frage ist, wie solches Kriegsziel bei der insularen Lage zu erreichen ist. Wie ich schon im Oktober-Heft 1912 hervorhob, ist es für Deutschland wünschenswert, daß im Kriegsfalle mit England dieses einen kontinentalen Bundesgenossen hat, an dem Deutschland sich schadlos halten kann. Gegenwärtig liegt die Sache noch günstiger. Durch die Sorge um Antwerpen wurde England am Kriegsbeginn zur Entsendung von Landtruppen nach Belgien veranlaßt. Die Hilfe war der Zahl nach anfänglich recht bescheiden, und wenn sie auch heute noch in Flandern und im Artois der großen französischen Ostfront gegenüber unverhältnismäßig klein ist, obgleich sie ja doch auf dem Kontinent „für Englands Boden" („Times") kämpft, so ist ein Heer doch eben zur Stelle und stellt mit seinen Nachschüben fortgesetzt den Deutschen ein greifbares Etwas gegenüber. Aehnlich werden sich hoffentlich die Verhältnisse zwischen Saloniki und der griechischen Nordgrenze gestalten. Auch am Suezkanal bereitet sich ähnliches vor. Das alles hat aber doch den Cityleuten von London den Krieg mit seinen Schrecken noch nicht genügend nahe geführt. Empfindlicher waren schon die früheren Angriffe von Teilen unsrer Flotte auf Englands Küste. Sehr richtig bemerkte im Dezember 1914 die „New York World" nach dem Vorstoß auf Hartlepool: „Der Krieg ist nun auch den Engländern nahe vor die Augen gerückt, wie den übrigen Kombattanten." Diese Vorstöße haben schon längere Zeit nicht mehr stattgefunden und ebenso hört man vom U-Boot-Kriege im Kanal nichts mehr. Dieser ist wohl aus Rücksicht auf die Vereinigten Staaten eingestellt, denn man kann ja natürlich die Engländer nicht hindern, daß sie auf jedem Schiffe einige Angehörige der Vereinigten Staaten als Sauvegarde mit sich führen, denen bei einem U-Boot-Angriff etwas Menschliches zustoßen könnte. Dann aber würde die empfindsame öffentliche Meinung der Vereinigten Staaten wieder „zittern vor Entrüstung".

So bleibt nur noch der Weg durch die Luft übrig. Ihn haben unsre Zeppeline ja schon einige Male recht wirksam unternommen. Man darf wohl hoffen, daß er recht bald und erfolgreich wieder beschritten werden wird. Hoffentlich geschieht bei solcher Gelegenheit nicht auch einem Nordamerikaner etwas Unangenehmes! Vor mir liegt ein Blatt aus der sehr niedlichen Mappe des „Paris assiégé" von 1870. Ein ganz charakteristisch gezeichneter Engländer hat die Flagge mit dem Genfer Kreuz aus seinem Fenster gesteckt. Ein Bediensteter vom Roten Kreuz tritt mit der Frage ein: „Sie haben also Verwundete

Digitized by Google

im Hause?" Antwort: „Ja, ich allein! Ich bin sehr verletzt durch das Bombardement, das begonnen wurde, ohne vorherige Warnung der britannischen Untertanen." Vor fünfundvierzig Jahren betrachtete man solche Ansprüche als Scherz und verwertete sie in derartigen Veröffentlichungen als „Witz". Heute werden derartige nordamerikanische Ansprüche als bitterer Ernst empfunden. Ein durch eine Zeppelin-Bombe etwa in London verletzter Nordamerikaner würde durch seine Regierung ebenso vertreten werden, wie das bei deutschen U-Boots-Angriffen auf Schiffe in mehreren entsprechenden Fällen mit Erfolg geschehen ist.

Irland

Von

Professor Dr. Siegm. Günther (München)

Nicht bloß in Deutschland, sondern weit über dessen Grenzen hinaus hat es Aufsehen erregt, als Präsident Wilson den Münchener Generalkonsul der Vereinigten Staaten von seinem Posten abrief. Herr Gaffney stand bei den Mitgliedern der amerikanischen Kolonie der bayerischen Hauptstadt in hohem Ansehen, und auch die noch daselbst zurückgebliebenen Briten wußten ihm nachzurühmen, daß er ihre Interessen stets mit voller Hingebung vertreten habe. Aber es waren gegen ihn von englischer Seite Denunziationen eingelaufen, wie sie von dieser „edlen Nation", um die Bezeichnung eines bekannten Blattes der Schweiz anzuwenden, zum eisernen Bestande ihrer Kampfmittel gerechnet zu werden pflegen, und zudem hatte der Konsul das Unglück, einer irischen Familie anzugehören. Deutsche und Irländer liebt man gegenwärtig in Washington nicht, denn sie sind Bindestrich-Amerikaner, d. h. Leute, die sich auch noch gerne an ihr ursprüngliches Vaterland erinnern, und das ist nach der Meinung der Schriftgelehrten nur dann erlaubt, wenn dieses Vaterland Großbritannien ist. Da war denn eine Maßregelung unausbleiblich.

Es ist merkwürdig, daß der Name Gaffney in der Geschichte der unglücklichen „Grünen Insel" schon einmal vor mehr denn zweihundert Jahren eine Rolle gespielt hat, und zwar ebenfalls eine für England recht wenig ehrenvolle. An einem Manne, der so hieß, wurde nämlich ein roher Justizmord verübt. Macaulay, der in seinem mit Recht berühmten Geschichtswerke sich sonst stets möglichster Objektivität befleißigt, kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, dem beschränkten Standpunkte der in Irland seßhaften Engländer von 1690 eine Konzession zu machen;[1]) jeder Irländer, der sich gegen die herrschende Kaste

[1]) Hauptsächlich durch die überaus abenteuerliche, leider aber nur zu wahre Geschichte des früheren englischen Diplomaten Roger Casement und durch eine Reihe sich mit jener beschäftigender Zeitungsartikel ist das Verhältnis Englands zu seinem Untertanenlande in unsern Tagen mehr in den Vordergrund gerückt worden. Umfassender beschäftigen sich mit dieser Frage: H. Rost, Deutschlands Sieg — Irlands Hoffnung, E. Jäckhs Politische Flugschriften „Der Deutsche Krieg", Nr. 51; V. Ottmann, Die Iren und der Weltkrieg, Reclams

Digitized by Google

verging, ist ihm ein „Rapparee", ein Mordbrenner und Räuber. Besagter Gaffney war bei einem der täglich sich ereignenden Streifzüge und Scharmützel zwischen irischen Freischärlern und englischen Besatzungstruppen in deren Hände gefallen und zum Tode ohne jedes Prozeßverfahren verurteilt worden; da auch weder Henker noch Galgen vorhanden waren, hing man ihn ohne weiteres an einer Lafette auf. Ein gerecht denkender Abgeordnete brachte den Fall später vor das Londoner Parlament, ohne natürlich bei den ehrenwerten Interessenpolitikern, in deren Augen die Insel nur als Ausbeutungsobjekt in Frage kam, irgend Gehör zu finden.

Die beiden Ereignisse, deren wir vorstehend gedachten, stehen gewiß nicht in unmittelbarer Beziehung zueinander, und trotzdem haben sie das Gemeinsame, daß beiden Trägern des Namens Gaffney die Gesinnung des englischen Volkes in besonders drastischer Weise bezeigt worden ist. Und Irland selbst ist nur die ungeheure Verallgemeinerung der beiden Einzelvorkommnisse, ein tieftrauriger Beweis dafür, wie die Despotie eines Volkes ein andres unter Druck und Ungerechtigkeit niederzuhalten bestrebt ist. So mag es sich denn wohl verlohnen, das Schicksal Erins, so lautet der alte keltische Name, an der Hand der geschichtlichen Entwicklung der Gegenwart vor Augen zu führen und darzutun, daß ein Staat, der sich mit Stolz auf seine Freiheit beruft, gleichwohl für die, denen, sehr gegen ihren Willen, diese Freiheit aufgezwungen ward, ein Zwingherrnstaat allerersten Ranges werden kann.

Irlands Urgeschichte ist begreiflicherweise in Dunkel gehüllt. Aus diesem tritt sie erst im fünften nachchristlichen Jahrhundert heraus, als St. Patricius (Patrick, abgekürzt Pat, der bekannte Spitzname des Irländers) seine segensreiche Missionstätigkeit hier ausübte. Allmählich wurde das Eiland der Sitz einer für jene Zeit höchst anerkennenswerten Gelehrsamkeit; seine Klöster wurden Mittelpunkte für Bildung und Lehre. Die Mönche waren durchweg keltischen Namens,[1]) ebenso wie die der schottischen Inseln, mit denen erstere die lebhafteste Fühlung unterhielten, und so bildete sich der für die Geographie des frühen Mittelalters charakteristische Name Scotia major heraus. Zunächst nach dem germanischen Nordengland, dann aber auch nach andern christlichen Gebieten brachten die irischen Mönche ihre Wissenschaft, die bis zum heutigen Tage in einer Anzahl sog. „Schottenklöster" (vom Orden der Benediktiner) ihre Geltung behauptet hat. Auch das entlegene Island ist schon in grauer Vorzeit von

---

Universum vom 18. November 1915. Unsre eigne Darstellung stützt sich, neben Macaulay, großenteils auf ein verdienstvolles, viel zu wenig gekanntes Werk von Prof. Dr. Haßencamp (damals in Ostrowo), Leipzig 1886, betitelt: Geschichte Irlands von der Reformation bis zu seiner Union mit England.

[1]) Es sei hier auch an die lebensvolle, von eifrigem geschichtlichem Studium zeugende Schilderung der irischen Mönche erinnert, die wir in Scheffels „Ekkehard" finden. Zumal der alte Moengal, der vom richtigen Bücherwurme sich zum Verehrer der „frischen Luft" durchgerungen hat und aus dessen erster Lebensperiode St. Gallen noch jetzt Dokumente aufweist, ist prächtig gezeichnet.

Digitized by Google

hier aus besucht und bis zu einem gewissen Grade „besiedelt" worden, obwohl der Ankömmlinge nur wenige waren. Als im zehnten Jahrhundert die Normannen zuerst dort eintrafen, fanden sie fromme Einsiedler fremder Art und Sprache vor, die als „Papar" (papa = Papst) bezeichnet wurden, sich indessen widerstandslos vor den gewaltsamen Seefahrern zurückzogen. Um dieselbe Zeit hört infolge von Umständen, die sich unsrer näheren Kenntnisnahme entziehen, das gelehrte Zeitalter Irlands allmählich auf, und es hat auch aus naheliegender Ursache keine Wiederauferstehung erlebt. Die Universität Dublin, die Colleges von Belfast, Cork und Galway sind englische Anstalten, in denen das einheimische Element nur eine ziemlich untergeordnete Stellung einnimmt.

Politisch haben wir in jenen Jahrhunderten uns Irland als einen Feudalstaat mit ausgesprochenster Clanverfassung vorzustellen, wie sie auch im keltischen Hochschottland üblich war und dort sogar die Zeit der Stuarts überdauert hat. Daß einige solcher fast ganz unabhängigen Fürstentümer sich enger aneinander schlossen und einen König an die Spitze der Regierung stellten, hatte wenig zu besagen, denn der einzelne Häuptling behauptete im wesentlichen seine Unabhängigkeit. Solcher „Königreiche" gab es um 1100 fünf: Ulster, Connaught, Munster, Leinster und Meath. Letzteres ist gegenwärtig eine Grafschaft von Leinster; von ihm abgesehen, bestehen also, wie ein Blick auf die Karte lehrt, noch jetzt die vier Hauptprovinzen von Altirland fort. Normannen und Dänen suchten auch diese ihnen so bequem gelegene Insel heim, und normannische Edelleute setzten sich auf ihr lange fest, ohne allerdings ihre Eigenart beibehalten zu können. Nicht der bewaffnete Widerstand der Bezwungenen, wohl aber die Vermischung mit diesen entnationalisierte sie nach und nach, und späterhin hat man behaupten wollen, diese normannischen Grundherren, die nur noch durch Familiennamen und Wappen kenntlich waren, seien irischer als die eingeborenen Insulaner geworden. Jedenfalls war um die Mitte des zwölften Säkulums die neue Religion St. Patricks nach vielen Wandlungen zur unbedingten Herrschaft gelangt, und die vier Erzbistümer, deren Primat dasjenige von Armagh übte, wurden 1152 auf der großen Kirchenversammlung zu Drogheda feierlich dem Päpstlichen Stuhle unterstellt.

Das war kein Glück für das Land. Denn die Tiara trug damals einer der wenigen nichtitalienischen Päpste, von denen die Annalen zu berichten wissen, und dieser, Hadrian IV., überließ im Jahre 1152 ganz Hibernien samt den es umgebenden Inselchen gegen eine unbedeutende Geldverpflichtung der Krone England. Das ist wohl verständlich; der Pontifex konnte sich, wie noch in unsern Tagen der Fall, als geborener Engländer kein größeres Glück für irgendein Gemeinwesen denken, als daß es eben englisch wurde. Die Absicht war also gewiß gut, die Folgen waren es weniger. König Heinrich II. hatte fürs erste zwar keine Gelegenheit, das Geschenk nutzbar zu machen, aber als 1167 ein Teilfürst von Leinster sich um Schutz gegen den Oberherrn Roderich O'Connor flehend nach London wandte, erinnerte man sich des päpstlichen Rechtes und

Digitized by Google

begann mit der Besitzergreifung der Insel.[1]) Die Bulle Hadrians brachte sofort die Geistlichkeit auf die Seite der Eroberer, und nach mehrjährigen Kämpfen sah sich O'Connor zur Unterwerfung gezwungen. Er behielt als englischer Vasall den Westteil der Insel, während der Osten unmittelbares Eigentum der Krone England wurde. Glück brachte diesem Landesteile die neue Herrschaft in keiner Weise. Alle Augenblicke wechselte der Statthalter, den man nicht zu größerer Machtfülle kommen lassen wollte, und gleich in den ersten Jahrzehnten trat derselbe Krebsschaden hervor, der noch immer das Verhältnis zwischen der größeren und kleineren Insel schädigt. Die angelsächsischen Einwanderer, denen man auf Kosten der Autochthonen umfangreiche Ländereien angewiesen hatte, ließen diese von den Pächtern verwalten, lebten aber als „Absentees" in der Heimat und sorgten nur dafür, daß die Pachtgefälle regelmäßig über den St. Georgs-Kanal herüberkamen.

Wie schlecht es den Iren unter dem neuen Regimente ging, erhellt schon aus der Beschwerde, welche Papst Johann XII. betreffs der Behandlung dieser Stiefkinder an König Eduard II. richtete. Gebessert wurde dadurch nichts; im Gegenteile erließ dessen Nachfolger, Eduard III., im Jahre 1367 ein geradezu drakonisches Gesetz, wodurch zwischen den Kolonisten, den mehr und mehr verhaßten „Sassenach" (Sachsen), und den Kelten eine bis ins kleinste herabreichende Abschließung durchgeführt wurde. Wer irische Kleider- und Barttracht annahm, hatte Einziehung seines Vermögens zu gewärtigen; wer eine irische Frau nahm, riskierte sogar das Leben. Gleichzeitig wurden alle die alten keltischen Statuten aufgehoben, nach denen die Häuptlinge bisher ein gewiß nicht sehr vollkommenes, ihren Untertanen aber geläufiges und vertrautes Recht gesprochen hatten, und die englische Jurisprudenz trat an ihre Stelle. Zweifellos war diese an und für sich besser, allein wenn der Richter nicht einmal die Landessprache redete, die sich anzueignen er viel zu hochmütig war, so konnte das Volk unmöglich Zutrauen zu dem fassen, was die uralten Satzungen verdrängt hatte. Der Haß zwischen beiden Volksstämmen ist seitdem nicht erloschen. Während der Rosenkriege hörte übrigens Englands Einfluß fast ganz zu wirken auf, und erst Heinrich VII. verstand es, durch eine kluge Politik wenigstens Leinster wieder zu gewinnen. Die Machtvollkommenheit der Lordleutnants mußte sich starke Beschränkungen gefallen lassen, und der König selbst, dem bei aller Strenge und Geldgier doch ein lebhafter Sinn für die Bedürfnisse des kleinen Mannes nicht abzusprechen war, trachtete nach Herbeiführung eines Ausgleiches. Ein solcher wäre auch vielleicht zu erreichen gewesen, wenn nicht ein ganz neues

[1]) Wir sind über die englische Okkupation ungewöhnlich gut unterrichtet, weil Heinrich einen Oxforder Priester und Professor in seinem Gefolge hatte, der mit gewandter Feder alles aufzeichnete, was zu seiner Kenntnis gelangt war. Des Giraldus Cambrensis Werke hat Brewer 1861 in London herausgegeben; hier handelt es sich erstens um eine Geschichte der irischen Eroberung und sodann um eine mehr wissenschaftliche Beschreibung der Insel. Ist diese auch nur mit dem Maßstabe des Mittelalters zu messen, so überrascht sie doch durch zahlreiche Bemerkungen, die gesunden geographischen Sinn verraten.

Digitized by Google

Moment eine tiefgehende Verschärfung der ganzen Sachlage bedingt hätte. Das war die Reformation. Bis dahin hatten die herrschende und die unterworfene Partei wenigstens die Religion miteinander gemein, die doch auch vielfach mildernd in die sozialen Verhältnisse eingriff; nun aber begannen beide Teile sich auch in schärfster konfessioneller Abstempelung einander gegenüberzustehen. Und damit nimmt erst die wahre Leidenszeit der Insel ihren Anfang.

Man weiß, wie rücksichtslos, unter wie niedrigen Motiven von Heinrich VIII. die Glaubenserneuerung in seinen Staaten durchgeführt worden ist; man weiß, daß sein Cäsaropapismus mit den großen Gedanken, welche die deutschen Reformatoren beseelten, nicht das mindeste gemein hatte. Demgemäß war der Aufstand, zu dem sich die gewichtige Familie Fitzgerald hinreißen ließ, nicht zu verwundern, und ebenso war es nur allzu natürlich, daß ihn die herrschende Kaste mit Greueln aller Art unterdrückte. Das 1536 einberufene „Parlament", ein Zerrbild wahrer Volksvertretung, schaffte die Suprematie der Kurie endgültig ab und ließ durch eines seiner hervorragendsten Mitglieder, den Erzbischof Browne, den für das „freie" England über ein Jahrhundert nachwirkenden Satz aussprechen, daß derjenige, der des Landesherrn Anschauungen nicht teile, keinen Anspruch darauf erheben könne, ein treuer Untertan zu sein. Mit Henkerbeil und Scheiterhaufen wurden die gegnerischen Bestrebungen unterdrückt, und der furchtbare Tyrann gebot nunmehr über ein Land, in welchem vollständige Kirchhofsruhe waltete. Unter Eduard VI. setzten sich die „reformatorischen Bestrebungen" fort, um gleich darauf den Verfolgungen Platz zu machen, die von der blutigen Maria gegen die Protestanten inszeniert wurden. Immerhin stand es nach dieser Seite hin in Irland bei weitem nicht so schlimm wie drüben auf der Hauptinsel. Selbstredend schaffte das erste unter Elisabeth einberufene Parlament die katholischen Strafbestimmungen wieder ab. Das war sehr in der Ordnung; minder billigenswert war es, daß man nun rasch in das übliche Gegenextrem verfiel und die „Rekusanten", die am alten Glauben festhielten, in oft sehr empfindliche Geldstrafen nahm. Auch Todesurteile sind unter der „jungfräulichen" Königin wiederholt gefällt worden. Selbst ihr Nachfolger Jakob I., der im Herzen mehr Katholik als Protestant war, beging aus Habgier derartige Sünden. Doch war es erst der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts vorbehalten, die irischen Uebel sich über jedes erträgliche Maß hinaus steigern zu sehen.

Solange Karls I. Stellvertreter, Thomas Wentworth, nachmaliger Earl of Strafford, in Dublin das Zepter führte, waren Irlands Zustände erträglich. Zwar war auch ihm zügellose Herrschbegier eigen, aber er hatte dieselbe ganz in den Dienst seines Monarchen gestellt, den er vom konstitutionellen zum autokratischen Könige zu machen beflissen war. Damit das jedoch geschehen konnte, mußten „innere Krisen" im Untertanenlande tunlichst hintangehalten werden, und auf die Betonung der religiösen Gegensätze konnte um so eher verzichtet werden, weil Wentworth selbst alles eher als ein Fanatiker war. Zudem hegte er Teilnahme für das Aufblühen von Handel und Gewerbe, und wenn

Digitized by Google

ihn dabei auch mehr wirtschaftliche als humanitäre Beweggründe leiten mochten, so hob sich doch während seiner Amtsführung der Wohlstand des ganzen Volkes, nicht bloß des englischen Bestandteiles. Bekanntlich hatte Karl die Niederträchtigkeit, seinen stärksten Helfer heimzurufen und ihn, obschon er des königlichen Schutzes sicher sein durfte, der Rache seiner zahlreichen Feinde zu überlassen. Strafforde Hinrichtung leitete den großen Bürgerkrieg ein, der dem Herrscher das gleiche Geschick bereitete, und daß die Wellen dieser gewaltigen Bewegung auch die Irländer in Mitleidenschaft ziehen mußte, konnte von vornherein als sicher angesehen werden. Die Art und Weise jedoch, wie dies geschah, war eine so eigenartige, daß es für uns heute schwer hält, diese verwickelten Zustände richtig zu durchschauen. Alteingesessene Irländer und Katholiken bildeten ja so ziemlich einen homogenen Block, wie man sich in unsern Tagen ausdrücken würde. Aber auf der andern Seite, unter den englischen Ansiedlern, also unter der Herrenkaste, war die Zersplitterung sehr groß. Es gab Protestanten, die treu zu ihrem Könige standen und darum auch, wenn dieser aus politischen Gründen den Katholiken Zugeständnisse machte, ihren früheren Widerstand gegen die Heloten nicht mehr in der alten Schärfe aufrecht zu erhalten vermochten; es gab aber auch solche, für die der König schon um deswillen ein Greuel war, weil er eben von der „Abgötterei" nicht energisch genug abrückte. Die letzteren waren vorwiegend Puritaner aus Schottland, während die protestantischen Royalisten mehr aus England selbst stammten und sich zum anglikanischen Glauben bekannten. Die Nichtirländer zerfielen somit auch ethnographisch in zwei nichts weniger denn gleichartige Klassen, denn vor dreihundert Jahren war der — noch immer keineswegs ganz vermischte — Unterschied zwischen den englischen und den niederschottischen Angelsachsen ein Faktor, mit dem gerechnet werden mußte. Nur eine wahrhaft weise, das Privatinteresse des Herrschers zurückstellende und von vollster Unparteilichkeit gegenüber Aborigenern und Eingewanderten durchdrungene Regierung hätte Irland vor dem Bürgerkriege bewahren und die seit Strafforde Amtsantritt bestehende leidliche Ruhe aufrechterhalten können, aber von solcher Erkenntnis war man in Karls Kronrate weit entfernt. So mußte denn das Verhängnis sich erfüllen, und mehr als ein Halbjahrhundert lang ward die unglückliche Insel der Schauplatz wütender Kämpfe, die sich nicht selten zu wahren Greuelszenen steigerten.

Der Aufstand, welcher im Oktober 1641 ausbrach, war so sorgfältig, nach Art einer „Negerverschwörung",[1]) vorbereitet worden, daß die Oberschicht fast vollständig dadurch überrascht ward. Nach neueren, auf Originaldokumente sich stützenden Forschungen darf indessen nicht an der älteren Annahme festgehalten werden, die Ursache der Erhebung sei wesentlich eine religiöse gewesen; es lagen ihr vielmehr zunächst nur nationalistisch-wirtschaftliche Motive zugrunde. Man wollte den verhaßten „Sachsen" aus dem Lande jagen, die einheimische Rasse

[1]) F. C. Dahlmann, Geschichte der englischen Revolution, 4. Auflage, Leipzig 1846, S. 192.

Digitized by Google

von der Knechtschaft befreien und zugleich dem „Landlord", dem nicht auf der Insel selbst wohnhaften Großgrundbesitzer, sein Besitztum nehmen, das dann an die notleidenden Pächter verteilt werden sollte. Wie ernst die Führer anfänglich diese Richtlinien einhielten, erhellt schon aus der einen Tatsache, daß man zwischen Engländern und Schotten einen wesentlichen Unterschied machte. Die letzteren sollten unbehelligt bleiben, obwohl sie doch nicht minder angelsächsischen Ursprunges waren[1]) und zudem dem Katholizismus noch weit gründlichere Feindschaft entgegenbrachten; immerhin wohnten sie als Kolonisten meist auf eigner Scholle, hatten keine „Absentees" unter sich und mochten so mit einigem Rechte als Irländer gelten können. Selbstverständlich ließ sich die Trennung in südliche und nördliche Bewohner der britischen Hauptinsel nicht auf die Dauer aufrecht erhalten, denn die Schotten griffen sogleich zu den Waffen, um ihren Mitbürgern Beistand zu leisten. Auch neuere Geschichtschreiber sind bei der alten Behauptung verblieben, die Zahl der hingeschlachteten Opfer sei eine ungeheure, nach Zehntausenden zählende gewesen, und in London hieß es unter den Mitgliedern des dem Könige feindlich gesinnten Parlamentes sogar, es seien 200000 Menschen gemordet worden. Die Briten hatten von jeher Uebung darin, Schauermären zu verbreiten, und wie jetzt die „German Atrocities", so verwerteten sie 1641 die angeblichen irischen Metzeleien als erwünschte Reklame. Die Jetztzeit weiß, daß es damit auch nicht annähernd so schlimm bestellt war. Mordtaten wurden anfänglich so gut wie ganz vermieden, aber als englischerseits der Blutbefehl ausgegeben worden war, den Rebellen keinen Pardon mehr zu gewähren, wandte sich begreiflicherweise das Blatt in jeder Richtung. Die „Konföderation von Kilkenny" verlieh dem Aufruhr den bisher fehlenden Charakter des Glaubenskrieges, und daß ein solcher immer als schlimmste Form des Bürgerkrieges sich darstellt, weiß man in Deutschland nur allzugut. Die Hauptschuld, daß es so kam, trägt ohne Zweifel das englische Parlament und mit ihm König Karl, der verwerflich genug auf zwei Achseln trug, im stillen mit den Iren sympathisierte und trotzdem sich anstellte, als stehe er auf der Seite der Kolonisten. Auch diese letzteren zersplitterten sich auf Grund der Beschlüsse der Synode von Kilkenny, denn die gut katholischen Engländer unter ihnen, freilich eine Minderzahl, sahen sich nunmehr zu ihren Glaubensverwandten hinübergedrängt. Lord Butler, Marquis von Ormond, der im Jahre 1644 die Statthalterschaft antrat, war trotz der redlichsten Bemühungen nicht imstande, den Frieden wiederherzustellen, und es erscheint wahrhaft tragisch, daß dieser brave Mann, eine der wenigen Lichtgestalten auf dem dunkeln Hintergrunde dieses Zeitalters, zuletzt von der Schaubühne wieder abzutreten genötigt war, ohne sein Ziel erreicht zu haben.

[1]) Gewiß befanden sich unter den Schotten auch keltische Hochländer, die den Vorteil genossen, sich mit der irischen Umwelt in einer nur dialektisch abweichenden Sprache verständigen zu können. Groß kann deren Zahl aber nicht gewesen sein, denn der harte, unbeugsame Geist des Kalvinismus hatte in den Gebirgsgegenden noch keinen Eingang gefunden.

Digitized by Google

Zu diesem tief betrübenden Ausgange trug wesentlich der Umstand bei, daß sich 1645 ein päpstlicher Nunzius in Hibernien einstellte, der von den dortigen Katholiken herbeigerufen worden war. Monsignore Rinuccini arbeitete Ormonds Streben nach Möglichkeit entgegen und suchte zuletzt Irland gänzlich vom britischen Königreiche loszulösen. Inzwischen hatte auch die Parlamentspartei einen vollkommenen Sieg über den zu den Schotten geflüchteten König davongetragen, und so wurde der Lordleutnant vor die grausame Alternative gestellt, entweder die Parlamentsherrschaft oder die landesfeindlichen Tendenzen der irischen Radikalen anzuerkennen. Er entschied sich für das erstere, und im Juli 1647 verließ er Dublin, während ein puritanischer Oberst an seine Stelle kam. Doch blieb Ormond nicht lange in England, denn als Rinuccinis Uebermut ihn seine Rolle rasch hatte ausspielen lassen, kehrte der treue Anhänger seines Königs zurück und suchte die Insel für diesen zu retten. Das gelang ihm einstweilen auch über Erwarten gut, und selbst die Hinrichtung Karls I. schien die neue Heimstätte des Royalismus nicht ernstlich zu gefährden, denn Karl II. wurde vom Großteile der Irländer beider Konfessionen zum Könige ausgerufen. Freilich sollte dieser günstige Umschwung nicht lange dauern, denn Ormonds Kriegsmittel reichten nicht aus, um sich gegen den furchtbaren Gegner zu behaupten, den das siegreiche Parlament gegen ihn aussandte. Am 15. August 1649 landete zu Dublin ein mit diktatorischer Machtfülle ausgerüsteter Lordleutnant. Er hieß Oliver Cromwell.

Der Geist, in dem das Haupt der Partei der Independenten seine Kriege führte, war der des Alten Testamentes, das die „Gottseligen", die furchtbaren Streiter von Marston Moor und Naseby, ja ohnehin weit über das Neue zu stellen gewohnt waren. Cromwell war Josua, die Amalekiter und Moabiter lebten wieder auf in den Altgläubigen Irlands, und sie mußten ausgerottet werden mit der Schärfe des Schwertes. Das zeigte sich noch im gleichen Jahre 1649 bei den Blutbädern, welche das Parlamentsheer in den erstürmten Festungen Drogheda und Wexford anrichtete. Was Waffen trug, wurde niedergemetzelt; Tausende, darunter auch Frauen und Kinder, mußten als eine neue Gattung von Sklaven nach den Zuckerplantagen von Barbados auswandern. Und als Cromwell abgerufen ward, um den in Schottland gelandeten Karl II. zu bekämpfen, setzte sein Schwiegersohn Ireton das Werk des Diktators in dessen Sinne fort. Ormond wandte 1650 dem Lande, das zu retten ihm nicht vergönnt gewesen war, da zuletzt alle Parteien den Vertreter einer hoffnungslos gewordenen Sache verließen, den Rücken, und die Schlächterei unter den Katholiken wurde fortgesetzt. Ireton zwar starb an der Pest, die über die in Trümmern und Elend versinkende Insel gekommen war, aber sein Nachfolger Ludlow[1])

[1]) Edmund Ludlow verließ nach der Restauration sein Land, in welchem er als Beisitzer des „Königsmordgerichtes" seines Lebens nicht mehr sicher gewesen wäre, und siedelte in die Schweiz über, wo die Meuchelmörder der Stuarts ihm vergeblich auflauerten. In hohem Alter dort verstorben, wurde er in einer Kirche nächst Lausanne beigesetzt, und noch befindet sich dort die seinem Gedächtnis gewidmete Tafel, deren Inschrift den Haßgefühlen des Puritaners gegen das katholische Irland deutlichen Ausdruck verleiht.

Digitized by Google

legte die Waffen nicht nieder vor dem 27. September 1652, an welchem Tage das „Lange Parlament" den Krieg für beendet und, was ja an sich gewiß nicht zu beanstanden gewesen wäre, Irland zum selbständigen Gliede des großbritischen Reiches erklärte.

Aeußerlich war nun der Friede wiederhergestellt, aber das so furchtbar mitgenommene Land bot auch einen entsprechenden Anblick dar. Die Wölfe streiften vor den Toren der Hauptstadt umher; Vieh mußte in das durch seine herrlichen Weiden berühmt gewesene Land aus England eingeführt werden; weit über ein Drittel der Bevölkerung war im Verlaufe von elf Jahren vernichtet worden. Zum zweiten Male hatten die Engländer die Verwandlung in eine Wüstenei durchgeführt. Nicht weniger als 34 000 junge, kräftige Iren wanderten aus, um in spanischem, polnischem und französischem Kriegsdienste ein Landsknechtdasein zu führen.

Mit heißer Gier stürzten sich die Engländer auf die herrenlos gewordenen Gefilde, denn alle Eigentümer, die gegen die Parlamentstruppen die Waffen getragen hatten, waren ihres Besitzes beraubt worden, und die Bestimmungen der Enteignungsakte waren so getroffen, daß nur wenige ihr Gut behalten konnten. Was von Nationalirländern noch übrig war, unterlag einem zweiten drakonischen Gesetze, kraft dessen diese Unglücklichen in der Provinz Connaught zusammengedrängt wurden. Und nicht bloß auf dem Kopfe eines jeden katholischen Priesters lastete ein die Todesstrafe nach sich ziehender Preis, sondern ein gleiches Schicksal drohte auch dem Bürger, der eine so verfemte Person in seine Wohnung aufgenommen hatte. Wahrlich, England, „der Beschützer aller Unterdrückten", hatte ganze Arbeit getan; sein Untertanenland schien für alle Zeiten gebändigt und gegen freiheitliche Gelüste gefeit zu sein.

Doch — „vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menschen erzittert nicht". Die kleinen Erleichterungen, welche von Karls II. Regierung den irischen Parias gewährt wurden, hatten wenig zu bedeuten, während Irlands Seehandel und Export durch neue Parlamentsverfügungen schwer geschädigt wurden. Kluge und wohlwollende Abgeordnete bewiesen, als wie unvernünftig diese Maßnahmen selbst vom englischen Standpunkte aus zu betrachten seien, allein sie predigten tauben Ohren,[1]) und selbst Ormonds anerkannt guter Wille versagte bei solcher Engherzigkeit der maßgebenden Stellen. Jenem Manne war ein sonderbares Geschick zuteil geworden. Wir wissen, daß er schon zweimal irländischer Statthalter gewesen war; unter Karl II. wurde er es zum dritten Male, und aufs neue tat er, was in seinen Kräften stand, um das ihm anvertraute Gebiet wirtschaftlich wieder in die Höhe zu bringen. Allein kaum hatte mit Jakobs II. Thronbesteigung die katholische Reaktion, die

[1]) Haßencamp, a. a. O., S. 95. „Was fruchteten alle diese Erwägungen gegenüber jener Interessenvertretung, wie sie das damalige englische Parlament darstellt?" Da möchte man die Frage anhängen: „Verhält es sich in unsern Tagen vielleicht anders?"

Digitized by Google

nicht einmal durch das Abraten des mildgesinnten Papstes zu beschwichtigen war, das Heft in die Hand bekommen, so berief man den alten Mann auch wieder zurück; angeblich, um ihn sein Amt als Oberstthofmeister antreten zu lassen, in Wirklichkeit jedoch, um der nationalistischen Agitation in Irland Tür und Tor zu öffnen.

Oberst Richard Talbot Earl of Tyrconnel, einer jener altnormannischen Edelleute, die für keltischer als die Kelten selbst galten, wurde Ormonds Nachfolger. Sein einziger Lebenszweck war die Vertreibung der Sachsen, und die Religion diente ihm hierbei bloß als durch diesen Zweck geheiligtes Mittel. Der schwache und bigotte König ließ ihn ruhig gewähren, und so wurde durch Wahlkorruption ein neues Parlament zusammengebracht, das in seiner Art ebensowenig das Recht auf den Ehrennamen Volksvertretung hatte wie das frühere. Denn wenn in diesem letzteren die einheimischen Katholiken so gut wie gänzlich fehlten, gab es im neuen fast keine englischen Ansiedler mehr; der Teufel war durch Beelzebub ausgetrieben. Gerade im kritischen Jahre 1688 wurde Jakob vertrieben, und der neue König, der Oranier Wilhelm III., versuchte umsonst, durch Unterhandlungen auf Tyrconnel einzuwirken. Im März des nächstfolgenden Jahres landete der verjagte Fürst mit französischer Unterstützung in Irland und bestätigte — ungerne freilich, denn er mußte sich doch selbst als einer der verhaßten Sachsen fühlen — alle die sinnlosen Beschlüsse des Reichstages, durch welche die Engländer bürgerliche Rechte und Eigentum verlieren sollten. Gewiß, auch deren Rechtserwerbung war, wie wir sahen, mit schweren Rechtsbrüchen verbunden gewesen, doch hätte ein gut beratener Regent recht wohl einen Mittelweg einschlagen können, der beiden Teilen gerecht ward. Jakob tat dies nicht und mußte seine Sünde furchtbar büßen. Wilhelm III. kam mit einem starken Heere herüber, errang am Boyne einen entscheidenden Sieg und veranlaßte seinen nichts weniger denn mutvollen Gegner, von neuem Zuflucht unter den schützenden Flügeln Ludwigs XIV. zu suchen. Noch verteidigten sich die zur Verzweiflung gebrachten Iren ein volles Jahr lang gegen die Uebermacht, und während dieser Periode machte die keltische Guerilla den Engländern viel zu schaffen; damals trug sich auch jener „Fall Gaffney" zu, dessen oben Erwähnung geschehen ist. Aber zu Anfang Oktober 1691 schloß der tapfere irische Oberbefehlshaber Sarsfield, von allen Hilfsquellen abgeschnitten, den „Vertrag von Limerick" mit General Ginkell ab, durch den, wenn auch der König gegen die Personen Gnade übte und sich der üblichen Bluturteile völlig enthielt, die Entrechtung der Eingeborenen für alle Zeiten ausgesprochen wurde. Nur etwa der elfte Teil aller Kulturländereien verblieb im Besitze der katholischen Iren, denen wenigstens eine immer noch sehr beschränkte Religionsübung zugestanden wurde. Die Verarmung Irlands hatte die Sanktion des herrschenden Volkes empfangen; seitdem stand es fest, daß die Iren nur noch „als Holzfäller und Wasserträger" der Engländer eine Existenzberechtigung beanspruchen könnten. Man wird nicht in Abrede stellen, daß die von Jakob und Tyrconnel geleitete Gegenrevolution die Irländer gleichfalls an dem Gedeihen dieses stets zu Extremen verurteilten

Digitized by Google

Volksstammes sich schwer versündigen ließ, aber man hat sich nur immer gegenwärtig zu halten, daß das angeführte Wort Schillers für diesen geschichtlichen Fall ganz besonders paßt. Heinrich VIII. und Cromwell, die beiden großen Tyrannen, hatten Land und Volk niedergetreten; eine kurze Frist war letzterem gegeben, um sich der vollen Zügellosigkeit der Rache hinzugeben; nunmehr aber trat eine dritte Unterdrückung ein, die ja an schrecklichen Einzelheiten weit ärmer als jede frühere war, die jedoch um so zielbewußter und klüger ihre Ziele verfolgte. Ein volles Jahrhundert, das achtzehnte, wird durch das Martyrium Irlands gekennzeichnet, und wie es dort aussah, hat uns ein Schilderer, der zu den größten aller Zeiten gehört und selbst geborener Dubliner war, in krasser Darstellung beschrieben: Jonathan Swift (1667—1745).

(Schluß folgt)

Literarische Berichte

Russisches. Erlebnisse und Eindrücke aus elfmonatiger Gefangenschaft 1914/15. Von Max Pfau. Kartoniert M. 1.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Der Verfasser begnügt sich nicht, wie manche seiner Leidensgefährten es in der Oeffentlichkeit übergebenen Berichten getan haben, mit der Erzählung dessen, was er erfahren und erlitten hat; er sieht die Dinge, die ihm und seinen Leidensgenossen zugestoßen sind, in ihrem größeren Zusammenhang, sieht sie als Ergebnisse und Zeugnisse des russischen Chaos, des Chaos der russischen Verwaltung wie des russischen Volkscharakters. Bei allem Schweren, das er durchzumachen hat, bei allem Furchtbaren, das er andre Landsleute leiden sieht, hört doch der Verfasser nie auf, nach den inneren Gründen dieser rätselhaften russischen Seelenbeschaffenheit zu fragen und hebt jeden schönen Zug, jede freundliche, menschliche Regung, die er im Volks- und Seelenleben unsrer Feinde beobachtet, gern und dankbar hervor. Wie es scheint, hat Max Pfau diese seine „Erlebnisse und Eindrücke" selbst nur als Gelegenheitsschrift gedacht und ohne schriftstellerischen Ehrgeiz niedergeschrieben; das kann aber in diesem Fall den menschlichen Reiz, den seine Aufzeichnungen haben, nur erhöhen, wie es auch der überaus frischen, fesselnden Art seiner Darstellung nicht den geringsten Eintrag getan hat.

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Heft 67—69. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis des Heftes 50 Pf.

Die Tüchtigmachung unsrer Jugend für den Heeresdienst ist eine nationale Aufgabe, deren Wichtigkeit heute allgemein anerkannt ist. Es ist selbstverständlich, daß die geistige Ausbildung nicht etwa hinter der körperlichen zurückstehen darf. Mit radikalen Maßregeln, wie manche Heißsporne sie vorschlagen, würde da nichts erreicht, aber viel geschadet werden. Ueber den ganzen Umfang und die Vielseitigkeit des Problems, vor das sich hier unsre Jugenderziehung gestellt sieht, gewinnen wir einen Ueberblick aus der kleinen Schrift von Dr. G. v. Graevenitz: Die militärische Vorbereitung der Jugend in Gegenwart und Zukunft (Heft 67 der Sammlung). Einer kurzen geschichtlichen Einleitung folgt die Darstellung des Wesens und der Tätigkeit der heute schon bestehenden Organisationen, die diesem Zweck dienen. Die Schwierigkeiten, die zurzeit noch bestehen, werden geschildert; auch zu ihrer Ueberwindung ist das Mittel nötig, dem Deutschland in diesem Kriege so viel verdankt: eine großzügige, einheitliche, aber nicht schablonisierende Organisation. Es werden dann praktische Vorschläge im einzelnen für die Ermöglichung und für die Ausgestaltung der vormilitärischen Jugenderziehung gegeben; besonders dankenswert erscheint endlich eine klare Uebersicht der Forderungen und Ziele, wie die verschiedenen heute neben-, teilweise auch gegeneinander wirkenden Richtungen in der Wehrbarmachung der Jugend sie aufgestellt haben. — Eines der wichtigsten Kapitel der künftigen deutschen Auslandspolitik behandelt in Heft 68: „Deutschland und Südamerika" ein gründlicher Kenner der einschlägigen Verhältnisse, Professor Dr. P. Gast, der Leiter des Deutsch-Südamerikanischen Instituts in Aachen. Der Verfasser geht davon aus, daß auch in Südamerika

Digitized by Google

die jahrzehntelang ausgestreute Saat des Deutschenhasses in den ersten Kriegsmonaten kräftig in die Halme geschossen ist, trotz allem, was deutsche Auswanderer, deutsche Gelehrte, Instruktoren und Unternehmer bisher in den südamerikanischen Staaten zur Hebung des dortigen wirtschaftlichen und geistigen Lebens getan haben. Diese Kulturarbeit würdigt Professor Gast eingehend; sie bildet für die künftig zu erneuernde Freundschaft und Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Südamerika eine Grundlage, die jene Erschütterungen überstehen wird und auf der noch erfolgreicher wie bisher weiter gearbeitet werden kann, wenn Staat und Private sich zu wirkungsvoller Kulturpropaganda, zu gründlicher Bearbeitung der öffentlichen Meinung in den südamerikanischen Staaten zusammentun. Für diese Forderungen findet Professor Gast gute Winke und Ratschläge; die kleine Schrift sollte daher von jedem beachtet werden, der sich praktisch oder theoretisch für die Beziehungen zwischen Deutschland und Südamerika interessiert. — Wie die erste Rede, die unser jetziger Reichsschatzsekretär am 10. März 1915 im Reichstag gehalten hat und die einen so wirkungsvollen und würdigen Auftakt für sein Zusammenarbeiten mit der deutschen Volksvertretung bildete, sind auch seine Reden vom 20. August und vom 14. Dezember des gleichen Jahres von der gesamten Oeffentlichkeit als überaus bedeutsame Kundgebungen begrüßt worden. Auch diese beiden Reden Dr. Helfferichs haben wegen ihres reichen sachlichen Inhalts wie durch die in ihnen sich aussprechende Gesinnung und durch die klare, fesselnde Form einen den Tag überdauernden geschichtlichen Wert, und so wird es vielen willkommen sein, daß auch diese Reden jetzt in Sonderdruck unter dem Titel „Kriegsfinanzen. Zweiter Teil" als 69. Heft der Jäckhschen Flugschriftensammlung vorliegen, deren 41. und 42. Heft schon die Rede vom 10. März gebracht hatte, so daß nun alle drei Reden in einheitlicher, gut ausgestatteter Ausgabe zu haben sind.

Verdeutschungen. Wörterbuch fürs tägliche Leben von Dr. Friedrich Düsel. Braunschweig, Berlin, Hamburg, George Westermann. 176 S. M. 1.50.

Auch neben dem großen Verdeutschungswörterbuch von Sarrazin besteht dies Werk in Ehren. Es bietet für die meisten fremden Ausdrücke eine größere Anzahl guter deutscher Ersatzwörter und erleichtert es so in ungemein anregender Weise, das meist allgemeinere Fremdwort nicht nur gut deutsch, sondern auch bestimmter und anschaulicher wiederzugeben. Das reichhaltige, handliche und wohlfeile Buch kann ausgezeichnete Dienste tun — besonders auf dem Arbeitstisch derer, die für die Oeffentlichkeit schreiben. Der Hinweis auf bekannte Schriftsteller als Bürgen für ungewöhnliche Prägungen ist sehr dankenswert. Vielleicht ließe sich noch überall die Herkunft des Fremdwortes andeuten. Ein paar Lücken, die mir beim Durchblättern aufgefallen sind: Amulett, Bandit, Florett, Karaffe, Katarrh, Krawall, Troubadour, Viper.

H. Brömse.

Brehms Tierleben. Kleine Ausgabe für Volk und Schule. Mit etwa 500 Abbildungen im Text und 150 Tafeln. Dritte Auflage, vollständig neubearbeitet von Dr. Walther Kahle. Zweiter Band: Die Fische, Lurche und Kriechtiere. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. Geb. M. 12.—.

In das Erscheinen des neuen „Volksbrehm", dessen dritter Band (Die Vögel) an dieser Stelle seinerzeit besprochen wurde, hat der Krieg störend eingegriffen, indem er den Herausgeber von der Arbeit an dem vorliegenden zweiten Bande nach Beendigung der Abschnitte über die Lurche und die Kriechtiere ins Feld abrief. Trotzdem konnte ein längeres Stocken dieser für so weite Kreise wertvollen Publikation dadurch vermieden werden, daß Dr. O. Steche und Dr. V. Franz, die für das große Hauptwerk das wichtige Kapitel von den Fischen beigesteuert hatten, es übernahmen, dieses auch für die Volksausgabe zu bearbeiten. Dank ihrer vollendeten Beherrschung des Stoffes und ihrem feinfühligen Eingehen auf die Bedürfnisse der Volksausgabe läßt der neue Band nicht nur an Gehalt und wissenschaftlicher Gediegenheit, sondern auch an Gemeinverständlichkeit und Einheitlichkeit der Darstellung kaum etwas zu wünschen übrig. Man braucht nur an die durch die neuere Meeresforschung gewonnenen überraschenden Aufklärungen über die Physis und das Leben der Heringe, Lachse und Aale zu erinnern, um die Notwendigkeit wie die Schwierigkeiten einer wissenschaftlichen Modernisierung des alten „Brehm" darzutun: erfreulicherweise läßt auch der vorliegende Band wieder feststellen, daß die Fachmänner, denen diese Aufgabe übertragen ist, ihr gerecht zu werden wissen, ohne die reizvolle, werbekräftige Eigenart und den noch heute wertvollen Kerngehalt des so beispiellos volkstümlichen Werkes zu beeinträchtigen. Auf die illustrative Ausstattung ist wiederum alle Sorgfalt verwendet; hervorragend schön sind besonders mehrere Schlangendarstellungen.

B—r.

Der Deutsche Krieg in Dichtungen. Herausgegeben von Walter Eggert-Windegg. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Preis M. 2.50.

In dem vorliegenden Buche ist eine Auswahl der besten Dichtungen vereinigt, die aus dem gewaltigen Erlebnis des Krieges

Digitized by Google

entstanden sind. Es sind darin Gedichte der besten deutschen Dichter, wie Ludwig Fulda, Sudermann, Falke, Dehmel, Presber, Finckh, Flaischlen, Thoma, M. G. Conrad, Hesse usw., und man muß dem Herausgeber zugestehen, daß er die Sammlung nicht nur mit Geschmack zusammengestellt hat, sondern daß er feinhörig die vielartigen Töne, die erklangen, aufgefangen und die wechselvollen Bilder, die vor Aug und Seele kamen, so zu einem Ganzen vereinigt hat, daß es uns ein Bild gibt, was wir Deutschen in diesen unerhörten Tagen geschaut und empfunden haben.

An den frühen Gräbern unserer Helden. Stimmen der Klage und Erhebung aus Dichter- und Denkermund. Ein Trostbrevier, gesammelt von H. Gilow. Berlin, Weidmann. 80 Pf.

Die Sammlung umfaßt vier Abschnitte: „Rasch tritt der Tod den Menschen an", „Das Glück eines kurzen Erdenlaufs", „Kein sel'grer Tod als auf grüner Heid'" und „Schau empor!" Der Herausgeber beansprucht natürlich keine Vollständigkeit, aber was er bietet, kann manchem zum Trost in seinen Klagen dienen. Für eine Neuauflage verweisen wir ihn auf M. Opitzens „Trostgedichte in Widerwärtigkeiten des Krieges" (1620), die zu dem Besten gehören, das Opitz geschrieben hat. E. M.

Mein Kriegstagebuch. Von M. Herbert. Köln, Verlag von J. P. Bachem. Preis geh. M. 1.80, geb. M. 2.40.

Die gemütvolle Dichterin hat in dem Tagebuch alle Gedanken in Poesie und Prosa niedergelegt, die die Ereignisse des großen Krieges bei ihr ausgelöst haben: Tiefernste Gebete, flammende Aufrufe und Trost im Leid. Es ist ein Buch für ernste Menschen und besonders für Frauen, die sich in stillen Stunden erbauen und aufrichten wollen.

Die Hohenzollern und ihr Werk. Fünfhundert Jahre vaterländischer Geschichte. Von Otto Hintze. Paul Parey, Berlin. Preis M. 5.—.

Zum fünfhundertjährigen Hohenzollernjubiläum erschienen, ragt dieser stattliche Band weit über den Durchschnitt der bei solchen Anlässen üblichen Festliteratur hinaus. Bei aller durch die Tatsachen der Geschichte vollauf gerechtfertigten Bewunderung für die großen Herrschergestalten und für die Fülle der Taten und Schöpfungen, die sich dem Rückblick auf dies halbe Jahrtausend hohenzollernschen Wirkens in der Mark Brandenburg, im Königreich Preußen, im Deutschen Reich darbieten, hält sich der Verfasser frei von aller byzantinischen Ueberschwänglichkeit und Schönfärberei. Was er gibt, ist eine großzügige, nie sich ins Kleine verlierende, nie in Allgemeinheiten sich verflüchtigende Darstellung, die gleichermaßen den Schicksalen der Gesamtdynastie, den einzelnen Persönlichkeiten, der äußeren politischen Geschichte wie der inneren kulturellen Entwicklung gerecht wird. Um den Stoff bei solch allseitiger Erfassung und Durchdringung in einen wenn auch recht starken Band zusammenzudrängen und dabei doch nicht ein trockenes Kompendium, sondern ein mit Genuß zu lesendes abgerundetes Werk zu schaffen, dazu gehörten eine Beherrschung des Gegenständlichen und eine Meisterschaft der Darstellung, die nicht genug anerkannt werden können. Otto Hintze hat mit seinem Hohenzollernbuch die volkstümlich gehaltene geschichtliche Literatur um eine vorbildliche Leistung bereichert. —r.

Der Seekrieg 1914—1915. Schiffspost- und Feldpostbriefe sowie andre Berichte von Mitkämpfern und Augenzeugen. Herausgegeben von Hermann Kirchhoff. Leipzig, Verlag von Hesse & Becker. Preis geh. M. 2.50, geb. M. 3.—.

Das Buch gibt eine ganz vortreffliche Uebersicht über die deutschen Kriegstaten zur See. Die darin zusammengetragenen Berichte von Mitkämpfern und Augenzeugen sind außerordentlich lebendig und anschaulich und geben ein Bild, das von späteren Darstellungen schwerlich übertroffen werden dürfte. Die Erläuterungen des Vizeadmirals Kirchhoff, die dem schön ausgestatteten Buche beigegeben sind, führen den Leser in die verschiedenen Kriegsphasen ein.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Die Haltung des Präsidenten Wilson in dem „Lusitania"-Konflikt und dessen friedliche Beilegung

Das nachstehende Schreiben enthält die Ansichten eines der hervorragendsten Kenner der amerikanischen Verhältnisse und ist für die Gegenwart von besonderem Interesse. Die Redaktion der „Deutschen Revue".

*

Ich bin der Ueberzeugung, daß der „Lusitania"-Konflikt zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten in friedlicher Weise beigelegt und weder zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen noch zu kriegerischen Verwicklungen führen wird.

Man muß sich gegenwärtig halten, daß dieser Konflikt unmittelbar nach der Versenkung der „Lusitania", welche das amerikanische Publikum ebensosehr entsetzt als erbittert hatte, wirklich große Gefahren in sich barg. Präsident Wilson trat damals, getragen von den Wogen der aufschäumenden öffentlichen Meinung, mit äußerster Schroffheit auf. Seine erste Note konnte beinahe als ein allerdings unbefristetes Ultimatum gelten. Er stellte darin ein imaginäres geheiligtes Recht, „sacred right", eines jeden amerikanischen Staatsbürgers auf, überall auf der offenen See, selbst im Bereiche der kriegerischen Operationen, sogar auf einem feindlichen Munitionsschiffe unbehelligt zu bleiben. Er verlangte peremtorisch von der deutschen Regierung die Desavouierung des Aktes der Versenkung, die strenge Bestrafung des Kommandanten des Unterseebootes und Garantien für die Zukunft. — Als sich die Erregung der Gemüter in Amerika einigermaßen gelegt, wurden vielfach Stimmen laut, daß Präsident Wilson in seinen Forderungen zu weit gegangen, da im Fall einer ungünstigen Antwort aus Berlin nichts andres übrig bliebe, als die diplomatischen Beziehungen abzubrechen, was mit logischer Notwendigkeit zum Kriege führen müßte. Wilson wurde bald vor den Geistern bange, die er selbst gerufen. Mr. Bryans Rücktritt vom Staatsdepartement, im Interesse einer friedlicheren, versöhnlicheren Politik, trug viel dazu bei, der Auffassung Geltung zu verschaffen, daß, wenn Amerikaner sich auf britischen, bis zur Neige mit Waffen und Munition gefüllten Passagierdampfern einschifften, sie dies auf eigne Gefahr täten; daß es ferner unpatriotisch von ihnen wäre, aus bloßer Bequemlichkeit die guten Beziehungen

Copyright 1916 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

ihres Vaterlandes mit Deutschland zu gefährden; denn sie könnten ebensogut auf neutralen, also amerikanischen oder holländischen, etwas langsameren Dampfern gefahrlos den Atlantischen Ozean durchqueren. So kam es, daß Wilson in seiner zweiten „Lusitania"-Note zwar die deutschen Vorschläge zurückwies, allein in versöhnlicher Weise antwortete, so daß der Faden nicht abgerissen wurde, sondern ein neuerlicher Gedankenaustausch möglich war.

Dazwischen kamen neue, aus dem Unterseebootkrieg entstandene Krisen, wie z. B. die Torpedierung des „Arabic", wobei allerdings nur zwei Amerikaner, darunter ein Neger, und vor allem kein Vanderbilt zugrunde gingen. Von beiden Seiten wurde ein versöhnlicher Ton angeschlagen, und es trat das aufrichtige Bestreben zutage, die Gegensätze zu überbrücken. Dies erklärt sich folgendermaßen. Ende Mai hatte Graf v. Bernstorff eine längere Besprechung mit Präsident Wilson, worin letzterer energisches Vorgehen gegen die britische Hochseeblockade in Aussicht stellte, sobald die „Lusitania"-Frage in befriedigender Weise geregelt worden wäre. Dieser nur mündliche Pakt, der zunächst geheimgehalten wurde, gab dem deutschen Botschafter die Handhabe, bei seiner Regierung immer wieder auf das weitestgehende Entgegenkommen in der Unterseebootfrage zu dringen. Denn nur dadurch eröffne sich die Aussicht auf eine Milderung der britischen Seeübergriffe, insbesondere der völkerrechtswidrigen Absperrungsmaßregeln selbst gegen den neutralen Handel, durch den zu erwartenden peremtorischen Einspruch der Unionsregierung. Das Berliner Kabinett ging trotz dem anhaltenden Widerstande der deutschen Admiralität auf diesen Gedanken ganz ein. Deutschland soll zu weitgehenden Konzessionen bereit sein, ohne allerdings die Aktion der wirksamsten Einheit seiner Flotte, des Unterseebootes, irgendwie beeinträchtigen zu wollen. — Wilson hat längst den Rückzug von der in seiner ersten Note eingenommenen unhaltbaren Position vollzogen. Ist es da wahrscheinlich, daß er auf der prinzipiellen Erklärung der deutschen Regierung von der Völkerrechtswidrigkeit der Versenkung der „Lusitania" bestehen, eines bloßen Wortes wegen es auf den Bruch mit Deutschland ankommen lassen wird?

Hält man sich die bezeichnende Charakteristik vor Augen, welche Mr. Stoddard im Januar-Heft Ihrer geschätzten Revue vom Charakter Mr. Wilsons entworfen, so wäre diese Frage allerdings nicht ohne weiteres zu verneinen. Der Doktrinär Wilson wäre nach dieser Darstellung allerdings imstande, auf seinem prinzipiellen Standpunkt zu beharren, selbst wenn die deutsche Regierung ihn vertraulich gewarnt hätte, daß sie bis zum äußersten Punkte möglicher Nachgiebigkeit gegangen und aus militärischen Gründen nicht in der Lage wäre, auf den Unterseebootkrieg so gut wie zu verzichten. Allein auf der andern Seite ist zu erwägen, daß der Präsident soeben seine Wahlkampagne eröffnet; daß er, um seinem Rivalen Roosevelt den Wind aus den Segeln zu nehmen, genötigt ist, kriegerische Akzente anzuschlagen; daß er offenbar erkannt, wie seine Vorstellungen in London zugunsten der Freiheit der See und der Rechte des neutralen Handels an dem Mangel einer genügenden Sanktion, d. h. an der Schwäche und Rückständigkeit der amerikanischen Flotte scheiterten; und daß er daher im Interesse der mili-

Digitized by Google

tärischen und Flottenrüstungen die äußere Lage in düsteren Farben darstellen müsse, um namentlich seine eignen Anhänger im demokratischen Lager zum neuesten Rüstungsprogramm zu bekehren. Daraus würde sich die Zickzacklinie seiner rednerischen Auslassungen erklären. Heute bedroht er England, morgen Deutschland. Heute spricht er von den Gefahren, welche die allernächste Zukunft, ja der morgige Tag mit sich bringen könnte; gleich darauf betont er seine Friedensliebe. Der durch die Presse unisono wohl auf einen geheimen Wink vom Weißen Hause aus künstlich konstruierten Spannung folgt alsbald — angesichts der entgegenkommenden, aber festen Haltung des Berliner Kabinetts — die Entspannung.

Vor allem will das amerikanische Volk weder einen Krieg noch diplomatische Verwicklungen. Es will Geld verdienen, seine Waren, und zwar nicht nur Munition und Kriegsbedarf, sondern auch Zerealien und Fleisch, Petroleum und Baumwolle in Sicherheit ausführen. Der Krieg mit Deutschland wäre in den Vereinigten Staaten (allerdings mit Ausnahme der Munitionsfabrikanten in Neu-England) überwiegend unpopulär. Niemand wünscht dort die gänzliche Niederwerfung und Verarmung Deutschlands, des zweitbesten Abnehmers amerikanischer Produkte. Aber auch Deutschland hat kein Interesse, durch den Krieg mit den Vereinigten Staaten den Alliierten einen neuen Goldstrom zu eröffnen, während jetzt noch immer 200 bis 300 Millionen Dollar der letzten englisch-französischen Anleihe in den Portefeuilles der Morganschen Banken ruhen, ohne Abnehmer im amerikanischen Publikum zu finden.

Kurz, das Interesse beider Staaten an der Vermeidung neuer Komplikationen oder gar eines kriegerischen Konfliktes ist so groß, daß dessen Hintanhaltung mit größter Wahrscheinlichkeit vorausgesagt werden kann.

Italien und die Adria

Verläßlichen Nachrichten zufolge, die aus Italien eintreffen, scheinen sich dort ernste Ereignisse vorzubereiten. Es wäre in der Tat nicht zu verwundern, wenn das italienische Volk, das in seiner Mehrheit von Anfang an dem Kriege nicht geneigt war, nach acht Monaten eines an Verlusten aller Art so reichen Krieges die Männer zur Verantwortung ziehen würde, denen es mit Recht die Schuld an seinem Mißgeschick zuschreibt. Man erinnere sich nur, was alles Oesterreich-Ungarn Italien bloß als Lohn für die Einhaltung der Neutralität noch im Mai vorigen Jahres zuzugestehen bereit war: Welschtirol, die Isonzogrenze, Autonomie und Freihafen für Triest, Valona und völliges Desinteressement bezüglich Albaniens. Es war Italien zu wenig. Im Innern bedrängt von gewissenlosen Hetzern, von England mit Geld, von Frankreich mit Versprechungen gelockt, fiel es, wie ein gedungener Meuchelmörder, seinem Bundesgenossen in den Rücken. Seine militärischen Informatoren versicherten und seine neuen Freunde bestärkten Italien in dem Glauben, es bedürfe nur eines kräftigen

Digitized by Google

Stoßes, um das morsche Habsburgerreich zu Boden zu strecken. Der Augenblick dafür schien günstig. Die Russen standen diesseits der Karpathen, die deutschen Armeen hatte an der Marne ein Mißgeschick ereilt, Konstantinopel war ernstlich bedroht. So schlug man denn los.

Wie anders haben sich die Dinge entwickelt, als man damals in Rom und wohl auch in andern Hauptstädten gehofft hatte. Wer denkt heute an die Abtretung auch nur des schmalsten Streifens von Südtirol! Die Italianissimi haben das Land freiwillig oder unfreiwillig verlassen, und die zurückgebliebene Bevölkerung hat inzwischen Gelegenheit gehabt, seine „Befreier" kennen zu lernen. Am Isonzo spielen sich blutige Kämpfe ab. Italien hat Hunderttausende an Toten und Verwundeten verloren, vorwärts ist es nicht gekommen. Görz vermochten die italienischen Truppen nicht zu erobern, so bemühen sie sich, es zu zerstören. Triest aber bleibt auch weiterhin für Italien ein Nolimetangere, eine „deutsche Stadt", wie man 1870 aus Berlin nach Florenz sagen ließ.

Um so fester klammert sich die italienische Regierung nach all den Mißerfolgen an ihre letzte Hoffnung, an den Besitz von Albanien. Seit Jahrzehnten war dem Volke die altra sponda als das Gelobte Land angepriesen worden, nach dem man nur die Hand auszustrecken brauchte, um es zu erlangen. Auch diese Beute steht im Begriff ihm zu entschlüpfen. Nach der Bewältigung des Lovcen, nachdem Montenegro die Waffen gestreckt, haben sich die österreichisch-ungarischen Truppen des vielumstrittenen Skutari, Antivaris, San Giovanni di Meduas bemächtigt. Durazzo, wo sich der gleichzeitig von den Italienern und Serben bezahlte Kondottiere Essad-Pascha, der aber schließlich das Geschäft wohl auf eigne Rechnung machen möchte, zu behaupten sucht, steht vor dem Falle. Bleibt noch Valona, der einzig wertvolle Hafen, das einzige Stück Fleisch an dem albanesischen Knochen. Italien wird es gewiß an nichts fehlen lassen, um diesen Punkt gegen die von Berat und Elbassan heranrückenden Bulgaren zu verteidigen. Ob es sich halten kann, ist sehr fraglich. Den Verlust von Valona würde aber das italienische Volk kaum verschmerzen können. Sein Besitz ist zu einem Schlagwort geworden. In Valona sieht jeder Italiener das Symbol der Herrschaft über die Adria. Man dachte ein zweites Gibraltar oder Biserta daraus zu machen. Seit Jahrzehnten hat sich in ganz Albanien eine lebhafte italienische Propaganda auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet entwickelt. Italienische Schiffahrtsgesellschaften und Bahnunternehmungen hatten dort Fuß gefaßt, und nun soll das alles verloren sein!

Für seine Ansprüche auf Albanien will Italien zunächst geschichtliche Ueberlieferungen geltend machen. Es betrachtet sich als den Rechtsnachfolger des alten Rom und der Republik Venedig. Aber wo ist Rom und wo ist Venedig! Eine Handbewegung Napoleons ließ die in sich faule Republik zusammenbrechen. Diskutabler ist das Argument, daß die wenig gegliederte Ostküste Italiens keine brauchbaren Häfen besitze und einem Angriff Oesterreich-Ungarns schutzlos preisgegeben wäre. Aber hat Italien nicht in Venedig einen Marinestützpunkt erster Klasse, wie es Admiral Bettolo nannte, der seither bedeutend verstärkt wurde?

Digitized by Google

Dazu kommen als Flottenbasen weiter in Betracht Ankona und Brindisi. Den Gedanken der Anlage von neuen Kriegshäfen in Comacchio, ferner in Ravenna und Manfredonia scheint man aufgegeben zu haben und zog vor, das schwimmende Material zu vermehren. Tatsächlich besitzt Italien heute eine Flotte, die der österreichisch-ungarischen mehr als zweifach überlegen ist. Man kann es zu dem Entschlusse, seine Kriegsflotte zu vermehren, nur beglückwünschen, denn die Italiener werden ihrer vielleicht einmal gegen andre Feinde als Oesterreich-Ungarn bedürfen. Gegen Angriffe von dieser Seite war es ja geschützt, solange es mit Oesterreich-Ungarn im Bunde war. Dieser Sicherung hat es sich mutwillig begeben.

Viel mehr Gründe zu Besorgnissen hatte Oesterreich-Ungarn, das in Anbetracht der ausgesprochenen Neigung Italiens zu einer Politik der Abenteuer vor ihm stets auf der Hut sein mußte. In einer Denkschrift des Generals Radetzky vom 30. August 1856, also aus der Zeit unmittelbar nach dem Krimkriege (von Sosnoski, „Balkanpolitik Oesterreichs", im vollen Wortlaute veröffentlicht), heißt es, ein zweiter Orientkrieg werde nicht zu vermeiden sein. Oesterreich könne aber zu keinem Entschlusse kommen, ehe es nicht die Zerwürfnisse mit Piemont in Ordnung gebracht habe. England und Frankreich hätten diesem Lande, für den Fall als es angegriffen würde, ihre Hilfe zugesagt, sie duldeten jedoch, daß es seine Pläne weiter betreibe. Der Erfolg sei für Oesterreich die Notwendigkeit einer immerwährenden Bereitschaft, damit es nicht überfallen werde. Seine zweite Aufgabe aber sei das Einvernehmen mit Preußen und Deutschland „zum Gemeinsinn"! So lagen die Dinge damals und auch weiter bis in die jüngste Zeit. Zu der Bedrohung zu Lande kam später die zur See. Wollte die Donaumonarchie ihre Stellung als Großmacht, den freien Verkehr aus und nach ihren beiden Handelshäfen und damit ihre wirtschaftlichen Lebensinteressen nicht aufs Spiel setzen, so mußte sie verhindern, daß Italien aus dem Adriatischen Meere einen Binnensee mache. Es müßte in seinem entlegenen Winkel ersticken, wenn Italien in der Lage wäre, durch eine Sperrung der nur 66 Kilometer breiten Straße von Otranto es in der Adria einzusperren. Eben in Erkenntnis dieses Umstandes und zu diesem Zwecke, nicht zum Schutze seiner Küsten, streckt Italien die Hand nach Triest und der Westküste von Istrien, nach den die dalmatinische Küste beherrschenden Inseln, aber auch nach Albanien aus. Ote toi que je m'y mette! Allein es hat sich in seiner Berechnung getäuscht, die Widerstandskraft der Donaumonarchie unterschätzt. Während sich seine tapferen Soldaten an dem unerschütterlichen Wall in Tirol und am Isonzo die Köpfe einrennen, hat es allen Anschein, als ob auch die letzte Hochburg seiner usurpierten Herrschaft in Albanien demnächst fallen sollte. Die Italiener lieben es, Valona als den Schlüssel zur Adria zu bezeichnen. Dann mögen sie aber auch nicht vergessen, daß Valona gegenüber der italienische Kriegshafen von Brindisi liegt. Es ist nicht üblich, beide Schlüssel zu einem wertvollen Besitze in denselben Händen zu belassen.

Das Schicksal Italiens wird kaum irgend jemand eine Träne des Mitleids entlocken. Durch seinen Ueberfall auf Libyen hat es die Balkanvölker zum

Digitized by Google

Kriege gegen die Türkei ermutigt, dessen Ausgang einen nicht zu leugnenden Anteil der Schuld an dem Ausbruche des jetzigen Weltkrieges trägt. Und nun muß das arme Land die Folgen des Treubruches und des Uebermutes seiner verantwortlichen Männer auf sich nehmen.

Italiens Ländergier steht in keinem Verhältnisse zu seinen Kräften. Es hätte besser getan, sich zunächst inneren Aufgaben zu widmen, einer Reform seiner Agrarverfassung, der Bekämpfung der Malaria, der Milderung des Steuerdruckes. Von Massimo D'Azeglio, dem Vorgänger Cavours als Ministerpräsidenten des Königreiches Sardinien, stammt das wahre Wort: Italien sei fertig, aber nicht die Italiener. Und Kjellen („Die Großmächte der Gegenwart") vergleicht Italien sehr treffend mit einem Baume, der mehr auf das stolze Ausbreiten seiner Aeste bedacht ist, als auf das Vertiefen seiner Wurzeln in der Erde.

Von den Fesseln befreit, die ihm seiner Meinung nach der Dreibund auferlegt hat, wird Italien nun auf Gnade und Ungnade England und Frankreich sich in die Arme werfen. Ob es dort sehr glimpflich behandelt werden wird, bleibe dahingestellt. Trubetzkoi („Rußland als Großmacht") gibt ein Gespräch wieder, das er mit einem die italienischen Verhältnisse sehr genau kennenden französischen Diplomaten gehabt hat. Dieser Diplomat, es wird wohl Herr Barrère gewesen sein, meinte, die Entente habe kaum ein Interesse daran, Italien zu sich herüberzuziehen, es würde dafür einen zu hohen Preis verlangen. Wie dem auch sei, die italienischen Sympathien gehören seit langem den Westmächten. Möge es ihnen folgen. Dann wird es aber auch für alle Zeiten auf seine Balkanpläne und auf seine Stellung im östlichen Mittelmeere verzichten müssen. Sie gehören in Zukunft in die Interessensphäre der Mittelmächte. Italien hat dort nichts mehr zu suchen.

Für wen opfern und schlagen sich noch immer unsre Gegner?

Man pflegte in neuerer Zeit zu sagen, daß infolge der Einführung konstitutioneller Regierungsform die sog. Kabinettskriege unmöglich geworden seien, weil eben der Volkswille mehr als früher zur Geltung käme. Angesichts des gegenwärtigen Weltkrieges und seiner Entstehung wird sich diese Auffassung nicht mehr unbedingt aufrechterhalten lassen. Es erscheint vielmehr fraglos, daß dieser Weltbrand, sein Ausbruch auf ganz bestimmte Persönlichkeiten und auf deren größere oder kleinere Gefolgschaft zurückzuführen ist. Der verstorbene König Eduard VII. und sein diplomatischer Erbe Sir E. Grey, Poincaré, Delcassé, Großfürst Nikolaus, Salandra, Sonnino u. a. sind die verantwortlichen staatsmännischen Massenmörder, für deren persönlichen und niedrigen

Digitized by Google

Ehrgeiz, bzw. zu dessen Bekämpfung, die europäischen und die zu Hilfe gerufenen außereuropäischen Völker sich schlagen und opfern.

Von jenen Ehrenmännern ausgehend, von ihnen geführt und beeinflußt, hat eine zum Teil käufliche Presse die ehrgeizigen Absichten und Gedanken der Volksmasse suggeriert. Die friedlichen und weniger ehrgeizigen Volksteile wurden von den Schreiern niedergehalten. Welcher Lügen, Verleumdungen und Fälschungen sich die Hetzer noch heute bedienen und stets bedient haben, ist bekannt. Nur diesen fortgesetzten Unwahrheiten, diesen falschen Darstellungen der Lage bei den Mittemächten ist es zuzuschreiben, daß die friedlich gesonnenen Kreise in den Ententestaaten sich nicht energisch der Fortsetzung des Krieges widersetzen. Die Hetzer aber sind ganz genau unterrichtet. Um so unfaßlicher, um so unmoralischer ist es deshalb, wenn ein Mann von der Bildung und sozialen Stellung des Präsidenten der französischen Republik noch vor wenigen Tagen es gewagt hat, öffentlich bei einem von dem Blatte „Journal" veranstalteten Feste für die mit dem Kriegskreuz ausgezeichneten Soldaten sich in folgender Art zu äußern: „Frankreich will nicht sein (Deutschlands) Opfer werden, es will nicht gezwungen werden zu einer erniedrigenden Vasallenschaft, es will nicht nur seine politische Souveränität bewahren, sondern auch seine wirtschaftliche, moralische und geistige Unabhängigkeit; es will seine Kultur, seinen Geist und seine Sitten unberührt erhalten. Wenn der Einsatz dieses Krieges für Frankreich furchtbar sei, so sei er es nicht minder für die Verbündeten Frankreichs, die ebenfalls nicht die Beute germanischer Gier werden wollten, ja selbst die Neutralen könnten, wenn sie eine klare Vorstellung von ihren dauernden Interessen hätten, dem Konflikte nicht gänzlich gleichgültig gegenüberstehen, auch sie hätten alles zu fürchten von den hinterhältigen Eindringlingen, die in den von ihnen unterzeichneten Verträgen nur Papierfetzen sähen und an der Vernichtung kleiner Völker ein wildes Vergnügen fänden." Zum Schluß kam Poincaré auf das Kriegsziel zu sprechen und sagte: „Wir wollen alle, daß der Frieden unserm Lande Freiheit, Arbeit und Wohlfahrt sichert. Damit aber unsre einmütigen Wünsche sich verwirklichen, ist es nötig, daß der Friede, der unsern besiegten Feinden unsre Bedingungen vorschreibt, uns die Provinzen wiedergibt, die uns die Gewalt geraubt hat, daß dieser Friede das zerstückelte Frankreich unversehrt wiederherstellt und daß er uns ernsthafte Bürgschaften bietet gegen den kriegerischen Wahnsinn des kaiserlichen Deutschlands."

Die Wendung von den Deutschen als „hinterhältigen Eindringlingen" ist angesichts der Enthüllungen aus Brüsseler Archiven, diejenige von der Vernichtung kleiner Völker bzw. von der „Gleichgültigkeit" der Neutralen im Hinblick auf das Vorgehen der Ententemächte Griechenland gegenüber und endlich die dritte von den „besiegten Feinden" der tatsächlichen Lage wegen geradezu belustigend.

Sehr viel sachlicher wird die gegenwärtige Lage in einer Zuschrift beurteilt, welche zwar „Friedensgedanken eines österreichischen Diplomaten" enthalten soll, ohne Zusatz aber von der „Times" abgedruckt wird:

Digitized by Google

„Die englische und die französische Presse schreiben heute mit offensichtlicher Entstellung über den wachsenden Mangel an Lebensmitteln in Deutschland, über den Stillstand der Industrie, über die Kriegsunlust des Volkes. Die Ententepresse spricht sehr wenig über Oesterreich, und wenn, dann in einem spöttischen Tone, der sehr wenig zu den großen militärischen Leistungen des Reiches paßt. Auf der andern Seite bringt die Presse der Mittelmächte täglich Einzelheiten über Ministerkrisen in England, über Konflikte im Parlament, revolutionäre Bewegungen in Indien u. dgl. Keine Partei läßt irgendeinen Punkt außer acht, der die Schwäche des Gegners in lebhaften Farben und seine eigne Siegeszuversicht ausmalen kann. Was die Siegeszuversicht betrifft, so kann man nicht leugnen, daß die Sprache der Mittelmächte trotz ihrer glänzenden Lage weit weniger herausfordernd und viel ruhiger ist als die ihrer Gegner. Von Petersburg hören wir, daß der Zar erklärt, es sei kein Friede möglich, solange der Feind auf dem geheiligten Boden Rußlands stehe. Frankreich kämpft so lange, bis es den Feind über den Rhein geworfen und Elsaß-Lothringen wieder erobert hat. Und England will die Waffen nicht niederlegen, bis Belgien befreit und der preußische Militarismus gänzlich ausgetilgt ist, was also bedeutet, daß Deutschland wieder ein wehrloses Land und seine Armee aufgelöst werden muß. Man fragt sich unwillkürlich: Können die Leute ernstlich solche Dinge glauben? Glaubt der Sprecher oder der Journalist dies selbst? Offensichtlich nicht. Die, die solche Phrasen loslassen, rechnen eben darauf, daß der Patriotismus stärker ist bei ihren Hörern als die Vernunft."

Der Verfasser des Briefes verweilt dann bei der hervorragend günstigen militärischen Lage der Mittemächte, die das Gelingen einer feindlichen Offensive im Westen ausschließe und ihnen im Osten freie Hand lasse. Er behandelt dann den Gegensatz zwischen Deutschland und England, der den Kernpunkt des Konflikts bilde. Wir bemerken, daß wir ihm hierbei nicht in allen seinen Schlüssen folgen. Indem er ausführt, daß England noch die Herrschaft der Meere behaupte, will er einen Wechsel der deutschen Meinung über England im Laufe des Krieges festgestellt haben, und er meint:

„Sachkundige Beurteiler glauben, daß die wirkliche Gefahr für Deutschland heute nicht von Westen, sondern von Osten kommt, daß die Welt groß genug ist, um Raum für die kaufmännische Entwicklung sowohl von Deutschland wie von England zu bieten, und daß es im Interesse beider liegt, wieder in einen ordentlichen Handelsverkehr zu treten. In England existiert eine fast sprichwörtliche Unkenntnis über die Lage und die Motive der Zentralmächte, und es ist möglich, daß man in England, sobald diese in einem versöhnlichen Tone reden, sofort glaubt, es sei mit ihren Kräften zu Ende. Das würde eine beklagenswerte Blindheit sein, die jeden Tag Tausende von menschlichen Leben kosten würde, ohne etwas an dem Endresultat zu ändern. Beharrt England auf dem Standpunkt, daß jede Entschädigung an Deutschland als ein Zeichen von Schwäche betrachtet werde, so wird der Krieg noch lange dauern, und die Völker werden sich zum Nutzen von Japan und Amerika zerfleischen. Die

Digitized by Google

Furcht vor dem Frieden muß man heute nur bei den Staatsmännern suchen, die von der Last ihrer Verantwortlichkeit niedergebeugt sind. Die Völker selbst auf der andern Seite haben nur einen Wunsch — den nach Frieden."

Es wäre tatsächlich begreiflich, wenn die eingangs genannten Staatsmänner und deren Konsorten „von der Last ihrer Verantwortlichkeit niedergebeugt" wären. So groß und entscheidend die Rolle gewesen ist, welche sie in ihrem Ehrgeiz im Beginn und Verlaufe dieses Krieges spielten und noch spielen, vor dem Richterstuhle Gottes und der Geschichte möchte doch wohl kein andrer an ihrer Stelle stehen! v. G.

Die Verlegenheitspartie

An der deutschen Westfront, an der Ostfront beider Mittemächte und an der Südfront Oesterreich-Ungarns steht im ganzen der Stellungskampf. Ein solcher bleibt ein Behelf, führt nicht zur Entscheidung des Ganzen, wenn er selbst ja auch natürlich in der einen oder andern Art entschieden werden kann. Man kann sich aber wohl denken, daß die Völker des Vierverbandes nach all den großmäuligen Verheißungen der letzten anderthalb Jahre eine Entscheidung in dem ihnen in sichere Aussicht gestellten Sinne oder mindestens einen großen Erfolg erwarten, der die erwünschte Entscheidung näher rückt. So hat man sich auf Vierverbandsseite nach einem andern Lokal umgesehen. Ein solches fand man auf dem Balkan. Balkan ist Trumpf! Seit Jahr und Tag (Februar 1915), seit General Pau, der jetzt bei den Russen als Spiritus rector weilt, seine erste Rundreise zu den Balkanstaaten ausführte, dauert das Liebeswerben der Entente um deren Hilfe. Die Serben und Montenegriner sind inzwischen erledigt, schmählich im Stiche gelassen von ihren Freunden, die sich die Schuld gegenseitig zuschieben. Die Bulgaren haben sie mit ihrem Werben abfallen lassen, Rumänien „ziert sich" noch heute und Griechenland gegenüber heißt es, ungeachtet dessen wohlwollendster Neutralität, „und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt". Um Albanien kämpft man noch.

Das glänzend mißglückte Gallipoliunternehmen ist von der Salonikiexpedition abgelöst, also auf die Balkanhalbinsel verlegt. Es liegt etwas Verführerisches in dem Gedanken, die Verbindung Ostende—Bagdad zu unterbrechen, und man kann sich wohl vorstellen, daß weite, nichtmilitärische Kreise in den Ententestaaten diesem Vorhaben zujubeln. Schwerer kann man sich denken, daß ernsthafte militärische Personen die Absendung starker Kräfte nach der Balkanhalbinsel für sehr praktisch halten. Zwar den heißblütigen Franzosen ist die Begeisterung für dieses neueste Unternehmen zuzutrauen. Der kühl wägende Engländer erwärmt sich weniger dafür. Die Frage ist nur, ob man auf der langen Kampffront vom Kanal zur Schweizer Grenze so überflüssige Truppenmengen hat,

Digitized by Google

daß man sie im Südosten Europas unterbringen muß. Zudem wird die Aufgabe, wenn sie einen Zweck haben soll, natürlich auch in der „formidabelsten" Stellung von Saloniki nicht gelöst, sondern ist nur in entschlossener Offensive gegen die Linie Belgrad—Konstantinopel zu erledigen. Die Engländer und Franzosen haben sich bei ihrem recht bescheidenen Vorgehen nach Serbien schon so blutige Köpfe geholt, daß sie die Italiener veranlaßt haben, auch nach dem Balkan zu kommen. Schon zu des Fürsten Wied Zeiten erfuhren die Völker des Stiefellandes, wie groß ihre Interessen an der Adria sind. Es wird Cadorna auch unter Voraussetzung guten Wetters nicht leicht geworden sein, der Entsendung von drei oder zwei Divisionen nach Albanien zuzustimmen. Diese sind in derselben mißlichen Lage wie die Armeen von Saloniki und Kavalla. Auch sie sind auf die nicht ungefährdete Flotte „basiert". Ob sie nicht gegenüber dem Vormarsche der Armee Koeveß von Norden und der Bulgaren von Osten her trotz Essad Paschas Scharen und trotz der Reste von montenegrinischen und serbischen Truppen stark „ins Gedränge" kommen werden, wird sich voraussichtlich gezeigt haben, ehe diese Zeilen im Druck erscheinen werden.

Der an der Führung und den Entschlüssen nicht beteiligte militärische Zuschauer hat für diese ganze Balkan„diversion" nur die eine Erklärung, daß es sich nicht um einen wohlbegründeten und „fundierten" Plan zur Störung unsrer Verbindung mit der Türkei, sondern um betrügerische Täuschung der Ententevölker, um einen militärischen Schwindel handelt, der einem Vabanquespiel verzweifelt ähnlich sieht, wie ich im Februarheft sagte. v. G.

Italien und Montenegro (1908—1914)

Von

Dr. Wilhelm Fraknói, Titularbischof von Arbe

Der Beherrscher des kriegslustigsten Volkes in Europa hätte, selbst ein Dichter, den einst den Habsburgern gewidmeten Hexameter: „Bella gerant alii, tu, felix Austria, nube!" zur eignen Belehrung in die neue Form umprägen sollen: „Laß andre Kriege führen, du, glücklicher Montenegriner, stifte Ehen!"

König Nikita verdankte zwar nicht die Vergrößerung des ererbten Gebietes den Ehen, die er seine Kinder schließen ließ, aber wohl die erhöhte Machtstellung, die den geringsten der europäischen Monarchen zu einem bedeutenden Faktor in der Orientpolitik erhob.

Nicht weniger als das Zustandekommen der verwandtschaftlichen Beziehungen zur Zarenfamilie verhalf ihm dazu die Verheiratung seiner Tochter mit dem Thronfolger Italiens.

Als König Umberto seinem Sohne die Lebensgefährtin suchte, richtete er vorerst den Blick nach Oesterreich-Ungarn. Treuer Anhänger des von ihm ge-

Digitized by Google

schlossenen Dreibundes, wünschte er diesen mit Hymens Banden enger und fester zu knüpfen. Der Ministerpräsident Crispi, einst Schüler Mazzinis und Anhänger Garibaldis, ein Saulus, der sich in einen echten Paulus umgestaltete, war mit dem Wunsche seines Königs ganz einverstanden. Man dachte an die reizende, geistreiche, energische Tochter des Erzherzogs Josef, die auch den Vorzug besaß, daß sie madjarische Erziehung erhalten hatte und schon deshalb den Italienern sympathischer gewesen wäre. Den Plan vereitelten die Rücksichten, die man dem Oberhaupte der Kirche gegenüber in Wien beobachten mußte, und die auch für andre katholische Dynastien maßgebend waren.

Nachdem man sich an nichtkatholische Höfe wenden mußte, meinte Crispi, daß eine slawische orthodoxe Prinzessin in Italien auf einen besseren Empfang rechnen dürfe als eine deutsche Protestantin. Aber auch hier traten Rücksichten auf, die man den Gefühlen der katholischen Bevölkerung schuldete und die gebieterisch forderten, daß die künftige Königin vor der Eheschließung der katholischen Kirche angehöre. Eine solche Konzession würde das Haus Romanow, das Apostasie nicht duldet, verweigert haben. Man erinnerte sich daran, daß vor einem Jahrhundert die russische Prinzessin, die ein Habsburger heiratete, im Gefolge von Priestern ihrer Religion in ihr neues Heim einzog und nach ihrem Ableben nicht in der Familiengruft, sondern in einer neu erbauten griechisch-orientalischen Kapelle die letzte Ruhestätte erhielt.

Da gelang es dem findigen und kühnen Geiste Crispis, die komplizierte Frage der erwünschten Lösung entgegenzuführen. Er brachte die montenegrinische Prinzessin in Vorschlag, deren Vater keine Einwendung dagegen erhob, daß sie als Katholikin den Boden Italiens betrete. Um die „bescheidene Partie" der königlichen Familie und der öffentlichen Meinung in Italien in günstige Beleuchtung zu stellen, wußte er bedeutende politische Vorteile zugunsten seiner Kombination geltend zu machen. In einem später, am 5. Dezember 1896, an König Umberto gerichteten Vortrage führte er aus, wie vorteilhaft es sei, daß die Familie, mit der man Verwandtschaft geschlossen habe, nicht imstande sein werde, Einfluß auf die Geschicke Italiens auszuüben, und daß im Gegenteil Montenegro „im Falle eines Orientkrieges Italien einen Stützpunkt am Balkan bieten würde".[1])

Dieser Fall konnte eintreten, wenn Italien als Bundesgenosse Oesterreich-Ungarns auf Grund der Bestimmungen des Dreibundvertrages im Bereiche der Europäischen Türkei, in Albanien oder Mazedonien Gebietserwerbungen anstrebte. Aber Crispi mußte auch an die Möglichkeit denken, daß im Laufe der Zeit

---

[1]) „In caso di guerra in Oriente avere un punto di appoggio nella penisola Balcanica" — sagt er im letzten Punkte des mündlich erfolgten Vortrages. Crispi, der damals nicht mehr Ministerpräsident gewesen ist, zeichnete diesen Vortrag in sein Tagebuch (Diario) auf, aus welchem ihn sein Neffe Crispi-Palamenghi veröffentlichte: „Questioni internazionali". Milano 1913. (S. 240.) Die Authentizität dieser Mitteilung, deren Inhalt wohl Aufsehen erregt, darf nicht bestritten werden und ist auch von gewichtiger Seite anerkannt worden.

Digitized by Google

Interessenkonflikte die Auflösung des Dreibundes herbeiführen könnten und Italien Gebietserwerbungen mit den Waffen in der Hand seinem früheren Bundesgenossen abtrotzen sollte. In diesem letzteren Falle konnte die Kooperation Montenegros für Italien besonders wertvoll werden.

*

Der Segen, der die Prinzessin und den Thronfolger vereinigte, sanktionierte die Interessengemeinschaft des kleinen Gebirgslandes mit dem mächtigen Königreich. Aber Montenegro war es, nicht Italien, das daraus Vorteil zog.

Nikita wartete schon viele Jahre und sollte noch lange Zeit warten, bis er seinen politischen Zielen offen zustreben konnte: die Fesseln, die seiner Souveränität der Berliner Kongreß geschmiedet hatte, abzuschütteln, Oesterreich-Ungarn aus dem nahen Hafen von Spizza zu entfernen und sich den Weg nach dem Sandschak von Nowibasar zu bahnen.

Ihm gesellte sich zu als Bundesgenosse sein Schwiegersohn Peter Karageorgewitsch, der im Jahre 1903 den blutbefleckten Thron Serbiens bestieg und gleich eine großserbische Aktion ins Werk setzte, um die von Südslawen bewohnten Länder der Nachbarmonarchie vorerst mit revolutionären Umtrieben zu unterminieren und dann, wenn die Weltlage dem frevelhaften Unternehmen günstig wäre, von ihr loszureißen.

Der günstige Moment schien ihm eingetreten zu sein, als am 7. Oktober 1908 der Monarch Oesterreich-Ungarns die definitive Annexion der vor dreißig Jahren okkupierten Provinzen Bosnien und Herzegowina proklamierte. Obwohl dieser Akt im Status quo am Balkan keinerlei Veränderungen zur Folge hatte, Oesterreich-Ungarn keinen neuen Vorteil sicherte, niemand einen Nachteil verursachte, rief er in ganz Europa allgemeine Erregung hervor.

Serbien und Montenegro, ohne sich auf irgendeinen Rechtstitel stützen zu können, protestierten gegen die Annexion und erklärten, daß ihre berechtigten Ansprüche auf diese Länder verletzt worden seien. Sie fanden Ermutigung und Unterstützung bei Rußland und Frankreich, die nun forderten, daß die Angelegenheit der Entscheidung der Großmächte, die am Berliner Kongreß teilgenommen hatten, unterbreitet werde.

Obwohl die österreichisch-ungarische Regierung sich weigerte, die vollendete Tatsache einer Revision unterziehen zu lassen, und Deutschland diesen Entschluß offen billigte, hatte sich Italien in dieser Frage nicht den Bundesgenossen, sondern den Ententemächten und deren Schützlingen angeschlossen. Kurz vorher nämlich war in italienischen Regierungskreisen eine den slawischen Bestrebungen freundliche Strömung zur Herrschaft gelangt. Anläßlich der persönlichen Begegnung der beiden Leiter der auswärtigen Angelegenheiten, Iswolski und Tittoni, wurde die Uebereinstimmung ihrer Ansichten und der Interessen ihrer Reiche vor der Oeffentlichkeit feierlich konstatiert. Unter dem Einfluß dieser Ereignisse bekundeten die italienische Regierung und ihre Anhänger Sympathien zugunsten der Ansprüche Serbiens und Montenegros. Anderseits war Oesterreich-Ungarn

Digitized by Google

bestrebt, sowohl den Ausbruch eines Krieges als auch den Austritt It
aus dem Dreibunde zu verhüten.

Um Italien zu beruhigen und dessen Schützlinge einigermaßen z
friedigen, entschloß sich das Wiener Kabinett zu dem Opfer, daß es au

Bestellschein
für Original-Einbanddecken zur Deutschen Revue

An

Buchhandlung in

Unterzeichnete bestellt hiermit

Einbanddecke zur Deutschen Revue
41. Jahrgang Band I

— do. — Jahrgang Band

in brauner Leinwand mit Gold- und Schwarzdruck auf Vorderdeckel und Rücken, je M 1.— pro Band.

Name und Stand:

Wohnort, Straße und Hausnummer:

Um genaue Angabe der gewünschten Decken und recht deutliche Schrift wird freundlichst gebeten.

W. S. g. u.

Digitized by Google

...schaffte die Auflösung des Dreibundes herbeiführen konnten und Gebietserwerbungen mit den Waffen in der Hand seinem früheren Bundes- abtrotzen sollte. In diesem letzteren Falle konnte die Kooperation Monte- für Italien besonders wertvoll werden.

*

r Segen, der die Prinzessin und den Thronfolger vereinigte, sanktionierte reſſengemeinschaft des kleinen Gebirgslandes mit dem mächtigen König- Aber Montenegro war es, nicht Italien, das daraus Vorteil zog.

ita wartete schon viele Jahre und sollte noch lange Zeit warten, bis politischen Zielen offen zustreben konnte: die Fesseln, die seiner Sou- t der Berliner Kongreß geschmiedet hatte, abzuschütteln, Oesterreich-Ungarn nahen Hafen von Spizza zu entfernen und sich den Weg nach dem al von Nowibasar zu bahnen.

m gesellte sich zu als Bundesgenosse sein Schwiegersohn Peter Kara- itsch, der im Jahre 1903 den blutbefleckten Thron Serbiens bestieg und ne großserbische Aktion ins Werk setzte, um die von Südslawen be- Länder der Nachbarmonarchie vorerst mit revolutionären Umtrieben zu ieren und dann, wenn die Weltlage dem frevelhaften Unternehmen wäre, von ihr loszureißen.

r günstige Moment schien ihm eingetreten zu sein, als am 7. Oktober 1908 narch Oesterreich-Ungarns die definitive Annexion der vor dreißig Jahren en Provinzen Bosnien und Herzegowina proklamierte. Obwohl dieser Status quo am Balkan keinerlei Veränderungen zur Folge hatte, Oesterreich- keinen neuen Vorteil sicherte, niemand einen Nachteil verursachte, rief nz Europa allgemeine Erregung hervor.

rbien und Montenegro, ohne sich auf irgendeinen Rechtstitel stützen zu protestierten gegen die Annexion und erklärten, daß ihre berechtigten je auf diese Länder verletzt worden seien. Sie fanden Ermutigung und zung bei Rußland und Frankreich, die nun forderten, daß die An- eit der Entscheidung der Großmächte, die am Berliner Kongreß teil- n hatten, unterbreitet werde.

wohl die österreichisch-ungarische Regierung sich weigerte, die vollendete einer Revision unterziehen zu lassen, und Deutschland diesen Entschluß lligte, hatte sich Italien in dieser Frage nicht den Bundesgenossen, den Ententemächten und deren Schützlingen angeschlossen. Kurz vorher war in italienischen Regierungskreisen eine den slawischen Bestrebungen je Strömung zur Herrschaft gelangt. Anläßlich der persönlichen Be- der beiden Leiter der auswärtigen Angelegenheiten, Iswolski und Tittoni, e Uebereinstimmung ihrer Ansichten und der Interessen ihrer Reiche vor ntlichkeit feierlich konstatiert. Unter dem Einfluß dieser Ereignisse be- die italienische Regierung und ihre Anhänger Sympathien zugunsten rüche Serbiens und Montenegros. Anderseits war Oesterreich-Ungarn

Digitized by Google

bestrebt, sowohl den Ausbruch eines Krieges als auch den Austritt Italiens aus dem Dreibunde zu verhüten.

Um Italien zu beruhigen und dessen Schützlinge einigermaßen zu befriedigen, entschloß sich das Wiener Kabinett zu dem Opfer, daß es auf das im Berliner Kongreß zugesicherte Recht, im Sandschak von Nowibasar Besatzungen zu halten, verzichten und so die Möglichkeit, nach Saloniki vorzudringen, aufgeben, die Möglichkeit, in den Besitz dieses Landes zu kommen, Serbien und Montenegro eröffnen werde. Zugleich bot es sich an, seine Zustimmung zu geben, daß die für Montenegro nachteiligen Bestimmungen des Berliner Vertrages aufgehoben würden.

Tittoni, der zu jener Zeit italienischer Minister des Aeußern war, rühmte sich jetzt während des Krieges (1915, September), daß er es gewesen sei, der die Zugeständnisse von Aehrenthal erzwang. Das Wiener Auswärtige Amt stellte in einer offiziösen Mitteilung fest, daß diese Behauptung den Tatsachen nicht entspricht. Graf Lützow, der damalige österreichisch-ungarische Botschafter in Rom, spricht sich auch in diesem Sinne aus, bemerkt jedoch, daß es in den Absichten des Grafen Aehrenthal gelegen war, durch Aufhebung des Artikels 29 (betreffend den montenegrinischen Hafen) des Berliner Vertrags Italien gegenüber ein gewisses Entgegenkommen zu zeigen.[1])

Dieses Entgegenkommen genügte Italien nicht. In der italienischen Kammersession, anfangs Dezember 1908, erhoben sich nicht nur von den Bänken der radikalen und republikanischen Parteien, sondern auch seitens konservativer Politiker Stimmen, die Haß oder wenigstens Mißtrauen gegen Oesterreich, Sympathie für die südslawischen Aspirationen verkündeten. Der gewesene Ministerpräsident Fortis forderte unter anderm: „Die Besetzung Spizzas durch Oesterreich-Ungarn müsse ein Ende haben, da sie als eine beständige Bedrohung Montenegros zu betrachten sei."

Die italienische Regierung überzeugte sich indessen, daß die Ententemächte es derzeit nicht zu einem Kriege kommen lassen wollten, und lenkte ein. Der Minister des Aeußern betonte in seiner Rede, daß er an dem Konferenzprojekt festhalte, jedoch die beiden südslawischen Länder mahnen müsse, sich vor gefährlichen Abenteuern zu hüten, da sie von Italien nur eine diplomatische Unterstützung zu erwarten haben.

Dem energischen Auftreten Deutschlands gelang es, die drohende Gefahr eines Weltkrieges dermalen zu beschwören. Fürst Bülow berichtete über die Schritte, die er unternahm, am 29. März 1909 in einer monumentalen Rede dem Reichstage. Es ist charakteristisch, daß er von den serbischen Ansprüchen in Ausdrücken der geringschätzenden Ironie sprach, Montenegro nicht einmal der Erwähnung würdigte.[2])

---

[1]) Herr Tittoni und das Garnisonsrecht im Sandschak. Von Heinrich Grafen Lützow. („Neue Freie Presse", 17. Oktober 1915.)

[2]) Ich benütze den Text der Rede, so wie er im „Europäischen Geschichtskalender", Jahrgang 1909, S. 113 bis 119 veröffentlicht ist.

Digitized by Google

Rußland und Italien verzichteten auf den Wunsch der Abhaltung einer Konferenz. Die Großmächte gaben jede einzeln auf das von der österreichisch-ungarischen Regierung an sie gerichtete Ersuchen die Zustimmung zur Außerkraftsetzung einerseits des auf die zeitweilige Okkupation von Bosnien und der Herzegowina bezüglichen Artikels (wodurch die definitive Annexion anerkannt wurde), anderseits auch zur Außerkraftsetzung der auf das Besetzungsrecht im Sandschak von Nowibasar bezüglichen Bestimmung, wodurch dieses Gebiet in die unbeschränkte Herrschaft der Türkei zurückgelangte. Endlich erteilten alle Großmächte ihre Einwilligung zur Abänderung des Artikels 29 in der Weise, daß Oesterreich-Ungarn das Kontrollrecht in betreff des Hafens von Antivari verlor und Antivari als ein freier Hafen anerkannt wurde, mit der einzigen Beschränkung, daß es nicht zu einem Kriegshafen ausgebaut werden dürfe.

Während Serbien in einer Note vom 31. März in Wien Genugtuung leisten mußte und sich verpflichtete, „die Richtung seiner Politik gegenüber Oesterreich-Ungarn zu ändern und künftighin mit diesem letzteren auf dem Fuße freundnachbarlicher Beziehungen zu leben", blieb Montenegro diese Demütigung erspart. Im Gegenteil erklärte der Fürst von Montenegro erhobenen Hauptes in einer an den italienischen Gesandten am 9. April 1909 gerichteten Note: „Das Wohlwollen, das Oesterreich-Ungarn durch den Verzicht auf die ihm durch den Artikel 29 eingeräumten Rechte an den Tag gelegt hat, flöße Montenegro die volle Zuversicht in die freundschaftlichen und gutnachbarlichen Beziehungen ein, welche die österreichisch-ungarische Regierung einzuhalten gedenkt."

Die Inauguration Antivaris als Freihafen erfolgte auf die Weise, daß am 23. Oktober ein französisches Geschwader feierlich einfuhr.

Oesterreich-Ungarn ist wahrlich mit der allergrößten Selbstverleugnung bestrebt gewesen, freundschaftliche und gutnachbarliche Beziehungen aufrechtzuerhalten.

Als der Beherrscher von nicht einer halben Million Untertanen am 29. August 1910 den Königstitel annahm, anerkannte die Monarchie ohne weiteres diese Rangerhöhung, und im nächsten Jahre empfing ihn der Kaiser-König mit größter Freundlichkeit, verlieh ihm sogar die Inhaberschaft eines Regiments.

König Nikita erwiderte diese Manifestationen der Großmut mit Undank.

*

Italiens siegreicher Krieg gegen die Türkei im Jahre 1911 und die Eroberung von Tripolis ermunterte die Balkanmächte, den gegen den Bestand der Europäischen Türkei lange vorbereiteten entscheidenden Schlag zu führen. Sie schlossen einen Bund und rüsteten zum Angriff.

Die Großmächte machten Anstrengungen, um den Weltfrieden noch aufrechtzuerhalten. Sie erklärten, daß sie keine aus dem Konflikt sich ergebende territoriale Veränderung zugeben würden.

Als dann am 8. Oktober 1912 die Vertreter Oesterreich-Ungarns und Rußlands diese Erklärung in Cettinje dem König von Montenegro überreichten,

Digitized by Google

antwortete er, daß dieselbe verspätet komme; anderthalb Stunden vorher habe er die Kriegserklärung der Türkei zukommen lassen. Er gab das Signal zum Kriege. Einige Tage später folgten seinem Beispiele Griechenland, Serbien und Bulgarien. Ihre Truppen drangen in alle Gebiete der Europäischen Türkei. Die Pforte mußte nach den Niederlagen, die ihre Heere erlitten, um Frieden bitten. Die Verhandlungen wurden Anfang 1913 in London gepflogen, wo zu gleicher Zeit die Botschafter der Großmächte über die Errichtung eines selbständigen Staates in Albanien zu beraten hatten.

Im Zusammenhang mit der Geschichte der letzten Erneuerung des Dreibundvertrages wurde an dieser Stelle[1]) dargelegt, daß Montenegro sich weigerte, dem Beschluß der Großmächte Folge zu leisten, das von ihm besetzte Skutari zu räumen, demzufolge Oesterreich-Ungarn die Räumung mit Waffengewalt zu erzwingen sich vorbereitete; wie dann im letzten Moment König Nikita nachgab, zugleich aber der Monarchie einen schweren Insult zufügte mit der Erklärung, „seine und seines Volkes Würde verbiete ihm, sich der Drohung einer Macht zu fügen, er lege das Schicksal Skutaris in die Hände der Großmächte".

Es wurde auch erwähnt, daß, um Oesterreich-Ungarn von dem Angriff gegen Montenegro zurückzuhalten, Italien auf Grund einer bewußt falschen Interpretation des Dreibundvertrages mit Forderungen auftrat, und daß ein italienischer Staatsmann, der erwähnte Minister des Aeußern, Tittoni, die Ansicht vertrat, die Ausführung des österreichisch-ungarischen Vorhabens sollte die Auflösung des Dreibundes zur Folge haben.

Es muß nun hier noch hervorgehoben werden, daß Italien, indem es sich als Protektor Montenegros geltend machte, die Beschützung dieses Landes höher stellte als die Bundesgenossenschaft Oesterreich-Ungarns und die Aufrechterhaltung des Dreibundes. Selbstverständlich waren dabei die verwandtschaftlichen Beziehungen der beiden Königshäuser nicht entscheidend.

Italien betrachtete auch jetzt wie zu Crispis Zeiten Montenegro als seinen „Stützpunkt". Da es aber diesen nun nach dem Balkankriege nicht mehr zu dem Zwecke von Gebietserwerbungen am Balkan verwerten konnte, bestand der Wert dieses Stützpunktes ausschließlich darin, daß man ihn benützen konnte, um Oesterreich-Ungarn aus der Adria zu verdrängen.

Die Regierung der Monarchie in ihrer unerreichbaren Langmut und Selbstverleugnung vergaß den Insult Montenegros und die drohende Haltung Italiens. Sie erhob keine Einsprache dagegen, daß bei der Verteilung der Balkanbeute das montenegrinische Gebiet verdoppelt wurde, trotzdem hierdurch eine territoriale Veränderung eintrat, die Oesterreich-Ungarn nachteilig war, und die demnach laut Artikel VII des Dreibundvertrages Italien hätte „hintanhalten sollen".

Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen der Monarchie und dem kleinen Nachbarstaate wurden auch diesmal erneuert.

---

[1]) Vgl. den im Februar-Heft erschienenen Aufsatz desselben Verfassers: „Die letzte Erneuerung des Dreibundvertrages im Jahre 1912."

Digitized by Google

Nach dem Attentate in Serajewo, als die Wahrscheinlichkeit eines Krieges zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien in den Vordergrund trat, war das Wiener Kabinett im Einverständnisse mit Deutschland von dem Wunsche geleitet, daß der Konflikt im Interesse des Weltfriedens lokalisiert bleibe, und daß auch Montenegro, trotz seiner intimen Beziehungen zu Serbien, sich davon fernhalte. Um sich die Neutralität dieses Landes für den Kriegsfall zu sichern, nahm es noch vor der Ueberreichung des Ultimatums die Vermittlung Italiens in Anspruch. Anlaß dazu gab die in dem französischen Blatte „Le Temps" gewiß tendenziös veröffentlichte Mitteilung, daß Oesterreich-Ungarn einen Ueberfall auf den Lovcen beabsichtige.

Am 21. Juli 1914 erschien der österreichisch-ungarische Botschafter in Rom bei dem Minister des Aeußern und stellte im Auftrage seiner Regierung „kategorisch in Abrede, daß gegen Montenegro eine feindliche Absicht vorhanden sei". Zugleich ersuchte er die italienische Regierung um ihren Einfluß, Montenegro im serbischen Konflikte „zur Einhaltung einer vollkommenen Ruhe zu bestimmen". Ad captandam benevolentiam spendete er Montenegro das Lob, daß „die Haltung dieses Landes von jener Serbiens wesentlich verschieden sei", und bemerkte, „dies wäre ja begreiflich, da Montenegro selbst auch üble Erfahrungen mit serbischen Bomben gemacht habe".[1])

Der Minister versprach, unverzüglich angemessene Weisungen nach Cettinje abgehen zu lassen.

Im Berichte des Botschafters über diese Besprechung ist charakteristisch seine Mitteilung, daß seine Erklärung in betreff des Lovcens vom Minister „mit schlecht verhülltem Jubel" aufgenommen worden sei.[2]) Diese Beobachtung, wenn sie richtig gewesen ist, würde darauf deuten, daß Italien die Aufrechterhaltung der Neutralität Montenegros und also die Lokalisierung des Konfliktes und die Wahrung des Weltfriedens aufrichtig wünschte.

Dieser Wunsch war in Rom nach der Eröffnung der Feindseligkeiten zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien auch noch vorhanden; denn es wurde von dort eine in der Form ungeheuerliche Pression auf das Wiener Kabinett ausgeübt, damit man von dort nicht aus eigener Initiative offensiv gegen Montenegro auftrete.

Der Chef des italienischen Generalstabes, General Cadorna, sandte am 3. August an seinen österreichisch-ungarischen Kollegen folgende Depesche: „Leichte Mobilisation angeordnet. Wenn aber Oesterreich-Ungarn Lovcen nicht besetzt und Gleichgewicht in der Adria nicht stört, wird Italien niemals Oesterreich-Ungarn angreifen."[3])

---

[1]) Telegramm des Grafen Berchtold an den Botschafter in Rom vom 20. Juli 1914. Rotbuch Nr. 1.

[2]) Telegramm des Botschafters in Rom an den Grafen Berchtold vom 21. Juli 1914. Rotbuch Nr. 3.

[3]) Den Text des Telegrammes enthält das Telegramm des Grafen Berchtold an den Botschafter in Rom vom 4. August 1914. Rotbuch Nr. 31.

Digitized by Google

Diese Zusage, die beruhigend wirken sollte, enthielt die offene Drohung, daß wenn österreichisch-ungarische Truppen den Lovcen besetzen, Italien den Krieg erklären werde.

Die politische Interessengemeinschaft zwischen Italien und Montenegro hätte man klarer nicht verkünden können.

Graf Berchtold beeilte sich, Italien darüber zu beruhigen, daß in Wien keineswegs die Absicht vorhanden sei, gegen Montenegro vorzugehen; ein Vordringen auf montenegrinisches Gebiet werde insolange nicht stattfinden, als Montenegro von einer feindlichen Aktion gegen die Monarchie absehe. Infolgedessen wiederholte er die Bitte, Italien möge in Cettinje weiterhin zur Aufrechterhaltung der Neutralität Ratschläge erteilen.[1])

Der italienische Minister schien von dieser Mitteilung befriedigt und erklärte sich gerne bereit, in Cettinje „neuerlich zur Neutralität zu mahnen".[2])

Die Mahnungen blieben erfolglos. Montenegro erklärte am 7. August Oesterreich-Ungarn und Deutschland den Krieg.

Wir werden wohl nicht irren, wenn wir annehmen, daß diese Verzögerung nicht auf den Einfluß Italiens zurückzuführen sei.

Wenn es eines Beweises bedurfte, um festzustellen, daß inmitten des furchtbaren und grausamen Ringens im Weltkriege der greise Beherrscher Oesterreich-Ungarns der friedlichste und mildeste Fürst, der je eine Krone trug, geblieben sei; daß ferner sein vor dem Kriegsausbruche verkündetes Programm: „die Würde und Sicherheit der Monarchie zu wahren", auch nach dem Kriege Geltung haben werde; daß endlich seine Völker an Rechtlichkeit der Auffassung und Adel der Gefühle ihm ebenbürtig seien, so ist dieser Beweis nun erbracht.

Den ersten Appell an sein „Wohlwollen" erhörte der Monarch bereitwillig, begrüßten die Völker mit allgemeinem Beifall.

Den Wert dieses Beweises erhöhen viele Umstände. Der Appell kam von dem geringsten und schon ganz niedergerungenen Feinde, dessen Verschwinden vom Kriegsschauplatze verhältnismäßig unbedeutende Vorteile verspricht. Er kam von dem Feinde, der Wohltaten mit Undank lohnte, und — wie wir sahen — die ärgsten Insulten der Monarchie zufügte.

Bei Beurteilung des Aktes, zu dem sich König Nikita entschloß, wird man demnach Illusionen ausschließen. Seine interessante Individualität besitzt nichts Rätselhaftes. Im Gegenteil, er trat stets mit rücksichtsloser Offenheit auf, die man eigentlich mit einem kräftigeren Ausdrucke bezeichnen sollte. Er war auch nie ein Hasardspieler. Auf seinem Schachbrette spielt er so, daß man seine Züge im vorhinein erraten kann.

Auch jetzt ist sein Plan offenkundig. Er sieht sich vor zwei Eventualitäten gestellt: es werden entweder die Zentralmächte oder der Vierverband siegen.

---

[1]) Telegramm des Grafen Berchtold an den Botschafter vom 4. August 1914. Rotbuch Nr. 33.

[2]) Telegramm des Botschafters vom 5. August 1914. Rotbuch Nr. 34.

Digitized by Google

Er meint, für den Fall, daß die Zentralmächte in der Lage sein werden, den Frieden zu diktieren, könne er, bevor auch seine Bundesgenossen niedergerungen sind, günstigere Bedingungen jetzt erwirken als später bei dem allgemeinen Friedensschluß; er hofft, man werde ihn glimpflich behandeln, damit die andern Mächte sich leichter entschließen, seinem Beispiele zu folgen.

Für den Fall, daß die Ententemächte den Frieden diktieren sollten, denkt er dessen sicher zu sein, daß sie ihm alles, worauf er verzichten mußte, zurückerstatten werden; er rechnet zwar nicht auf ihre Sympathien, wohl aber auf ihr Bestreben, Oesterreich-Ungarn zu schwächen.

König Nikita zweifelt nicht daran, daß Oesterreich-Ungarn die Bedingungen, die es jetzt zugesteht, nach seinem und seiner Bundesgenossen definitivem Siege gewissenhaft erfüllen werde. Dagegen wird er wohl auch selbst nicht erwarten, daß man voraussetze, er würde im entgegengesetzten Falle seinen Verpflichtungen, die er jetzt eingeht, nachkommen.

Dies ist klar, wie man im diplomatischen Jargon sagt: „C'est cousu de fil blanc." Die Arbeit der Diplomatie wird sich danach richten. Die Kriegsleitung wird die Vorteile der jetzt geschaffenen Situation erfolgreich verwerten.

21. Jänner 1916.

Der Suezkanal und dessen Beziehungen zur europäischen Mächtegruppierung

Von

Feldmarschalleutnant a. D. v. Wannisch

Der siegreiche, mit der Eroberung Serbiens, der Vertreibung der Franzosen und Engländer aus dem südlichen Mazedonien und der Waffenstreckung Montenegros abschließende Balkanfeldzug der Mittelmächte im Verein mit Bulgarien und sehr wirksam ergänzt durch den erfolgreichen Widerstand der türkischen Armee an den Dardanellen, welcher die Entente zuerst zur Aufgabe der Stellungen beiderseits der Suvlabai, dann jener von Seddil Bahr am Eingange der Meerengen gezwungen hat, eröffnet für die Fortsetzung des Krieges weitreichende Perspektiven, welche durch die Ausbreitung der englisch-französischen Streitkräfte in und bei Saloniki sowie nördlich der Halbinsel von Kalkidike kaum wirksam gestört werden können.

Die Zentralmächte haben mit der nun offenen Verbindung von der unteren Donau über Sofia nach Konstantinopel nicht nur die früher bestandene Absperrung gesprengt, sondern auch ein weiteres Aktionsfeld nach Kleinasien einerseits bis zum Euphrat, anderseits bis zum Suezkanal frei bekommen und erhalten durch die Möglichkeit, die türkische Aktion gegen den Suezkanal und Aegypten zu unterstützen, den großen Vorteil, die Verbindung Englands mit Indien zu erschweren bzw. dieselbe auf den großen Umweg über das Kap der

Digitized by Google

Guten Hoffnung zu beschränken, welcher aus den englischen Häfen einundzwanzig Tage beträgt.

Nicht weniger hoch ist der moralische Eindruck zu veranschlagen, wenn ein türkisches Heer, direkt oder indirekt vom Dreibunde unterstützt, gegen den Suezkanal bzw. gegen Aegypten anrückt. Die mohammedanische Welt, schon durch die Proklamierung des Heiligen Krieges gegen die Entente in Erregung geraten, wird durch die Nachricht von dem gänzlichen Mißlingen des englisch-französischen Dardanellenangriffes und dem fluchtartigen Rückzuge der verbündeten Streitkräfte, die Mohammedaner in Asien noch mehr durch die empfindliche Niederlage der Engländer bei Ktesiphon und der türkischen Offensive in Mesopotamien zur Teilnahme am Kriege gegen die Feinde der Türkei ermuntert. Wenn auch langsam, wird sich die Kunde von den türkischen Siegen immer weiter in Asien bis nach Indien verbreiten und wird die zunehmende Gärung in dem indischen Riesenreiche immer ansehnlichere englische Kräfte absorbieren.

Die fortgesetzte Verstärkung und Ausbreitung der Anglofranzosen im Vorfelde von Saloniki, da sie als Hilfsaktion für die Serben keinen Zweck mehr hat, kann nur dahin zielen, von dieser befestigten Basis aus die neueröffnete Verbindung der Mittelmächte über Sofia nach Konstantinopel zu bedrohen oder zu unterbrechen, und zu verhindern, daß namhafte türkische Kräfte sowie Unterstützungen der Mittelmächte gegen den Suezkanal in Marsch gesetzt werden. Es handelt sich da also um ausgesprochen englische Interessen, für welche aber auch wieder starke französische Kräfte eingesetzt werden. Es erscheint jedoch sehr zweifelhaft, daß die Anglofranzosen dermal so viele Truppen disponibel haben, um eine solche Operation mit einiger Aussicht auf Erfolg unternehmen zu können. Bis die Früchte der mit schwerer Mühe in England durchgepeitschten allgemeinen Wehrpflicht kriegsbereit und mobil sein werden, könnte es auch wieder „zu spät" werden!

Es ist eine Ironie des Schicksals, daß nun die Franzosen den Engländern direkt oder indirekt behilflich sein wollen oder müssen, feindliche Angriffe auf den Suezkanal und Aegypten abzuwehren, nachdem seinerzeit die Franzosen von ihren jetzigen Bundesgenossen aus Aegypten verdrängt wurden und auch die Herrschaft über den Kanal, welcher mit französischem Gelde erbaut wurde, an die Engländer verloren haben.

Der von dem Franzosen Ferdinand v. Lesseps, und zwar nach den Plänen des österreichischen Ingenieurs v. Negrelli trotz englischem Widerstande erbaute, unter Kaiser Napoleon III. mit großen Feierlichkeiten eröffnete Kanal, sowie der vorherrschende französische Einfluß in Aegypten war den Engländern Gegenstand großen Unbehagens, und sie benutzten deshalb um so lieber die Gelegenheit, dem durch seine Verschwendungssucht ganz verschuldeten Khedive Ismail den ägyptischen Aktienbesitz abzukaufen, aber auch den französischen Einfluß immer mehr zu verdrängen bzw. die Franzosen, wie bekannt, nach Marokko abzulenken. Die von England um 80 Millionen Mark erworbenen Aktien repräsentieren dermal einen Wert von 680 Millionen. Die Kanaleinnahmen bewegten sich bis zum Kriege stets in steigender Richtung.

Digitized by Google

Für England kommt aber nicht so sehr das finanzielle und wirtschaftliche Moment in Betracht als das politisch-militärische, nämlich die Beherrschung des kürzesten Seeweges von Europa zu den Gestaden der Südsee und nach Indien — darum seine Sorge um die jetzt durch die Eröffnung des freien Verkehrs mit der Türkei gefährdete Kanalverbindung, die Furcht vor einem Angriff durch die Sinaihalbinsel gegen den Kanal und Aegypten.

Der unmittelbare Besitz des Kanals allein kann England nicht genügen, es muß auch die Sinaihalbinsel, den östlichen Zugang zum Kanal beherrschen, aber auch Aegypten mit seiner mittelländischen und der langgestreckten Küste des Roten Meeres.

Ohne auf die notwendigen Vorbereitungen für einen Angriff von der asiatischen Seite, insbesondere die Vorarbeiten für die Passage durch die Sand- und Bergwüsten der Sinaihalbinsel und die Bedrohung Aegyptens von Westen her durch die Senussistämme einzugehen, kann jedoch festgestellt werden, daß infolge der für die Zentralmächte so außerordentlich günstigen militärischen Lage am Balkan die Möglichkeit einer aussichtsvollen Offensive gegen den Kanal und Aegypten sehr nahegerückt ist.

Hier ist der Punkt, wo der Hebel zur Erschütterung der englischen Weltherrschaft am wirksamsten angesetzt werden kann. In Aegypten verteidigt England nicht nur den kürzesten Seeweg nach Indien, sondern auch seine Stellung und Oberhoheit über den größten Teil der mohammedanischen Welt in Asien und Afrika! Schon der Umstand, daß dieses im Orient allgewaltige Reich sich gegen einen mächtigen Angriff zur Wehre setzen muß, erschüttert seinen Nimbus und ist geeignet, sein bisher ungeschmälertes Ansehen noch mehr zu untergraben als die englische Niederlage an den Dardanellen und bei Ktesiphon, wo die Türken bisher sich verteidigen mußten und nur den englischen Angriff, wenn auch sehr erfolgreich, zurückgeschlagen haben. Da war England noch immer Angreifer; am Suezkanal und in Aegypten würde die Beherrscherin des Weges nach Indien in die Verteidigung gedrängt. England hat, indem es half, die Türkei in den Krieg zu treiben, den Zentralmächten selbst den Weg zu diesem Angriffsziel eröffnet, auf welchem das Inselreich am wirksamsten getroffen werden kann — trotz seiner bisher noch ungebrochenen Seeherrschaft!

Schon das Erscheinen einer starken Angriffsmacht am Suezkanal bedingt dessen Sperrung für den Verkehr und entzieht dem englischen und französischen Aktienbesitz das Erträgnis. Das ist aber nur die Einleitung der Aktion; diese selbst müßte auch besonders darauf gerichtet sein, in Zukunft den Suezkanal und Aegypten von der alleinigen Kontrolle Englands zu befreien. Der Kanal wäre so wie die Donaumündungen unter die Aufsicht einer Kommission zu stellen, in welcher den Zentralmächten ein maßgebender Einfluß zukommen müßte, und zwar unter Wahrung der wiederherzustellenden türkischen Oberhoheit. Bisher hat England den weitaus größten Nutzen aus dem Kanal gezogen, die eigentlichen Mittelmeerstaaten einen verhältnismäßig sehr geringen. Im Jahre 1913 haben 2951 britische, 778 deutsche, 342 holländische, ebenso viele französische

Digitized by Google

und nur 246 österreichisch-ungarische Schiffe den Kanal passiert, an sechster Stelle kommt Rußland mit 120 Schiffen. Die übrigen Mittelmeerstaaten haben diese wichtige, für sie so günstig gelegene Wasserstraße, welche schon seit dem Jahr 1869 dem Verkehr übergeben ist, viel weniger ausgenützt. Daran sind zum großen Teil die sehr hohen Kanalgebühren schuld — 6,5 Franken per Registertonne und 10 Franken für die Person. Ein mittlerer Frachtdampfer zahlt 40- bis 50000, ein Postdampfer 80000 Franken Abgaben, so daß im Jahre 1913 die Einnahmen 126 Millionen Franken gegen 45 Millionen Franken an Betriebskosten betrugen und das Betriebskapital sich mit 33 Prozent verzinst hat.[1]) Darum müßte in den Friedensverhandlungen eine ausgiebige Herabsetzung der Kanalgebühren einen für alle seefahrenden, insbesondere für die an den weitgedehnten Gestaden des Mittelländischen Meeres und seinen Verzweigungen liegenden Reiche, höchst wichtigen Vertragspunkt bilden, gleichviel, ob die englischen und französischen Aktionäre damit einverstanden sind oder nicht.

Das Mittelländische Meer, das bis zu der rasch eingelebten Entwicklung des Kanalverkehrs abseits des großen Ueberseeverkehrs blieb, ist durch denselben erst zur Weltverkehrsstraße geworden, ebenso wie das Rote Meer, welches bis dahin mit seinen öden Felsenufern und schlechten Hafenplätzen ein vollkommen totes Meer war, das zumeist nur von Korallenfischern und Mekkapilgern befahren wurde.

Es sei hier darauf hingewiesen, daß zum Teil auch infolge der hohen Kanalspesen der Adriaverkehr in seinen Relationen via Suezkanal noch viel zu wenig entwickelt ist, obwohl Triest und Fiume am Nordende des Adriatischen Meeres, das am weitesten nach Norden in den europäischen Kontinent hineinführt, also auch sehr günstig für den Kanalverkehr gelegen sind. Man sollte deshalb schon während des Krieges alle Vorbereitungen treffen, um nach erlangtem Frieden für diese Hafenstädte die für die Erweiterung und Entwicklung eines größeren Verkehrs erforderlichen Bedingungen zu schaffen bzw. die dermal bestehenden Hindernisse, als zu hohe Platzspesen, unzureichende Hafeneinrichtungen, hemmende Eisenbahnfahrordnungen und Tarife usw., zu beseitigen. Es sollte aber auch der Verkehr der kroatisch-dalmatinischen Küste, welche bisher höchst rückständig ist, mehr gehoben und den dortigen schönen Häfen die Möglichkeit geschaffen werden, sich am Weltverkehr zu beteiligen. Unter andern wäre ein Mittel hierzu die Verbindung der schmalspurigen bosnischen Ostbahn mit der serbischen Schmalspurbahn Stalac—Ušice im westlichen Morawatale, wo noch das bei 40 Kilometer lange Stück von der bosnisch-serbischen Grenze nach Ušice zu bauen wäre. Nachdem Serbien unterworfen ist, könnte dieser Bahnbau jetzt sichergestellt, nach Friedensschluß baldigst ausgeführt und so die kürzeste Verbindung aus Serbien über Sarajevo, Mostar nach Gravosa—Ragusa bzw. in die Bocche di Cattaro und damit eine der früher so sehr verlangten Donau-

[1]) Die Zahlenangaben sind einem vor kurzem in der „Vedette", einer Beilage des Wiener „Fremdenblatt", erschienenen Artikel „Der Suezkanal" entnommen.

Digitized by Google

Adrialinien eröffnet werden. — Abgesehen von diesen eigentlich österreichisch-ungarischen Verkehrsfragen bedingt die, wie zu hoffen, auch nach dem gemeinsamen Kriege andauernde enge Verbindung beider Zentralreiche auch bezüglich der Relationen des Adria-Suezverkehrs ein näheres Interesse seitens des Deutschen Reiches. Hierbei drängt sich die Frage auf, ob infolge des treulosen Verhaltens Italiens, dessen Nachwirkungen auch nach dem Kriege kaum so bald verschwinden werden, es angezeigt erscheint, wie bisher einen Großteil des deutschen Orientverkehrs über Italien bzw. Genua zu lenken, und ob das enge Bundesverhältnis zu Oesterreich-Ungarn es nicht sicherer und berechtigter erscheinen lassen würde, diesen Verkehr mehr nach Triest und Fiume zu leiten. Die Lösung dieser Frage steht allerdings mit dem Gotthardverkehr, an dem das Deutsche Reich sehr interessiert ist, in enger Beziehung; vielleicht wird sich dies betreffend ein Ausweg finden lassen.

Es wurden die Beziehungen Serbiens zum Adriaverkehr überhaupt, also auch zum Suezkanal gestreift, aber es handelt sich auch um die Relationen der ganzen Balkanhalbinsel.

Durch die Eroberung ganz Serbiens, die Waffenstreckung Montenegros und Besetzung von Teilen Albaniens, insbesondere Skutaris mit dem umliegenden Gelände werden in diesen Gebieten nach dem Kriege wesentlich geänderte, geregeltere Verhältnisse und, wie zu erwarten, auch lebhaftere Verkehrsbeziehungen Platz greifen. Wie auch die unvermeidlichen neuen Besitzregulierungen sich gestalten mögen, sicher ist, daß Oesterreich-Ungarn über serbisches Gebiet in direkte Nachbarschaft mit Bulgarien treten und dann sowohl über den nicht an Bulgarien fallenden Teil Serbiens, wie über Montenegro und Albanien, namentlich dessen nördlichen Teil mit dem großen Becken von Skutari eine durch seine Macht bedingte Anziehungskraft ausüben wird, welche durch engere, politische und Verkehrsbeziehungen in einer weiteren oder engeren Angliederung zum Ausdruck kommen dürfte. Eine solche durch die geographischen Bedingungen geförderte Angliederung, ob in engerem oder weiterem Verbande, ist schon durch die Gruppierung und staatsrechtliche Organisation Oesterreich-Ungarns, der großen Donaumonarchie, gegeben und erleichtert, weil die bestehenden Verfassungseinrichtungen eine gewisse Selbständigkeit der Teile garantieren, demnach auch weitere Gebiete unter vollkommener Aufrechterhaltung ihrer historischen und nationalen Individualität in einer durch die jeweiligen Umstände gebotenen Form ohne Störung oder Aenderung des Organismus der Monarchie gesicherten Anschluß finden können. Dieser Anschluß an einen großen Kulturstaat wird aber nicht verfehlen, in kürzester Zeit eine ausgiebige Hebung des bisherigen Kulturstandes der sich neu angliedernden Gebiete sowie deren Verkehrswesens und ihrer Konsumtionsfähigkeit zu schaffen.

Namentlich würden die albanischen Häfen, welche bisher wegen der so sehr zurückgebliebenen Wirtschaftslage — bedingt durch die unsicheren inneren Zustände des Landes — brach liegen, wieder zu einem seit der Römerherrschaft entschwundenen Wohlstand und zu höherer Kultur gelangen können.

Digitized by Google

Man sollte auch nicht versäumen, weitergehende Vorkehrungen für den Fremdenverkehr an unsrer an klassischen Erinnerungen reichen und von der Natur glänzend ausgestatteten istrischen und kroatisch-dalmatinischen Küste einzuleiten, damit der Strom des deutschen Reisepublikums in Zukunft auch an der östlichen Adriaküste mehr Komfort und Anziehung findet.

Hinsichtlich des Adria-Suezkanal-Verkehrs kommen infolge ihrer Lage auch Italien und Griechenland in Betracht. Wie auch Italien aus dem Kriege, ob es überhaupt noch als Großmacht herauskommen wird., keinesfalls kann es in nächster Zeit wieder in nähere Beziehungen zu den beiden Mittelreichen treten — ein Umstand, welcher bei der künftigen Regelung des Handels- und Seeverkehrs und speziell in der Richtung via Suez in die Wagschale fällt.

Ganz anders ist das Verhältnis der Mittelmächte zu Griechenland, das infolge seiner sehr exponierten Lage während des Weltkrieges den brutalen, völkerrechtswidrigen Drangsalierungen seitens der Westmächte preisgegeben ist und in der schonungslosesten Weise behandelt wird. Es ist deshalb nicht mehr als billig, daß die Interessen Griechenlands schon beim Friedensschlusse möglichst gewahrt werden, und daß dieser Staat auch als nächster Nachbar des Suezkanals entsprechende Berücksichtigung findet.

Die neue Lage nach dem Kriege wird noch bedingen, daß die Mittelmächte sich auch die südliche Zufahrt zum Suezkanal nach Möglichkeit sichern — die Schiffahrt im und zum Roten Meere; deshalb mit dem Negus von Abessinien in nähere Berührung treten und in den Friedensverhandlungen sich vielleicht in italienischen, vielleicht auch französischen Häfen des Roten Meeres und der Somaliküste gewisse Rechte sichern.

Bezüglich der griechischen Interessen ist auch zu erwähnen, daß nach dem Kriege Saloniki einen hervorragenden Platz einnehmen dürfte, weil diese Hafenstadt durch die Zweiglinie Nisch—Vranja—Saloniki der großen Orientbahn direkt mit dem österreichisch-ungarischen und deutschen Eisenbahnnetz verbunden ist, aber auch weil es bisher schon einen sehr ausgebreiteten Handels- und Schiffsverkehr sowie die besten Hafeneinrichtungen am europäischen Ufer des Aegäischen Meeres besitzt. Infolge seiner günstigen Lage zum Suezkanal hat diese Hafenstadt auch die kürzeste Ueberfahrtszeit, was speziell für den Personenverkehr zu berücksichtigen ist. Saloniki wird daher in Zukunft eine gefährliche Konkurrentin unsrer Hafenplätze Triest und Fiume, namentlich für den ganzen Orientverkehr werden, weshalb man schon dermal, d. h. schon während des Krieges, alle Vorbereitungen treffen muß, um gleich nach Friedensschluß in unsern Häfen eine großzügigere Ausgestaltung des Seeverkehrs unverweilt und mit möglichstem Nachdruck in Angriff nehmen und durchführen zu können. Diese Arbeiten gehören zur Kategorie der nach dem Kriege unaufschiebbaren Sanierungsvorkehrungen, zu welchen die Mittel ohne Verzug bereitgestellt sein müssen, um die Wunden des Krieges auch in diesem wichtigen Belange schnellst möglich zu heilen. Die auf eine rasche und ausgiebige Verkehrsentwicklung zu verausgabenden Gelder werden auch sehr bald goldene Früchte tragen,

Digitized by Google

schon darum, weil sie wesentlich dazu dienen, unsre jetzt sehr ungünstige Valuta zu heben.

Wenn hier speziell österreichisch-ungarischen Interessen und der Verkehrsentwicklung der habsburgischen Monarchie sowie ihrem Adriaverkehre ein größerer Raum gegeben wurde, so ist dabei auch das Deutsche Reich sehr nahe beteiligt, da die als Folge des gemeinsamen Ringens sich ergebenden näheren wirtschaftlichen Beziehungen beider Mittelreiche es als selbstverständliche Folge mit sich bringen, daß die Förderung des einen Teils auch zum Nutzen des andern ausschlägt, weil das Deutsche Reich auch in Zukunft nicht nur ein militärisch, sondern auch ein wirtschaftlich starkes Donaureich als Bundesgenossen nötig haben wird. Wie wir im jetzigen Kriege sehen, ist die wirtschaftliche Stärke eine unentbehrliche Stütze der militärischen Macht!

Der erste Monat des neuen Jahres 1916 hat die Ausschaltung zweier Hilfsstaaten des Vierverbandes, Serbien und Montenegro, gebracht. Letzteres hat definitiv um die Eröffnung der Friedensverhandlungen gebeten, Serbien ist vollkommen unterworfen und steht unter österreichisch-ungarischer und bulgarischer Militärverwaltung; die Trümmer des serbischen Heeres, welche sich durch Albanien nach Korfu und Griechenland retten konnten, sind nur Schlacken, und ihre weitere Kriegsbrauchbarkeit ist sehr fraglich, repräsentiert jedenfalls nur ein sehr schwaches Hilfskontingent. Wenn es auch nur Kleinstaaten sind, die da aus dem Haben der Entente zu streichen sind, es wird dadurch nicht nur die Zahl der Gegner der Zentralmächte verringert und ein großer Teil der durch dieselben bisher gebunden gewesenen Streitkräfte frei, es wurde auch, und das ist weit ausschlaggebender, durch die mit solcher Raschheit durchgeführte Niederwerfung dieser Staaten und radikale Brechung ihrer Widerstandskraft eine ganz neue Kräftegruppierung auf der Balkanhalbinsel geschaffen, welche einer gänzlichen Verdrängung des bisherigen Uebergewichtes Rußlands und des Ansehens der Westmächte sowie der italienischen Aspirationen hinsichtlich Albaniens und Beherrschung der Adria gleichkommt; eine Wirkung, welche auch nach dem Kriege jedenfalls lange Zeit, wenn nicht für immer andauern und durch den sicher sehr nachhaltigen Eindruck, welchen die Gewalttätigkeiten gegen Griechenland zurücklassen werden, noch wesentlich verstärkt wird.

Die Entente scheint zu glauben, daß sie durch die Besetzung griechischer Inseln, Häfen und sonstiger Territorien die glänzenden Resultate der Mittelmächte am Balkan wettmachen kann. Das dürfte sich jedoch sehr bald in der langen Kette ihrer bisherigen schweren Fehlgriffe und Irrtümer als ein neuer herausstellen, denn die gegen alles Völkerrecht auf Kosten des neutralen Griechenland in Szene gehenden Einbrüche in fremdes Eigentum können an der für die Mittelmächte sich von Woche zu Woche günstiger gestaltenden Lage am Balkan nichts ändern.

Die auf die Dauer nicht zu verschleiernde Erkenntnis dieser Uebermacht der Zentralmächte wird nicht verfehlen, sich im weiteren Kriegsverlaufe fühlbar zu machen und möglicherweise trotz Londoner Protokoll und volltönenden Reden der Ententeminister zur allmählichen Abbröckelung der kontinentalen Vierverbands-

Digitized by Google

mächte und separaten Friedensschlüssen führen, so daß schließlich nur England niederzuringen sein wird.

England, das in seinem Weltherrschaftsdünkel die Konkurrenz des Deutschen Reiches vernichten wollte, hat sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, dem Waffen-, Munitions- und Lebensmittel-Lieferanten der Entente, einen neuen, sehr kräftigen Konkurrenten auf den Hals geladen und denselben zugleich auf Kosten der Finanzen des Vierverbandes wesentlich bereichert.[1]) Außer diesem überseeischen Vetter freut sich auch Japan nicht wenig des Krieges zwischen den europäischen Großmächten und hofft auf weitere Gewinne auf europäische Kosten, und diese wachsen mit der Dauer des Krieges. Hierbei erwächst aber den Mittelmächten der große, wenn auch nur relative Vorteil, daß sie sich die Kriegsgelder und Material selbst beschaffen können und sich nicht an das Ausland verschulden!

Wenn England schließlich seine bisherige Gefolgschaft verliert und den Kampf allein fortsetzt, so wird voraussichtlich der Suezkanal und Aegypten um so mehr eine große Rolle spielen und wird sich vielleicht hier das Schicksal der englischen Seeherrschaft entscheiden. Die da „während des Krieges" in Frage kommenden militärischen Bedingungen können hier nicht erörtert, dagegen aber kann schon hervorgehoben werden, daß der Kanal „nach dem Kriege" voraussichtlich an wirtschaftlicher Bedeutung um so mehr zunehmen wird, da die europäische Handelswelt bestrebt sein muß, nach einer durch die unmittelbaren Kriegsnachwehen veranlaßten Erholungspause den während der Kriegsperiode verlorenen Handelsverkehr wieder herzustellen. Die Garantien für eine in Zukunft gesicherte vorteilhafte Position im Suezverkehr der Mittelmächte und ihrer Bundesgenossen gehört darum zu den wichtigsten Kriegszielen, und es kann nach dem Kriege das östliche Ufer der Adria sowie die Balkanhalbinsel und deren Häfen einen großen Aufschwung nehmen!

Es wird naturgemäß nach dem Kriege eine geraume Zeit dauern, bis die politischen und Handelsbeziehungen zwischen den sich jetzt noch mit ungeschwächter Erbitterung bekämpfenden Staaten und Völkern wieder in normalen Gang kommen können. Der Krieg hat alle bisherigen Beziehungen zwischen den Gegnern annulliert und um so gründlicher zerrissen, weil unsre Gegner, insbesondere aber England, den Krieg in einer alle bisherigen Schranken mißachtenden Rücksichtslosigkeit führen. Gegenüber dem Blocke der Westmächte mit seinem Anhängsel, dem treubrüchigen Italien, Oesterreich-Ungarns gehässigstem Gegner, wird noch lange der siegreiche, mächtige Block der beiden Mittelmächte mit seinen Bundesgenossen auf allen Gebieten streng geschiedene Wege einschlagen, welche insbesondere die beiden großen Zentralmächte, Oesterreich-Ungarn und das Deutsche Reich, so wie während des Krieges auch nach demselben eng geschlossen wandeln werden. Es ist nur logisch, daß das Band, welches die beiden Mächte

[1]) Die Ausfuhr Nordamerikas ist in dem am 30. Juni 1915 abgelaufenen Geschäftsjahre 1914/15 gestiegen: nach England von 394 auf 912, nach Frankreich von 160 auf 369, nach Italien von 19 auf 185 Millionen Dollar.

Digitized by Google

in dem schweren Ringen unzerreißbar vereinigte und sie durch die stets bewahrte feste Einigkeit zu immer neuen Erfolgen und zur Niederringung der großen feindlichen Uebermacht geführt hat, nach siegreicher Beendigung des Krieges unbeschadet der souveränen Rechte beider Reiche aufrecht erhalten bleiben. So wie im Kriege beiderseits gewiß wiederholt partikulare Wünsche dem großen, gemeinsamen Kriegszwecke geopfert werden müssen, werden sich auch im Frieden jene Wege finden lassen, auf welchen die durch die obwaltenden Verschiedenheiten in beiden Staatsgebieten bedingten Schwierigkeiten ohne Schädigung des einen oder andern Teiles ausgeglichen werden können. Man braucht nicht alles über einen Leisten zu schlagen, aber was geschieht, soll immer auf Grund gegenseitigen Einverständnisses, unter sorgfältiger Berücksichtigung der bestehenden Verhältnisse geschehen!

Wenn es also auch wirtschaftliche Fragen geben wird, welche im Frieden nur mit vorurteilsloser Sachlichkeit zu lösen sein werden, bezüglich des Suezkanals und Wiederherstellung der türkischen Oberhoheit über Aegypten sind die Interessen beider Zentralmächte sicherlich ganz übereinstimmend.

Krieg und Wille[1])

Von

Generalarzt und Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Goldscheider

Die Macht des Willens tritt uns im gegenwärtigen großen Kriege eindrucksvoll entgegen. Unsre braven Truppen überwinden ungeheure Strapazen, ertragen die Witterungsunbilden des Winterfeldzuges, halten unerschüttert Stand dem nervenzermürbenden Trommelfeuer. Unsre Verwundeten sind ausdauernd im Leiden und gehen freudig wieder ins Feld, sobald sie geheilt sind. Frisch Verwundete haben noch Wunder an Tapferkeit verrichtet. Kranke drängen, kaum genesen, vielfach wieder zur Front. Die Bevölkerung ist von einigendem Willen beseelt, ein großer Akt der Anpassung eines ganzen Volkes an die Bedürfnisse des Krieges ist der Erfolg dieses Willens. Leidende, Frauen nicht weniger als Männer, vergessen ihre Beschwerden, entdecken die in ihnen wohnenden Kräfte und vollbringen Leistungen, deren sie sich früher nie für fähig gehalten hätten. Das Bild des Wollens ist so glanzvoll schön, daß auch einzelne Flecken überstrahlt werden.

Doch, was ist denn Wille? Können wir überhaupt wollen?

Die Frage nach der Natur des Willens beherrscht die Philosophie aller Zeiten und Völker. Aber weder die ältere Philosophie, welche den Willen zu den besonderen Seelenvermögen rechnete, noch die neuere Psychologie gibt uns

[1]) Vortrag, gehalten vor dem „Deutschen Frauenverein vom Roten Kreuz für die Kolonien", Landesverband Württemberg, in Stuttgart am 15. Januar 1916.

Digitized by Google

eine einheitliche und durchweg befriedigende Antwort. Während einige Psychologen den Willen als eine gegebene Grundtätigkeit der Seele betrachten, welche das bewußte Geistesleben beherrscht, bestreiten andre die Existenz eines Willens überhaupt, welchen sie als einen bloßen Vorstellungs- oder Empfindungskomplex hinstellen; der willkürlichen Bewegung z. B. gehe eine Bewegungsvorstellung voran, welche sodann von der Empfindung der ausgeführten Bewegung gefolgt werde, woraus wir schließen, daß wir die ausgeführte Bewegung, weil sie mit der Bewegungsvorstellung übereinstimme, gewollt haben, während ein aktives Wollen in Wirklichkeit fehle. Man kann diese beiden Richtungen, welche sich mit mancherlei Abweichungen im einzelnen in den Lehren der maßgebenden Autoren niedergelegt finden, als positive und negative bezeichnen. Eine viel erörterte Frage ist ferner, ob die Willenstätigkeit einen rein intellektuellen Charakter habe oder der Gefühlssphäre, dem Affekt angehöre oder eine von Intelligenz und Affekt unabhängige Bewußtseinstätigkeit sei.

Es ist nicht meine Absicht, diese verschiedenen Theorien hier eingehender abzuwägen; wir wollen vielmehr uns selbst, von den physio-psychologischen Grundtatsachen ausgehend, einen Weg zum Verständnis zu bahnen versuchen.

Die heutige Psychologie baut sich auf die Nervenphysiologie auf. Wir wissen, daß die Bewußtseinsvorgänge an die Hirnsubstanz bzw. gewisse Teile derselben und an die in diesen ablaufenden physiologischen Vorgänge gebunden sind. Welcher Art freilich diese Beziehung ist, entzieht sich völlig unsrer Kenntnis. Die geistigen Vorgänge lassen sich auf Empfindungen und Bewegungen zurückführen. Diese sind an ganz bestimmte Hirnteile gebunden, so daß man Bezirke, welche der Gesichts-, Gehörs-, Tastempfindung usw. dienen, andre, welche die Bewegung der einzelnen Muskelgebiete veranlassen, sondern kann. Die Gehirnsubstanz besteht aus zahllosen Nervenzellen, welche durch lange Fasern mit den reizaufnehmenden Empfindungsorganen wie Auge, Ohr, Haut usw. bzw. mit den Muskeln sowie durch ein unendlich feines und vielfältiges Fasersystem miteinander und mit vermittelnden Zwischenstationen in Verbindung stehen. So bestehen auch zwischen den Zentralstätten der Empfindungen und der Bewegungen zahlreiche Verbindungswege. Ein äußerer Reiz z. B., aus Schallwellen bestehend, erzeugt eine Empfindung, indem er mittels des äußeren reizaufnehmenden Organs und der leitenden Nervenstrecke die zugehörigen Empfindungszellen im Gehirn erregt, also etwa eine Tonempfindung erzeugt. Von einer solchen Erregung bleibt nun eine „Marke“ zurück, das sog. Erinnerungsbild, welches um so fester haftet, je häufiger die Empfindung erzeugt worden ist. Demselben entspricht irgendeine, uns nicht näher bekannte bleibende Veränderung in den Nervenzellen oder ihren Verbindungen. Der gleiche Vorgang tritt auch bei zusammengesetzteren Wahrnehmungen ein. Das Erinnerungsbild schlummert, es ist latent vorhanden, aber es kann jederzeit geweckt werden, wenn jener äußere Eindruck oder ein ihm sehr ähnlicher wiederkehrt, welchen wir dann, da das Erinnerungsbild in uns auftaucht, als bekannt wahrnehmen. Wirken verschiedenartige äußere Eindrücke gleichzeitig oder in schneller Folge auf uns ein, besonders wenn sich diese

Digitized by Google

Koinzidenz öfter wiederholt, so treten die Erinnerungsbilder miteinander in enge Verknüpfung.

Ich höre es regelmäßig auf den Blitz donnern, das optische Erinnerungsbild oder die Vorstellung des Blitzes hat sich folglich mit dem akustischen Erinnerungsbild, der Vorstellung des Donners, eng verknüpft. Durch diese Assoziation der Vorstellungen entstehen Gruppierungen, Vorstellungskomplexe, welche die Grundlage der Begriffe bilden. Die Erregung des einen Erinnerungsbildes läßt dann das mit ihm verknüpfte in der Vorstellung auftauchen. Fehlt nach einem Blitz der Donner, so fällt uns dies auf, weil die aufgetauchte Vorstellung des Donners die erwartete Schallwahrnehmung vermissen läßt. Das gleiche Objekt kann auf verschiedene Sinne wirken. Das Veilchen hat eine bestimmte Form, blaue Farbe, einen bestimmten Duft. Die eng miteinander assoziierten Erinnerungsbilder stellen in ihrem Komplex die Gesamtvorstellung des Veilchens dar. Die Vorstellungskomplexe verknüpfen sich mit zunehmenden Erlebnissen mehr und mehr mit andern Vorstellungskomplexen zu immer verwickelteren und immer fester gefügten Gruppierungen. Ich habe erfahren, daß das Veilchen im Verborgenen blüht, daß es im Frühjahr erscheint, ich habe selbst Veilchen gepflückt, habe sie einer Dame überreicht usw. So gruppiert sich Erinnerungsbild auf Erinnerungsbild an das Veilchen.

Wird durch einen äußeren Reiz irgendein Erinnerungsbild ausgelöst, so läßt dieses alsbald das assoziierte Bild oder einen ganzen assoziierten Vorstellungskomplex auftauchen, dieser weckt wiederum einen andern mit ihm verknüpften aus dem Schlummer, und so geht es in unendlicher Kette fort, bis ein neuer Reiz das Gangwerk unterbricht und eine neue Flucht von Erinnerungen und Vorstellungen eröffnet. Das Gehirn wird durch die Erlebnisse mit unzählbaren Marken erfüllt, etwa, um einen sehr groben Vergleich zu gebrauchen, wie die Walze eines Grammophons. Diese Marken stellen die materielle Grundlage des geistigen Besitzes, der Erlebnisse und Erfahrungen, des Bildungszustandes dar. Wir denken, indem die Erinnerungsbilder und die aus ihnen geformten Vorstellungsgruppen (Begriffe) in uns lebendig werden und, auftauchend und wieder verschwindend, in uns abrollen, und zwar nach Maßgabe der Verknüpfungen, mit und in denen sie in uns niedergelegt wurden. Jeder denkt daher nach seiner Bildung, seinem Wissen, seinen Erlebnissen, nach den Vorstellungen, welche er bei Erziehung und Unterricht in sich aufgenommen hat.

Ganz entsprechende Assoziationen finden sich im Bereiche der Bewegungszentren. Ich führe eine willkürliche Bewegung aus, greife z. B. nach einem vor mir stehenden Wasserglase, weil ich Durst habe und zu trinken begehre. Um dieses Ziel zu erreichen, muß eine ganze Anzahl von Muskeln der Schulter, des Armes, der Hand in einer ganz bestimmten Weise in Bewegung gesetzt werden. Dieser Mechanismus wird ausgelöst durch eine bestimmte Vorstellung, namentlich diejenige von der Raumlage des Glases und seiner Form, während als Motiv der Durst dient. Es würde mir das Erfassen des Glases nicht ohne weiteres gelingen, wenn es nicht im Laufe des Lebens eingeübt

Digitized by Google

worden wäre. Das kleine Kind zeigt zunächst ganz ungeordnete Bewegungen; erst allmählich erwirbt es die Fähigkeit, Zielbewegungen mit Erfolg auszuführen. Es haben sich durch die Uebung eben Assoziationen zwischen der optischen Wahrnehmung und den Muskelinnervationen gebildet. Aber auch ohne den Gegenstand zu erblicken, vermag ich mit ziemlicher Sicherheit die Hand zu ihm hinzuführen. Zahlreiche Bewegungen werden ganz ohne Mitwirkung des Auges ausgeführt, indem an seiner Stelle Empfindungen von seiten der Haut, der Gelenke und der Muskeln selbst die Bewegung leiten. Hierbei handelt es sich um Assoziationen zwischen diesen genannten Empfindungen und der Muskelinnervation. Beim Musizieren spielen sich Assoziationen der Bewegungszentren mit Gehörsempfindungen ab. Ebenso bei der Sprache. Beim Schreiben kommen Assoziationen zwischen den Schalleindrücken der Wortlaute, den optischen Wahrnehmungen der Schriftzeichen und der Muskelinnervation des Schreibens in Betracht. Jeder eingeübten Bewegung also entspricht ein im Gehirn abgelagerter Komplex von Marken, den Erinnerungsbildern und ihren Verknüpfungen dienend, welcher, sobald er ausgelöst wird, in der bestimmten festgefügten Art abrollt, wie ein Mechanismus, welcher durch den Druck auf einen Knopf in Tätigkeit gesetzt wird.

Wir hatten bisher angenommen, daß die Erinnerungsbilder und ihre Verknüpfungen durch bestimmte äußere, auf uns wirkende Anlässe ausgelöst werden, z. B. das Erblicken eines Gegenstandes, durch die Empfindung des Durstes usw. Nun können dieselben aber auch ganz spontan, durch innere Vorgänge, in uns auftauchen. Wenn wir uns, abgewandt von äußeren Eindrücken, unsern Gedanken überlassen, so taucht diese und jene Erinnerung und Vorstellung in uns auf, eine andre reiht sich an und wieder eine andre. Meistens wirken auch hierbei gewisse, von uns oft nicht oder kaum erkannte Zusammenhänge mit äußeren Eindrücken, kürzlichen Erlebnissen usw. mit. Oft aber tauchen Erinnerungsbilder, die wir längst begraben glaubten, so ohne merkbare Brücke in uns auf, daß wir uns sozusagen selbst überraschen. Das freiwillige Bewußtwerden der Erinnerungsbilder beweist, daß sie alle da und lebendig sind, wenn auch unterhalb der Schwelle des Bewußtseins.

Sehr häufig packt uns bei diesem Spiel der Erinnerungen die eine oder andre besonders stark, gibt mit einem Ruck der Flucht der Vorstellungen eine andre Richtung, bricht die Gedankenkette ab und führt uns sprungweise zu einer andern hinüber. Denn die Erinnerungsbilder sind von verschiedenartigem Wert für unser Bewußtsein, und durch diesen bestimmt sich die Richtung, welche der Gedankenablauf nimmt. Der Wert hängt von der Schärfe, dem gedanklichen Inhalt des Erinnerungsbildes und endlich seinem Gefühlswert ab.

Wir unterscheiden Empfindungen und Gefühle. Manche Empfindungen lassen uns gleichgültig, manche sind mit einem angenehmen, sog. Lustgefühlston, oder mit einem unangenehmen, sog. Unlustgefühlston verbunden. Ebenso die Erinnerungsbilder. Solche mit einem ausgesprochenen Gefühlswert, z. B. die Erinnerung an ein tragisches oder ein freudiges Er-

Digitized by Google

lebnis, drängen sich besonders leicht in das Spiel der Assoziationen ein, lenken es ab oder gebieten ihm Halt.

Das gleiche gilt von Erinnerungsbildern, welche durch ihren intellektuellen Inhalt fesseln, wenn auch unstreitig im allgemeinen die Gefühlswerte obsiegen.

Der Wert eines Erinnerungsbildes, einer Vorstellung hängt meist mit den persönlichen Erlebnissen und Neigungen sowie auch mit zeitlichen Umständen zusammen; ein und dieselbe Sache kann mich zu einer gewissen Zeit interessieren, zu einer andern nicht.

Auch die Festigkeit, mit welcher das Erinnerungsbild in uns verankert und mit andern verknüpft ist, hängt zu einem Teil von dem Werte desselben ab. Noch mehr freilich von der Häufigkeit, mit welcher sich die Eingrabung des Erinnerungsbildes und der Verknüpfungen wiederholt hat. Dies erklärt die fördernde Bedeutung der Uebung, aber auch die zwingende Macht der Gewohnheit.

Einer durch einen äußeren Reiz bedingten Empfindung oder einer Erinnerung, welche in das Bewußtsein tritt, wende ich eine gewisse Aufmerksamkeit zu. Dieselbe ist als eine Reaktion des Bewußtseins auf den dasselbe treffenden Reiz anzusehen und hat somit zunächst etwas Zwangsmäßiges an sich. In dem Grade der Aufmerksamkeit drückt sich der Wert des Sinneseindruckes oder des Erinnerungsbildes oder Vorstellungskomplexes aus. Durch den Wert bestimmt sich Schärfe und Richtung unsrer beständig wechselnden, auf und ab, hin und her gleitenden Aufmerksamkeit.

Nun vermögen wir aber ohne Zweifel unserm Denken auch eine bestimmte, von uns gewollte Richtung zu geben, indem wir bei bestimmten Erinnerungsbildern absichtlich länger verharren, uns gleichsam in sie vertiefen oder auch Erinnerungsbilder unterdrücken. Ja wir können unserm Denken ein bestimmtes Ziel setzen, wie bei einer auszuführenden Bewegung, und lassen nun das Spiel der Assoziationen nach dieser leitenden Idee sich richten. Dies stellt eine sog. innere Willenshandlung dar, während z. B. das Ergreifen des Wasserglases eine äußere Willenshandlung ist.

Auch die äußere Willenshandlung braucht nicht immer durch einen äußeren Anlaß bedingt zu sein; wir können uns vielmehr auch aus freiwilligem, unserm Innern entspringenden Entschluß eine Zielvorstellung bilden. Ich will einige Schritte im Zimmer auf und ab gehen, ich will meine Hand über meinen Kopf heben; ich habe keinen besonderen Anlaß dazu, aber ich tue es, weil ich es will, weil ich gerade diese Zielvorstellung in meinem Innern habe auftauchen lassen.

Was geht nun bei einer solchen inneren oder äußeren Willenshandlung in mir vor? Ich habe dasselbe, was sonst ein äußerer Reiz oder eine in mir geweckte Vorstellung von besonderem Werte zuwege bringt, aus eigner Kraft getan, d. h. ich habe eine bestimmte, in mir vorhandene Vorstellung so verstärkt, daß sie zur richtunggebenden, leitenden wird, oder eine in

Digitized by Google

mir abgelagerte Bewegungsvorstellung, den obenerwähnten Assoziationskomplex so lebendig gemacht, daß die Muskelinnervation ins Rollen gekommen ist. Die Willenshandlung ist somit eine Belebung eines in mir abgelagerten Erinnerungsbildes oder Assoziationskomplexes.

Man beachte wohl: der Wille schafft nicht die Vorstellung, er belebt sie nur. Die Assoziationskomplexe sind ja vorhanden, es bedarf nur eines hinreichenden Reizes, um sie ins Bewußtsein zu heben. Sie glimmen beständig, aber so schwach, daß sie unterhalb der Bewußtseinsschwelle bleiben; durch die Hinlenkung der Aufmerksamkeit werden sie zu hellerem Leuchten angefacht. Das ist natürlich nur ein Gleichnis; es ist ebensogut möglich, daß die Hinlenkung der Aufmerksamkeit das schwache Feuer für das Bewußtsein sichtbar macht. Bleiben wir aber der Einfachheit halber bei jener ersten Auffassung.

Das Aufleuchten des glimmenden Erinnerungsbildes kann nun durch einen von außen her zugeleiteten Reiz oder von einem assoziativ verknüpften Erinnerungsbilde aus oder auch durch die aktive Aufmerksamkeitsspannung geschehen. Letzteres entspricht der Willenshandlung. Man kann sich den Vorgang auch bildlich so vorstellen, daß unser geistiges Inventar aus unzähligen Erinnerungsbildern und -komplexen besteht, welche wirklich und beständig vorhanden sind, aber für gewöhnlich unter der Schwelle des Bewußtseins lagern. Durch die erwähnten Reize nun und ebenso durch den Willen können diese oder jene Gruppen zur Bewußtseinsschwelle gehoben werden. Diese Vorstellung fügt sich auch passend der Anschauung ein, welche sich im Sprachgebrauch durch das Wort „Willenskraft" ausdrückt.

Das Aufmerken an sich kann noch nicht als Willenshandlung angesehen werden. Die Hinwendung der Aufmerksamkeit auf eine Empfindung, auf ein auftauchendes Erinnerungsbild geschieht vielmehr, wie vorher gesagt, zunächst zwangsweise und ist als eine reflexartige Auslösung eines Bewußtseinszustandes durch einen das Bewußtsein treffenden Reiz aufzufassen. Dabei ist sowohl die Empfindung wie die durch sie ausgelöste Zuwendung der Aufmerksamkeit ein aktiver Vorgang des Bewußtseins, und ebenso ist das Auftauchen eines Erinnerungsbildes ein aktiver Prozeß. Es ist unstatthaft, wie man es hier und da in der psychologischen Literatur findet, von passiven Assoziationen zu sprechen. Was wir Aufmerksamkeit nennen, ist eine Verengerung des Bewußtseins um die Empfindung oder das Erinnerungsbild und stellt eine nur graduell von der Bewußtseinstätigkeit, welche bei jeder Empfindung auftritt, verschiedene Aeußerung des Bewußtseins dar. Die willensmäßige Aufmerksamkeit unterscheidet sich von der durch einen Reiz genötigten eben nur dadurch, daß sie eine selbsttätige Bewußtseinsverengerung ist.

Der Wille vermag nicht bloß Erinnerungsbilder zu heben, sondern auch zu unterdrücken. Wir sind imstande, in uns auftauchende Vorstellungen, Affekte, Bewegungen zu hemmen.

Dieses Vermögen, seinen Tätigkeitszustand selbsttätig quantitativ zu verändern, muß dem menschlichen Bewußtsein unbedingt zu-

Digitized by Google

gesprochen werden. Wie wir uns dieses Willensvorganges und seiner Stärke bewußt werden, ist eine andre Frage, auf welche ich an dieser Stelle nicht eingehen möchte. Der Wille ist hiernach weder ein Seelenvermögen besonderer Art, noch identisch mit der Aktivität des Bewußtseins, welche vielmehr auch ohne Willen vorhanden ist, sondern die selbsttätige Beeinflussung der Aktivität des Bewußtseins.

Der Einfluß des Willens auf die Bewußtseinstätigkeit ist an gewisse Grenzen gebunden; vor allem vermag der Wille niemals diese Tätigkeit zu erzeugen oder auszulöschen. Selbst wenn wir mittels unsrer willensmäßigen Aufmerksamkeit ganz fernliegende Erinnerungsbilder wecken, fachen wir nur ein glimmendes Feuer an. Jedes Erinnerungsbild, jede erlernte Bewegungsvorstellung ist in uns lebendig vorhanden, unter der Schwelle des Bewußtseins tätigkeitsbereit.

Auch die willensmäßige Aufmerksamkeitsspannung wird angeregt durch den Wert der Empfindung oder des Erinnerungsbildes, also durch Intensität, gedanklichen Inhalt, Gefühlswert.

Erst durch die selbsttätige Beeinflussung der Bewußtseinstätigkeit wird der Geist zum Herrscher. Ohne diese Eigenschaft wäre die geistige Organisation nur eine, wenn auch ungeheuer komplizierte Maschine, gänzlich abhängig von ihrem Räderwerk.

Wundt, einer der Begründer der heutigen Psychologie, bedient sich der bildlichen Ausdrucksweise, welche das Bewußtsein als ein inneres Sehen bezeichnet. Er nennt die in einem bestimmten Moment gegenwärtigen Vorstellungen die im Blickfeld des Bewußtseins befindlichen, diejenigen, welchen die Aufmerksamkeit zugewendet ist, die im Blickpunkt befindlichen. Der Eintritt einer Vorstellung in das innere Blickfeld ist die Perzeption, der Eintritt in den inneren Blickpunkt die Apperzeption. Letztere ist durch eine Empfindung der inneren Tätigkeit gekennzeichnet. Mittels der Apperzeption werden also Vorstellungen aus einer Gruppe von andern herausgehoben. Die Tätigkeit der Apperzeption faßt Wundt als die primitive Willenstätigkeit auf. Die äußere Willenshandlung ist ihm identisch mit dieser inneren Willenstätigkeit, sie besteht in der Apperzeption einer Bewegungsvorstellung.

Gegen diese scharfe Unterscheidung von Perzeption und Apperzeption läßt sich jedoch manches einwenden. Man kann die Aufmerksamkeit an sich nicht als Apperzeption im Wundtschen Sinne bezeichnen und mit dem Willen identifizieren. Jede Empfindung oder Vorstellung zieht vielmehr in einem gewissen, sehr schwankenden und von ihrem Werte abhängigen Grade unsre Aufmerksamkeit zwangsmäßig auf sich. Auch erscheint es sehr fraglich, ob es eine eigentliche Empfindung der inneren Tätigkeit gibt. Die von Külpe modifizierte Wundtsche Lehre kommt meiner Darstellung am nächsten.

Von besonderem Interesse ist, daß Wundt außerdem als einen wesentlichen Teil des Willensvorganges das Gefühl bzw. den Affekt betrachtet.

Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf einen dem Wundtschen ganz entgegengesetzten Standpunkt, wie er von Ziehen vertreten wird. Dieser leugnet

Digitized by Google

das Bestehen einer Willenstätigkeit überhaupt, und zwar sowohl einer inneren wie einer äußeren. Unser Denken ist gänzlich durch den Fluß der Assoziationen bestimmt. „Wir können nicht denken, wie wir wollen, sondern wir müssen denken, wie die gerade vorhandenen Assoziationen bestimmen." Eine innere Fähigkeit, die eine oder andre Vorstellung herauszuheben, bestreitet Ziehen. Es gibt keine willkürliche Aufmerksamkeit, also auch kein willkürliches Denken und Handeln. Die Aneinanderreihung der Assoziationen beim Denken vollzieht sich nach der jeder einzelnen Vorstellung anhaftenden Schärfe, ferner nach dem sie begleitenden Gefühlston und schließlich durch eine gewisse psychische Disposition, welche Ziehen als Konstellation bezeichnet. Das Gefühl der inneren Tätigkeit beim Denken ist eine Selbsttäuschung.

Auf die geistreiche, aber meines Erachtens unrichtige Begründung dieser Anschauung näher einzugehen, würde hier zu weit führen.

Immerhin muß man Ziehen darin recht geben, daß unser Denken in hohem Grade genötigt ist. Unser Denken bewegt sich im allgemeinen in den Bahnen der abgelagerten Vorstellungen und Verknüpfungen, ist vom Erlebnis, von Erziehung, Lehre abhängig. Daher ja auch die Voreingenommenheit, Beschränktheit und Ungerechtigkeit menschlichen Urteils. Aber dieser Gelehrte geht zu weit, wenn er eine innere Selbsttätigkeit völlig leugnet, wie ich an andrer Stelle zu begründen gedenke. Wir vermögen vielmehr unter bereitliegenden Vorstellungen diese oder jene zu verstärken oder zu unterdrücken. Die Auswahl derselben ist sicherlich bis zu einem gewissen Grade abhängig von dem Inhalt und der Gefühlsbetonung, auch von einer gewissen psychischen Konstellation, aber diese Abhängigkeit ist keine absolute, wir vermögen sie durch unsern Willen zu beeinflussen.

Wir kommen hier zu einem für die Willenstheorie sehr wichtigen Punkt, nämlich zur Frage der Wahl. Schon bei der Wahrnehmung einer Mehrheit von Sinneseindrücken wählen wir, welchem derselben wir unsre Aufmerksamkeit zuwenden wollen (Wundtsche Apperzeption). So kann jede innere oder äußere Willenshandlung eindeutig oder mehrdeutig bestimmt sein, so daß mehrere Motive einwirken und ich nun zu wählen und zu entscheiden habe. Es kommt dann zum sog. Kampf der Motive. Wie soeben erwähnt, handelt es sich dabei um einen Urteilsprozeß, bei welchem das Gefühl häufig mitspricht und dessen Abschluß in dem Sieg einer der konkurrierenden Vorstellungen besteht. Die Wahl mit der abschließenden Entscheidung ist eine besondere Form der Willenshandlung, aber nicht ein wesentlicher Teil derselben. Auch ohne jede Wahl ist Willenstätigkeit möglich. Daß bei der Wahl eine wirklich innere Tätigkeit vorliegt, daß wir uns für die sieghafte Vorstellung meistens, wenn auch wohl nicht immer durch einen selbsttätigen Bewußtseinsvorgang entscheiden, erscheint mir sicher.

Von manchen Psychologen wird gerade das Wesentliche des Willensvorganges in die Entscheidung verlegt, in die Billigung einer Vorstellung. Der eigentliche Willensimpuls wird dabei als eine Sache von

Digitized by Google

geringerer Bedeutung zur Seite geschoben. Ich kann dem nicht zustimmen. Die Entscheidung für eine Vorstellung ist schließlich nur die Vorstufe des eigentlichen Willensvorganges und führt zunächst nur zum Wunsch. Die Umsetzung des Wunsches in Handlung kommt dem Willensimpuls zu. Dieser ist sozusagen die bewegende Kraft. Dies gilt nicht nur für die äußere, sondern auch für die innere Willenshandlung; z. B. Sie haben eine Gemäldesammlung besucht und lassen in Ihrer Erinnerung die Eindrücke an sich vorüberziehen. Die Erinnerungen gehen etwas durcheinander, und Sie entschließen sich daher, sich eine Reihe von Bildern in einer gewissen Ordnung recht scharf ins Gedächtnis zurückzurufen. In der Zurückdrängung der sich Ihnen nach ihrem Gefühlswert darbietenden Erinnerungsbilder üben Sie bereits eine Willenstätigkeit aus, aber es ist nicht die Wahl, auf die es hier ankommt, sondern eben das aktive Untertauchen der Vorstellungen. Sie überlegen sich nun, mit welchem Bilde Sie den Anfang machen wollen, und entscheiden sich für ein bestimmtes Bild, welches ein Ihnen bekannter Maler ausgestellt hat. Diese Wahl ist zunächst nur ein Wunsch: Ich werde mir dieses Bild vorstellen. Der eigentliche Willensakt wird erst dadurch ausgeführt, daß Sie sich nunmehr das Erinnerungsbild des Gemäldes und der sich anreihenden durch konzentrierte Hinlenkung der Aufmerksamkeit möglichst lebhaft in das Bewußtsein rufen.

Bei der entscheidenden Auswahl unter mehreren Vorstellungen spielen, wie bereits bemerkt, teils Ueberlegungen, teils Gefühle eine Rolle. Meumann stellt die intellektuellen Vorgänge in den Vordergrund. Andre, wie z. B. Wundt und Else Wentscher, betrachten das Gefühl als unbedingt mitwirkend. Es kommt aber sicherlich oft genug vor, daß beim Kampf der Motive der trockene Ton der Ueberlegung allein entscheidet. Z. B. bei der Auswahl zwischen mehreren möglichen Maschinenkonstruktionen. Jedoch ist die Entscheidung selbst häufig von einem Gefühl der Billigung, der Befriedigung, ja dem befreienden Gefühl einer Erlösung aus allen Zweifeln verbunden. Oft mag sich auch bei scheinbar rein verstandesmäßigem Wählen eine gefühlsmäßige Neigung fast unbemerkt von uns selbst mit einschleichen. Aber eine unbedingt erforderliche Beteiligung des Gefühls kann man nicht annehmen.

Das gleiche gilt für die einfachste Form der Willenshandlung, nämlich die eindeutig bestimmte. Eine Gefühlsregung ist ihr sehr oft beigemengt. Die der Willenshandlung zugrunde liegende Zielvorstellung ist ganz gewöhnlich von einem Gefühl der Begehrung begleitet, dessen Stärke auf die Energie und Ausdauer der Handlung von bestimmendem Einfluß ist. Aber notwendig ist dasselbe nicht. Wird z. B. eine Willenshandlung auf Befehl eines andern oder auf eine allgemein gegebene Vorschrift hin ausgeführt — sie bleibt selbstverständlich auch dann eine Willenshandlung —, so kann eine jede Gefühlsbeimengung fehlen. Denn das Gefühl der Pflicht oder der Billigung oder der Furcht vor Strafe wird zwar oft mitspielen, aber auch sehr häufig bei leicht zu erfüllenden Handlungen gar nicht auftauchen. Zahlreiche Willenshandlungen

Digitized by Google

des täglichen Lebens geschehen in der Tat ohne merkliche Beimengung von Gefühlsregungen. Trotzdem steht es außer Zweifel, daß letztere von starkem Einfluß auf die Willenstätigkeit sind.

Die Bedeutung des Gefühls für den Willensvorgang kann man bei den entschieden als Willenshandlungen anzusehenden sog. Triebhandlungen erkennen, welche von Hunger, Durst, Liebe und anderen Gefühlen geleitet werden.

Ebenso bei den Affekthandlungen. Der Anstoß, welchen der Affekt auf das Wollen ausübt, äußert sich sowohl in der Entschiedenheit und Schnelligkeit des Entschlusses wie in der Energie der Ausführung. Die Willenshandlung kann dabei einen triebhaften Charakter annehmen, so daß sich der Affekt gleichsam in sie entladet. Man denke an die Wucht der Handlungen unter dem Eindrucke ausbrechender Leidenschaft.

Aehnliche Wirkungen hat die Stimmung, welche als ein abgeschwächter Affekt anzusehen ist. Gehobene Stimmung erhöht die Willensbereitschaft, Depression lähmt den Willen. Die erhöhte Stimmung verleiht der Seele einen Schwung, welcher der Willenskraft zugute kommt. Daher der fördernde Einfluß der Begeisterung auf die Willenshandlung; Musik, insonderheit das Lied, ermunternde Ansprache, stimmungsvolle Umgebung, das gute, den Wetteifer anregende Beispiel, kurz alles, was auf die Hebung der Stimmung einwirkt, kräftigt den Willensvorgang. Ueberhaupt wirkt jedes Gefühl von sog. positivem Gefühlston fördernd auf den Willen: so der Ehrgeiz, Eltern- und Kindesliebe, Vaterlandsliebe, religiöse sowie sittliche Gefühle aller Art. Kein intellektueller Vorgang kann auch nur annähernd jene Energie des Willens hervorbringen, wie es die Gefühle, Affekte, Stimmungen vermögen.

Umgekehrt erfordert die Unterdrückung stark gefühlsbetonter Vorstellungen große Willenskraft.

Wie die gehobene Stimmung die Willenshandlungen fördert, so erzeugt anderseits die erfolgreiche Willenshandlung gehobene Stimmung. Die gelungene Tat erfüllt uns mit freudigem Stolz. Die erfolgreich vorschreitende Willenshandlung steigert auf dem Wege der zunehmenden Stimmung ihre eigne Energie in lawinenartigem Anschwellen. Das läßt uns die Stoßkraft einer siegreich vorwärtsstürmenden Truppe verstehen, deren Wille weder Ermattung noch Schwierigkeiten kennt.

Der Wille führt ferner durch die erfolgreiche Ausführung des Gewollten zur Erkenntnis der eignen Leistungsfähigkeit. Der Kriegsteilnehmer erkennt z. B., daß er sich körperlich weit mehr zutrauen kann, als er geglaubt hat, daß er Wind und Wetter verträgt usw. Diese Wahrnehmung steigert sein Selbstvertrauen, was wiederum anregend auf seine Energie und auf mutiges Daransetzen seiner Kräfte wirkt. So wird der Willensvorgang selbst gefördert, der psychische Prozeß des Wollens selbst der Uebung unterworfen.

Aber wie sehr auch das Wollen vom Gefühl geleitet wird, so bleibt doch bestehen, daß der Willensakt selbst diejenige Grundeigenschaft des

Digitized by Google

Geistes bildet, durch welche dieser befähigt ist, die geistigen Vorgänge selbst zu beeinflussen.

Aus dieser Erkenntnis folgt, daß die Ausbildung und Vervollkommnung des menschlichen Geistes und das Fortschreiten desselben zu höheren Zielen vom Willen abhängig ist. Erst der Wille gewährt dem Geiste die Möglichkeit der Einwirkung auf sich selbst, auf den Organismus, auf die Umgebung, auf die Welt. Ohne den Willen wäre das Denken nur ein Träumen, das Wollen nur ein Wünschen.

Jedes Erlernen einer körperlichen und geistigen Fertigkeit ist auf willensmäßige Uebung zurückzuführen. Erst durch die aktive Aufmerksamkeit, durch das gewollte Denken erwerben wir eine wirkliche Herrschaft über die in uns abgelagerten Erinnerungsbilder und Assoziationen. Die Bedingungen zur Erreichung neuer und großer Ziele: Fleiß, Ausdauer, Mut, Organisation, Disziplin sind Willensäußerungen. Die gewaltigen Bauwerke, welche den Stürmen der Weltgeschichte getrotzt haben, sind Willensdenkmäler vergangener Geschlechter, aus mächtigen Gefühlen hervorgegangen, welchen der Wille Dauer verliehen hat.

Die Willensbildung ist der wesentlichste Teil der Erziehung, sowohl in moralischer wie körperlicher wie intellektueller Hinsicht. Selbstbeherrschung beruht auf Uebung der willensmäßigen Hemmungen, d. h. der Unterdrückung von Affekten, Gefühlen, Stimmungen, Bewegungen.

Der Wille ist in der Tat bildungsfähig; er kann und muß geübt und entwickelt werden. Er übt sich durch seine Anwendung und paßt sich dem Bedürfnis an, d. h. er entwickelt sich an den Aufgaben, welche ihm durch die Verhältnisse, durch Neigung, durch Zwang gestellt werden. Er kräftigt sich durch Ueberwindung der Widerstände und findet zugleich an diesen eine wohltätige Hemmung, welche ihn vor der Ausartung in launische Willkür schützt. Je bequemer es dem Menschen gemacht wird, desto mehr ist er in Gefahr, seinen Willen ungeübt zu lassen und ihn vor die flüchtigen Begehrungen des Augenblicks zu spannen. Eine beachtenswerte Lehre für die Erziehung!

Wir gewinnen durch diese Beziehungen auch ein Verständnis dafür, daß jemand für ein gewisses Gebiet der Betätigung willenskräftig, für ein andres willensschwach sein kann. Der energische Denker braucht im praktischen Leben nicht energisch zu sein, während der Mann, welcher genötigt ist, sich im Kampf des Lebens hindurchzuringen, Energie in äußeren Willenshandlungen besitzen wird, ohne deshalb notwendigerweise auch fähig zu sein, wissenschaftlichen Problemen mit Energie des Denkens nachzugehen. Die Gruppe von Zielvorstellungen, denen ein Mensch nachstrebt, an denen er seinen Willen übt, ist von seiner Anlage, seiner Neigung, seinem Charakter und von einer ganzen Menge äußerer, zum Teil zwingender Verhältnisse abhängig. Es gibt freilich Persönlichkeiten, welche durchweg, in inneren wie äußeren Willenshandlungen, energisch sind, aber auch diese zeigen oft Lücken ihrer Energie, eine Achillesferse, z. B. gegenüber ihren Gewohnheiten. Anderseits gibt es durchweg schlaffe Naturen, welche aber trotzdem auf einem umgrenzten Gebiet ihrer

Digitized by Google

Neigung, vielleicht einer verbrecherischen, sich einen gewissen Partialwillen gezüchtet haben. Es gibt alle möglichen Schattierungen der Willensanlage, z. B. diejenige, bei welcher die Menschen zwar energisch im Wollen sind, sich aber selbst keine bestimmte Zielvorstellung bilden können, welche man ihnen vielmehr weisen muß, während andre wohl feste Willensziele haben, es aber aus Bequemlichkeit an der Ausdauer des Wollens fehlen lassen.

Man hat gesagt, daß, wenn das Denken ebenso ein Willensvorgang sei wie das Handeln, eigentlich jeder intelligente Mensch auch in äußeren Willenshandlungen energisch sein müsse. Aber diese Folgerung oder dieser Einwand berücksichtigt eben nicht, daß die Willenstätigkeit sich nach ganz bestimmten Bedingungen entwickelt, wie ich auseinandergesetzt habe.

Es scheint nun ein Widerspruch zu sein, daß der Wille zu höheren Zielen aufsteigen kann, obwohl er nur bereits vorhandene Erinnerungsbilder und Vorstellungen zu verstärken vermag. Man sollte hiernach meinen, daß er nur Vorhandenes bessern, aber nichts Neues schaffen könne.

Allein das, was wir neu nennen, ist ja stets in seinen Wurzeln bereits im Früheren enthalten; einer steht auf den Schultern des andern. Man kann durch Vergleichung, Gegenüberstellung, Analyse von Vorstellungen neue Beziehungen, neue Gesetzmäßigkeiten finden, neue Vorstellungen bilden. Man kann durch Kombinationen, Aneinanderreihung, Umgruppierung von Fertigkeiten zu neuen Fertigkeiten gelangen.

So kann der Wille, obwohl er nur mit den im geistigen Archiv abgelagerten Erlebnissen arbeitet, doch zu neuen, über diese hinausreichenden Leistungen gelangen. Ja, auch Zielvorstellungen, welche weit über die Erlebnisse hinausragen, kann ein vorausschauender Geist realisieren, wenn er ihre Ausführbarkeit auf Grund seiner Erfahrungen, d. h. seiner Erlebnisse, erkennt und wenn der Wille den Weg dahin zu finden weiß. Die Erfindung des lenkbaren Luftschiffes durch Graf Zeppelin ist ein klassisches Beispiel dafür, wie vorausschauende Genialität in Verbindung mit eisernem Willen einen Fortschritt vollbringt, welcher das Bild der Kulturwelt mit einem Schlage verändert.

Der Wille *beherrscht* jedoch nur das, was er *erlebt* und *geübt* hat. Ohne Fleiß ist kein großer Erfolg zu erreichen. Die militärische Erziehung ist psychologisch auf dem richtigen Wege. Der Drill vom kleinsten hinauf ist nötig, wie für den Virtuosen die Fingerübung. Oft mißlingt das Wollen nur deshalb, weil in kleinen Dingen Uebungslücken vorhanden sind.

Nun, dann wäre der Wille doch wohl weiter nichts als der genötigte Ablauf der abgelagerten Assoziationen?

Keineswegs! Denn eben der Wille hat ja durch Uebung die Assoziationen gefügt! Ueberhaupt spielt er bei der Bildung der Erinnerungsbilder und Verknüpfungen eine wesentliche Rolle. Denn die willensmäßig gespannte Aufmerksamkeit befestigt dieselben ganz besonders. Wir behalten einen Eindruck viel besser im Gedächtnis, wenn wir scharf aufpassen.

Digitized by Google

Indem der Wille Zielvorstellungen verwirklicht, eilt er der Gegenwart voraus; indem er Eindrücke festhält und Entschlüsse faßt, gibt er dem Gegenwärtigen Dauer; indem er Erinnerungsbilder wachruft, früher Erlerntes ausführt, beherrscht er Vergangenes. So verbindet der Wille Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und löst den Menschen aus der Umarmung des Augenblicks. Der Wille ist die vornehmste Eigenschaft des menschlichen Geistes, ein Funken der Göttlichkeit. So meint es Goethe in seinem Gedicht „Das Göttliche“:

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche:
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Doch nun zurück zu unserem Ausgangspunkt: den Erscheinungen des Willens in der großen Gegenwart.

Die Leistungen unsrer Truppen in dem gegenwärtigen Kriege lassen uns die Macht des Willens über den Körper in ihrer ganzen Bedeutung erkennen. Welche ungeheuren muskulären Leistungen sind dort stellenweise bei oft ungenügender Ernährung und unzureichendem Schlaf vollbracht worden, scheinbar gegen alle physiologischen Gesetze; welche Strapazen sind ertragen worden! Welche unerhörte Beanspruchung der Nervenkraft fordert das Aushalten im Trommelfeuer! Welche Fülle von Gemütseindrücken und Unlustgefühlen muß bei monatelangem Ausharren in feuchten Erdlöchern, verpestendem Leichengeruch, beständig den Tod vor Augen, niedergekämpft werden!

Alles dieses leistet der ungebeugte Wille. Die eisern festgehaltene Zielvorstellung entfaltet ihre bewegende und ihre hemmende Kraft. Und deutlich erkennen wir die Wurzeln dieser Kraft in den Gefühlen.

Die begeisterte Stimmung, das Begehren des Sieges sind mächtige Hebel des Willens. Die Gefühle sind umgewertet, so daß das Brausen der Schlacht schauerlich schön erscheint; die Gefahr lockt, es zieht den Mann hinein in alle Schrecken des Ringens, das gefürchtete Sterben selbst erhält einen Lustgefühlston — dulce est pro patria mori.

Aber es ist noch etwas mehr, was das Wollen richtet und ihm den Erfolg sichert. Wie man nicht ewig zornig sein kann, wie die Liebesglut nicht ewig währt, so bleibt auch die Begeisterung nicht stets auf gleicher Höhe. Sie kann wohl immer von neuem entfacht werden, aber sie bildet für sich einen nicht hinreichend verläßlichen Faktor. Sie ist auch nicht für alle Situationen brauchbar; im fröhlichen Angriff lodert ihr Feuer hoch, im zermürbendem Stellungskampf würde sie leicht an Zündstoff verlieren, wenn sie nicht noch einen dauerhaften Genossen besäße: die Pflicht.

Die Pflicht stellt eine Bindung des Willens in der Art dar, daß demselben bestimmte, bedingungslos zu erfüllende Ziele gesteckt sind, zum Teil von andrer Seite, zum Teil von uns selbst. Das Müssen hebt das Wollen keineswegs

Digitized by Google

auf. Die gemußte Handlung bleibt eine Willenshandlung, nur daß uns die Unbequemlichkeit der Wahl erspart ist. Ein besonders wichtiger Teil dieser pflichtmäßigen Willensbindungen hat zum Ziele die Förderung der menschlichen Gesellschaft in ihren verschiedenen Gruppierungen als Familie, Staat, Heer usw., auch die Förderung des Individuums, insofern es ein Teil dieser Gesellschaftsgruppen ist. Die pflichtmäßige Gebundenheit schließt die Unterordnung der persönlichen Willensziele unter allgemeinere und höhere Willensziele ein.

Die Pflicht beschränkt sich nicht auf die Erfüllung des gegebenen umgrenzten Willenszieles überhaupt, sondern erstreckt sich auch auf die Art, wie dieses zu erreichen ist: nämlich die größte Willensintensität aufzubieten und sich selbst wiederum diejenigen Unterziele zu setzen, welche geeignet sind, die Aufgabe zu erfüllen. Insofern besteht auch für den pflichtmäßig gebundenen Willen hinreichende Möglichkeit zur freien Entfaltung. Und eben deshalb wird auch die pflichtmäßige Willenshandlung durch Stimmung, Arbeitsfreudigkeit, Begeisterung wesentlich gefördert.

Das pflichtmäßig gebundene Wollen ist in gewissem Sinne ein freies Wollen, denn durch unser Pflichtgefühl billigen wir die Motive der pflichtmäßigen Gebundenheit, die wir uns übrigens oft selbst auferlegen. Daß das Pflicht- und Verantwortungsgefühl dem Menschen angeboren ist, erkennen wir z. B. aus der triebmäßigen Erfüllung der Mutterpflichten. Immerhin muß die Pflichterfüllung durch Erziehung und Uebung gekräftigt werden. Denn die Stärke des pflichtmäßigen Wollens soll so beschaffen sein, daß es über alle andern Gefühle wie Furcht und Begehrungen aller Art, ja auch über körperliche Schmerzen und objektive Hemmnisse obsiegt. Der Militarismus ist die erfolgreichste Pflichtschule. Wie uns denn der Krieg das höchste Maß eiserner Pflichterfüllung zeigt: die unbedingte Hingebung des eignen Selbst.

Die Bindung des Willens durch die Pflicht folgt tiefbegründeten Gesetzen der Natur. Was wir als Pflicht fühlen, dient dem Wohle der Gemeinschaft und ist daher sittlich gut.

Auf pflichtmäßige Bindungen der Willensziele der einzelnen gründet sich zum großen Teil die Ordnung und Macht der Staatsgemeinschaft und andrer Bevölkerungsgruppierungen sowie auch der Kulturfortschritt. Die Entwicklung und Kräftigung des Pflichtbewußtseins stützt sich erfahrungsgemäß wiederum nicht allein auf Vernunftgründe, sondern auch auf Gefühle, wie Ehrgefühl, Furcht vor Strafe usw. So hat der Eindruck der unserm Vaterlande drohenden Gefahr die Gefühle der Vaterlandsliebe und damit das Bewußtsein der Pflichten gegen die staatliche Gemeinschaft in machtvoller Weise geweckt.

Wir erkennen hier die erzieherische Bedeutung des Krieges für die Entwicklung und Vervollkommnung der höchsten menschlichen Willensrichtung: der Pflicht. Was Einsicht und Vernunft nicht zuwege bringt, wird erfüllt durch die Not der Zeit und die ihr entsprossenen Gefühle. Diese Vervollkommnung wird uns nie wieder ganz verloren gehen: denn sie ist erlebt.

Digitized by Google

Von welcher Bedeutung für die Entwicklung des Pflichtbewußtseins Gefühlsmomente sind, erfahren wir bei der Kindererziehung. Sehr treffend nennen wir moralische Einwirkungen auf den Willen: jemand etwas zu Gemüte führen. Wie sehr kann z. B. der Appell an das Ehrgefühl auf die Willensrichtung wirken!

Das kleine Wollen des Alltagslebens ist jetzt verdrängt durch die großen Willensziele, welche die große Zeit geprägt hat, wie das Gefühlsleben des Alltags von den Eindrücken der Weltkatastrophe überlagert ist. Wie drehte sich sonst das Leben in kleinem Kreise, der uns groß erschien! Und nun: die politischen Begebenheiten von weltgeschichtlicher Größe, in welche jeder einzelne sich hineingezogen sieht, die vaterländische Begeisterung, das erhebende Gefühl der Einmütigkeit, der verbindende Zorn, die Trennung von Angehörigen, Sorge und Trauer um sie, die Hinwendung zur göttlichen Vorsehung, die Nächstenliebe, das Elend so vieler Volksgenossen, die Todesopfer! Wie sollte das alles nicht Denken und Wollen verändern?

Nach psychologischen Gesetzen hängt die subjektive Wertung der Eindrücke und Gefühle vom Erlebnis ab. Das Ueberstehen einer Gefahr, ein Trauerfall in der Familie, eine schwere Sorge um Angehörige, eine große, das allgemeine Mitgefühl erregende Katastrophe läßt uns die alltäglichen Begebenheiten und Eindrücke kleiner erscheinen. Wie winzig kommen uns dann Dinge vor, welche wir vorher hoch bewertet, welche uns bewegt und erregt hatten. So ändern sich unsre Wertungen durch die Lebenserfahrungen. Uns erscheint das, was das Kind ernst bewegt, oft kleinlich, „kindisch". Unsre Persönlichkeit wächst durch große Erlebnisse, weil uns das, was uns vorher bewegte, an dem gemessen, was wir inzwischen erlebt haben, klein erscheint. Der Gefühlswert eines Erlebnisinhaltes hängt ab von der Bedeutung, welche wir demselben zuschreiben, und diese wiederum von unserm Erfahrungsumfang, von unsern Gesichtspunkten, unsrer Lebensstellung, unsrer Einsicht, kurz von der Konstellation der unser „Ich" betreffenden Verhältnisse. Der Verlust einer Summe Geldes, welcher dem Unvermögenden großen Schmerz bereitet, wird dem Reichen keine nennenswerte Gemütserregung verursachen. Das Parteigetriebe erscheint uns, an den großen patriotischen Ideen gemessen, kleinlich. Wer von hochragenden Ideen erfüllt ist, sich umfassende, weitschauende, in den Zusammenhang der Dinge tief eindringende Gesichtspunkte zu eigen gemacht hat, sieht mit Mißbehagen auf kleinliches, philiströses Gebaren, auf Zunftgeist hinab. Nicht anders ist es mit religiösem, mit künstlerischem Fühlen! Die Erlebnisse und Eindrücke des Krieges überlagern aber nicht bloß die Gefühle, welche uns bis dahin bewegten, sondern erfüllen uns mit Gefühlen von besonderer Art, nämlich solchen, die auf das Allgemeine, auf die Volksgenossenschaft gerichtet sind. Das Individuum sieht sich nicht mehr im Mittelpunkte des Daseins, sondern als Glied der großen ganzen Nation, mit deren Schicksal das seinige untrennbar verbunden ist.

Alle diese Gefühle, welche nicht bloß die Kriegsteilnehmer, sondern den gesamten Volkskörper betreffen, verleihen dem Wollen Schwingen, indem

Digitized by Google

sie einerseits Willensziele formen, anderseits die Intensität des Willens steigern.

Wenn aber jene Psychologen recht hätten, welche meinen, daß es keinen Willen gibt, sondern daß unsre Handlungen lediglich automatisch durch die Intensität und Gefühlsbetonung der Vorstellungen ausgelöst werden, so würde es mit der Verläßlichkeit auf den Siegeswillen schlecht stehen. Steuerlos würde das Schifflein unsers Handelns, vom Winde der Gefühle geblasen, dahinschwanken. So ist es aber nicht. Der Wille hält die Gefühle fest, ruft sie dem Bewußtsein immer wieder zurück, umklammert die einmal angeregten Zielvorstellungen und äußert sich in stetig sich erneuerndem Wollen. Und vielfach nehmen die aus dem Gefühl geborenen Willensziele die feste Form der Pflicht an, der freiwillig gewählten und übernommenen, welche nunmehr den Rausch der Gefühle überdauert.

Wie wäre auch die Wirkung des Willens bei unsern Kriegern denkbar, wenn wir kein aktives Wollen besäßen? Wie könnten wir sonst verstehen, daß der Wille all jene Gefühlseindrücke, welche für gewöhnlich das Wollen bestimmen, wie Hunger- und Durstgefühle, Ermattung und Schmerzen, Grauen und Schreck, im Dienste der Zielvorstellung überwindet, daß er die fast versagenden Muskeln immer aufs neue anpeitscht, den Organismus um seinen Schlaf betrügt?

Verfolgen wir nun, welche weiteren Wirkungen der tyrannische Wille auf den Organismus ausübt.

Der letztere pflegt sich nach allgemeinen physiologischen Gesetzen den Anforderungen anzupassen; denn die Leistung verzehrt den Körper nicht, sondern die Uebung kräftigt ihn. Der Muskel wird durch den Gebrauch stärker; ungewohnte Bewegungen vollziehen sich mit zunehmender Uebung immer leichter und sicherer, worauf ja das Einüben von körperlichen Fertigkeiten beruht, ja die geübte Arbeit wird mit geringerem Stoffverbrauch geleistet, der Organismus arbeitet ökonomischer. Freilich gibt es gewisse Grenzen der Anforderungen, welchen der Organismus nicht mehr gewachsen ist und bei denen die Anpassung versagt; sie hängen von der Konstitution des Organismus ab. Im allgemeinen ist die Leistungsfähigkeit und Widerstandsfähigkeit des Körpers viel größer und in viel höherem Grade steigerungsfähig, als man glaubt. Ein Rest der ursprünglichen Wildnisnatur hat sich im menschlichen Organismus durch all die Zeiten verweichlichender Kultur hindurch doch noch erhalten. Wir wecken nur die verborgenen Kräfte nicht, weil wir es nicht nötig haben und weil die Gelegenheit fehlt. Der Sport springt hier ein, indem er die Gelegenheit gibt und den Willen anspornt. Dadurch, daß die Körperkräfte angespannt werden, daß aus dem Organismus herausgeholt wird, was er herzugeben vermag, erzwingt man seine Kräftigung, denn dieselbe steht gemäß der Anpassung im Verhältnis zur vollbrachten Leistung. Der Organismus lernt große Leistungen bei möglichst ökonomischer Muskeltätigkeit zu vollbringen. Auch schwächliche Menschen können durch ausdauernden Willen ihren Körper stählen; nur muß eben das Maß der Anforderung ihrer Widerstandsfähigkeit entsprechend gewählt werden. Bei jungen

Digitized by Google

Freiwilligen sah man bei der Ausbildung und im Felde Wunder von Kräftigung eintreten. Soll die Leistung kräftigend wirken, so bedarf der Organismus eingeschobener Ruhepausen, in welchen der Ersatz für die verbrauchte Substanz reguliert wird. Im Schlafbedürfnis drückt sich dieses natürliche Regulierungsbestreben aus. Eine wirkliche Kräftigung erfolgt nur durch Uebung. Ruhe an sich kann nicht kräftigen, sondern dient nur zum Ausgleich der Tätigkeit. Alles im Organismus ist auf Aktivität eingerichtet; durch sie erhält und erneuert sich die organische Substanz.

Die kräftigende Wirkung des Willens beschränkt sich dabei nicht auf die dem Willen unmittelbar zugängliche Muskulatur, sondern erstreckt sich auch mittelbar auf das Herz und die Blutzirkulation sowie die Atmung, auf die Drüsentätigkeit und den Stoffwechsel, welche sämtlich der Uebungsfähigkeit unterliegen. Auch die Leistungsfähigkeit der Nerven, deren Tätigkeit ja alle Bewegungen vermittelt und auch bei dem Blutumlauf, der Drüsenabsonderung und dem Stoffwechsel mitwirkt, wird erhöht.

Unstreitig wird endlich auch die Willenstätigkeit selbst als geistige Energie gestärkt.

Die Ueberwindung der Ermüdungsempfindungen und der durch die Strapazen verursachten Schmerzen und Unlustgefühle durch den Willen ist gleichfalls als eine Kräftigung des Nervensystems anzusehen. Denn diese Gefühle entfalten an sich eine hemmende Wirkung auf die Tätigkeit, welche nun durch das Schwungrad des Willens überwunden wird.

Aber ist dies nützlich? Dienen nicht gerade diese Schmerzen und Unlustgefühle als Signale für den Organismus, welche ihm zurufen: Genug! Es ist Zeit zu ruhen!? Gewiß. Es kommt auch vor, daß der Wille, solcher Zeichen nicht achtend, dem Körper Schaden zufügt. Das sehen wir z. B. im Leben und in der Praxis, wenn im zu schwachen Körper ein mächtiger Wille wohnt; das sah ich oft bei zarten Frauen mit großem Willen, mit hochragendem Pflichtbewußtsein. Das sahen wir im Felde, wenn, wie es vereinzelt vorkam, Kranke mit beginnendem Typhus, vor ihrem Krankheitsgefühl sich nicht beugend, Gefechte mitmachten.

Anderseits jedoch müssen die hemmenden Empfindungen bis zu einem gewissen Grade unterdrückt werden, falls der Organismus den Willenszielen dienstbar gemacht werden soll. Denn dies bedeutet den Sieg des Geistes über den Körper, wie wir ihn in gleicher Weise in der Unterdrückung der Angst, des Schreckens usw. erkennen. Die Beherrschung solcher Affekte durch den Willen bildet ja geradezu einen Teil der Erziehung. Die Affekte führen zu heftigen Muskelbewegungen, das Herz schlägt, die Atmung ist gesteigert, die Blutgefäße zeigen krampfhafte Verengerungen und Erweiterungen, wie sie sich im Erblassen und Erröten kundgeben, die Drüsentätigkeit ist erhöht (Tränen- und Schweißabsonderung usw.), ja sogar die Magen- und Darmtätigkeit wird beteiligt. Diese Affektbewegungen sind als Entladungen der durch den Affekt gesetzten Nervenspannung anzusehen, wie denn auch mit solcher Entladung der Affekt sich löst. Der

Digitized by Google

Wille vermag nicht allein diese Entladung, sondern den Affekt selbst zu hemmen, und dies ist zweifellos von hygienischem Wert, indem das Nervensystem vor Erschütterungen bewahrt bleibt bzw. die Erschütterungen desselben wenigstens abgeschwächt werden. Menschen mit schwachem, reizbarem Nervensystem leiden bekanntlich an einem erhöhten Hervortreten von Gemütserregbarkeit und körperlichen Entladungen der Affekte. Die Kräftigung ihrer Nerven verrät sich durch das Wiedergewinnen der Selbstbeherrschung. Wenn schon für die Zwecke des alltäglichen Lebens eine willensmäßige Affektbeherrschung erforderlich ist, so erreicht dieselbe den denkbar höchsten Grad beim Krieger. Der stärkste Affekt: das Entsetzen vor dem drohenden Tode, muß ohne mit der Wimper zu zucken überwunden, die Willenshandlung des Kämpfens und Standhaltens darf durch den Affekt nicht gestört werden. Auch bei der Affekthemmung sehen wir die Wirkung des Willens tief hineinreichen in die seinem Einfluß sonst entzogenen Vorgänge. Die Tätigkeit des Herzens und der Blutgefäße, die Drüsentätigkeit und andre rein vegetative Vorgänge werden bei der Hemmung der Affekte mittelbar dem Willen zugänglich gemacht.

Eine weitere Willenswirkung erblicken wir in der Erhöhung der Widerstandsfähigkeit gegen äußere Schädlichkeiten (Kälte, Nässe, Wind und Wetter usw.). Um dies zu verstehen, müssen wir einen kurzen Ausblick auf die Vorgänge, welche im Organismus bei der Einwirkung äußerer Schädigungen ablaufen, werfen. Der Organismus ist so eingerichtet, daß er Störungen, welche durch eine irgendwie geartete äußere oder innere Einwirkung bedingt sind, auszugleichen sucht. Ohne diese Einrichtung wäre er nicht dauerfähig, ohne sie würde er sich im Kampf mit den Naturkräften nicht behaupten können; auf ihr beruht auch das Selbstheilungsbestreben des Organismus, welches die Grundlage jeder Möglichkeit der ärztlichen Behandlung bildet. Eine Abkühlung z. B. erzeugt Zusammenziehung der Blutgefäße der Haut, wodurch die Wärmeabgabe verringert und der Bestand der Blutwärme erhalten wird, eine Erwärmung im Gegenteil Erweiterung der Blutgefäße eventuell Schweißabsonderung, um durch vermehrte Wärmeabgabe bzw. Verdunstung einer Erhöhung der Eigenwärme des Körpers vorzubeugen, usw. Wir nennen diese Ausgleichungs- und Anpassungsvorgänge, welche wir in der verschiedensten Form vorfinden, Regulationen. Wenn es dem Organismus nicht gelingt, sich abnormen Lebensbedingungen, störenden äußeren oder inneren Einwirkungen vollständig anzupassen, tritt das auf, was man Krankheit nennt. Auch in dieser aber macht sich das Regulationsbestreben geltend und kann schließlich zur Heilung führen. Ja die Krankheitssymptome selbst sind zum großen Teil nichts andres als Regulierungsvorgänge. Eine in den Magen gelangte Schädlichkeit kann Erbrechen auslösen; wird sie nicht vollständig entfernt, so können beschleunigte Darmentleerungen auf ihre weitere Entfernung hinwirken. Wenn eingedrungene Bakterien eine Eiterung erzeugen, so ist dies an und für sich ein nützlicher Vorgang, durch welchen die Bakterien vernichtet und ihr weiteres Vordringen in den Körper verhindert werden kann. Bei allgemeinen Infektionen

Digitized by Google

bildet der Körper Gegengifte, welche die Bakterien zu vernichten geeignet sind. Eine Verwundung löst sofort Vorgänge aus, welche auf die Heilung der Wunde hinzielen. Ja bei niederen Organismen können sogar ganz abgetrennte Teile sich wieder neubilden. Ist bei einer Abkühlung des Körpers die Regulierung ungenügend, so tritt eine Erkältungskrankheit auf. Man kann sagen, daß jede dem Organismus widerfahrene Störung bis zum schwächsten Reiz hinunter sofort eine Reihe von Vorgängen auslöst, welche dahin wirken, die Störung zu beseitigen, was dem Organismus freilich nicht immer gelingt.

Diese Regulierungsvorgänge sind nun gleichfalls übungsfähig, wie wir es z. B. bei der Abhärtung erfahren. Der Einfluß der Uebung betrifft nämlich auch solche Verrichtungen, welche dem Willen nicht unterworfen sind. Gewisse ärztliche Behandlungsmethoden, nämlich die sog. physikalische Behandlung (Wasserbehandlung usw.) haben zum Zweck, die Regulierungen anzuregen und zu üben. Durch die mit dem Kulturleben verbundene Verweichlichung sind dieselben vielfach abgeschwächt. Die Ansprüche des Feldlebens, der Aufenthalt in der frischen Luft, die Einwirkung von Kälte, Wind und Wetter ist geeignet, die Regulierungen zu üben und zu kräftigen. In der Friedenspraxis stoßen wir häufig auf einen ablehnenden Widerstand gegen abhärtende Maßnahmen, weil die willensschwachen Patienten die unangenehmen Kälteempfindungen scheuen oder sich zu erkälten fürchten. Die Erkältungsfurcht ist in allen Ständen in übertriebenem Maße anzutreffen. Im Kriege jedoch bestehen größere Gefahren, denen gegenüber die Scheu vor der Witterung wenig gewertet wird. Frohen Mutes und unbedenklich setzt man sich Tag und Nacht Wind und Wetter aus, mit andauernder und durch den Gebrauch gekräftigter Energie und mit dem Erfolg, daß die Widerstandsfähigkeit und Abhärtung zunehmend größer wird. So arbeitet der Wille im Dienste jener Regulierungen, und mancher weiche Stubensitzer wird ein wetterharter Mann und hat für sein ganzes künftiges Leben den Mut der Abhärtung gewonnen.

Auch der Mangel an Bequemlichkeit, das harte Leben im Felde wirkt, so sonderbar es klingt, kräftigend ein. Der Körper paßt sich an die Rauheiten des Naturlebens an. Man lernt auf hartem Lager ausruhen und schlafen, die Nerven finden Ruhe trotz den Druckempfindungen und dem Geschützdonner und gewinnen die Fähigkeit, sich schnell zu erholen. Die Muskeln wissen auch in unbequemer Lage zu erschlaffen. Der Kulturmensch lernt, daß Hunger der beste Koch, Ermüdung das beste Schlafmittel, ein hartes Lager bei einfacher Lebensweise besser bekömmlich ist als weiche Kissen und üppige Kost. Der Wille zu einfacher, naturgemäßer Lebensweise ist sicherlich bei vielen Kriegsteilnehmern geweckt worden.

Wenn oben davon die Rede war, daß die Stimmung auf den Willen wirkt, so möge nun einer merkwürdigen Wechselwirkung des Willens auf die Stimmung gedacht werden. Der Wille vermag auf dem Wege der Vorstellungstätigkeit auf die Stimmung Einfluß zu gewinnen. Man kann sich willensmäßig Vorstellungsinhalte wachrufen, welche stimmungerhöhend oder im Gegenteil verstimmend wirken. Beim Auftauchen von Erinnerungsbildern, welche Erlebnisse

Digitized by Google

von bestimmtem Gefühlston betreffen, kommt es häufig genug vor, daß ganz plötzlich die Stimmung beeinflußt wird. Sie begegnen z. B. jemandem, von dem Sie wissen, daß er feindselig gegen Sie gehandelt hat; dies wird eine wenn auch vielleicht nur vorübergehende Mißstimmung bei Ihnen erwecken. Das gleiche ist der Fall, wenn man willkürlich seine Aufmerksamkeit auf bestimmte gefühlsbetonte Vorstellungen lenkt. So kann der Wille, wie bereits oben bemerkt wurde, beim eignen Ich Stimmungen patriotischer Art zurückrufen und festhalten, sich selbst begeistern. Also nicht bloß die Hemmung, auch die Erzeugung von Stimmungen fällt dem Willen zu und damit wiederum eine mittelbare Beeinflussung vegetativer Vorgänge, wie wir sie oben kennen gelernt hatten. Denn die Stimmung ist eine Art von Affekt. Die gehobene Stimmung wirkt nicht allein auf das bewußte Empfinden, indem äußere und innere Reize, ja sogar Schmerzen weniger gefühlt werden, sondern sie entfaltet auch Erregungen, welche auf Herz, Blutgefäße, Drüsentätigkeit, Unterleibsorgane ausstrahlen, und kann triebartig Handlungen von großer Kraft hervorrufen. So schlägt der Wille einerseits wiederum Brücken in das Reich des Unbewußten und weiß anderseits Handlungen durch Vermittlung des Gefühlslebens einen mächtigen Anstoß zu geben.

Auch bei einem andern Kampf tritt uns der Einfluß des Willens entgegen: beim Kampf mit der Krankheit. Die gegenwärtige Zeit hat dies so recht erkennen lassen. Neurasthenische Patienten, welche sich bis dahin gern egozentrischer Selbstbeobachtung hingegeben hatten, sind von ihrem Weh und Ach abgezogen worden. Auch Kranke mit organischen Leiden fühlten ihre Beschwerden nach dem Kriegsausbruch weniger, schenkten ihnen weniger Beachtung. Leute, die aus Gesundheitsrücksichten nur ganz sich selbst lebten, stellten sich in den Wohlfahrtsdienst. Ja, ältere Kriegsteilnehmer, denen der Arzt dringend eine Badekur verordnet hatte, zogen anstatt dessen in den Feldzug — und es ging auch so!

Kein Wunder! Jede Krankheit hat zwei Gesichter, ein äußeres und ein nach innen gekehrtes, das sind die Krankheitsgefühle. Diese sind, ob organisch bedingt oder nicht, stets von dem gesamten Komplex des subjektiven Ich abhängig und somit durch stärkere Gefühle verdrängbar und der Hemmung durch den Willen zugänglich. Triumphiert doch der Wille auch über all die peinigenden Gefühle, welche die Strapazen dem Krieger auferlegen!

Nicht bloß die Aerzte, auch die Laien wissen es, wie der Wille des Kranken mitspricht. Der Willensschwache ergeht sich in Klagen, lechzt nach Mitleid und Teilnahme, befindet sich dauernd in gedrückter und unglücklicher Stimmung und überläßt sich widerstandslos seinem Krankheitsgefühl. Der Willenskräftige dagegen sucht sich über sein Leiden zu stellen. Er lenkt sich selbst von seinen Beschwerden ab, arbeitet mit an der Besserung, strebt, wo es möglich ist, den Gesundheitsdefekt auszugleichen, kommt mit Ausdauer den ärztlichen Verordnungen nach und ist bemüht, auch als Kranker sich möglichst innerhalb der menschlichen Gesellschaft zu stellen. Er leidet auch nicht selten tatsächlich

Digitized by Google

weniger als der Willensschwache, weil er sein Krankheitsgefühl durch Lebensgefühl verdrängt. Uebrigens wirkt unzweifelhaft der positive Gefühlston der Stimmung günstiger auf die vegetativen Organtätigkeiten ein als die Verstimmung. Aber oft weiß das stille Heldentum im Krankenzimmer nur die Klagen zu unterdrücken. Der Wille, der göttliche Funken, leuchtet durch die Finsternis des Leidens. „Lerne leiden, ohne zu klagen!"

Wie der Wille die natürlichen Affekte und die mit ihnen verbundenen Gefühle und Ausdrucksbewegungen zu hemmen vermag, so auch krankhafte, nervöse Erregungszustände wie Angst, Unruhe, Zuckungen, nervöse Unlustgefühle aller Art, nervöses Herzklopfen, gewisse Formen von Schlaflosigkeit. Diese Hemmungen geschehen durch Unterdrückung der krankhaften und Hinwendung der Aufmerksamkeit zu beruhigenden Vorstellungen und sind in hohem Grade übungsfähig.

Der Wille des Kranken äußert sich ferner in der ausdauernden Durchführung von Heilkuren wie Bewegungsübungen, gymnastischen Prozeduren, Abhärtung, Diätkuren usw. Sehr häufig macht der Arzt die Erfahrung, daß die Geduld der Patienten zu früh erlischt — der größte Fehler bei jedem Kampf. Wie die Ausdauer wichtig für die Erreichung großer Ziele, wie ohne Fleiß nichts Bedeutendes zu schaffen ist, so ist auch bei der physikalischen Krankheitsbehandlung Ausdauer von größter Bedeutung. Mögen unsre Kriegsverstümmelten dies bedenken und dem Ziele, zu der Möglichkeit einer Betätigung zu gelangen, durch unentwegtes Ueben entgegenstreben.

Energie des Kranken und des noch Gesunden gehört auch zu gesundheitsgemäßer Lebenshaltung, zur Ablegung schädlicher Gewohnheiten und Neigungen. Das ist freilich der schwierigste Kampf, welchen der Wille zu bestehen hat: der Kampf gegen die eigne Front.

Wohl jeder hat den Gesundheitswunsch, aber nicht jeder den Gesundheitswillen. Man kann auch von einem Lebenswillen sprechen, welcher von einem sich unter allen Umständen durchsetzenden Lebensgefühl getragen wird. Er kann den Tod zwar nicht verscheuchen, aber ihm das Sensenschwingen doch etwas sauer machen.

Doch nun von der Krankheit des Menschen zurück zur Krankheit der Welt, zum Kriege. Auch hier gilt es, die Krankheitsgefühle zurückdrängen, das Lebensgefühl aufrecht erhalten, das Gesundheitsziel vor Augen, ausdauernd zu sein, bis die Kur beendigt ist. Unsre Willensziele beschränken sich aber nicht auf die Krankheit, sie umfassen auch die Rekonvaleszenz und die Vorbeugung vor neuen Erkrankungen.

Der Krieg zeigt uns, von welcher Bedeutung im nationalen Ringen die Gesundheit und körperliche Widerstandsfähigkeit eines Volkes ist. Der bei komplizierter werdendem Kulturleben stets drohenden Entartung muß zielbewußt entgegengetreten werden. Der Hochstand der Kultur braucht an sich nicht zur körperlichen und sittlichen Verweichlichung zu führen, im Gegenteil, wahre Kultur ist Pflege der körperlichen, sittlichen und geistigen Wohlfahrt.

Digitized by Google

Die Volksgesundheit in allen einzelnen Gliedern des Volkskörpers zu heben, muß unser Ziel sein. Wenn wir ein Volk von Helden sein und bleiben wollen, so sorgen wir auch dafür, daß wir nicht ein Volk von Skrofulösen werden. Vergessen wir auch nicht den schweren Kampf gegen die schädlichen Gewohnheiten der menschlichen Gesellschaft!

Vor allem aber muß, wenn das Willensziel der Gesamtheit erreicht werden soll, jeder Einzelne wie im Felde seinen Mann stehen. Der Krieg hat auch dem Indifferentesten die Augen darüber geöffnet, daß die Wohlfahrt jedes einzelnen auf der Wohlfahrt des Ganzen begründet ist und daß daher auch jeder zu seinem Teile an dieser mitwirken muß, um sich sein Anrecht an dem Mitgenuß zu verdienen und nicht als Parasit dazustehen. Auch hat der Krieg den Gesichtskreis für die Weltzusammenhänge und mit dem vertieften Verständnis auch den Umfang der vom einzelnen zu erfüllenden Willensziele erweitert. Der einzelne Mensch hat erkannt, daß er mit seiner Existenz sozusagen in der ganzen Welt wurzelt. Es kann ihm nicht mehr gleichgültig sein, was in fernen Ländern vor sich geht, ob die Völker dahinten aufeinander schlagen. Er hat erlebt, daß er zertrümmert werden kann, wenn ihn nicht der große Staatsorganismus, dem er angehört, schützt. Es ist zu hoffen, daß das so stark erlebte Gefühl der Zusammengehörigkeit der verschiedenen Bevölkerungsgruppen und der Einzelindividuen, das Gefühl, mitwirken zu müssen, das in die Gehirnzellen durch die Wucht des Weltgeschehens eingehämmerte Willensziel „Viribus unitis“ uns nicht wieder gänzlich verloren gehen werde. Wäre dies der Fall, so wären wir des großen Erlebnisses nicht wert gewesen.

Die Volksgesundheit ist die unbedingte Voraussetzung politischer Machtstellung. Es wird nach dem Kriege viel über eine mehr hygienische Gestaltung unsres Daseins zu sprechen sein. Der ärztliche Stand muß noch viel mehr, als es bisher der Fall war, als sozialer Faktor und als hygienischer Berater in allen großen Fragen herangezogen werden. Von größtem Einfluß wird es sein, wenn auch nach dieser Richtung hin der Einzelne sein Tun und Lassen in Beziehung setzt zur allgemeinen Wohlfahrt und dessen eingedenk ist, daß er mit seiner Gesundheit nicht bloß sich selbst, sondern der Familie, dem Staat, den zukünftigen Geschlechtern verantwortlich ist. Das individualistische Sichausleben ist eine Verkennung der natürlichen und sittlichen Gebote des Gemeinschaftslebens. Der Einzelne ist vergänglich, der Volkskörper unvergänglich — wenigstens nach unsrer irdischen Zeitrechnung.

Das Willensziel der Dauerhaftigkeit des Volkskörpers umschließt auch die Pflicht der Aufzucht von körperlich und seelisch gesundem Nachwuchs und der Erfüllung desselben mit konvergierenden vaterländischen Willensstrebungen.

Die Hingabe des Lebens seitens des Einzelnen im Kriege für die Erreichung des Willenszieles der Gesamtheit zeigt in höchster gefühlsmäßiger Ausprägung das Aufgehen des individuellen in den Massenwillen, welcher den Einzelwillen ebenso überlebt wie die Gemeinschaft das Individuum.

Digitized by Google

Der gegenwärtige Gesamtwille des Volkskörpers, welchen Blut und Tränen nur noch fester kitten sollen, das Gefühl der Verantwortlichkeit des Einzelnen für das Ganze, welches gegenwärtig in so erhebender Weise durch die allgemeine Dienstwilligkeit aller Bevölkerungsschichten in Erscheinung tritt, muß jedoch auch in der Zukunft als pflichtmäßige Willensrichtung dauernd festgehalten werden. Nur dann wird dem Schrecken eines Krieges ohnegleichen ein Glanz des Friedens ohnegleichen folgen. Denn stets wird dasjenige Volk sich der größten Wohlfahrt aller einzelnen Glieder erfreuen, bei welchem die Pflicht, für die Gesamtheit zu leben und zu wirken, in jedem Einzelnen dauernd lebendig ist.

Die Willensstärke der deutschen Frau in unsrer großen Zeit ist ein leuchtendes Beispiel für die zukünftigen Geschlechter. Mutig und zielbewußt füllt sie die Lücken aus, welche die Abwesenheit oder der Verlust des Mannes und Familienvaters gerissen hat. Im Felde wie in der Heimat wirkt sie erfolgreich mit an den gemeinsamen großen Aufgaben.

Ihr fällt auch für die Zukunft ein wichtiger Anteil zu. Die Gesundheit und die Willensbildung der künftigen Generationen ist zum großen Teil dem Mutterberuf der Frau überantwortet. Möchte sich die deutsche Frau stets ihrer großen Verantwortlichkeit bewußt bleiben! Nicht minder werden zahlreiche Zweige der Wohlfahrtspflege in noch viel größerem Umfange als bisher der Frauenarbeit bedürfen.

Der Krieg hat uns gelehrt und die Wissenschaft bestätigt es, daß wir in unserm Inneren Schätze des Wollens besitzen, welche wir nur zu heben brauchen. In der Tat, es liegt alles in und an uns selbst. „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne." Es ist an uns, das Fühlen und Wollen der Gegenwart festzuhalten und auf die kommenden Geschlechter zu übertragen.

Sagen wir es allen und sagen wir es immer wieder: in dem Boden eures Erinnerns tragt ihr reiche Schätze des Wollens. Grabt, grabt! Lasset die Saat der Erlebnisse nicht verdorren! Das Vergessen ist der Tod des Willens! Grabt, schließet die Scholle auf, damit aus der Saat dauernd die reiche Frucht des Wollens emporsprieße! Stabilisiert die gegenwärtigen Gefühle als einen „Rocher de bronze", damit der Wille Dauer verleihe dem Augenblick!

Digitized by Google

Die völkerrechtliche Stellung des Papstes[1]

Von

Karl v. Stengel

I.

Solange der Papst Souverän des Kirchenstaates war, konnte nicht zweifelhaft sein, daß er als Oberhaupt eines souveränen Staates vollberechtigtes Mitglied der völkerrechtlichen Gemeinschaft und daher Subjekt des Völkerrechts sei.

Allerdings beruhte die internationale Stellung des Papsttums in Wirklichkeit nicht sowohl darauf, daß der Papst Souverän eines unbedeutenden italienischen Mittelstaates war, als darauf, daß er das Oberhaupt einer über die ganze Welt sich erstreckenden einheitlichen Religionsgesellschaft ist, die schon aus diesem Grunde, wenigstens in gewissem Sinne, internationalen Charakter an sich trägt,[2] und darauf, daß sich die katholische Kirche während des Mittelalters aus einer bloßen Religionsgesellschaft zu einem machtvollen politischen Organismus entwickelt hatte. Daß bei der internationalen Stellung des Papstes seine Eigenschaft als Oberhaupt der katholischen Kirche in erster Linie in Betracht kam, zeigt sich namentlich darin, daß die päpstlichen Nunzien und Legaten, auch wenn sie nicht oder nur nebenher die Interessen des Kirchenstaates zu vertreten hatten als Vertreter des Oberhauptes der Kirche von jeher als Gesandte im Sinne des Völkerrechts behandelt wurden und sogar im diplomatischen Korps eine bevorzugte Stellung einnahmen. Im übrigen wurde in der Praxis gewöhnlich der Unterschied zwischen der Eigenschaft des Papstes als Souverän des Kirchenstaates einerseits und seiner Stellung als Oberhaupt der Kirche andrerseits nicht besonders hervorgehoben; man begnügte sich mit der Tatsache, daß der Papst unzweifelhaft Subjekt des Völkerrechts war. Anders gestaltete sich selbstverständlich die Sachlage, nachdem der Papst infolge der Besitzergreifung des Restes des Kirchenstaates im September 1870 durch die italienische Regierung seine weltliche Herrschaft vollständig verloren hatte. Allerdings konnte im Ernste nicht daran gedacht werden, den Papst völlig seiner völkerrechtlichen Stellung zu berauben. Dem stand nicht bloß der internationale Charakter der katholischen Kirche entgegen, sondern auch die Erwägung, daß alle Staaten, die katholische Untertanen besitzen, ein lebhaftes Interesse daran haben, daß der Papst nicht

---

[1] Geffcken, Die völkerrechtliche Stellung des Papstes in Holtzendorff, Handbuch des Völkerrechts, Bd. II, S. 153 ff. — Vgl. auch die Ausführungen über „die römische Frage" in den „Kirchenpolitischen Briefen" VIII, X, XI, XII, XIII und XIV. Beilage der „Allgemeinen Zeitung" v. J. 1896 Nr. 26, 51, 77, 101, 125, 150, 177 und die daselbst angegebenen Schriften.

[2] Bekanntlich zerfällt die griechische Kirche in eine Anzahl voneinander unabhängigen Landeskirchen; sie kann daher nicht in dem Sinne wie die einheitliche römisch-katholische Kirche auf internationale Stellung Anspruch machen.

Digitized by Google

Untertan weder des italienischen Staates noch irgendeines andern Staates werde, sondern in der Lage sei, in voller Unabhängigkeit und Selbständigkeit seines hohen Amtes zu walten.

Schon nachdem Sardinien im Jahre 1860 den größten Teil des Kirchenstaates besetzt und im März 1861 Cavour Rom als Hauptstadt des geeinten Italiens proklamiert hatte, warf sich die Frage auf, wie in Zukunft die internationale Stellung des Papstes zu regeln sei. Die italienische Regierung, welche hoffte, mit dem Papste zu einer Einigung zu gelangen, ließ den Entwurf einer Vereinbarung ausarbeiten, der deshalb beachtenswert ist, weil in demselben die Grundlage des späteren Garantiegesetzes zu erblicken ist.

Nach diesem Entwurfe sollte der Papst als Souverän, wenn auch ohne Gebiet, behandelt werden und deshalb persönlich unverletzlich und keiner Jurisdiktion unterworfen sein.

Dem Papste sollte so viel Vermögen — in erster Linie Grundbesitz — überwiesen werden, als nach gemeinsamer Uebereinkunft für die Bedürfnisse und die Würde des Heiligen Stuhles erforderlich erscheint. Dieses Vermögen sollte steuerfrei und jeder politischen Einwirkung der Regierung entzogen sein.

Gleiche Unverletzlichkeit wie dem Papst war dem Konklave und den während des Interims mit der Führung der Geschäfte des Heiligen Stuhles betrauten Würdenträgern in Aussicht gestellt. Dem Papst war das aktive Gesandtschaftsrecht zugesichert, alle seine Vertreter sollten unverletzlich sein, solange sie nicht notorisch die Aufgaben ihrer kirchlichen Mission überschritten. Jedermann sollte freien Zutritt zum Papste für kirchliche Unterhandlungen haben.

Für ein Uebereinkommen dieses Inhalts und mit dem Verzichte des Papstes auf die weltliche Herrschaft war die Eigenschaft eines Verfassungsgesetzes in Aussicht gestellt.

Bei Meinungsverschiedenheiten war die Anrufung zur Vermittlung der katholischen Mächte vorgesehen.

Der Vorschlag wurde durch Kardinal Santucci dem Papst Pius IX. vorgelegt, der sich keineswegs durchaus ablehnend gegen denselben verhielt. Die Vereinbarung scheiterte aber schließlich an dem entschiedenen Widerspruche Antonellis.

Als sich die italienische Regierung im September 1870 veranlaßt sah, den Rest des Kirchenstaates und die Stadt Rom selbst zu besetzen, machte sie nochmals den Versuch, zu einer Einigung mit der Kurie zu gelangen oder dieselbe wenigstens zu einer stillschweigenden Zustimmung zur Besitznahme des Kirchenstaates zu bewegen. Aber auch dieser Versuch scheiterte und mußte nach Lage der Sache scheitern, da sich die Kurie auf den sehr nahe liegenden Standpunkt stellte, daß die von der italienischen Regierung gemachten Zusicherungen in bezug auf die Stellung des Papstes lediglich den Charakter von Zugeständnissen hätten, und daß eine auf solche Zugeständnisse begründete Autorität niemals selbständig sein könne, weil sie von dem guten Willen desjenigen abhänge, der sie gewähre, während das Oberhaupt der Kirche einer eignen, nie

Digitized by Google

versagenden Autorität bedürfe, damit die Ausübung seiner geistlichen Gewalt in keiner Weise gebunden und in keinem Augenblick unterbrochen sei. Deshalb würde trotz aller Garantien, die man dieser Autorität geben wolle, dieselbe doch immer illusorisch sein, wenn sie einem Souverän oder einer Laienmacht unterworfen bleibe. Im übrigen sei die Besetzung Roms eine Handlung, die sich als Vernichtung des Katholizismus und Verneinung der obersten Autorität und der Freiheit der Kirche darstelle und daher jede Aussöhnung mit der italienischen Regierung ausschließe.

Es ist klar, daß die Kurie besonders darüber empört war, daß Rom nicht bloß mit dem italienischen Staate vereinigt, sondern sogar zur Hauptstadt des Königreichs und zum Sitz seiner Regierung gemacht wurde. Deshalb haben sich auch sehr angesehene und bedeutende italienische Staatsmänner seinerzeit gegen diese Maßregel ausgesprochen. Immerhin ist es mehr als zweifelhaft, ob eine Aussöhnung mit der Kurie möglich gewesen wäre, wenn die italienische Regierung überhaupt auf die Stadt Rom verzichtet hätte, da auch in der Wegnahme des Kirchenstaates ohne Rom von der Kurie eine Beraubung der Kirche und ein schwerer Eingriff in die Stellung des Papstes erblickt worden wäre.

Sowenig eine Einigung zwischen der Kurie und der italienischen Regierung möglich war, ebensowenig war es damals möglich, die Stellung des Papstes durch eine internationale Abmachung der beteiligten Staaten, namentlich der Großmächte, zu regeln und sicherzustellen. Zunächst zeigten die betreffenden Staaten keine Neigung, eine solche Vereinbarung zu treffen, da die Kurie selbst von dieser Maßregel nichts wissen wollte, denn durch dieselbe wäre die Beseitigung der weltlichen Herrschaft durch die Vertragschließenden ausdrücklich anerkannt und sanktioniert worden. Dies konnte aber die Kurie begreiflicherweise nicht wünschen, wie sie sich auch von ihrem Standpunkt aus einer derartigen Abmachung nicht unterwerfen konnte.

Außerdem sprach auch gegen eine internationale Abmachung der Umstand, daß die Staaten, die dieselbe eingegangen wären, auch die Verantwortlichkeit für deren Ausführung und damit Pflichten übernommen hätten, deren Umfang sich gar nicht übersehen ließ.

Unter diesen Umständen blieb nichts andres übrig, als daß der italienische Staat, dessen Regierung bei der Besitzergreifung des Kirchenstaates versprochen hatte, die Unabhängigkeit des Papstes sicherzustellen, die Angelegenheit einseitig regelte. Es geschah dies durch das sog. Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 (Legge sulle prerogative del Sommo Pontifice e della Santa Sede e sulle relazioni dello Stato colla chiesa).

II.

Das Gesetz vom 13. Mai 1871 hat, wie schon seine Ueberschrift ersehen läßt, einen doppelten Inhalt. Der zweite Teil regelt die Beziehungen des italienischen Staates zur katholischen Kirche, betrifft also nur innere Angelegenheiten des italienischen Staates und kommt daher hier nicht in Betracht, da-

Digitized by Google

gegen hat der erste Teil des Gesetzes die internationale Stellung des Papstes zum Gegenstande und regelt dieselbe in der Hauptsache in der Weise, wie dies bereits im Jahre 1860 in Aussicht genommen war. Der wesentlichste Inhalt dieser Bestimmungen (§§ 1—13) ist folgender:

1. Die Person des Papstes ist heilig und unverletzlich; Attentate auf den Papst oder die Aufforderung, solche zu begehen, sowie Beleidigungen und Schmähungen des Papstes werden ebenso bestraft wie die gleichen Handlungen gegen den König. Ferner erweist die italienische Regierung dem Papste im Gebiete des Königreichs die den Souveränen zukommenden Ehrenbezeigungen und räumt ihm den Ehrenvorrang ein, der ihm von den katholischen Fürsten zuerkannt ist, so daß der Papst bei einem etwaigen Zusammentreffen mit dem Könige den Vortritt haben würde. Eine Folge der persönlichen Unverletzlichkeit des Papstes ist, daß auch sein Wohnsitz und jede Oertlichkeit, wo er sich zeitweilig aufhält, unverletzlich sind; kein staatlicher Beamter hat ohne Ermächtigung des Papstes Zutritt zu diesen Oertlichkeiten. Außerdem ist dem Papste das Recht belassen, die bisher übliche Zahl von Garden als Leibwache für seine Person und zur Bewachung seiner Paläste zu halten (§§ 1—3, § 7).

2. Um die freie Ausübung der geistlichen Gewalt des Papstes zu sichern, dürfen die Beamten, die in Rom von Amts wegen an der Erlassung der Akte der geistlichen Gewalt des Heiligen Stuhles teilnehmen, von der italienischen Staatsgewalt in keiner Weise belästigt, nicht zur Untersuchung und nicht zur Verantwortung gezogen werden. Ebenso ist verboten, Untersuchungen, Nachforschungen oder Beschlagnahmen von Papieren, Urkunden, Büchern oder Registern in den ausschließlich mit einem geistlichen Wirkungskreise betrauten päpstlichen Aemtern und Kongregationen vorzunehmen (§§ 8, 10). Weiter ist zur Sicherung der geistlichen Wirksamkeit des Papstes und seiner geistlichen Organe bestimmt, daß jeder Ausländer, der in Rom ein geistliches Amt bekleidet, alle persönlichen Garantien genießen soll, die den italienischen Staatsangehörigen zugesichert sind (§ 10 Abs. 2). Solche Ausländer können also namentlich nicht ausgewiesen oder ausgeliefert werden.

3. Zu den Garantien der freien Ausübung seines geistlichen Amtes gehört ferner das Recht des Papstes, in voller Freiheit und ohne irgendwelche Einmischung der italienischen Regierung mit dem Episkopat der ganzen katholischen Welt zu korrespondieren. Zu diesem Zwecke hat der Papst das Recht, im Vatikan sowie in jeder andern Residenz ein Post- und Telegraphenamt zu errichten, dessen Dienst durch von ihm frei gewählte Beamte versehen wird. Das päpstliche Postamt kann in geschlossenen Briefpaketen direkt mit den Auswechslungsämtern des Auslandes verkehren oder seine Sendungen den italienischen Postämtern zur Beförderung übergeben. In beiden Fällen ist die Korrespondenz gebührenfrei; das gleiche gilt von den päpstlichen Telegrammen, die beim päpstlichen Telegraphenamte oder bei irgendeinem andern Telegraphenamt des Königreichs aufgegeben werden. Diese Telegramme genießen außerdem den für Staats-

Digitized by Google

telegramme festgesetzten Vorzug. Die an den Papst gerichteten Telegramme sind von den vom Empfänger zu bezahlenden Gebühren frei (§ 12).

4. In § 11 des Gesetzes ist ausdrücklich das aktive und passive Gesandtschaftsrecht des Papstes anerkannt. Da der Papst bis zum Verluste seiner weltlichen Herrschaft dieses Recht nicht bloß als Souverän des Kirchenstaats, sondern vor allem als Oberhaupt der katholischen Kirche ausübte, das Recht, in dieser letzteren Eigenschaft Gesandte zu senden und zu empfangen, durch das Aufhören seiner Eigenschaft als Souverän des Kirchenstaats nicht beseitigt sein konnte, so hat Art. 11 hauptsächlich die Bedeutung, daß der italienische Staat die aus dieser Tatsache sich ergebenden Folgerungen zog. Demgemäß sind in § 11 allen beim Papst beglaubigten Gesandten auswärtiger Regierungen alle Privilegien und Immunitäten zugestanden, die auf Grund des Völkerrechts den diplomatischen Agenten zukommen, d. h. also alle Rechte, welche die italienische Regierung den bei ihr beglaubigten Gesandten einräumt bzw. nach dem Völkerrecht einräumen muß. Insbesondere ist bestimmt, daß die strafrechtlichen Vorschriften über die Beleidigung der bei der italienischen Regierung beglaubigten Gesandten auswärtiger Mächte auch auf die Beleidigung der beim päpstlichen Stuhl beglaubigten Gesandten Anwendung finden. Ebenso können diesen Gesandten gegenüber nur diejenigen Vorbehalte und Einschränkungen gelten, die das Völkerrecht überhaupt den bei der Regierung beglaubigten Gesandten gegenüber zuläßt, namentlich hat die italienische Regierung kein Recht, irgendwelche Kontrolle über die Person der beim päpstlichen Stuhl beglaubigten Gesandten auszuüben; der Papst hat allein darüber zu entscheiden, ob er die betreffenden Personen annehmen will oder nicht.

Was die vom Papst an auswärtige Regierungen entsandten diplomatischen Agenten anlangt, so sind ihnen im § 11 Abs. 3 „im Gebiete des Königreichs die herkömmlichen völkerrechtlichen Prärogativen und Immunitäten sowohl beim Abgang nach dem Orte ihrer Mission als bei der Rückkehr von demselben zugesichert". Damit ist zum Ausdruck gebracht, daß dieselben die Rechte genießen sollen, die herkömmlich fremden durchreisenden Gesandten gegenüber zugestanden werden.

Nur nebenbei mag bemerkt werden, daß für die Stellung, die die päpstlichen Gesandten an ihrem Bestimmungsort einnehmen, lediglich entscheidend ist, ob sie in dieser Eigenschaft von der betreffenden Regierung angenommen worden sind. Ist dies der Fall, so haben sie Anspruch auf alle dem Völkerrecht entsprechenden diplomatischen Privilegien. Wie schon angedeutet, ist das Aufhören der weltlichen Herrschaft des Papstes in dieser Hinsicht ohne Bedeutung, was sich schon daraus ergibt, daß der Vortritt, der den päpstlichen Nunzien und Legaten vor andern Gesandten zusteht, nicht mit Rücksicht auf die territoriale Hoheit des Papstes ihnen zugebilligt war, sondern mit Rücksicht darauf, daß der Papst als Oberhaupt der katholischen Kirche den ersten Platz unter den Souveränen mit Erfolg beanspruchte.

5. Die dem Papst eingeräumte Exterritorialität und Unverletzlichkeit ist im § 6 des Gesetzes auch ausgedehnt worden auf das Konklave während der

Digitized by Google

Erledigung des päpstlichen Stuhls und die Versammlung eines allgemeinen Konzils, so daß die Mitglieder beider Kollegien namentlich von der italienischen Zivil- und Strafgerichtsbarkeit befreit sind. Außerdem ist die italienische Regierung verpflichtet, beide Versammlungen vor jeder Störung durch äußere Gewalt sicherzustellen und dafür zu sorgen, daß während der Erledigung des päpstlichen Stuhls keine gerichtliche oder politische Behörde aus irgendeinem Grund in die persönliche Freiheit der im Konklave vereinigten Kardinäle eingreife oder dieselbe beschränke.

6. Schließlich ist zu erwähnen, daß in den §§ 4 und 5 des Gesetzes dem Heiligen Stuhl eine Dotation in der Form einer unveräußerlichen und immerwährenden Rente im Betrage von 3 225 000 Franken eingeräumt worden ist, die auch während der Erledigung des päpstlichen Stuhles fortgezahlt werden muß. Dieselbe ist unbedingt steuerfrei, wie auch die neben der Dotation dem Papste zum Nießbrauche verbleibenden Paläste, der Vatikan und der Lateran und die Villa von Castel Gandolfo nebst den dazu gehörigen Gebäuden und Grundstücken. Diese Paläste usw. sind der Enteignung zu öffentlichen Zwecken entzogen, zugleich aber mit ihren verschiedenen Sammlungen für unveräußerlich erklärt. —

Die Kurie hat trotz aller entrüsteten Proteste gegen die Beraubung der Kirche mit Ausnahme der Dotation sich tatsächlich aller Rechte bedient, die ihr das Garantiegesetz verliehen oder belassen hat, und die bei ihrer Stellung praktisch werden konnten, wie die Beförderung ihrer Korrespondenz und Telegramme. Eine ausdrückliche Anerkennung des Garantiegesetzes durch den Papst ist aber nicht erfolgt. Infolgedessen ist der italienische Staat nicht durch eine Vereinbarung mit dem päpstlichen Stuhl an einer Abänderung oder Aufhebung des Garantiegesetzes gehindert. Ebensowenig fällt in dieser Beziehung ins Gewicht, daß das Garantiegesetz als Verfassungsgesetz erlassen wurde, da auch Verfassungsgesetze, wenn auch unter erschwerenden Bedingungen, aufgehoben oder abgeändert werden können.

Eine andere Frage ist, ob nicht das Garantiegesetz deshalb der Abänderung durch die italienische Gesetzgebung entzogen ist, weil dasselbe als Bestandteil des Völkerrechts betrachtet werden muß.

Für diese Auffassung konnte man geltend machen, daß die Staaten, die mit dem päpstlichen Stuhle diplomatische Beziehungen unterhalten und in Verkehr stehen, die rechtliche Stellung, die das Garantiegesetz dem Papst eingeräumt hat, stillschweigend anerkannt und den Papst auch nach Verlust der weltlichen Herrschaft als Souverän behandelt haben und behandeln. Ebenso läßt sich anführen, daß in verschiedenen Depeschen der italienischen Regierung und in den dem Heiligen Stuhl vor und gelegentlich der Besitzergreifung des Kirchenstaates gemachten vertraulichen Eröffnungen die Erhaltung der Unabhängigkeit und Freiheit des Papstes nicht nur als eine moralische Verpflichtung gegen die katholischen Mächte anerkannt, sondern auch der internationale Charakter der römischen Frage durch die der Besitzergreifung Roms vorausgegangenen

Digitized by Google

diplomatischen Schritte bei Oesterreich, Preußen und Frankreich zum Ausdruck gebracht ist.

Immerhin war die Sache sehr zweifelhaft. Jedenfalls hat man in Italien niemals den internationalen Charakter des Garantiegesetzes zugegeben; besonders entschieden ist diese Auffassung während des Krieges zutage getreten, indem der italienische Justizminister Orlando im Parlamente erklärte, das Garantiegesetz habe keinen kontraktlichen Charakter; es brauche daher von keinem andern gutgeheißen und könne deshalb einseitig vom italienischen Staat wieder aufgehoben werden.

Noch bedeutsamer ist aber, daß in dem von Italien unterzeichneten Londoner Abkommen vom 4. September 1915, in welchem sich Italien verpflichtete, einseitig keinen Frieden schließen zu wollen, es sich von seinen Verbündeten die Zusicherung geben ließ, daß es bei einer Aufhebung oder Abänderung des Garantiegesetzes in einem ihm genehmen Sinne bei ihnen keinem Widerspruch begegnen werde.

Es ist zweifellos, daß durch die Beteiligung Italiens am Weltkriege die sog. römische Frage in ein neues Stadium getreten ist, da sich gezeigt hat, daß das Garantiegesetz dem Papste nicht diejenige Sicherheit, Unabhängigkeit und Freiheit geben konnte, die im Interesse der katholischen Kirche geboten erscheint. Es ist sehr wahrscheinlich, daß nach dem Kriege, er mag ausgehen, wie er will, der Versuch gemacht werden wird, die römische Frage einer andern, womöglich endgültigen Lösung entgegenzuführen, wobei es freilich recht zweifelhaft ist, ob dieses Ziel wirklich erreicht werden kann.[1])

III.

Während im Altertum die Religion bei allen Völkern, auch bei den Juden, einen durchaus nationalen Charakter an sich trug, trat das Christentum mit dem Anspruch auf, Weltreligion zu werden, d. h. eine Religion, die für alle Völker bestimmt ist und daher auch von allen Völkern angenommen werden soll. Ob die Worte des Evangeliums: „Gehet hin und lehret alle Völker" wirklich in dem Sinne auszulegen sind, daß das Christentum zur Weltreligion werden sollte, oder ob durch dieselben nur der engherzige Standpunkt der Juden verworfen werden sollte, denen ihre Religion als Nationalreligion und der Gott Jehova als ausschließlicher Gott Israels galt, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls

[1]) Ob sich das Garantiegesetz bis zum Ausbruche des Krieges bewährt hat, kann hier dahingestellt bleiben. Vgl. darüber Geffcken, a. a. O., S. 183 ff.; dagegen muß hervorgehoben werden, daß, nachdem die italienische Regierung Oesterreich-Ungarn den Krieg erklärt hatte, die Gesandten Oesterreich-Ungarns, Preußens und Bayerns beim Vatikan Rom verlassen haben, weil sie sich, wohl mit Recht, dort nicht mehr sicher fühlten, und daß der Papst sich darüber beklagt hat, daß er sich in Rom, dem Herde fortwährender Unruhen, ebenfalls nicht mehr sicher fühle, und daß er in dem Verkehr mit den Gläubigen, wegen der vorgekommenen Verletzungen des Briefgeheimnisses, nicht mehr vollkommen frei erscheine.

Digitized by Google

liegt es in der Natur der Sache, daß jede, namentlich jede monotheistische Religion, sobald die Auffassung, daß die Religion eine nationale oder staatliche Einrichtung ist, aufgegeben wird, das Bestreben haben muß, „Weltreligion" zu werden, wenn auch nicht verkannt werden kann, daß sich die großen Unterschiede, die sich bei den verschiedenen Rassen und Nationen zeigen, bei jeder Religion, also auch bei der christlichen, geltend machen und geltend machen müssen. Nebenbei bemerkt, trug der Umstand, daß das Christentum von Anfang an keinen ausgeprägten nationalen Charakter an sich trug, wesentlich dazu bei, daß die römischen Kaiser das Christentum als geeignetes Mittel betrachten konnten, um in das römische Weltreich, das der nationalen Geschlossenheit entbehrte und sich geradezu als ein Völkerchaos darstellte, durch die christliche Religion ein alle in diesem Reiche vereinigten Völker verbindendes Element einzuführen, wie ja auch der Islam bei den verschiedenen demselben angehörigen Völkern vielfach das nationale Band ersetzen muß.

Für die Stellung des Christentums kommt aber weiter in Betracht, daß die christliche Religion den Anspruch erhebt, als eine auf unmittelbarer göttlicher Offenbarung beruhende zu gelten, und daß daher auch die katholische Kirche ihre Entstehung auf göttliche Stiftung zurückführt. Beruht die christliche Religion auf unmittelbarer göttlicher Offenbarung und die Kirche auf göttlicher Stiftung, so muß der Staat nicht bloß in seiner Gesetzgebung und Verwaltung alles vermeiden, was im Widerspruch mit der christlichen Lehre stehen könnte, sondern auch den Vorrang der Kirche über sich anerkennen. So war auch die Lage im Mittelalter. Die Kirche, die als Gotteswerk betrachtet wurde, während der Staat nur als Menschenwerk oder nach Augustinus als Teufelswerk galt, hatte eine den Staat weit überragende Stellung, beeinflußte denselben in jeder Hinsicht und machte den staatlichen Organismus oft genug für ihre Zwecke dienstbar.

Aus dem universellen Charakter des Christentums und dem behaupteten göttlichen Ursprung desselben ergab sich endlich, daß die christliche Religion in der Kirche eine vom Staate unabhängige Organisation sich schuf mit einem bevorrechteten Priesterstand, der die Kirche zu regieren und zu verwalten und die Rechte und Interessen der Kirche gegenüber den Laien und namentlich auch dem Staate gegenüber geltend zu machen hat.

Das Christentum entwickelte sich in den ersten Jahrhunderten unabhängig vom Staate, der ihm zunächst feindlich gegenübertrat. Unabhängig vom Staate bildete sich auch die Organisation der christlichen Religionsgemeinschaft in den Synoden und im Bistum. Die Folge davon war, daß das religiöse Leben seine Selbständigkeit gegenüber dem Staate und den Einrichtungen der Kirche erlangte. Staat und Kirche fielen von nun an nicht bloß begrifflich, sondern auch tatsächlich auseinander, während in der vorchristlichen Zeit in den theokratischen Staaten des Orients die staatlichen Einrichtungen neben den religiösen Organisationen nur eine sehr untergeordnete und abhängige Rolle spielten, in andern Staaten aber, wie in Griechenland und Rom, die Religion als staatliche Einrichtung behandelt wurde, so daß das Oberhaupt des Staats bzw. dessen

Digitized by Google

oberster Beamter gleichzeitig oberster Priester war, die Religionsdiener die Stellung staatlicher Beamten hatten und staatliche Gesetze die Verehrung der Götter regelten und auch bestimmten, welche Götter verehrt werden sollten.

Die mit der Organisation des Christentums in der Kirche eintretende grundsätzliche Scheidung der staatlichen und religiösen Einrichtungen verhinderte aber, wie bekannt, nicht, daß ziemlich bald eine innige Verbindung zwischen Staat und Kirche eintrat, in der zeitweise der Staat, später die Kirche das Uebergewicht hatte.

Schon im vierten Jahrhundert, unter Konstantin, sah sich, wie schon angedeutet, aus politischen Gründen der römische Staat veranlaßt, eine enge Verbindung mit der Kirche einzugehen und die christliche Religion zur allein berechtigten Staatsreligion zu erklären.

Die Tatsache, daß die byzantinischen Kaiser die christliche Religion zur Staatsreligion machten, hatte zur Folge, daß, wenn auch der Staat in seinem inneren Leben von den Lehrern der christlichen Religion und deren Priestern in der erheblichsten Weise beeinflußt war und die Kirche ihre selbständige Organisation behielt, dieselbe doch als eine staatliche Einrichtung betrachtet wurde, so daß die Kaiser Konzilien beriefen, Glaubensstreitigkeiten entschieden, die Bischöfe als ihre Beamten behandelten usw.

Dies erschien um so mehr als selbstverständlich, als der christliche Kaiser als Nachfolger des heidnischen auch in dessen Stellung als Pontifex maximus eingerückt war und sich daher für befugt halten konnte, in Fragen der Religion und des Kultus maßgebend einzugreifen.

Dazu kam noch, daß die Kirche im oströmischen Reiche einer alten, hochstehenden Kultur gegenüberstand, mit der sie sich erst auseinanderzusetzen hatte, und daß sie sich dort in ein altes, festgefügtes Staatswesen einordnen mußte.

Ganz anders lagen die Verhältnisse in den neuentstandenen germanischen Staaten des Abendlandes, insbesondere im Frankenreiche. Hier hatte es die Kirche nicht mit einer älteren hohen Kultur zu tun, vielmehr trat sie den germanischen Volksstämmen als Trägerin einer höheren Kultur gegenüber. Allerdings war auch hier die Kirche zunächst dem Staate untergeben — Karl der Große betrachtete bekanntlich den römischen Bischof als den ersten Bischof seines Reiches — aber der fränkische König konnte doch nicht die Nachfolge in die Rechte des römischen Kaisers in bezug auf religiöse Fragen in Anspruch nehmen und konnte daher auch in kirchlichen Angelegenheiten nicht in gleichem Umfange entscheidend eingreifen. Die römische Kirche war in ihrem inneren Leben und ihrer Organisation dem fränkischen Staate gegenüber immerhin selbständiger als die griechische gegenüber dem oströmischen Reiche, so daß etwa vom zehnten Jahrhundert ab die Kirche in Gesetzgebung und Verwaltung vom Staate unabhängig und demselben schließlich überlegen wurde.

Von der größten Bedeutung für die Entwicklung der katholischen Kirche war aber die in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts erfolgte Trennung

Digitized by Google

der oströmischen oder griechischen Kirche von der weströmischen oder römisch-katholischen Kirche.

Das sog. Schisma war, äußerlich betrachtet, allerdings zunächst ein schwerer Verlust für die Kirche in ihrer Gesamtheit, weil sie von da an in zwei Teile zerfiel. Für die römisch-katholische Kirche war aber die Trennung vom Osten in mancher Hinsicht von Vorteil. Als orthodoxe Staatskirche war die Kirche in Ostrom von der Staatsgewalt in weitgehende Abhängigkeit geraten, von der sie sich, wie die griechisch-katholische Kirche bis zur Gegenwart zeigt, wohl schwer hätte befreien können, während, wie schon bemerkt, im Abendlande sich die katholische Kirche Unabhängigkeit vom Staat und später Ueberlegenheit über denselben zu erringen wußte.

Dazu kam, daß vor dem Schisma der römische Bischof in den Bischöfen und Patriarchen von Konstantinopel, Antiochien und Alexandrien machtvolle Konkurrenten hatte, während im Abendlande kein Bischofsitz sich mit Rom, auf dem stets der Nimbus einer großen Vergangenheit ruht, messen konnte.

Auf die Entwicklung der römisch-katholischen Kirche in den nächsten dem Schisma folgenden Jahrhunderten und die Ausbildung des Primats in dieser Zeit ist hier nicht genauer einzugehen; es genügt, darauf hinzuweisen, daß sich diese Entwicklung als ein Versuch darstellte, das römische Weltreich, dessen Hauptstadt auch der Mittelpunkt der Kirche war, fortzusetzen bzw. auf andern Grundlagen zu erneuern.

Allerdings übte der Papst nicht direkt und jedenfalls nicht in jeder Beziehung die weltliche Gewalt über die christlichen, in verschiedenen Staaten organisierten Nationen aus, aber in der Auffassung, daß die ganze Christenheit ein einheitliches Reich mit dem Kaiser als weltlichem und dem Papst als geistlichem Oberhaupt bilde, kam doch der Gedanke zum Ausdruck, daß dieses Weltreich sowohl in kirchlicher wie auch in weltlicher Hinsicht einen einheitlichen staatlichen Organismus mit theokratischem Charakter bilde, in welchem der Papst die erste Stellung beanspruchte.[1])

Solange die Auffassung, daß die ganze Christenheit ein einheitliches Weltreich bilde, herrschte, und der Papst auch wegen der innigen Verflechtung des staatlichen und kirchlichen Lebens im Mittelalter eine so überragende Stellung einnahm, konnte die Frage der „völkerrechtlichen Stellung" des Papstes schon deshalb nicht aufgeworfen werden, weil es damals ein Völkerrecht im modernen

---

[1]) Mit Recht hat Chamberlain (Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts, S. 651) darauf hingewiesen, daß es unrichtig sei, den Streit zwischen Kaiser und Papst über den Vorrang in dem christlichen Weltreiche als Kampf zwischen Staat und Kirche zu bezeichnen, da es damals einen von der Kirche völlig unabhängigen, auf eignen Grundlagen ruhenden Staat nicht gegeben habe, Kirche und Reich vielmehr ein einheitliches theokratisches Staatswesen bildeten. Der Streit zwischen Kaiser und Papst war daher ein Streit innerhalb dieses Staatswesens darüber, ob der Kaiser oder der Papst in demselben die oberste Gewalt besitze, ein Streit, der bekanntlich zunächst wenigstens zugunsten des Papstes entschieden wurde.

Digitized by Google

Sinne gar nicht gab und gar nicht geben konnte. Das Völkerrecht setzt souveräne, d. h. selbständige, von einer fremden Macht nicht abhängige staatliche Gemeinwesen voraus, während die Idee eines christlichen Weltreichs grundsätzlich den Bestand einer Anzahl voneinander unabhängiger, gleichberechtigter Staaten ausschloß. Erst nachdem sich gegen das Ende des Mittelalters die großen Nationalstaaten England, Frankreich, Spanien usw. gebildet hatten, die ihre Unterordnung unter Kaiser und Papst mit Erfolg bestritten und überhaupt ihre Unabhängigkeit gegenüber jeder höheren Gewalt geltend machten und daher die Anerkennung als souveräne Gemeinwesen beanspruchten, war die Voraussetzung der heute geltenden Völkerrechtsordnung gegeben. Nachdem ferner die Reformation die Idee eines christlichen Weltreichs endgültig beseitigt hatte, trat mit dem Westfälischen Friedensvertrag von 1648 die Entwicklung und Ausbildung des heutigen Völkerrechts ein.

Ob der Papst Mitglied der zunächst die christlichen Staaten umfassenden völkerrechtlichen Gemeinschaft sei, wurde dabei nicht aufgeworfen, einmal deshalb nicht, weil offenbar die Auffassung von der Stellung des Papstes im Mittelalter auch später noch nachwirkte, und dann aus dem Grunde nicht, weil der Papst während des Mittelalters Herrscher eines Staatswesens, des sog. Kirchenstaates, geworden war, dem man die Zugehörigkeit zur völkerrechtlichen Gemeinschaft unmöglich versagen konnte.

Wie der Kirchenstaat entstanden und im Laufe des Mittelalters befestigt und erweitert worden ist, und ob dabei alles mit rechten Dingen zuging, ist schließlich gleichgültig. Ebenso ist es müßig, darüber Betrachtungen anzustellen, ob die Wiederherstellung des infolge der sich an die Französische Revolution anschließenden Ereignisse beseitigten Kirchenstaates durch den Wiener Kongreß zweckmäßig war. Man muß sich daran halten, daß der Kirchenstaat bis zum September 1870 tatsächlich bestanden hat. Dagegen ist darauf hinzuweisen, daß, auch wer die weltliche Herrschaft des Papstes im Interesse der Unabhängigkeit und Freiheit des Heiligen Stuhles für unentbehrlich oder doch wünschenswert hält, anerkennen muß, daß die Frage der völkerrechtlichen Stellung des Papstes auf einer viel breiteren Grundlage als der Herrschaft über ein größeres oder kleineres Gebiet, sei es in Italien oder anderswo, behandelt werden muß.

Daß die machtvolle Stellung der Päpste im Mittelalter keineswegs auf ihrem vielfach bestrittenen weltlichen Besitz beruhte, der ihnen zudem oft genug politische Verlegenheiten bereitete, wird sich nicht in Abrede stellen lassen, auch wenn man annimmt, daß der Kirchenstaat die unentbehrliche materielle Grundlage für die Stellung des Papstes im Mittelalter bildete.

Auch in der Neuzeit beruhte, wie schon hervorgehoben, die internationale Stellung des Papstes nicht sowohl auf der weltlichen Herrschaft als darauf, daß der Papst Haupt einer sich über die ganze Welt erstreckenden, einheitlich organisierten Religionsgesellschaft ist. Allerdings wurde diese Tatsache durch die weltliche Herrschaft insofern verhüllt, als man mit Rücksicht auf den Besitz des Kirchenstaates die Frage nicht weiter untersuchte, ob denn die inter-

Digitized by Google

nationale Stellung, die der Papst einnahm, mit dem Grundsatze des Völkerrechts, daß nur Staaten Mitglieder der völkerrechtlichen Gemeinschaft sein können, durchaus vereinbar sei, obwohl diese Frage wohl aufgeworfen werden konnte. Nunzien und Legaten hat der Papst auch, solange er Souverän des Kirchenstaats war, nicht in dieser Eigenschaft abgesendet, ebenso hat er die Gesandten fremder Staaten nur als Oberhaupt der Kirche angenommen. In der gleichen Eigenschaft hat er die Konkordate abgeschlossen, die zwar nicht als wirkliche Staatsverträge betrachtet werden können, aber immerhin den völkerrechtlichen Verträgen analog behandelt werden müssen.

Auch dem Erlaß des italienischen Garantiegesetzes liegt die Auffassung zugrunde, daß dem Papst auch nach dem Verlust der weltlichen Herrschaft gewisse Rechte und Privilegien nicht als depossediertem Herrscher, sondern als Oberhaupt der katholischen Kirche einzuräumen bzw. zu belassen seien. Wenn daher im Laufe des Weltkriegs die Frage aufgetaucht ist, ob nicht die Stellung des Papstes eine andre Regelung verlangt, als sie durch das italienische Garantiegesetz erhalten hat, so ist dabei ins Auge zu fassen, daß die Frage der weltlichen Herrschaft nur eine nebensächliche Bedeutung hat.

Es war für die Frage der völkerrechtlichen Stellung des Papstes auch wohl kaum von Vorteil, daß sie nur zu oft lediglich vom Standpunkte seiner weltlichen Herrschaft aus betrachtet und daher einseitig behandelt worden ist.

IV.

Seit dem Ende des Mittelalters haben sich die christlichen Staaten mehr und mehr dem übermächtigen Einflusse der katholischen Kirche entzogen, sich derselben gegenüber unabhängig gemacht und sich auf eigene Füße gestellt.

Diese Entwicklung wurde sehr wesentlich gefördert durch die Reformation, die zur Folge hatte, daß nun den Staaten mehrere grundsätzlich gleichberechtigte Religionsgesellschaften gegenüberstanden und die Staatsgewalt in der Lage war, von sich aus das Verhältnis der verschiedenen Kirchen zueinander und zum Staate zu regeln. Es kam dabei zum Ausdruck, daß der Staat auch der katholischen Kirche gegenüber die souveräne Gewalt besitzt und daher befugt ist, die Stellung aller Kirchen in seinem Gebiete zu regeln und die Grenze der Zuständigkeit zwischen sich und den Kirchen einseitig zu ziehen.

Die katholische Kirche erkennt allerdings diese Stellung des Staats ihr gegenüber nicht an und steht auch jetzt noch grundsätzlich auf dem Standpunkte, daß die Staaten der kirchlichen Autorität untergeordnet seien; jedoch ist dies deshalb von keiner besonderen Tragweite, weil die Kirche unter Festhaltung ihres grundsätzlichen Standpunktes in der Praxis mit der Auffassung von der Souveränität des Staates sich abzufinden weiß.

Es ist klar, daß sich infolge dieser Entwicklung die Stellung der Kirche und des Papsttums zu den Staaten, auch zu den katholischen Staaten in jeder Hinsicht erheblich veränderte.

Digitized by Google

Ebenso änderte sich die Auffassung von der Bedeutung der weltlichen Herrschaft des Papstes. Konnte nach der theokratischen Anschauung des Mittelalters der Kirchenstaat als eine notwendige Grundlage der Stellung des Papstes erscheinen, so mußte derselbe mit der modernen Staatsidee, wonach der Staat Selbstzweck ist und jedenfalls nur den Zwecken des staatlich geeinten Volkes zu dienen hat, in Widerspruch stehen, da der Kirchenstaat als Patrimonium Petri als im Interesse der Kirche und des Klerus zu verwaltendes Kirchengut galt.

Dazu kam in der neuesten Zeit noch die Nationalitätsidee, die bewirkte, daß das in verschiedene selbständige Staaten zerfallende italienische Volk nach politischer Einigung strebte. Dieser Einigung stand aber, wie schon seinerzeit Machiavelli hervorgehoben hatte, das Papsttum mit seiner weltlichen Herrschaft so grundsätzlich entgegen, daß die unter Pius IX. gemachten Versuche einer Versöhnung des Papsttums mit den nationalen Bestrebungen des italienischen Volkes, etwa in der Form der Bildung eines italienischen Staatenbundes unter dem Präsidium des Papstes, scheitern mußten.

Unter diesen Umständen mußte der Kirchenstaat trotz allen päpstlichen Protesten den Einigungsbestrebungen des italienischen Volkes zum Opfer fallen. Inmitten des im übrigen geeinten Italiens hätte sich der Kirchenstaat weder in seinem früheren Umfange noch auch nur in einem kleinen Reste halten können. Die weltliche Herrschaft des Papstes wäre für ihn nur eine fortwährende Quelle der peinlichsten Verlegenheiten gewesen, wie anderseits die auf diesem Besitz beruhende Unabhängigkeit und Freiheit des Papstes in der Mitte des geeinten Italiens nur eine scheinbare gewesen wäre. Daß auch die katholische Kirche in Italien von den Strömungen im italienischen Volke sehr erheblich beeinflußt wird, beweist die Tatsache, daß der italienische Klerus nach Ausbruch des Krieges gegen Oesterreich in seiner Mehrzahl auf die Seite der Kriegsfreunde getreten ist. Hat doch selbst Papst Benedikt XV., obwohl er äußerlich wenigstens die Neutralität zu wahren sucht, dem „Vessillifero della Santa Romana Chiesa“ und den römischen klerikalen Adeligen der päpstlichen Nobelgarde die Erlaubnis gegeben, in das italienische Heer einzutreten.

Wer unbefangen die geschichtliche Entwicklung und die gegenwärtigen politischen Verhältnisse in Italien betrachtet, wird die Wiederherstellung des Kirchenstaats in größerem oder geringerem Umfange kaum ernsthaft ins Auge fassen können. Jeder in dieser Richtung gemachte Versuch könnte für den Papst im höchsten Grade bedenklich, ja selbst verhängnisvoll werden. Ebensowenig ist daran zu denken, dem Papste ein außerhalb Italiens gelegenes Gebiet zur weltlichen Herrschaft einzuräumen. Ganz abgesehen davon, daß sich einem solchen Plane dieselben Schwierigkeiten entgegenstellen würden wie der Wiederherstellung des Kirchenstaates in Italien, so ist Rom als Mittelpunkt der katholischen Kirche so innig mit ihrer Entwicklung und ihrer Stellung verknüpft, daß eine Verlegung des Sitzes der Kurie in ein andres Land vollständig ausgeschlossen erscheint.

Wenn man daher zugeben muß, daß der Weltkrieg die sog. römische Frage neuerlich aufgeworfen hat, so ist es jedenfalls das richtigste, bei dem Versuche,

Digitized by Google

sie zu lösen, die weltliche Herrschaft des Papstes vollständig außer Betracht zu lassen und zu untersuchen, ob, ganz abgesehen von einer solchen Herrschaft, dem Papste eine unabhängige, seine Freiheit sichernde Stellung verschafft werden kann.

Man könnte nun versucht sein, zu sagen, daß das Völkerrecht nur Staaten als Mitglieder der völkerrechtlichen Gemeinschaft kennt, die katholische Kirche aber, eben weil sie nicht Staat ist, auch nicht als Mitglied der völkerrechtlichen Gemeinschaft betrachtet werden kann, und daß es deshalb ausgeschlossen erscheint, dem Papste eine internationale Stellung einzuräumen.

Es ist richtig, daß die katholische Kirche nicht Mitglied der völkerrechtlichen Gemeinschaft ist und daß der Papst in der Eigenschaft als Oberhaupt der Kirche nicht die Stellung eines Staatsoberhaupts beanspruchen kann. Darum handelt es sich aber auch gar nicht, sondern nur darum, dem Papste eine Stellung zu verschaffen, die in bezug auf Unabhängigkeit, Freiheit und Unverletzlichkeit der Stellung des Monarchen eines souveränen Staates gleich ist. Zu diesem Zwecke kann man wohl die Grundsätze des Völkerrechts analog zur Anwendung bringen, wie man ja auch auf die Nunzien und Legaten und die vom päpstlichen Stuhle abgeschlossenen Konkordate die bezüglichen völkerrechtlichen Vorschriften analog zur Anwendung bringt. Das Recht muß sich eben den tatsächlichen Verhältnissen, die es nicht beseitigen kann, anzupassen suchen.

Selbstverständlich kann man sich auch nicht auf den Standpunkt stellen, daß es nach der Entwicklung, die in den letzten Jahrhunderten das Verhältnis des Staates zur Kirche genommen hat, auch den katholischen Staaten, wenn überhaupt von solchen noch gesprochen werden kann, durchaus gleichgültig sein muß, welche Stellung der Papst einnimmt, und daß es Sache der katholischen Kirche selbst sei, für die Unabhängigkeit und Selbständigkeit ihres Oberhaupts zu sorgen.

Eine derartige Vogelstraußpolitik wäre nicht bloß lächerlich, sondern selbst bedenklich. Jeder Staat, der katholische Untertanen hat, muß mit dem Papsttum und dem Einfluß, den dasselbe auf die Katholiken auszuüben vermag, rechnen. Dies gilt auch für diejenigen Staaten, die den Grundsatz der Trennung des Staates von der Kirche am folgerichtigsten durchgeführt haben. Man beachte doch, welche bedeutsame Stellung die katholische Kirche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika im Laufe der Zeit errungen hat.

Deshalb sind auch alle Staaten mit katholischer Bevölkerung gezwungen, in Beziehungen zum Papste zu treten, und haben ein Interesse daran, daß der Papst selbständig und unabhängig ist. Man braucht nur daran zu erinnern, wie unheilvoll während des Aufenthalts der Päpste in Avignon der Einfluß Frankreichs sowohl für die Kirche wie namentlich auch für Deutschland gewesen ist.

Da nun die katholische Kirche gegenwärtig nicht in der Lage ist, die internationale Stellung des Papstes selbst zu regeln, anderseits das italienische Garantiegesetz nicht bloß im Sinne der Kurie keine genügende Sicherheit für

Digitized by Google

die Unabhängigkeit und Freiheit des Papstes bietet, so liegt es nahe, neuerdings an eine internationale Regelung der Frage zu denken, etwa in der Weise, daß das italienische Gesetz grundsätzlich aufrecht erhalten bleibt, dessen ungehinderter Vollzug aber durch eine internationale Vereinbarung sichergestellt wird. Selbstverständlich könnte eine solche Regelung nur im Einverständnisse mit dem päpstlichen Stuhle erfolgen, da es undenkbar ist, demselben diese Regelung aufzudrängen.

Da die Kurie bisher bezüglich der weltlichen Herrschaft des Papstes auf dem Standpunkt der Restitutio in integrum stand, ist es freilich sehr zweifelhaft, ob die Zustimmung derselben zu einer internationalen Regelung zu erlangen ist, die diesem Standpunkte nicht gerecht werden würde.

Ganz abgesehen davon aber wirft sich die Frage auf, welche Staaten sich an dieser Regelung beteiligen sollen und welche Staaten namentlich in der Lage wären, die Initiative dazu zu ergreifen. Daß Oesterreich-Ungarn und Deutschland nach siegreich durchgeführtem Kriege bereit wären, in dieser Weise der katholischen Kirche, die Zustimmung der Kurie vorausgesetzt, entgegenzukommen, ist um so mehr anzunehmen, als ein solches Entgegenkommen nur dazu beitragen könnte, den Einfluß des deutschen Elementes in der katholischen Kirche zu stärken.

Dagegen ist es mehr als zweifelhaft, ob die Ententemächte bereit wären, auf eine internationale Regelung der Stellung des Papstes einzugehen. Bei Italien ist dies nach seiner bisherigen Haltung von vornherein ausgeschlossen, ebenso ist nicht anzunehmen, daß Rußland, das von jeher der Kurie feindselig gegenüberstand, ein Interesse an der Regelung der Stellung des Papstes zeigen würde. Auch Frankreich, die „älteste Tochter der Kirche", steht derselben gegenwärtig nichts weniger als freundlich gegenüber, und daß England auf die katholische Kirche besondere Rücksicht nehmen wird, dürfte wohl niemand annehmen.

Man mag daher die „römische Frage" betrachten wie man will, so stellen sich der befriedigenden Lösung Schwierigkeiten entgegen, die unüberwindlich scheinen, so daß wahrscheinlich der Zustand, wie er durch das italienische Garantiegesetz geschaffen wurde, noch längere Zeit aufrecht erhalten bleiben wird.

Jedenfalls wäre es vermessen, einen Vorschlag zur Lösung der Frage zu machen, namentlich jetzt zu machen, wo so vieles noch im Flusse ist und sich noch gar nicht absehen läßt, welchen Einfluß der Weltkrieg auf die Verhältnisse der Kirche überhaupt und deren Beziehungen zu den verschiedenen Nationen im besonderen haben wird.

Immerhin schien es angezeigt, den Gegenstand, wenn auch nur ganz allgemein, schon jetzt zu erörtern und darauf hinzuweisen, wie sich die „internationale Stellung" des Papsttums entwickelt hat und welche Gesichtspunkte für eine unbefangene Beurteilung dieser Stellung auch in Zukunft in Betracht zu kommen haben.

Digitized by Google

England und die neutrale Flagge

Von

H. Wittmaack

Wie in Zeitungen berichtet wird, halten englische Kriegsschiffe Handelsschiffe unter neutraler Flagge an und bringen sie auf, auch wenn Konterbande oder ähnliche Artikel in der Ladung nicht zu finden sind, unter dem Vorwand, daß Deutsche, also Untertanen eines feindlichen Staates, an den Schiffen interessiert seien. Wie verhält sich dieses Verfahren zu dem Völkerrecht?

Die englische Regierung hat durch königliche Verordnung erklärt, daß sie sich im allgemeinen nach den Bestimmungen der Londoner Seerechtsdeklaration von 1909 richten werde. Zu solchen Bestimmungen gehört der Artikel 57, dessen erster Absatz lautet: „Vorbehaltlich der Bestimmungen über den Flaggenwechsel wird die neutrale oder feindliche Eigenschaft eines Schiffes durch die Flagge bestimmt, zu deren Führung es berechtigt ist."

Die „London Gazette" hat nun eine königliche Verfügung veröffentlicht, wonach die englische Regierung sich für die Dauer des Krieges auf Artikel 57 der Londoner Erklärung festlegt, wonach der neutrale oder feindliche Charakter eines Schiffes durch die Flagge bestimmt wird, die dieses Schiff das Recht hat zu führen. Reuter gibt dazu die Erläuterung, daß mit dieser Verfügung das Fahren von Schiffen unter neutraler Flagge, die tatsächlich ganz oder zum Teil Eigentum Deutscher seien, verhindert werden solle. Das englisch-amerikanische Prinzip, das nun wieder in Kraft getreten sei, trage der Nationalität der Eigentümer Rechnung und lasse (im prisengerichtlichen Verfahren) eine Verurteilung der bei dem Schiff beteiligten feindlichen Interessen zu. (Vgl. „Frankfurter Zeitung" vom 26. Oktober 1915, Nr. 297, Abendblatt.) Im Anschluß daran wird aus Petersburg am 20. Januar d. J. berichtet, daß der russische Ministerrat „den Vorschlag des Ministers des Aeußern über die Bestimmung der Nationalität von Schiffen, die künftig nur nach der wirklichen Nationalität des tatsächlichen Schiffseigentümers bestimmt werden soll", angenommen habe.

Die Flagge ist das Zeichen der Nationalität des Schiffes. Das Recht, die Flagge eines Staates zu führen, wird von dem betreffenden Staate verliehen. Der Staat erklärt damit, daß er den Schutz des Schiffes in Kriegs- und in Friedenszeiten übernehme. Ueber die Voraussetzungen, unter welchen das Recht, die Flagge eines Staates zu führen, verliehen werden kann, sind völkerrechtliche Bestimmungen nicht vorhanden, die Frage wird durch die Gesetzgebung der einzelnen Staaten geregelt. Die Folge hiervon ist, daß die Voraussetzungen in den verschiedenen Staaten ungleich sind. In den meisten Staaten wird verlangt, daß alle Reeder eines Schiffes Inländer sein müssen. Zu diesen Staaten gehören insbesondere Großbritannien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika und mit einer geringfügigen Ausnahme Rußland. Frankreich und

Digitized by Google

Italien verlangen nicht, daß die Reeder ausschließlich Staatsangehörige sein müssen. Was die hier besonders in Betracht kommenden neutralen Staaten anlangt, so gelten folgende Bestimmungen: Ein Schiff ist norwegisch, wenn es ausschließlich Norwegern gehört, oder, falls es im gemeinschaftlichen Eigentum norwegischer und schwedischer Staatsbürger steht, wenn der Korrespondentreeder Norweger ist. In Schweden wird verlangt, daß das Schiff zu mindestens zwei Dritteln schwedischen oder schwedischen und norwegischen Untertanen gemeinschaftlich gehört. In Dänemark muß das Schiff zu zwei Dritteln dänischen Staatsbürgern oder solchen Personen, die mindestens fünf Jahre innerhalb des dänischen Staates angesessen gewesen sind, gehören. In den Niederlanden genügt es, wenn fünf Achtel des Schiffes Einheimischen gehören. In Spanien und Portugal müssen alle Reeder Inländer sein. Aktiengesellschaften und juristische Personen pflegen den physischen Personen gleichgestellt zu werden. Abgesehen hiervon, ist das Recht zur Führung der Nationalflagge in einzelnen Staaten noch durch gewisse Voraussetzungen bedingt, die handelspolitischer Natur sind, die aber für die Frage, ob das Schiff im Kriege als feindliches behandelt werden könne, unerheblich sind, denn hierfür kommt es nur darauf an, ob das Schiff Angehörigen des einen oder des andern Staates gehört.

In verschiedenen Handels- und Schiffahrtsverträgen des Deutschen Reichs ist bestimmt, daß die Nationalität der Schiffe, für welche in den Verträgen gewisse Vergünstigungen ausbedungen sind, sich nach den Gesetzen des Staates richten solle, dessen Flagge das Schiff führt. Sind solche Gesetze in den kontrahierenden Staaten verschieden, so richtet sich die Nationalität der Schiffe nach verschiedenen Grundsätzen, vgl. z. B. die Verträge mit Italien vom 6. Dezember 1891, Artikel 11, mit Rußland vom 29. Januar/10. Februar 1894, Artikel 17. Die Verträge regeln an sich nur das Verhältnis zwischen den kontrahierenden Staaten. Vielleicht läßt sich aber aus der Praxis und aus den Umständen auch für die Fälle, in welchen eine derartige ausdrückliche Bestimmung in den Verträgen nicht getroffen ist, die allgemeine Regel herleiten, daß die Nationalität der Schiffe, für welche gewisse Vergünstigungen ausbedungen sind, sich nach den Gesetzen des Staates richtet, dessen Flagge das Schiff führt. Dagegen ist für den Fall eines Krieges eine solche Regel nicht vorhanden.

Die preußische und die deutsche Gesetzgebung sind im allgemeinen von dem Grundsatz ausgegangen, daß einem Schiff nur dann das Recht, die Nationalflagge zu führen, zugestanden werden dürfe, wenn es im ausschließlichen Eigentum von Inländern stehe. Die Motive zu dem im Jahre 1857 in Preußen aufgestellten Entwurf eines Handelsgesetzbuchs weisen den Vorschlag zurück, daß man, um die Beteiligung ausländischer Kapitalien an preußischen Schiffahrtsunternehmungen zu ermöglichen, davon absehen möge, das Recht, die preußische Flagge zu führen, daran zu knüpfen, daß das Schiff vollständig im Eigentum von Inländern stehe. Sie bemerken: „Solange die verschiedenen Handelsgesetzgebungen und das Völkerrecht noch einen Unterschied zwischen der nationalen und der fremden Flagge machen, ist es unzulässig, die Rechte und den Schutz

Digitized by Google

der preußischen Flagge solchen Schiffen zu gewähren, die gleichzeitig einer fremden Nationalität angehören könnten." Das jetzt geltende Reichsgesetz vom 22. Juni 1899 hält an dem Grundsatz fest, daß ein Schiff nur dann die Reichsflagge zu führen berechtigt ist, wenn es im ausschließlichen Eigentum von Reichsangehörigen steht oder einer inländischen Aktiengesellschaft, eingetragenen Genossenschaft oder andern juristischen Person ausschließlich gehört. Es ist indessen eine Modifikation hinzugefügt, indem bestimmt ist, daß, wenn ein Reeder die Reichsangehörigkeit verliert oder eine Schiffspart in andrer Weise als durch Veräußerung, also insbesondere durch Erbgang, auf einen Ausländer übergeht, das Schiff noch bis zum Ablauf eines Jahres das Recht zur Führung der Reichsflagge behält.

Die Vorschrift des Artikels 57 der Londoner Deklaration ist wohl so zu verstehen, daß sie die Frage, unter welchen Voraussetzungen ein Schiff zur Führung einer Flagge berechtigt ist, offen läßt. Man begreift allerdings nicht, daß man diese wichtige Frage unentschieden hat lassen wollen, aber bei unbefangener Betrachtung muß man solches annehmen.

Den Verhandlungen der Londoner Konferenz wurden gewisse, von der englischen Regierung formulierte Leitsätze zugrunde gelegt. Der Leitsatz 38 lautete: Die neutrale oder feindliche Eigenschaft eines Schiffes wird in erster Linie durch die Flagge bestimmt, zu deren Führung es berechtigt ist. Oesterreich-Ungarn, Spanien und Italien hatten vorher vorgeschlagen, daß das Recht zur Führung einer Flagge sich nach den Gesetzen des Staates richten solle, um dessen Flagge es sich handle. Nach einem Vorschlage Japans sollten Flaggen aller Schiffe, die ganz oder teilweise einem feindlichen Staat oder einer feindlichen Person gehörten, als feindlich angesehen werden. In den mündlichen Verhandlungen auf der Konferenz ist die Frage nicht eingehender erörtert. Der Vorschlag in dem Leitsatz hat nur die Abänderung erfahren, daß die Worte „in erster Linie" weggefallen sind. Es ergibt sich hieraus, daß man dem englischen Standpunkt hat beitreten wollen. Uebrigens hätte es auch klarer zum Ausdruck gebracht werden müssen, wenn das Recht des Staats, dem das Schiff angehört, über seine Nationalität in völkerrechtlicher Hinsicht hätte entscheiden sollen. Die Handelsverträge sind in dieser Beziehung so deutlich, daß ein Zweifel nicht entstehen kann.

Es läßt sich nicht wohl behaupten, daß es mit dem Völkerrecht in Widerspruch stehe, wenn die englische Regierung davon ausgeht, daß die Frage, ob ein Handelsschiff als ein neutrales oder ein feindliches anzusehen sei, nach den in dieser Hinsicht in England geltenden Grundsätzen zu beurteilen sei. Diese sind aufgestellt, um im internationalen Verkehr und im Seekriege zu gelten, indem man davon ausgegangen ist, daß sie dem Völkerrecht entsprächen.

Nach dem englischen Recht ist ein Schiff nur dann ein englisches, wenn es ausschließlich im Eigentum von geborenen oder naturalisierten Engländern steht. Körperschaften, die unter den Gesetzen von Großbritannien oder einer seiner Kolonien begründet sind und die ihre hauptsächliche Geschäftsstelle dort haben,

Digitized by Google

sind den Inländern gleichgestellt. Für den Fall, daß das Eigentumsrecht an einem Schiff oder einer Schiffspart durch Erbschaft, Heirat, Konkurs oder dergleichen auf eine Person übergeht, welcher die Eigenschaft, ein englisches Schiff zu besitzen, fehlt, hat das englische Recht eine ähnliche Bestimmung wie das deutsche Gesetz vom 22. Juni 1899 getroffen.

Danach läßt sich vom rein völkerrechtlichen Standpunkte aus der englischen Regierung wohl kaum ein Vorwurf machen, wenn sie die Schiffe solcher Staaten aufbringt, die das Recht zur Führung der Flagge auch einräumen, wenn das Schiff nicht ausschließlich in dem Eigentum von Staatsangehörigen steht. Die Staaten haben sich solches selbst zuzuschreiben, denn es war allgemein bekannt, daß nur dann auf eine völkerrechtliche Anerkennung der Neutralität einer Flagge gerechnet werden kann, wenn das Schiff im ausschließlichen Eigentum von Angehörigen des betreffenden Staates steht. Da das Völkerrecht gestattet, feindliche Handelsschiffe zu nehmen und sich anzueignen, so würde keine Verletzung desselben angenommen werden können, wenn der Teil eines neutralen Schiffes, der feindlichen Staatsangehörigen gehört, verkauft und der Erlös konfisziert wird. Man kann sogar den Zweifel aufwerfen, ob nicht in diesem Falle das ganze Schiff für gute Prise zu erklären sei, da der feindliche Teil von dem neutralen nicht getrennt werden könne, wie solches von der japanischen Regierung vorgeschlagen war.

Auch bei den Schiffen solcher Staaten, die ein dem englischen gleiches Recht bezüglich der Führung der Flagge haben, läßt sich die Anhaltung und Untersuchung der Eigentumsverhältnisse durch den Kreuzer einer kriegführenden Macht nicht als völkerrechtswidrig bezeichnen, falls man überhaupt einer kriegführenden Partei die Befugnis einräumt, die Nationalität eines Schiffes selbständig und ohne Rücksicht auf die Flagge, die es führt, prüfen zu lassen. Pfandgläubiger eines Schiffes darf zwar nach englischem Recht auch ein Ausländer sein, dagegen würde es schwerlich als zulässig angesehen werden, wenn der ins Register als Reeder eingetragene Engländer tatsächlich nur eine vorgeschobene Person ist und das Schiff oder die Schiffspart materiell einem Ausländer gehört, in der Weise, daß dieser den Nutzen von dem Schiff erhält und den Verlust zu tragen hat, und daß der eingetragene Reeder vertragsmäßig nur nach dessen Anweisung über das Schiff oder den Schiffsteil zu verfügen berechtigt ist. Man wird daher einer feindlichen Macht nicht wohl das Recht bestreiten können, auch nach dieser Richtung hin zu untersuchen, ob das unter neutraler Flagge fahrende Schiff nicht materiell ganz oder zum Teil den Untertanen einer feindlichen Macht gehört.

Wir haben ein Beispiel eines derartigen Verfahrens, und zwar ein solches, in welchem das Verfahren zu einem dem genommenen Schiffe günstigen Urteil geführt hat. Das Schiff „Palme" war ursprünglich deutsch. 1866 wurde es an die Société du Commerce des Missions Protestantes, eine schweizerische Gesellschaft, verkauft. Die schweizerische Bundesregierung gestattet es den Schweizern nicht, ein Seeschiff unter der Bundesflagge fahren zu lassen, auch

Digitized by Google

hatte Frankreich im Jahre 1854 sich geweigert, eine schweizerische Flagge auf der See anzuerkennen. Die schweizerische Gesellschaft war somit genötigt, das angekaufte Schiff unter einer fremden Flagge fahren zu lassen. Sie behielt die deutsche Flagge bei. Zu diesem Zweck wurde das Schiff nominell an einen Agenten der Gesellschaft in Bremen übertragen, wirklicher Eigentümer blieb aber die Gesellschaft. Im Jahre 1871 wurde das Schiff von einem französischen Kreuzer genommen. Der Conseil des Prises entschied in letzter Instanz, abweichend von der Vorinstanz, daß das Schiff schweizerischen Staatsangehörigen gehöre und also ein neutrales sei, daß es daher den wirklichen Eigentümern herausgegeben werden müsse. Der Fall lag allerdings insofern eigentümlich, als die schweizerische Gesellschaft sich in der Notlage befand, eine fremde Flagge benutzen zu müssen. Sonst hätte man schließlich für die Konfiskation anführen können, daß das Schiff sich gefallen lassen müsse, nach der von ihm gewählten Flagge behandelt zu werden. Welche Praxis England und Rußland in dieser Hinsicht befolgen werden, steht noch nicht fest.

Der erwähnte Fall zeigt, daß aus der neutralen Flagge nicht unbedingt geschlossen werden kann, daß das Eigentum an dem Schiff neutralen Staatsangehörigen zusteht. Für die Frage, ob ein Handelsschiff feindlich oder neutral sei, kann es nur auf das materielle Interesse an demselben ankommen, nicht darauf, von welchen Staatsangehörigen das Eigentum formell vertreten wird.

Die von der englischen und russischen Regierung ins Auge gefaßten Maßnahmen sind wohl kaum gegen Deutschland gerichtet, denn es wird selten vorkommen, daß Deutsche an neutralen Schiffen ein vermögensrechtliches Interesse, wenn nicht etwa ein Pfandrecht, haben; es sei denn, daß man weiter gehen und annehmen will, daß auch eine Aktiengesellschaft eines neutralen Staates so weit als feindlich angesehen wird, als Angehörige eines feindlichen Staates Aktien besitzen. Nach der englischen Praxis wird der Krieg auch dazu benutzt, den Handel und die Schiffahrt der Neutralen möglichst zu schädigen. Auf dieser Praxis wird die fragliche Maßnahme wohl beruhen. Auch wenn es unmöglich ist, bei einem neutralen Schiff ein feindliches Interesse daran herauszufinden und es daher freigelassen werden muß, enthält doch die Anhaltung und Untersuchung eine mit Kosten verbundene Störung und Verzögerung des Verkehrs.

Man könnte es bedauern, daß man in der Londoner Deklaration davon abgesehen hat, eine Bestimmung dahin zu treffen, daß für das Recht zur Führung der Flagge ausschließlich die Gesetze des betreffenden Staates und die Entscheidungen seiner Behörden maßgebend sein sollten. Diese Deklaration ist aber nicht ratifiziert und also nicht rechtsverbindlich. Uebrigens würde das Resultat tatsächlich wohl dasselbe geblieben sein, wenn eine den Vorschlägen der österreichischen und italienischen Regierung auf der Konferenz entsprechende Regelung der Frage durch einen völkerrechtlich bindenden Vertrag zustande gekommen wäre. England hätte wohl keinen Anstand genommen, sich hierüber hinwegzusetzen.

Digitized by Google

Wenn eine völkerrechtliche Regel mit den englischen Interessen im Kriege in Widerspruch steht, so wird angenommen, daß diese Regel für die modernen Verhältnisse nicht mehr passe, und sie daher für obsolet und nicht mehr verbindlich erklärt.

Die Möglichkeit eines Waffenganges zwischen Japan und Amerika

Von einem österreichisch-ungarischen Diplomaten a. D.

Wie ein von der „Frankfurter Zeitung" zitiertes russisches Blatt jüngst zu melden wußte, wäre die japanische Botschaft in Washington von ihrer Regierung beauftragt worden, gegen die Maßregeln Protest zu erheben, welche die Einschränkung der Einwanderung aus dem ostasiatischen Inselreich bezwecken.

Es bleibt abzuwarten, ob diese Meldung sich bestätigt; aber so viel kann doch schon heute gesagt werden, daß unter den gegebenen Verhältnissen die Annahme ihrer Richtigkeit nicht unbegründet sein mag.

Die Frage, um die es sich handelt, ist keineswegs neu, sie bildet vielmehr schon seit Jahren den wunden Punkt der Beziehungen Japans nicht bloß zur Nordamerikanischen Union, sondern auch zu den unter britischer Herrschaft stehenden Gebieten an den Küsten des Stillen Ozeans. Ihr Kernpunkt besteht darin, daß, während Japan in seiner Würde als Großmacht und gestützt auf Vertragsrechte, für das Prinzip eintritt, daß die japanischen Staatsangehörigen befugt seien, sich in jenen Landgebieten anzusiedeln, die Bürger der amerikanischen Weststaaten sowie Australiens und Polynesiens — dorthin strebt diese Einwanderung zumeist — den stärksten Widerstand dagegen erheben. Hierfür sind nebst dem in der angelsächsischen Welt bekanntlich besonders stark entwickelten Rassendünkel auch wirtschaftliche Gründe maßgebend, nämlich die Besorgnis vor dem Druck, den der Wettbewerb der billiger arbeitenden Farbigen auf die hohen Löhne der Weißen ausüben würde.

Die Londoner Regierung mußte diesen Streit als arge Verlegenheit empfinden, da er sie vor das Dilemma stellte, entweder die alliierte Macht oder die eignen, nicht immer leicht zu lenkenden überseeischen Mitbürger vor den Kopf zu stoßen. Indessen scheint es ihr durch geschickte Kompromisse bisher doch gelungen zu sein, einem offenen Konflikt vorzubeugen. Ob dies auch fernerhin möglich sein wird, ist wohl fraglich; man möchte eher vermuten, daß ebenso wie Japan auch Australien unter dem Eindrucke der dem alliierten bzw. dem Mutterland im Weltkrieg geleisteten Hilfe den Moment für günstig erachten werden, um ihre divergierenden Interessen in der Ansiedlungsfrage stärker zu betonen und die britische Regierung dadurch zu zwingen, offen Farbe für sie zu bekennen.

Digitized by Google

Das Kabinett in Washington war zwar durch Rücksichten, welche die Londoner Staatsmänner zu einer tastenden Haltung bestimmten, nicht gebunden, immerhin bemühte es sich Jahre hindurch, das intransigente Auftreten Kaliforniens, Oregons und andrer Pazifikstaaten tunlichst zu dämpfen, welche bestrebt waren, im Wege der Lokalgesetzgebung durch Verweigerung des Rechts auf Besitzerwerb von Grund und Boden, des Unterrichts u. dgl. m. die japanische Einwanderung zurückzustauen. Anderseits wollte auch Japan offensichtlich einen Zusammenstoß mit dem mächtigen Nachbar jenseits des Großen Ozeans vermeiden, sei es aus Furcht vor der Macht Amerikas, sei es, um nicht die im armen Land stets hochwillkommene Kundschaft der vermöglichen Amerikaner zu verlieren; gleichviel, die Regierung des Mikado hielt zwar an ihrem Rechtsstandpunkt fest, machte aber aus der Not eine Tugend, indem sie in aller Stille durch interne Maßregeln die Auswanderungsströmung nach den Unionsstaaten praktisch versiegen machte.

Sollte dieser Schwebezustand tatsächlich aufgehört haben, dann ist es wohl Japan, das den Burgfrieden gekündigt hat, wie dies auch mit der eingangs erwähnten Meldung im Einklang stehen würde. Hochtrabende Worte aus dem Munde des Präsidenten Wilson und seines gegenwärtigen Staatssekretärs zu vernehmen hatte man in Berlin und Wien im Laufe der letzten Zeit nur zu oft Gelegenheit. Die Staatsmänner des Inselreichs ziehen es vor, wenn sie die Notwendigkeit dafür gekommen erachten, rasch zu handeln; die Vorgänge bei Ausbruch des Russisch-Japanischen Krieges sind ein Beispiel dafür. Ein ausgeprägter Offensivgeist ist dem amerikanischen Wesen fremd, und die Republik, wo die Oeffentlichkeit im Augenblick zudem durch Wahlbewegung, die mexikanischen Wirren und andre näherliegende Fragen in Atem gehalten wird, denkt gewiß viel mehr daran, ihren Inselbesitz im Großen Ozean womöglich ungestört zu behalten, als neuen Gebietserwerbungen nachzugehen.

Anders mag man neuestens in Japan die Streitfrage mit Amerika auffassen. Ueber den Grund, der den Inselstaat bestimmt haben könnte, diese alte Frage gerade in diesem Zeitpunkt zur Entscheidung zu bringen, darf der Außenstehende selbstverständlich sich bloß in Vermutungen ergehen. Die nächstliegende wäre wohl die, daß Japan den Zeitpunkt, wo es die Kräfte der europäischen Großmächte durch den Weltkrieg paralysiert sieht, und wo speziell England und Frankreich wie niemals früher bemüßigt sind, im Interesse der Wahrung ihres Besitzes in Indien und Ostasien die Regierung in Tokio in guter Stimmung zu erhalten, für günstig erkennt, um aus eigner Machtvollkommenheit, im klaren Bewußtsein seiner durch die Schwächung Europas erhöhten Stärke, jene Maßnahmen zu treffen, die dem Inselreich die moralische und materielle Vorherrschaft in Ostasien und auf weite Strecken des angrenzenden Weltmeeres sicherstellen sollen. Vielleicht besteht weiter ein Zusammenhang der angeblichen Aktionspolitik Japans mit den Nachrichten über größere Erdrutschungen an den Ufern des Panamakanals, welche die Benutzung dieser Wasserstraße, wie es heißt, für längere Dauer unmöglich gemacht hätten, ein Zwischenfall, der den Amerikanern die

Digitized by Google

im Fall eines kriegerischen Konflikts erforderliche Heranziehung ihrer atlantischen Flotte zur Verstärkung ihres der japanischen Kriegsmarine gegenüber schwachen pazifischen Geschwaders äußerst erschweren und dementsprechend die Philippinen, die hawaischen Inseln, ja selbst die Küsten des amerikanischen Westens einem raschen japanischen Angriff preisgeben würde.

Wie dem immer sei, der Interessengegensatz zwischen Japan und Amerika ist so ernst, daß die Möglichkeit des Ausbruchs eines offenen Konflikts gewiß nicht in Abrede zu stellen ist. In dieser Beziehung sei auch auf ein kürzlich in Tokio unter dem Titel „Der Krieg zwischen Japan und Amerika" erschienenes Werk, anscheinend offiziösen Charakters, hingewiesen, in dem, freilich mit chauvinistischem Ueberschwang, die Gründe dargelegt werden, welche nach der Auffassung des Autors den Krieg zwischen den beiden Rivalen an den Ufern des Stillen Ozeans als unvermeidlich erscheinen lassen.

Mitte Februar 1916.

Kriegsseuchen einst und jetzt

Von

Geh. Regierungsrat Dr. Breger (Berlin-Nikolassee)

Pest, Krieg, Hungersnot und Tod sind jene gefürchteten apokalyptischen Reiter, die sich nach dem Bibelwort zur Vernichtung des Menschengeschlechts zusammengetan haben. Nicht ohne Grund sind diese vier grausigen, unheimlichen Gestalten von jeher ein beliebter Gegenstand der bildenden Kunst gewesen. Man denke an Dürer und in jüngerer und jüngster Zeit an Cornelius und Böcklin. Es kommt in diesem Symbol die Erfahrung zum Ausdruck, daß der Krieg, Hungersnot und verheerende Volksseuchen fast immer unzertrennliche Genossen waren. Unter ihnen waren diese Begleiter des Krieges meist schrecklicher als der grimme, grausame Krieg selbst. Wurde dieser von alters her bei allen Völkern in Dichtung und bildender Kunst verherrlicht, so waren jene Gegenstand der Furcht, des Abscheus und des Grauens. Der Tod, der in milden Friedenszeiten als Einzelereignis, am Krankenbette als Tröster, Vollender und sanfter Erlöser gelten mag, als Genius mit der erlöschenden Fackel, er wird im Kriege zum unheimlichen Massenwürger. Das mittelalterliche Bild des in wehenden Mantel gehüllten Knochenmanns auf dahinrasendem dürren Klepper, die mächtige Sense in der knochigen Faust schwingend, wird ihm eher gerecht. Konnte man doch bis in die neuere Zeit bei allen kriegführenden Völkern die Beobachtung machen, daß die Schar derer, die während eines Feldzuges durch Krankheit oder Seuchen dahingerafft wurden, um ein Erhebliches größer war als die Zahl derjenigen Krieger, welche unmittelbar auf dem Felde der Ehre blieben oder später den von dem Feinde erhaltenen Wunden erlagen.

Digitized by Google

Schon von Herodot erfahren wir, daß das Heer des Perserkönigs Xerxes, das im Jahre 480 v. Chr. Griechenland überschwemmte, von einer Seuche so mitgenommen wurde, daß das kleine griechische Landheer es siegreich überwinden konnte. Um das Jahr 200 v. Chr., während der Punischen Kriege, hatten die karthagischen Heere Hannibals mehr unter den sie dezimierenden Blattern-(Pocken-)Epidemien als unter den Schwertern und Speeren der Römer zu leiden. Auch das Heer des Cn. Pompejus wurde 86 v. Chr. im ersten Bürgerkriege durch eine Pest vernichtet. Nicht minder sprechen die Berichte aus der Zeit der Kreuzzüge eine ernste Sprache. Kamen doch die gewaltigen christlichen Heere vielfach nur als kleine Trümmer in dem Heiligen Lande an. Während des Dreißigjährigen und im Laufe des Siebenjährigen Krieges wurde Deutschland zu wiederholten Malen von ansteckenden Krankheiten durchseucht. Namentlich Ostpreußen, das unter häufigen Einfällen tatarischer und polnischer Horden viel zu leiden hatte, wurde von diesen mehrmals mit der „landverderblichen Kontagion" der Pest bedacht, wodurch oft ganze Städte und Ortschaften entvölkert wurden. Einige schlichte Verse eines alten Pestliedes aus dem achtzehnten Jahrhundert geben der ungeheuren Not jener Zeit beredten Ausdruck:

Die wilde Pest heert weit und breit,
Mit Leichen ist die Welt bestreut.
Schon manchen Toten deckt kein Grab,
Der's graben wollt', sank selbst hinab.

Bekleidet auf dem Felde liegt
Der Leichnam, bis der Hund ihn kriegt.
Verzweifelt wirft, den Raben gleich,
Das liebe Kind man in den Teich.

Das Elternpaar liegt auf der Bahr,
Verwaiset steht der Kinder Schar,
Sie weinen sich die Aeuglein rot,
Vergehn in Frost und Hungersnot . . .

Hier preßt die Krankheit Seufzer aus,
Dort bricht die Pest blitzschnell ins Haus,
Entreißt im Flug die Deinen dir,
Denn sein darf keiner warten hier.

Die Menschen schwärmen auf dem Feld,
Ohn' Rast und Ruh' ist alle Welt,
Der Bruder fleucht den Bruder scheu,
Und keiner bleibt im Tode treu . . .

O grauser Tod, o große Not,
Das harte Herz kennt kein Gebot.
Jetzt läßt die Seel' das Erdenkleid,
Wo findet sie Barmherzigkeit?

Wiederum war es die Pest gewesen, die in dem ägyptischen Feldzug, den Napoleon im Jahre 1798 gegen das Land der Pyramiden unternahm, den Gang der Weltgeschichte beeinflußt hat. Bald nach der Einnahme von Kairo brach die Seuche auf dem Marsche durch Syrien aus und zwang das französische Heer, die Belagerung des von den Engländern verteidigten Hafens von Akka aufzugeben. Der damals neunundzwanzigjährige General Bonaparte besuchte in Jaffa unter persönlicher Lebensgefahr das Pestlazarett, um das Los der Kranken, die ohne jegliche Wartung und Pflege ihrem Schicksal überlassen waren, zu bessern.

Abermals sollten Kriegsseuchen vierzehn Jahre später einem napoleonischen Heere zum Verhängnis werden und damit den Untergang des korsischen Machthabers vorbereiten. Auf dem Rückzuge der Großen Armee nach dem Brande der alten Kremlstadt Moskau waren es weniger die Waffen der Kosaken als die

Digitized by Google

vollkommene Hilflosigkeit gegenüber den Seuchen, die das stolze Heer in Trümmer fallen ließ.

Just in Litauen und seiner ehemaligen Hauptstadt Wilna, das die tapferen Mannen unseres Hindenburg am 19. September 1915 in Besitz genommen, traten bei jenem Rückzuge des Jahres 1812 die Leiden eines von Hunger, Kälte und Seuchen geschlagenen und zermürbten Heeres am furchtbarsten in die Erscheinung. An der Spitze seiner Truppen war Napoleon am 12. Juni, umgeben von seinen berühmten Heerführern, in selbstbewußter Siegeszuversicht den Blick auf Moskau richtend, in Wilna eingezogen. Aber in welchem Zustande kehrte die stolze Armee kaum ein halbes Jahr später, am 8. Dezember, in die alte litauische Hauptstadt zurück! Zeitgenössische Schriftsteller haben diesen Rückzug nicht mit Unrecht einen Triumphzug des Todes genannt. Ein in Lumpen gehüllter, dahinschleichender, wankender Menschenhaufen zog in Wilna ein. Die Stadt war bald überfüllt. Als schon am 10. Dezember die nachdrängenden Russen in die Stadt einmarschierten, hatten sie es leicht, 30000 Gefangene zu machen. Die Aermsten waren vor Kälte, vor Hunger und Schwäche mehr tot als lebendig. Die Spitäler waren überfüllt. Der Jammer erreichte seinen Gipfel. Das Elend in den Krankenhäusern war unbeschreiblich. Ohne Nahrung, ohne die geringste Pflege, ohne Heizung bei einer echt russischen Winterkälte lagen Kranke, Erschöpfte und Sterbende dicht zusammen neben schon Gestorbenen. Es gab in diesem Wirrsal keinen Rat, keine Hilfe. Die Lazarette wurden zu Herden der schrecklichsten Epidemien. Am fürchterlichsten wütete der Flecktyphus. Die Anhäufung von Kranken steigerte die Epidemie zu einer so vernichtenden Wut, daß die unerhörtesten Szenen der Entartung und tierischer Selbstsucht in die Erscheinung traten. In den vollgepfropften Lazaretten und in den hierzu hergerichteten Gebäuden soll es mehr als einmal vorgekommen sein, daß Franzosen ihre sterbenden, aber noch atmenden Kameraden zum Fenster hinauswarfen, um für sich selbst Platz zu schaffen. Niemand kümmerte sich darum. Niemand nahm in dem allgemeinen Wirrwarr und Entsetzen Anstoß daran. Jeder, in dem nicht die letzte Spur von Willen erloschen und vernichtet war und in dem noch ein leises Fünkchen von Lebenshoffnung glimmte, war in diesem Chaos nur auf sich selbst bedacht und hatte jegliches Gefühl für das Ungeheuerliche verloren, das sich neben ihm zutrug. In die Krankenhäuser wurden dort im Laufe des Dezember 25000 Soldaten aufgenommen. Von ihnen waren nach wenigen Wochen nur noch 3000 am Leben. Fast alle Häuser waren mit Kranken und Sterbenden angefüllt. In dem einzigen Kirchhof Wilnas wurden über 8000 Tote auf einen Haufen geworfen. Eis und Schnee bildeten bald ein friedliches Leichentuch über den ruhmlos, fern von der Heimat auf fremder Erde Beigesetzten. Sehr stark wurde auch die damals 30000 Köpfe zählende jüdische Bevölkerung Wilnas heimgesucht; von ihr fiel fast ein Drittel der Seuche zum Opfer. Aber auch die Umgebung Wilnas wurde nicht verschont. Nach den Aufzeichnungen der damaligen Aerzte sind während jener traurigen Zeit in Wilna und seinen benachbarten Gemeinden 55000 Leichen bestattet worden.

Digitized by Google

Leider hatte diese Katastrophe von Wilna für unser deutsches Vaterland noch eine schlimme Nachwirkung im Gefolge. Die Rückzugslinie der Großen Armee führte nach dem Rhein. Ueberall, wo die flüchtenden Franzosen hinkamen, brachten sie das „bösartige hitzige Fieber" mit; Tod und Verderben waren ihre Begleitung. Zunächst kam es in Königsberg, Danzig, Torgau, Dresden zu schweren Fleckfieberepidemien sowohl bei der Besatzung als auch bei der Zivilbevölkerung. Dann aber begünstigten die Befreiungskriege des Jahres 1813, die wir sonst immer in dem schönen Lichte deutscher Begeisterung zu sehen gewohnt sind, die Ausbreitung dieser Krankheit und machten fast alle deutschen Städte zu verderblichen Seuchenherden, zu deren Opfern auch Johann Gottlieb Fichte als eines der edelsten gehörte.

Der Krimkrieg (1854—1856) brachte wiederum ein größeres Auftreten des Fleckfiebers. Die Franzosen verloren daran 17515 Mann. Ueber die Verluste der Türken und Russen ist nichts Sicheres bekannt; doch richtete das Fleckfieber unter ihnen gleichfalls große Verheerungen an. Während des Krimkrieges wurde auch die Cholera aus Südfrankreich nach dem Kriegsschauplatz eingeschleppt und forderte unter den Franzosen 11196 Opfer. Durch die verbündeten Truppen war die Seuche auf die Einwohner der dem Kriegsgebiet benachbarten Länder übertragen worden, so daß sie bald in Smyrna, an den Dardanellen, in Warna und in den Donaufürstentümern erschien. Die gewaltigen Verluste, welche die Kriegsseuchen den kämpfenden Heeren beigebracht hatten, dürften damals die beteiligten Mächte zur Einstellung der Feindseligkeiten geneigt gemacht haben.

Auch der Ausgang des Krieges gegen Oesterreich im Jahre 1866 wurde durch die Cholera beeinflußt. Es geht dies aus einer Aeußerung Bismarcks hervor, die in seinen „Gedanken und Erinnerungen" niedergelegt ist. Bismarck vergegenwärtigte sich, daß die Preußen in dem Feldzuge in der Champagne im Jahre 1792 nicht durch die Franzosen, sondern durch die „blutige Ruhr" zu dem verlustreichen Rückzug über den Rhein gezwungen worden seien. Daher war für ihn die Zunahme der Cholera im preußischen Heere ein Anlaß, bei einem Vortrag in Nikolsburg die Aufmerksamkeit seines Allerhöchsten Herrn auf die Möglichkeit ernster Folgen zu lenken; das Ergebnis führte zu einem Präliminarfriedensvertrag mit Oesterreich. Durch die damaligen Kriegsereignisse wurde die Seuche in die preußische Zivilbevölkerung getragen, so daß ihr im Laufe des Jahres 1866 nicht weniger als 120000 Menschen zum Opfer fielen.

Der Feldzug der Jahre 1870/71 zeigte zum erstenmal auf deutscher Seite die Tatsache, daß es möglich ist, in einer großen Armee die durch Krankheit verursachte Sterblichkeit so weit herabzumindern, daß sie hinter den durch Waffen bedingten Todesfällen zurückbleibt. Immerhin waren im deutschen Feldheere 74205 Erkrankungen (mit 8940 Todesfällen) an Typhus, deren 38652 (2380) an Ruhr und 4835 (278) an den Pocken zu verzeichnen.

Sehr viel schwerer als das deutsche Heer war jedoch in demselben Kriege die französische Feldarmee von den Pocken heimgesucht. Hierüber liegt

Digitized by Google

eine am 17. Juni 1889 abgegebene Erklärung des französischen Kriegsministers vor, der in einem Bericht an den Präsidenten der Republik sagte:

„Ich konnte nicht vergessen, daß im Jahre 1870/71, während die deutsche Armee mit einer Million geimpfter Soldaten nur 459 Mann[1]) durch die Pocken verlor, die weniger zahlreiche französische durch diese Krankheit einen Verlust von 23400 Mann hatte, welchen die vorbeugende Ausübung der obligatorischen Wiederimpfung Frankreich hätte ersparen können. Und die Zahl der Kranken, welche diesen Verlust von 23400 Todesfällen durch die Pocken ergeben hat, stellt sie nicht eine vollständige Armee dar, die man unter den drückendsten und schwierigsten Kriegsverhältnissen in die Lazarette schicken mußte?"

Diese Angaben sind acht Jahre später von einem andern französischen Kriegsminister, General Billot, in einem Privatschreiben widerrufen worden. Ihm zufolge sollen die Pockenverluste in der französischen Armee nur 6000 Mann betragen haben. Es hat deutscherseits nicht an wiederholten Versuchen gefehlt, diesen von Impfgegnern ausgeschlachteten Widerspruch amtlich aufzuklären. Wenngleich eine zuverlässige Auskunft nicht zu erlangen war, so steht doch auf Grund französischer Berichte soviel fest, daß durch die Pockenseuche die Schlagfertigkeit der französischen Truppen zeitweise in Frage gestellt war und daß in den Jahren 1870/71 diese Krankheit in Frankreich schlimmere Verheerungen als der Krieg selbst angerichtet hat.

Leider hatte diese Kriegsseuche für unser Vaterland noch eine bedauerliche Nachwirkung. Durch die gefangenen Franzosen war sie in die meisten deutschen Provinzen und Städte eingeschleppt worden. Es kam in den Jahren 1871 und 1872 zu einer schweren Pockenepidemie, durch die nicht weniger als 162111 Menschen dahingerafft wurden. Diese Opfer, die beinahe das Vierfache der Gesamtverluste des Krieges darstellen, waren der zwar hohe, aber nicht vergebliche Preis, um den wir das Impfgesetz vom 8. April 1874 erkauft haben, denn seither sind die Pocken bei uns eine nahezu unbekannte Krankheit geworden.

Während des Russisch-Türkischen Krieges 1877/78 blieben der russischen Armee die Leiden einer schweren Fleckfieberepidemie nicht erspart. Dies Heer zählte im ganzen während dieses Feldzuges 199537 Kranke und 43985 Todesfälle infolge von typhösen Erkrankungen, unter denen neben dem Rückfallfieber das Fleckfieber die schlimmsten Ansteckungsherde bildete. In manchen Truppenteilen blieben nur diejenigen Mannschaften von der Krankheit verschont, welche sie bereits früher überstanden hatten. Das russische Sanitätswesen war nicht kriegsbereit, und alle getroffenen Abwehrmaßnahmen wurden erst unter dem Eindruck der gewaltigen Ausdehnung der Epidemie vorbereitet und in Angriff genommen. Der Mangel an Beförderungsmitteln und Seuchenlazaretten führte zu einer gewaltigen Anhäufung von ansteckend Erkrankten auf dem Kriegsschauplatz. In den verfügbaren Hospitälern herrschte eine Ueberfüllung, und es

[1]) Genau genommen sind während des Krieges in der deutschen Feldarmee 278 Sterbefälle an Pocken und in der Heimatsarmee deren 162 vorgekommen.

Digitized by Google

kam zu einer Vernachlässigung der Kranken, die an die Zustände von Wilna zu Anfang des Jahrhunderts erinnerte. Die massenhaft vom Fleckfieber dahingerafften Krankenwärter wurden durch unerfahrene Soldaten ersetzt, die später zu einer Verbreitung der Seuche in ihren eignen Truppenteilen beitrugen.

Die folgenden Jahrzehnte sind in der Geschichte der Medizin durch die beispiellosen Fortschritte auf dem Gebiete der Seuchenbekämpfung gekennzeichnet. Den rastlosen Bemühungen genialer Forscher, wie Robert Koch, und ihrer Schüler ist es gelungen, über die Verbreitungsweise der Kriegsseuchen größere Klarheit zu schaffen und das Wesen, die Lebensgewohnheiten, Schlupfwinkel und Einfallpforten ihrer Erreger aufzudecken. Damit war die Möglichkeit gegeben, zielbewußte und wirksame hygienische Maßnahmen zu ergreifen, um jene nur mikroskopisch sichtbaren Feinde abzuwehren. Diejenige Armee, welche im Felde zuerst Gelegenheit hatte, die Erfolge der neuzeitlichen Bakterienforschung mit ausgezeichnetem Ergebnis anzuwenden, war die japanische. Während des Russisch-Japanischen Krieges (1904) ist es ihr u. a. gelungen, durch Anwendung fahrbarer Kocheinrichtungen, in denen das Trinkwasser keimfrei gemacht wurde, das Vorkommen von Typhus und Ruhr erfolgreich einzuschränken. Die japanische Vorsicht war übrigens soweit gegangen, daß schon geraume Zeit vor Ausbruch des Krieges Militärärzte nach der Mandschurei geschickt worden waren, die in dem voraussichtlichen Operationsgebiete als gesundheitliche Kundschafter die Wasserversorgung, Unterkunftsverhältnisse und Verpflegungsmöglichkeiten zu studieren hatten.

Demgegenüber trat sowohl während des Burenkrieges (1899—1900) als auch bei der Niederwerfung des Hereroaufstandes (1904) der Unterleibstyphus in bedenklicher Weise auf. Hatte doch die englische Armee während des Burenfeldzuges 42741 Typhuskranke und das kleine deutsche Heer in Südwestafrika deren 4700, entsprechend 42 Prozent des ganzen Bestandes. Hier war es der Wassermangel, der dem massenhaften Auftreten ansteckender Darmerkrankungen Vorschub geleistet hat. Was helfen alle Ratschläge der ärztlichen Wissenschaft, wenn unter dem Zwange der eisernen Notwendigkeit des Kriegsdienstes die ursprünglichsten Forderungen der Gesundheitspflege nicht befolgt werden können, wenn nicht einmal die Möglichkeit zur einfachsten Körperpflege, zur Reinigung der Hände und zu einer auch nur einigermaßen zweckmäßigen Beseitigung der Abfallstoffe gegeben ist! Und dies in einem Lande, das schon in Friedenszeiten reich an Ansteckungsstoffen war.

Daß trotz allen Fortschritten der ärztlichen Wissenschaft die Kriegsseuchen ihren Schrecken immer noch nicht verloren haben, zeigte der dem gegenwärtigen Kriege vorangegangene Balkanfeldzug, der sehr zur Ausbreitung der Cholera im südöstlichen Europa beigetragen hat. Durch Aushebung türkischer Mannschaften in choleraverseuchten Gebieten Syriens war die Krankheit nach dem Kriegsschauplatz gebracht worden. Alle jene Orte, die bei den militärischen Operationen häufig genannt wurden, wie Lüleh Burgas, Kirkkilisse, Uesküb, Stara Zagora, Dedeagatsch, Adrianopel sind zugleich gefährliche Choleraherde

Digitized by Google

gewesen. Hauptsächlich aber an der Tschataldschalinie kam es im Herbst 1913 auf der türkischen Seite zu einem Massensterben an der Cholera. Berichteten doch Reisende, daß in San Stefano ganze Eisenbahnzüge mit Cholerakranken angelangt seien und daß zahlreiche Choleraleichen längs der Bahn das Gelände bedeckt haben.

Auch das bulgarische Heer blieb von der Krankheit nicht verschont. Die Bulgaren erkrankten in großer Anzahl, nachdem sie von dem Wasser der Maritza, das Leichen von Türken mit sich führte, getrunken hatten. Es erging daher an die Truppen der strenge Befehl, den Genuß von ungekochtem Wasser zu vermeiden. Um dieser Anordnung einen besonderen Nachdruck zu verleihen, mußte an der Tschataldschalinie jeder einzelne Mann sein Versprechen, nur abgekochtes Wasser zu trinken, durch einen Eid bekräftigen, ein Verfahren, das sich als wirksam erwiesen haben soll. Außer dem bulgarischen und serbischen verlor auch das rumänische Heer, obgleich es an den militärischen Operationen kaum irgendwelchen Anteil hatte, bei seinem Vormarsch nach dem Süden 1500 Mann an der Cholera. Am wenigsten hatten die Griechen während des Balkankrieges unter der Cholera zu leiden. Bei ihnen wurde zum erstenmal in einem Feldzug von der Choleraschutzimpfung Gebrauch gemacht. Die guten Erfolge, die damit erzielt worden sind, gaben neben den wissenschaftlichen Unterlagen den Anlaß dazu, in dem gegenwärtigen Kriege bei der deutschen und österreichisch-ungarischen Armee die allgemeine Anwendung dieses vorbeugenden Mittels vorzuschreiben.

Zu Beginn des jetzigen Völkerringens mußte sofort die Frage aufgeworfen werden: „Werden wir mit einem gefahrdrohenden Ausbruch von Kriegsseuchen zu rechnen haben?“ Der Verfasser dieser Zeilen hat am 3. August 1914 hierzu an andrer Stelle folgendes geschrieben:

> „Zwar ist für Deutschland die Gefahr der Kriegsseuchen dank der im Laufe der Zeit eingetretenen Vervollkommnung der Kenntnisse über das Wesen und die Verbreitungsweise der in Betracht kommenden Krankheiten und im Hinblick auf den heutigen Stand des Medizinalwesens nicht mehr so groß wie ehedem. Anderseits darf aber die Gefahr der Kriegsepidemien nicht unterschätzt werden, weil die Ansammlung so erheblicher Menschenmassen auf dem Kriegsschauplatz wie kaum jemals zuvor und die Schnelligkeit der jetzigen Verkehrsmittel neue Momente bilden, die der Ausbreitung der Seuchen förderlich sind. Bei dem nun ausgebrochenen Krieg mit Rußland ist hinsichtlich der Abwehr und Unterdrückung der Seuchen um so mehr Wachsamkeit geboten, als das russische Reich ein Land ist, das schon in Friedenszeiten in hohem Maße von Infektionskrankheiten heimgesucht wird. Es sind im Jahre 1911 nach den eingegangenen Anzeigen in dem europäischen Rußland erkrankt: an Pocken 106065 Personen, an Unterleibstyphus 367029, an Fleckfieber 113473, an Ruhr 388813, an Cholera 3216 usw.[1]) Mit einer Einschleppung dieser Krank-

[1]) Veröffentlichungen des Kaiserlichen Gesundheitsamtes 1913, S. 1071.

Digitized by Google

heiten in das Deutsche Reich während des Krieges wird gerechnet werden müssen, da durch Transporte von Verwundeten und Gefangenen sowie durch Proviant- und Munitionskolonnen ein reger Wechselverkehr mit dem Feindeslande stattfinden wird. Es werden daher die in Betracht kommenden Behörden mit aller Sorgfalt darauf zu achten haben, daß sie von Seuchenausbrüchen nicht überrascht werden und jetzt schon eine Bereitschaft gegenüber der erhöhten Seuchengefahr ins Auge fassen müssen, um auftretende Krankheitsfälle sofort im Keime ersticken zu können.

Die Cholera ist in der ersten Hälfte des Jahres 1914 in Konstantinopel und Adrianopel aufgetreten und hat sich im Juli in dem an Galizien grenzenden russischen Gouvernement Podolien und anscheinend kürzlich auch in den Gouvernements Wilna und Kowno gezeigt. Es muß daher mit einem Ausbruch der Seuche auf dem Kriegsschauplatz und zugleich mit einem Vordringen der Seuche in das Reichsgebiet gerechnet werden."

Um zunächst auf das Anwachsen der Choleragefahr infolge des Krieges etwas näher einzugehen, sei hier darauf verwiesen, daß nach Mitteilungen aus neutralen Staaten im August 1914 die Cholera in Warschau ausgebrochen war. Ende September wurde berichtet, daß im serbischen Heer sich bereits 12000 Cholerafälle ereignet hätten und daß täglich 200 bis 300 Heeresangehörige an dieser Krankheit stürben. Als unsre Truppen in Russisch-Polen in raschem Siegeslauf vordrangen, stießen sie in der Gegend von Cholm, Ciechanow (bei Mlawa) und in Pultusk, am unteren Narew, auf Choleraherde. In Lukow (zwischen Warschau und Brest-Litowsk) sind 4000 cholerakranke Russen in Lazaretten untergebracht gewesen.

Durch eindringende russische Streitkräfte ist die Cholera nach Galizien verschleppt worden, wo sie infolge der absichtlichen und planmäßigen Verunreinigung der Brunnen durch die Eroberer festen Fuß faßte und noch lange über die Russenzeit hinaus schwere Opfer forderte. Durch russische und serbische Gefangene kam die Seuche in das Innere Oesterreichs und hat hier die meisten Kronländer befallen. Insgesamt sind für das erste Kriegsjahr in Oesterreich-Ungarn 22000 Choleraerkrankungen (mit 7672 Todesfällen) amtlich bekannt geworden, von denen auf Galizien allein 9355 (4015) entfielen. Zwar wurden in den ersten drei Monaten des zweiten Kriegsjahres in Oesterreich-Ungarn immer noch 26000 Choleraerkrankungen (mit 15000 Todesfällen) festgestellt, von denen $^{8}/_{10}$ in Galizien sich ereignet haben. Ende Oktober 1915 konnte jedoch der Choleraherd daselbst als erloschen angesehen werden.

Günstiger als in Oesterreich-Ungarn gestaltete sich die Choleraabwehr im Deutschen Reiche. Anscheinend war der russische Kriegsschauplatz in seinem nördlichen Teil nicht in demselben Grade verseucht wie Wolhynien und Serbien und daher die Gefahr der Einschleppung von Krankheitsstoffen geringer. Auch konnten die Russen während der kurzen Zeit der Besetzung der ostpreußischen

Digitized by Google

Landesteile auf gesundheitlichem Gebiet nicht so schädigend wirken, wie sie es die vielen Monate hindurch in Galizien getan haben.

In der deutschen Armee sind, wie in wissenschaftlichen Vorträgen leitender Armeehygieniker zum Ausdruck gelangt ist, nirgends gehäufte Fälle von Cholera vorgekommen. Einzelfälle haben sich allerdings bei dem Vorhandensein zahlreicher Ansteckungsquellen unter der polnischen Bevölkerung nicht immer vermeiden lassen. Seitens der Heeresverwaltung ist aber das Menschenmögliche geschehen, um Choleraeinschleppungen durch Heeresangehörige, die verwundet, erkrankt oder beurlaubt nach der deutschen Heimat kamen, zu verhüten. Vereinzelte Krankheitsausbrüche wurden jedesmal sofort entdeckt und mit den erforderlichen Vorsichtsmaßnahmen umgeben, so daß eine Weiterverbreitung des Krankheitsstoffes im Inlande verhütet wurde.

Auch in den Gefangenenlagern sind größere Choleraepidemien nicht aufgetreten. Ansätze hierzu sind schnell und erfolgreich bekämpft worden. Unter der Zivilbevölkerung des Deutschen Reiches haben sich im ersten Kriegsjahr 18 Erkrankungen (mit 1 Todesfall) und in den ersten vier Monaten des zweiten Kriegsjahres deren 55 (18) ereignet. Diese Cholerafälle betrafen hauptsächlich Angehörige der schiffahrttreibenden Bevölkerung in den Stromgebieten der Oder und Weichsel.

Das Fleckfieber hat während des gegenwärtigen Krieges in der serbischen Armee und Bevölkerung eine ungeheure Verbreitung gefunden und sich als eine Geißel erwiesen, die schlimmer war als der Krieg selbst. Viele Tausende aller Altersstufen sind dieser Krankheit zum Opfer gefallen. In Nisch betrug im Mai 1915 die tägliche Zahl der Todesopfer durchschnittlich 140 und stieg zeitweise auf 300. Die Kirchhöfe — sagt ein ärztlicher Bericht — können nicht alle die Toten aufnehmen. Typhuswagen, von Ochsen gezogen, rattern durch die Straßen, Menschen bergend, die in Fieber und Delirium rasen. In den Hospitälern sieht man gar keine Frauen, man fürchtet, daß sie aus Mangel an ärztlicher Hilfe in ihren Heimen dahinsterben. In ihrer Not ließ die serbische Regierung einen Hilferuf bei ihren Bundesgenossen und bei den neutralen Staaten erschallen. Zahlreiche Aerztekommissionen aus England, Frankreich, Holland, Dänemark, Griechenland, der Schweiz und den Vereinigten Staaten begaben sich nach Serbien, um an der Bekämpfung des Fleckfiebers mitzuwirken. Es wurde ein „Internationales Gesundheitsamt" gegründet, dessen Vorsitz der Kronprinz Alexander von Serbien übernahm. Als die fremden Aerzte aber an die Arbeit gehen wollten, fanden sie nach einer Mitteilung der „Neuen Züricher Zeitung" vom 6. April 1915 so trostlose Zustände vor, daß sie trotz des besten Willens, trotz ihrer menschenfreundlichen Begeisterung hilflos und ratlos einer unlösbaren Aufgabe gegenüberstanden. Es fehlte nicht nur an Betten, nicht einmal Räume waren vorhanden, in denen die Kranken hätten untergebracht werden können. Hiermit steht im Einklang die Schilderung, die ein aus serbischer Gefangenschaft befreiter österreichischer Offizier dem Sonderberichterstatter der „Vossischen Zeitung", Mario Passarge, über die Leiden der fleckfieberkranken Gefangenen in Serbien gemacht hat:

Digitized by Google

„Die Gefangenen waren in einen engen Stall gesperrt, Kranke und Gesunde durcheinander, nein, nicht durcheinander, sie lagen übereinander, so eng war der Raum. Und die oben lagen und leben blieben, fühlten die Körper der Kameraden unter sich noch einmal zucken und erkalten. Die Ueberlebenden baten um frische Wäsche und erhielten die Wäsche der an der Seuche Gestorbenen. Es stand ihnen frei, der Gefahr der Ansteckung zu trotzen oder weiter in den schmierigen Lumpen zu bleiben." (!)

Auch die englische ärztliche Fachpresse redet ganz offen von den haarsträubenden Gesundheitsverhältnissen in Serbien. Die Entschuldigung für diese „mittelalterlichen Verhältnisse" findet sie allerdings bezeichnenderweise in der „jahrhundertelangen Knechtung des Landes durch die Türken". Diese Unzulänglichkeiten ließen es begreiflich erscheinen, daß die Aerzte bei ihrer Tätigkeit daselbst ihr wertvolles Leben aufs Spiel setzten, und daß nach einer Mitteilung aus London deren 60 infolge einer Ansteckung — allerdings nicht am Kranken„bett" — den Tod gefunden haben.

Nach einer aus Nisch stammenden Meldung des „Pester Lloyd" vom 1. Dezember 1915 sind sogar in jener Stadt allein 138 Aerzte an Fleckfieber, Cholera und Ruhr gestorben, während im serbischen Heer und in der dortigen Zivilbevölkerung 80000 bis 90000 Menschen an diesen Seuchen zugrunde gegangen sein sollen. Die serbische Presse brachte einigen der Opfer ihres menschenfreundlichen ärztlichen Berufs einen ehrenden Nachruf:

„Ein Gefühl des Dankes, der Achtung und der Liebe ergriff jeden Serben bei der Trauerkunde von dem Tode einiger Schweizer Aerzte, die freiwillig gekommen waren, unsre Verwundeten und Kranken zu pflegen. Aufrichtig ist unser Dank, groß unsre Achtung und tief unsre Liebe für diese Helden, welche, den Tod vor Augen, die Gefahr nicht achtend, sich aufmachten, um Schmerzen zu lindern. Sie verließen ihr schönes Vaterland, wo sie wohl geborgen waren, und gingen in die Ferne, getrieben von dem einen edlen Gedanken, den Armen und Kranken zu helfen. O! Ihr, die Ihr in der Erde unsers Vaterlandes ruht, Ihr habt gezeigt, daß es in dem schrecklichsten aller Kriege noch Männer gibt, denen Selbstlosigkeit, Barmherzigkeit, Nächstenliebe angeboren sind. — Euer geliebtes Vaterland beweint Euch, die Ihr es nimmer sehen werdet, und wird Euch zu seinen besten Söhnen zählen. Ruhet in Frieden, liebe Freunde unsers Volkes! Rings um Euch ruhen unsre besten Söhne. Viele von ihnen, die vor Euch dahingegangen, gaben Euch den letzten Blick, einen Blick des Dankes und der Bewunderung, wie wir Lebende es tun werden, indem wir Eure teuren Gräber mit Achtung, mit Liebe und mit Dankbarkeit grüßen."

Das ist gewiß recht schön; aber trotzdem wird man auf jene andern Aerzte, die gar bald das Nutzlose ihres Wirkens einsahen und jener trostlosen Miß-

Digitized by Google

wirtschaft rechtzeitig entflohen, ehe sie deren Beute wurden wie ihre armen Kameraden, keinen Stein werfen dürfen.

Nur wenig besser sah es in gesundheitlicher Hinsicht in Serbien aus, als Anfang Oktober 1915 die deutschen Truppen im Verein mit ihren Bundesgenossen die Donau überschritten, um nach dem Süden vorzudringen. Bereits am 29. November konnte die Oberste Heeresleitung über den Abschluß dieses gewaltigen und siegreichen Unternehmens berichten und dabei die bedeutsame Erklärung abgeben: „Unter Krankheiten hat die Truppe überhaupt nicht zu leiden gehabt." Mitten im Seuchenherde stand also hier die deutsche Armee, unberührt von den ringsum wütenden Krankheiten, wehrhaft auch diesen unsichtbaren und tückischen Feinden gegenüber. Wahrlich ein schöner Erfolg deutscher Organisation!

In Oesterreich haben sich im ersten Kriegsjahr immerhin 12201 Fleckfiebererkrankungen (mit 5339 Todesfällen) ereignet. Diese nicht unerhebliche Ausbreitung dürfte damit zusammenhängen, daß das Fleckfieber schon in Friedenszeiten in Galizien ein ständiger Gast war. Daß diese Krankheit in der russischen Armee große Verheerungen angerichtet hat, bewies der ungünstige Gesundheitszustand der russischen Ankömmlinge in unsern Gefangenenlagern. Waren doch große Scharen der Eingelieferten mit Kleiderläusen behaftet, jenem vielgenannten Ungeziefer, das mit dem Blut der Kranken beim Saugen den Ansteckungsstoff aufnimmt und ihn späterhin auf bisher Gesunde zu übertragen vermag. Die deutsche Heeresverwaltung hat kein Opfer gescheut, um den feindlichen Gefangenen jede, selbst den höchsten Anforderungen der Wissenschaft entsprechende gesundheitliche Fürsorge zuteil werden zu lassen. So ist es denn nach monatelanger, nicht ungefährlicher Arbeit gelungen, durch die mit größtem Eifer und Nachdruck betriebene, mehrmals wiederholte Entlausung der Insassen der Gefangenenlager der Fleckfieberkrankheit unter den Gefangenen Herr zu werden. Am Ende des ersten Kriegsjahres konnten sämtliche Gefangenenlager als fleckfieberfrei angesehen werden. Leider hat in diesem stillen Kampfe eine ganze Anzahl deutscher Aerzte und Sanitätsmannschaften als aufopfernde Beschützer des Lebens der Feinde den Heldentod erlitten. Unter ihnen befanden sich die namhaften Forscher Jochmann, v. Prowazek, Cornet und Luethje, deren Tod einen schweren Verlust für die ärztliche Wissenschaft bedeutet. Auch einige Zivilpersonen, die in den Gefangenenlagern als Bauhandwerker oder in der Küche beschäftigt waren, sind an Fleckfieber erkrankt. Im übrigen konnte aber ein Ueberspringen der Seuche auf die Zivilbevölkerung dank der Sicherheit und Zuverlässigkeit der angewandten Bekämpfungsmaßnahmen verhütet werden. Dabei sah sich die Heeresverwaltung vor vollkommen neue Aufgaben gestellt. Um zu verhindern, daß Ungeziefer und Krankheitsstoffe von dem östlichen Kriegsgebiet nach der Heimat gebracht wurden, sind von der Militärverwaltung an der Ostgrenze des Reichs von Ostpreußen bis hinunter nach Schlesien, dem Königreich Sachsen und Bayern elf „Sanierungsanstalten" errichtet worden. Hier wurden die durchkommenden Leute (Soldaten, Kriegsgefangene oder polnische Arbeiter)

Digitized by Google

gebadet und außerdem die deutschen Krieger mit reiner Wäsche versehen. Die Kleidungsstücke und sämtliche Ausrüstungsgegenstände einschließlich der Geldbörse wurden einer eingehenden Desinfektion unterzogen. Die Anordnung der Räume ist in den Sanierungsanstalten in bewährter Weise so getroffen, daß große Menschenmassen (12000 Mann) ohne Störung an einem Tage die Anstalt durchlaufen können und dabei von anhaftendem Ungeziefer und Krankheitskeimen befreit werden. Außer diesen ausgedehnten Anlagen sind noch Hunderte von kleineren Entlausungsanstalten und Behelfseinrichtungen im Osten und Westen gebaut worden. Mitunter sind diese auf Kraftwagen oder Flußschiffen untergebracht, um sie je nach Bedarf an verschiedenen Orten verwenden zu können.

Die Pocken (Blattern), die, wie obenerwähnt, zu Anfang der 1870er Jahre noch so zahlreiche Opfer gefordert hatten, sind im Deutschen Reiche während dieses Krieges kaum in die Erscheinung getreten. Die Zahl der Erkrankungsfälle betrug im ersten Kriegsjahr nur 140, das ist weniger, als dem Durchschnitt der Friedensjahre entspricht. Diesen Erfolg verdanken wir in erster Linie der Durchführung des Reichsimpfgesetzes vom 8. April 1874, das die obligatorische Erst- und Wiederimpfung vorschreibt und dadurch dem deutschen Volke einen erheblichen Grad der Immunität gegen die Pocken gewährleistet. In gleicher Weise haben die Durchimpfung der mobilisierten Armee sowie die Impfungen der Pflegepersonen und der Kriegsgefangenen der Krankheit den Boden entzogen. Auch auf diesem Gebiete lagen die Verhältnisse weniger günstig in Oesterreich, das wegen der impfgegnerischen Mehrheit seines Abgeordnetenhauses immer noch eines Impfzwanges entbehrt. Dieses Land hatte im ersten Kriegsjahr 9111 Pockenfälle zu verzeichnen, von denen 1613 auf Wien entfielen.

In Rußland scheinen die Pocken, wie aus Mitteilungen russischer Tageszeitungen hervorgeht, mehrfach in gefahrdrohender Weise ihr Haupt erhoben zu haben, so in St. Petersburg und in Charkow, wo sich die behördliche Anordnung von Massenimpfungen der Einwohnerschaft als notwendig erwiesen hat. Auch in Paris ist nach einer Mitteilung des „Journal of the American Medical Association“ zu Beginn des Krieges eine Wiederimpfung der gesamten Bevölkerung angeordnet worden, was darauf schließen läßt, daß die französische Regierung einen gefährlichen Pockenausbruch befürchtete oder schon zu unterdrücken sich genötigt sah. Das französische Heer war jedoch für diesen Krieg mit einem besseren Pockenschutz ausgestattet als im Jahre 1870. Sowohl die aktiven Truppen als auch die Reserve und die Territorialtruppen sind der Wiederimpfung unterzogen worden. Das Auftreten einer Pockenepidemie bei dem Feind an der Westfront kann daher diesmal als ausgeschlossen gelten.

Um so mehr mußte aber in Frankreich und in Belgien mit dem tückischen Feinde des Unterleibstyphus gerechnet werden. War es doch in Fachkreisen bekannt, daß in Friedenszeiten diese Krankheit in der französischen Armee, auf die Kopfstärke berechnet, etwa zehnmal so häufig aufzutreten pflegte als im preußischen Heere. Auch bildete die Klage über die Häufung von

Digitized by Google

Typhusfällen in den französischen Städten einen ständigen Beratungsgegenstand der Pariser medizinischen Akademie. Wie wenig dort die schwungvollen Reden und Vorträge über die Entstehung und Bekämpfung dieses Mißstandes die fruchtbringende Tat im Gefolge gehabt haben, beweisen die hygienischen Zustände, die unsre Sanitätsoffiziere nach ihren Berichten in Ostfrankreich und Belgien nicht selten angetroffen haben: „Unsauberkeit ist hier an der Tagesordnung, Aborte fehlen oder sind in verwahrlostem Zustande, Badeeinrichtungen gehören zu den größten Seltenheiten, selbst in den Städten. Auf dem Lande werden die Fäkalien im besten Fall neben oder auf dem Misthaufen entleert; gewöhnlich wird aber jede sich bietende Gelegenheit benutzt. Der Brunnen liegt vielfach unmittelbar neben dem Misthaufen, von der mangelhaften Beschaffenheit der Brunnen ganz zu schweigen. Vielfach sind die Straßen und Plätze ungepflegt und schmutzig. Selbst in den Schulgebäuden begüterter Gemeinden herrscht eine weitgehende hygienische Nachlässigkeit."

Bei dem raschen Vordringen unsrer Truppen im Westen während der ersten Kriegsmonate war naturgemäß ein Schutz gegen eine Typhusansteckung nicht immer möglich, und es hat daher an typhösen Erkrankungen nicht gefehlt, wenngleich deren Zahl sich in mäßigen Grenzen hielt und hinter den Ziffern der Jahre 1870/71 weit zurückblieb. Sobald aber der Bewegungskrieg durch den Stellungskampf abgelöst wurde, konnten die Hygieniker unsers Heeres dazu übergehen, die französischen Ortschaften vom Typhus zu säubern. Denn nur wenn die einheimische Landbevölkerung, unter der die gefährlichen Typhusherde zu suchen waren, typhusfrei gemacht worden war, durfte man hoffen, daß auch die deutschen Feldtruppen vor weiteren Ansteckungen bewahrt bleiben würden. Zu diesem Zwecke wurden von unsern Sanitätsoffizieren sämtliche Ortschaften des Kriegsschauplatzes und der Etappe planmäßig durchsucht, um Typhuskranke und -verdächtige sowie anscheinend gesunde Träger der Typhuskeime (sog. Bazillenträger) ausfindig zu machen. In Begleitung des Bürgermeisters, des Ortsgeistlichen oder des Lehrers wurden Straße um Straße, Haus um Haus besichtigt, die Bewohner über gegenwärtige oder frühere Erkrankungen ausgefragt, die Wasserläufe, öffentliche Waschstellen und Tausende von Brunnen in Augenschein genommen, die Art der Milchversorgung geprüft und von kranken oder krankheitsverdächtigen Personen Blutproben oder sonstige für die ärztlich-bakteriologische Untersuchung geeignete Stoffe entnommen. Dieser Rundgang wurde von den Vertretern der militärischen Gesundheitsbehörden jede Woche wiederholt.

An vielen Orten hat jetzt im Kriege der deutsche Soldat als Erzieher gewirkt. Ganze Ortschaften sind noch nie so sauber gewesen wie jetzt. Das beste ist, daß nicht nur unsre Mannschaften selbst Hand anlegten, sondern daß auch die französischen Bauern zur Reinlichkeit in Haus, Hof und Straße angehalten wurden. Der erfreuliche Erfolg dieser kulturbringenden Tätigkeit ist darin zu erkennen, daß der Typhus im Jahre 1915 in dem westlichen Kriegsgebiet ganz erheblich zurückgetreten ist.

Digitized by Google

Bei der deutschen Zivilbevölkerung war während des Krieges eine Zunahme des Unterleibstyphus nicht zu erkennen. Als ein vereinzeltes Vorkommnis sei jene Typhusepidemie erwähnt, die Mitte September 1915 die Universitätsstadt Jena befallen hat und sprunghaft in wenigen Tagen auf mehrere hundert Fälle in die Höhe stieg. Diese Massenerkrankungen waren dadurch zustande gekommen, daß durch einen nicht aufgeklärten unglücklichen Zufall Typhusbazillen in die dortige Wasserleitung gelangt waren, ein Ereignis, das mit den Kriegsverhältnissen in keinerlei Zusammenhang steht. An diese Typhusepidemie, die übrigens schon Mitte Oktober erloschen war, knüpfte sich ein Vorkommnis, das in Fachkreisen einiges Aufsehen erregte. Eine Studentin der Medizin, die in Jena vor dem Staatsexamen stand, forderte ihre Papiere von der Universität mit der Begründung zurück, sie könne infolge der Typhusepidemie ihre Staatsprüfung in Jena nicht ablegen; man solle ihre Papiere nach einer andern Universität schicken, dort wolle sie dann in die Prüfung eintreten. Von Jena aus wurde ihr der Bescheid zuteil, sie täte gut daran, wenn sie ihr ärztliches Studium aufgeben würde.[1])

Was die Typhushäufigkeit bei unsern Gegnern angeht, so ist aus Belgien nur so viel bekannt geworden, daß die belgische Armee auf ihrem Rückzuge von dem Unterleibstyphus stark heimgesucht wurde. England, das durch seine kolonialen Feldzüge den Wert einer sanitären Kriegsvorbereitung und planmäßigen Seuchenbekämpfung kennen und schätzen gelernt hat, scheint unter dem Typhus wenig gelitten zu haben. Nach einer Erklärung, die am 1. Juli 1915 im englischen Unterhaus abgegeben wurde, sind unter den englischen Truppen in Frankreich seit Kriegsbeginn bis zum 22. Mai 1915 827 Typhusfälle mit 128 Todesfällen vorgekommen. Die Mehrzahl der Erkrankungen betraf solche Heeresangehörige, die der Typhusschutzimpfung nicht unterzogen worden waren, und zwar sollen Nichtgeimpfte vierzehnmal häufiger an Typhus erkrankt sein als Geimpfte; bei den letzteren soll die Gefahr, an Typhus zu sterben, zweiundvierzigmal geringer gewesen sein als bei den Ungeimpften. Auch in der deutschen Armee, wo übrigens die Typhusimpfung nicht wie in England eine freiwillige, sondern eine für Offiziere und Mannschaften vorgeschriebene Einrichtung ist, hat diese Maßregel viel dazu beigetragen, die Typhusgefahr zu bannen. Ist es doch diesem Vorbeugungsmittel zu verdanken, wenn neuerdings von 100 typhuskranken deutschen Soldaten nur noch einer gestorben ist, gegenüber 12 bis 15 in früherer Zeit.

Die Ruhr hat sich in der deutschen Armee sowohl im Westen wie im Osten in mäßigen Grenzen gehalten und war meist durch einen milden Verlauf gekennzeichnet, der kaum eine Dienstunfähigkeit bedingte. Auch das Rückfallfieber, das in ähnlicher Weise wie das Fleckfieber durch Ungeziefer übertragen wird, war für uns in diesem Krieg von keiner Bedeutung. Obgleich in den Gefangenenlagern unter den russischen Kriegsgefangenen einige hundert Erkrankungsfälle

[1]) Münchener Medizinische Wochenschrift 1915, Nr. 43, S. 1486.

Digitized by Google

sich ereignet haben, ist doch keine einzige Uebertragung auf Zivilpersonen vorgekommen. Von sonstigen Kriegsseuchen ist noch der Genickstarre zu gedenken, die durch kanadische Truppen nach mehreren Bezirken Englands eingeschleppt wurde und dort die Behörden dem Gedanken nähertreten ließ, ein Verbot des Küssens (!) zu erlassen. Schließlich ist zu erwähnen, daß unter den Truppen der deutschen Westfront jene eigentümliche, fieberhafte übertragbare Gelbsucht — die Weilsche Krankheit — in einer gewissen Häufung aufgetreten ist. Zwei deutschen Forschern, Uhlenhuth und Fromme, ist es gelungen, die Ursache dieser Krankheit, die bisher noch völlig dunkel war, zu enthüllen. In Laboratorien, die sie nur wenige Kilometer hinter der Gefechtslinie behelfsmäßig eingerichtet hatten, konnten sie den Nachweis führen, daß diese Krankheit durch eine Spirochäte (einzelliges Lebewesen) von kleiderbügelähnlicher Form hervorgerufen wird. Der Donner der Kanonen hat also hier den deutschen Forschergeist nicht gehindert, die Wissenschaft um eine Großtat zu bereichern.

Nicht ohne Genugtuung dürfen wir daher sagen: Der jetzige Krieg stellt für Deutschland nicht nur einen militärischen, sondern auch einen hygienischen Erfolg dar. In langjähriger Friedensarbeit haben Heeresverwaltung und Zivilbehörden in engster Anlehnung und in ständigem Austausch mit der Wissenschaft die Seuchenbekämpfung vorbereitet. Zu diesen Kräften gesellte sich während des Krieges die unbegrenzte private Liebestätigkeit des deutschen Volkes in dem Bestreben, die Gesundheit und Leistungsfähigkeit des Heeres zu erhalten und zu mehren und würdig der Tapferkeit unsrer braven Truppen diesen furchtbaren Krieg einem für uns gedeihlichen Ende näher zu bringen.

Die bisher erzielten Erfolge unsrer gesundheitlichen Maßnahmen, die heute in den zahlreichen leerstehenden Seuchenlazaretten der Etappengebiete ihren sichtbaren Ausdruck finden, rechtfertigen das Vertrauen und die Zuversicht, daß auch für die Zukunft Heer und Vaterland von einer ernsten Seuchengefahr nichts zu befürchten haben.

Es entspricht daher nach der ganzen Sachlage das eingangs erwähnte Symbol kaum mehr unserm Vorstellungskreise. Unter den apokalyptischen Reitern haben die beiden gefürchtetsten, Pest und Hungersnot, für uns ihre Bedeutung verloren. Aber auch der Tod auf dem Felde der Ehre läßt eine andre Darstellung zu, als die Ueberlieferung des finstern Mittelalters sie mit sich bringt. Die bildenden Künstler werden nach andern, unserm Gefühlsleben näherstehenden Motiven Umschau halten müssen. Soll uns die germanische Sagenwelt, die uns der Genius Wagner in seinen Werken nähergebracht hat, nutzlos geschenkt worden sein? Der Leichnam Siegfrieds, von Walküren auf herrlichen Rossen nach Walhall getragen, — dies Bild kommt gewiß dem Sinne und der Vorstellung der deutschen heldischen Jugend am nächsten.

Digitized by Google

Irland

Von

Professor Dr. Siegm. Günther (München)

(Schluß)

Direkt ausgerottet konnte der Katholizismus dem Buchstaben der Limericker Abmachung zufolge nicht wohl werden, aber nichts schien im Wege zu stehen, den Anhängern der geächteten Konfession wenigstens alle bürgerlichen Rechte zu nehmen. Königin Anna und König Georg I., zwei Herrschergestalten subalternster Art, setzten ihre Namen unter die Gesetze, durch die eine Klasse von Staatsangehörigen unterster Gattung geschaffen werden sollte und auch geschaffen ward. Das irische Parlament schloß die Katholiken von allen staatlichen und militärischen Aemtern aus, versagte ihnen das Recht des — vor zweihundert Jahren noch allseitig anerkannten — Waffenführens, erschwerte ihnen durch vexatorische Anordnungen jede Art von Handels- und Gewerbebetrieb, machte ihnen zugleich jedoch, und das wäre für viele unter ihnen ein letzter Ausweg gewesen, die Erlangung von Pachtrechten nahezu unmöglich, erschwerte den Religionsunterricht nach Kräften, verbot den Uebertritt zur gehaßten „popery" und verhängte die Todesstrafe über jeden Priester, der eine Mischehe einsegnete. Ein Altgläubiger von einiger Wohlhabenheit, der noch ein Gütchen aus dem allgemeinen Verfall gerettet hatte, mochte, wenn er auf alle Lebensfreuden verzichtete und seine Kinder privatim unterrichtete, vielleicht sein Dasein ohne größere Störung hinbringen; sowie er jedoch etwas mehr vom Leben verlangte, fiel er hoffnungslos in die Fallstricke sogenannter Gesetze. Trotzdem war die Anzahl der Konvertiten ungemein gering, und die der katholischen Geistlichen, der Mehrzahl nach Angehörigen des Franziskanerordens, nahm ebenfalls nicht ab, weil das selbst darbende Volk mit diesen armen Teufeln sein Letztes teilte. Räuberbanden, die „Rapparees" und „Tories", welch letztere Bezeichnung merkwürdigerweise mit der Zeit von diesen Ausgestoßenen auf die konservative Oberschicht Großbritanniens überging, gab es natürlich genug, aber zu Aufständen gegen die Unterdrücker ist es erst sehr viel später gekommen, als die Häupter der Französischen Revolution und nächstdem Napoleon I. die Insel in den Bereich ihrer Pläne einzubeziehen anfingen. In den Jahren 1797 und 1798 brachen solche endlich aus, allein die versprochene Invasion des Nachbarlandes brachte den Rebellen nur ungefähr dasselbe Glück, welches in allerneuester Zeit die Expedition nach Saloniki den betrogenen Serben gebracht hat, und im Blute wurden diese kurzen Anläufe rasch erstickt. Der „Geheimbund der vereinigten Irländer" wurde aufgelöst.

Gewaltsame Auflehnung gegen das Angelsachsentum und gegen die mit ihm auf gleichem Boden stehende englische Hochkirche gab es somit nicht mehr, aber in voller staatlicher Loyalität arbeitete das irische Element unausgesetzt an einer

Digitized by Google

Verbesserung seiner trübseligen Lage. Das war ihm freilich aufs äußerste erschwert durch die Ausschließung von der gesetzlichen Landesvertretung, die ja, wie wir wissen, eigens dafür zugeschnitten war. Lord Stanhopes Absicht (um 1740), eine Milderung der sog. „Unfähigkeitsgesetze" einzuleiten, gelangte infolge raschen Sturzes seines Ministertums nicht zur Verwirklichung. Erst Lord Chesterfield fand 1745 das treffende Wort: „Poverty ist schlimmer als Popery." Man schaffte zwar die harten Ausnahmegesetze für die Papisten nicht ab, aber man hielt mit der rigorosen Ausführung inne. Und in wirtschaftlicher Beziehung fuhr das „Mutterland" fort, die Tochterinsel plangemäß zu unterdrücken. Die zu guten Hoffnungen berechtigende Textilindustrie legte man lahm, so eifrig auch zu ihren Gunsten das — selbst protestantische — Parlamentsmitglied Molyneux eintrat, und da der Statthalter immer nur ein anglikanischer Aristokrat sein konnte, der selber gar nicht nach Irland kam, sondern sich, mit Churchill zu reden, „gut bezahlter Untätigkeit" hingab und die „Lords Oberrichter" nach Belieben schalten und walten ließ, so drang kein Notschrei zu den Ohren der besser denkenden Engländer. Irische Fonds dienten dazu, an sich schon reiche Herren durch Pensionen noch reicher zu machen, und auch Damen scheuten sich nicht, derartige Geschenke ihrer fürstlichen Gönner entgegenzunehmen. Leider haben auch Deutsche, Hannoveraner und Hannoveranerinnen, an diesem fluchwürdigen Geschäft lebhaften Anteil genommen. Das Gute indessen hatte diese verderbliche Regierungsweise, daß nach und nach auch die protestantischen Ansiedler, in erster Linie die doch von den Katholiken am weitesten abstehenden „Dissenters", sich als Irländer zu fühlen begannen und so mit den Entrechteten mehr Mitgefühl zeigten. Konstitutionelle Zwiste zwischen den beiden Reichshälften kamen schon in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts mehrfach vor. Die berühmten „Briefe eines Tuchhändlers", die anonym gedruckt waren, aber, wie sich viel später erst herausstellte, keinen Geringeren als Swift zum Verfasser hatten, gewannen auf beiden Inseln zahlreiche aufmerksame Leser. Bei Georgs III. Regierungsantritt sagten nachdenkende Briten von Irland, der alte Gegensatz Protestant — Katholik sei durch eine neue politische Bildung, Hofpartei — Landpartei, abgelöst worden.

Und im Zusammenhange mit dieser Umgestaltung stand es auch, daß agrarische Unruhen mehr und mehr eine bedeutsamere Rolle als religiöse Kämpfe zu spielen anfingen, die freilich eben durch die Zurücksetzung eines so zahlreichen Bruchteiles der Bevölkerung mitbedingt waren. Die „Weißburschen" trieben ihr räuberisches Unwesen zuerst im Bezirk Tiperary, wohin auch in jener Zeit von England ein weiter Weg war. Es waren das verzweifelte Menschen, deren Organisation große Aehnlichkeit mit derjenigen hatte, die nachmals in Italien zur „Mafia" und „Camorra" führte. Regierungstreue Pächter, die pünktlich ihren Zehnten entrichteten, mußten gewärtigen, daß sie von Verkappten aus dem Hause geholt und zwar nicht ermordet, aber arg gepeinigt wurden. Gewöhnlich gehörten diese Menschen dem Papismus an, aber es gab auch eine evangelische Abart in den „Eichburschen" von Ulster. Einigermaßen besserte sich

Digitized by Google

die Sachlage, als von 1767 an der Vizekönig zur dauernden „Residenz" in Dublin verhalten und auch das irische Parlament genötigt wurde, in kürzeren Sitzungen die Geschäfte zu erledigen. Auch machte man bald nachher in London einige handelspolitische Zugeständnisse, gegen die von den englischen Fabrikanten selbstverständlich eine verbissene Opposition gemacht worden war. Auch veranlaßte die Furcht, Irland könne am Ende in die Fußtapfen der nordamerikanischen Kolonien treten, zu einigem Nachgeben in der bislang wenigstens theoretisch festgehaltenen Einschnürung der Katholiken, denen durch die Bill von 1778 ein erster Hoffnungsstrahl leuchtete. Der Urheber war Edmund Burke (1729—1797), einer der edelsten und vorurteilsfreiesten Staatsmänner, die das Britentum je gehabt hat, wie ihn auch die Epigonen von 1915 so nötig brauchen könnten. Daß er aus Irland selbst stammte, mag ja seine reformatorischen Neigungen teilweise verursacht und gefördert haben. Doch trug zur Beseitigung des schlimmsten Druckes auch die Gründung des „Korps der irischen Freiwilligen" bei, die zwar von der Regierung nicht gerade willkommen geheißen, aber doch zugelassen wurde, weil die Finanzlage jämmerlich, eine brauchbare Landesverteidigung überhaupt nicht vorhanden war. Um diese Freischar mit Gewehren zu versehen, mußte der Vizekönig seinem Herzen erst einen argen Stoß geben — die Not der Zeit ließ keinen andern Ausweg zu. Verlangten doch diese jungen Leute sogar keinen Sold von einer Regierung, die nicht einmal ihre Beamten zu bezahlen vermochte. Und nun erschien auch zuerst im Dubliner Parlament der Mann, der vielleicht am meisten dazu beitrug, sein engeres Vaterland auf eine höhere Stufe zu heben. Henry Grattan (1746—1820), dessen volkstümliches, durch und durch uneigennütziges Wirken selbst den Vollblutengländern derart imponierte, daß man ihm eine Ruhestätte in der Westminsterabtei anwies, errang sich 1779 in der Adreßdebatte die Aufmerksamkeit von Freund und Feind und setzte ein Jahr später die irische „Rechtserklärung" durch, ein Seitenstück der altberühmten englischen „Declaration of Right". Und wieder drei Jahre nachher glückte ihm die Erringung eines wichtigen Sieges, indem er die legislative Unabhängigkeit Irlands durchsetzte. An parlamentarischer Beredsamkeit muß er nach allen Zeugenaussagen alle berühmten Debatter jener an hervorragenden Kräften reichen Epoche übertroffen haben. Der neue „Orden des heiligen Patrick" sollte sozusagen diesen großen Augenblick auch äußerlich festlegen.

Leider war allerdings mit diesem Erfolge noch kein gesichertes Ziel erreicht. Auf die mancherlei Zwischenfälle, die bald darauf eintraten, so vor allem auf den Zwist zwischen den beiden Unterhausführern Flood und Grattan, kann hier nicht näher eingegangen werden; es genüge, zu sagen, daß in wirtschaftlicher Hinsicht der Friedenszustand noch lange nicht herbeigeführt war, und daß die Gleichberechtigung der beiden Parlamente in London und Dublin gerade nach dieser Seite hin auch empfindliche Nachteile im Gefolge hatte. Die Neuwahl von 1790 ließ Grattan seinen Dubliner Sitz erneut behaupten, und 1793 durfte er sich der Hobart-Bill erfreuen, durch die endlich den Katholiken das aktive

Digitized by Google

Wahlrecht für Staat und Gemeinde eingeräumt wurde. Aber der erste Versuch, einen direkt katholikenfreundlichen Statthalter in der Person Lord Fitzwilliams zu ernennen, schlug fehl, weil beide Teile sich noch zu wenig verstanden. Positiv einen Fortschritt in der Behandlung der römischen Kirche bedeutete einzig der Entschluß des Premierministers Pitt, ein Seminar zur Heranbildung von Priestern auf Staatskosten ins Leben treten zu lassen. Alle weiteren Schritte unterblieben wegen der uns bereits bekannten Bedrohung der Insel durch die Franzosen. Auch Grattans Loyalität erfuhr bei dieser Veranlassung eine herbe Verdächtigung, und man ging so weit, seinen hochgeachteten Namen aus der Liste des Geheimen Rates zu streichen.

Zunächst schien damit jede Hoffnung auf eine gründliche Beruhigung der staatstreuen Irländer geschwunden zu sein, und wenn nicht die Niederlage der Sansculotten eine so vernichtende gewesen wäre, wie sie es tatsächlich war, würde vermutlich gar nichts mehr geschehen sein. Glücklicherweise jedoch sah der jüngere Pitt (1759—1806), der in jenen kritischen Tagen das Staatsruder handhabte, klarer als seine meisten Zeitgenossen und entwarf den Plan einer vollständigen Union zwischen England und Irland. Die Katholiken stimmten zu, und obschon auch eine lebhafte Gegenagitation einsetzte, brachte der Minister den Unionsentwurf im Jahre 1800 durch die Häuser. Die persönliche Antipathie des halb unzurechnungsfähigen Königs Georg IV. schob dem Versöhnungswerke einen neuen Riegel vor, denn die antikatholische Gesinnung dieses Monarchen ließ ihn gegen die Aussöhnung der Glaubensbekenntnisse als „jakobinisches" Unterfangen Stellung nehmen, und Pitt gewann es nicht über sich, dieser Schrulle eines für wahres Christentum sonst sehr gleichgültig gesinnten Mannes entgegenzutreten. So verschwand allerdings mit dem 1. Januar 1801 das irische Parlament, aber die Katholiken blieben von der Erreichung der Rechtsgleichheit aller Staatsbürger ausgeschlossen.

Es wird angezeigt sein, die große Wendung, die mit dem ersten Tage eines neuen Jahrhunderts eintrat, zum Gegenstande einer gleichzeitig rück- und vorschauenden Betrachtung zu machen. In so mancher Hinsicht war die Beseitigung der Sonderstellung Irlands ein Gewinn für das Reich selbst und für seine einzelnen Teile; sonst hätte ein Patriot, wie Grattan, nimmer eingewilligt, das bestehende Recht umgestalten zu lassen. Er tat es mit großer Selbstüberwindung, wie aus seiner letzten in Dublin gehaltenen Rede zu schließen ist. Wir könnten bei alledem in der Neuordnung Pitts einen erheblichen Vorteil auch für die stets stiefmütterlich behandelte Insel selber erblicken, wenn eben nicht das Bleigewicht der konfessionellen Unterdrückung dem Gesetze angehängt geblieben wäre. Furchtbar sollte sich diese unselige Verkennung des Wertes der Stunde rächen, denn nun blieb das ganze neue Jahrhundert hindurch der Antagonismus zwischen Iren- und Engländern in voller Kraft bestehen. Wer weiß, ob das Verlangen, Homerule zu erhalten, die hohe Tragweite der Folgezeit erlangt haben würde, hätte eine königliche Laune nicht dem Aussöhnungswerke eines trotz aller Fehler genialen Ministers die Spitze abgebrochen. Wenn Irland mit vollen Rechten,

Digitized by Google

ohne ängstliche Scheidung zwischen den Bewohnern, ein mit England und Schottland auf gleichem Rechtsboden stehendes Glied des britischen Reichsorganismus ward, dann konnten Sonderwünsche nicht mehr zu einer das Ganze gefährdenden Bedeutung gelangen.

Schon im zweiten Jahre der Union zeigten sich die Früchte der von Georg III. beliebten Politik. Die Katholiken bildeten Schutz- und Agitationsvereine, um allen Widerständen zum Trotze sich zu erkämpfen, was sie als Emanzipation bezeichneten, und 1825 entstand aus diesen kleineren Zirkeln die mächtige „Irish Catholic Association", die tatsächlich eine Gefahr für den in bürgerlichen Unruhen geradezu aufgewachsenen Staat in sich schloß. Ihr traten, vorab in Ulster, die an Wilhelms des Oraniers Namen sich anlehnenden protestantischen Orangistenverbände („Orangelogen") entgegen, und blutige Scharmützel zwischen diesen beiden Parteien begannen wieder auf der Tagesordnung zu erscheinen. Von größeren und ernsteren Gesichtspunkten ließ sich Daniel O'Connell (1775—1847) leiten, dessen Rührigkeit die Bill von 1829 zu danken war. Durch sie wurde die Emanzipation legislatorische Tatsache; der Anhänger der römischen Kirche konnte jetzt zu jedem Amte, das des Lordkanzlers ausgenommen, den Zugang sich eröffnen, und auch das Parlament öffnete ihm seine Tore. Demgemäß trat O'Connell 1830 ins Unterhaus ein, und als er 1832 wiedergewählt ward, schlossen sich um ihn vierzig von den in Irland gewählten Abgeordneten als eine mit ihrem Führer durch dick und dünn gehende Gruppe zusammen.

Kaum aber war diese Etappe genommen, so erhob auch wieder die Homerulefrage ihr Haupt, die damals übrigens noch eine andre Bezeichnung führte. Man nannte sie „Repeal" (Widerruf), weil die Bill von 1800, d. h. die Union zwischen England und Irland, widerrufen werden sollte. Unter O'Connells Leitung entstand die „Loyal National Repeal Association", die durch die Unterstützung der katholischen Geistlichkeit in Bälde eine so furchtbare Macht zu werden schien, daß die Regierung ängstlich wurde und den der Reaktion jeder Erdzone geläufigen Weg der Waffenanwendung betrat. Die Volksversammlung von Clontarf wurde durch die Truppen unmöglich gemacht, und der Einberufer, eben der zum Bürgermeister der Hauptstadt gewählte O'Connell, sah sich in einen Staatsprozeß verwickelt, der mit seiner Verurteilung zu einjährigem Gefängnis und einer hohen Geldbuße endigte. Formfehler versetzten das Höchstgericht der Peers in die mutmaßlich sehr angenehm empfundene Zwangslage, den Prozeß zu kassieren, und neu aufgenommen wurde er nicht. Momentan stand der Einfluß des Volkstribunen auf seiner Höhe, allein er war nicht imstande, sich auf dieser zu erhalten, denn, wie so oft, nahm ihm, der das Beiwort loyal nicht bloß der Form halber, sondern in vollem Ernste für seine Parteibildung gewählt hatte, eine radikalere Richtung den Wind aus den Segeln. Im Mai 1847 starb er auf einer Reise nach Italien, und sein Sohn John (1808—1858) suchte, zwar in die Aufgabe des Vaters sich einzuleben, mußte aber bereits 1852 die Assoziation sich auflösen lassen und trat dann in den Staatsdienst ein, als dessen Organ er rasch der Vergessenheit anheimfiel.

Digitized by Google

Die Erben O'Connells in der Volksgunst waren die Vorkämpfer der Bewegung, welche sich als „das junge Irland" die Sympathien weiter Kreise errang. Schwere wirtschaftliche Notstände, Hunger und Volkskrankheiten, ebneten den O'Brien, Meaghez usw. den Weg zu einer in dieser Form noch nicht erlebten Verehrung der altirischen Oppositionellen, denn der erstgenannte hieß beim Volke Südirlands allgemein „König von Munster". Weit gefährlicher aber war der keltische Edelmann Fergus Edward O'Connor (1796—1855), der sich nicht auf die Heimatinsel beschränkte, sondern nach England selbst hinübergriff und hier, den nationalistischen Gedanken mit dem sozialistischen vereinigend, den sog. Chartismus zustande brachte. In einer Birminghamer Versammlung 1838 geschaffen, zog dieser weite Kreise in sein kühnes Programm herein und konnte nur mit Blutvergießen bezwungen werden. Einzelne Anführer fielen, andre wurden nach Australien deportiert, und nur O'Connor selbst entrann der gerichtlichen Verfolgung; allerdings nur, um ein noch schlimmeres Geschick zu erleiden. Zwischen Wiederaufnahme der Chartistenbewegung und Versuchen, das Feuer in Irland neu zu entfachen, schwankte er unsicher hin und her, bis ihn 1852 eine englische Irrenanstalt aufnahm. Der seit 1880 im Unterhause sitzende Thomas O'Connor, der im wesentlichen auf gleichem Boden stand, scheint kein Verwandter von Fergus Edward gewesen zu sein.

Auf der Insel, zu deren Heile alle diese Vorgänge dienen sollten, sah es vor sieben und acht Jahrzehnten traurig aus. Die von Cromwell mit Zwangsmaßregeln begonnene, nach der Limericker Konvention halb freiwillig fortgesetzte Auswanderung entwickelte sich in noch nie dagewesener Weise. Fast alle Emigranten wandten sich den Vereinigten Staaten zu, wo man auf Volksgenossen, die früher das Meer überschritten hatten, mit Sicherheit rechnen durfte. Und von hier aus sollte die Rückwirkung auf Europa in ebenfalls gewaltigem Ausmaße erfolgen. Denn hier bildete sich 1861 der auf Losreißung einer zu gründenden irischen Republik von England abzielende Geheimbund der Fenier, die in der Heimat und in Kanada Putsche versuchten und ihren obersten Zweck natürlich nicht durchsetzten, wohl aber mittelbar ihrer Insel Vorschub leisteten. Denn denkende britische Staatsmänner, deren es um 1870 mehr als 1915 gab, begannen sich nunmehr die Frage vorzulegen, ob denn nicht der fenische Ansturm doch von einer teilweise vernünftigen Grundlage ausgehe, ob nicht tiefgehende Unzufriedenheit unter dem Volke bestehe und ihre innere Berechtigung habe. Die katholische Sache hatte ja als solche zu bestehen aufgehört, aber fortzeugend hatte die Summe böser Taten, die früher vom herrschenden Staate begangen worden waren, gar viele Uebel geboren, die noch fast ungeschwächt fortbestanden und nur durch ehrliches Zusammenwirken von Vaterlandsfreunden beider Lager der Heilung hätten entgegengeführt werden können. Solche hat es denn auch tatsächlich gegeben, und allgemein sah man auch in England ein, welche Hauptkrebsschäden eine Beruhigung der irischen Bevölkerung so gut wie unmöglich machten. Diese waren — und sind teilweise noch heute — die Präponderanz der anglikanischen Kirche in einem vorwiegend katholischen, aber auch

Digitized by Google

recht viele „Niederkirchliche" umfassenden Lande und der Druck der auf der Insel selbst so gut wie unbekannten Latifundienbesitzer, denen gegenüber die armen Pächter fast rechtlos waren. Diesen beiden größten Uebelständen furchtlos ins Auge geschaut zu haben, war unleugbar das Verdienst des 1868 ans Ruder gekommenen Ministeriums Gladstone.

Man hat in Deutschland William Ewart Gladstone (1809—1897) recht häufig falsch beurteilt, indem man ihn als Idealisten und Träumer verspottete und dabei ganz übersah, welch schwere Stellung ein Mann seiner Art in einem fast immer von hartherzigen Realpolitikern geleiteten Staate von Anfang an hatte. Wir Deutsche hätten wahrlich alle Ursache, das Gedächtnis dieses groß denkenden Staatslenkers in Ehren zu halten, wenn wir an Asquith, Grey, Bonar Law und tutti quanti denken. Ihm war es vergönnt, die Entstaatlichung der irischen Hochkirche unter Schwierigkeiten aller Art durchzusetzen, und auch das „Landgesetz" von 1870 brachte eine Reihe wohltätiger Verbesserungen. Der neuen Partei, welche auf der in solchen Bildungen unerschöpflichen Grünen Insel erstand, tat Gladstone freilich nicht genug, so daß er sie mit den ihm überaus unerwünschten Repressivmaßregeln zu bekämpfen nicht umhin konnte. Die „Homerulers" knüpften an O'Connells Ideenkreise an, nahmen aber auch die weitergehenden Forderungen der „Jungirländer" in ihre Plattform auf und liebäugelten anfänglich sogar mit den Feniern, was selbstverständlich auch von einem großherzigen, aber nur mit offenen Karten spielenden Staatsmann verurteilt werden mußte. An sich wäre das Verlangen der Autonomisten kein unsinniges gewesen, denn es ging nur auf nationale Selbständigkeit im Zusammenhange des britischen Reiches. So war wenigstens die Meinung des ersten Parteileiters, Isaak Butt, dem aber nachgerade durch einen radikaleren Flügel, der direkt englandfeindlich war, das Heft aus der Hand gewunden ward. Dessen Häuptling war der vielgenannte Charles Stewart Parnell (1846—1891), ein Agitator von seltener Gewandtheit, aber dabei von laxen sittlichen Grundsätzen, die ihn denn auch stürzten, als 1890 eine Anklage wegen Ehebruches gegen ihn erhoben wurde.

Die Begeisterung, welche er lange Zeit seinen Landsleuten einflößte, kann desto mehr Verwunderung erregen, weil ihm die allen seinen Vorgängern von der Natur verliehenen Eigenschaften fehlten. Wohl stand seine Wiege auf irischem Boden, aber er war zugleich Vollblutengländer und Protestant, hatte in dem jedem Keltensprößling verschlossenen Cambridge studiert und verstand nicht einmal die Sprache des niedrigen Volkes.[1]) Aber seine zündende Art zu sprechen glich solche Mängel ganz und gar aus. Auch das schadete ihm nicht,

[1]) Man darf nicht vergessen, daß die uralte keltische, d. h. gälisch-irische Sprache einzig nur von verstreuten Volksresten im Westen der Insel gesprochen wird, wogegen sie sich in Hochschottland, auf der Insel Man und in der Bretagne noch lebenskräftig erhalten hat. Die überwiegende Mehrzahl der Irländer redet gegenwärtig nur noch Englisch, freilich in jener breiten Aussprache, die dem Kenner sofort beweist, daß er, wie man sagt, einen „Mac oder O" vor sich habe.

Digitized by Google

daß er 1882 nach der Entlassung aus der Haft, in die ihn seine aufreizende Tätigkeit gebracht hatte, mehr Wasser in seinen Wein tat und sogar mit den Tories sich verschwor, um Gladstones Whigministerinm zu Fall zu bringen. Kaum jedoch war das geschehen, so wandte er sich wieder der aufgehenden Sonne zu, half ihr das Kabinett Salisbury beseitigen und nahm Gladstones Homerulevorlage als eine wertvolle Abschlagszahlung hin. Die heimtückische Anklage der von jeher mit allen Hunden gehetzten „Times", Parnell habe um die im Mai 1882 erfolgte Ermordung der Regierungsmitglieder Burke und Cavendish gewußt, erwies sich als schnöde Unwahrheit. Allein Gladstones ausgesprochene Gegnerschaft und der vorhin besprochene dunkle Punkt im Privatleben des Volkstribunen schwächten seine Machtfülle doch so sehr, daß er ein Auseinanderfallen seiner irischen Fraktion in die Antiparnelliten und die an Kopfzahl zurückstehenden Parnelliten nicht mehr zu verhindern in der Lage war. Als er vom Schauplatze abtrat und bald darauf aus dem Leben schied, durfte er immerhin von sich sagen, daß die Besserung der Rechtsverhältnisse der irischen Kleinpächter seinen rastlosen, wenn auch nicht immer einwurfsfreien Anstrengungen zuzuschreiben sei.

Auch Gladstone war nicht vom Glücke begünstigt. Weder seine erste noch seine zweite Homerulebill drangen im Unterhause durch, und im Oberhause, wo die Landlords beisammen sitzen, wäre ihr ohnehin der Untergang sicher gewesen. Auch bei der Beurteilung dieses Reformgesetzes sind von der deutschen Presse, die vielfach kritiklos die Aussprüche der englischen wiederholte, schwere Irrtümer begangen worden. Man sprach von einer „Verletzung der Reichseinheit", ohne sich klar zu werden, daß, was für Großbritannien Gesetz werden sollte, nichts andres als das war, was im Deutschen Reich anstandslos als Grundlage der Verfassung bestand. Jene irische Volksvertretung, die Gladstone einzurichten beabsichtigte, hätte sich kaum eines solchen Maßes von Partikularrechten erfreut, wie sie etwa der bayerische Landtag besitzt. Im Bewußtsein seiner guten Absichten legte denn auch „the grand old Man" die Hände nicht in den Schoß, sondern trat mit einem neuen, einheitlicher gestalteten Homeruleplan auf, den er endlich im Hause der Gemeinen zum Siege gelangen sah. Die hohen Herren der Oberen Kammer lehnten ihn 1893 von neuem ab, und damit erklärte der unermüdliche, in die Achtziger gelangte Kämpe seine Wirksamkeit für abgeschlossen. Irland erkannte, daß man ihm nicht helfen wolle, und die Konservativen begannen wieder mit Zwangsgesetzen zu regieren. Diesen verstanden indessen die Nationalisten dadurch erfolgreich zu begegnen, daß sie über ihre im Lande weilenden Gegner eine Art studentischer Verrufserklärung verhängten und ihnen auch im Handel und Wandel nach Kräften schadeten. Der erste Gutsbesitzer, dem diese Methode das Leben sauer machte, soll ein Gutsbesitzer Boycott gewesen sein, und seitdem ist das Boykottieren in der ganzen Welt Sitte geworden. London rief den Papst dagegen zu Hilfe, und es erschien auch eine zur Mäßigung ermahnende Enzyklika, allein bei aller Verehrung vor dem Statthalter Christi ließen die Irländer nicht locker und führten den alten Kampf nach dem

Digitized by Google

neuen Verfahren weiter. Unter trüben Auspizien brach das zwanzigste Jahrhundert an.

Die angeblich liberalen Minister, die nun schon längere Jahre Großbritanniens Schicksale bestimmen, vom wahren Geiste einer liberalen, gleiches Recht für alle heischenden Weltanschauung aber so weit wie möglich entfernt sind, griffen neuerdings auf Homerule zurück. Inwieweit sie es ehrlich meinten, entzieht sich unsrer Nachprüfung. Die Wahrscheinlichkeit ist groß, daß sie eben nur darauf ausgingen, sich die irischen Stimmen zur Stütze ihrer wankenden Sessel zu sichern; jener hohe Idealismus, der den Altmeister Gladstone in der Zeit des „business as usual" auszeichnete, kann unmöglich die heutige Generation von angeblichen Volksmännern beseelen, die in heiterer Frivolität einen Weltkrieg vom Zaune brachen. Die Irländer waren auch niemals so vertrauensselig, die Zusagen, die man ihnen freigebig gab, für bare Münze zu nehmen. Ihr Oberhaupt Redmond genoß früher ein großes Ansehen im Volke, aber unter der wohlwollenden Beeinflussung der maßgebenden Herren ließ er immer deutlicher wahrnehmen, daß die im Rechte waren, welche ihm Talent, aber wenig Charakter zusprachen. Jedenfalls war er nicht dazu geeignet, es mit Carson, dem Abgott der protestantischen Ulsterleute, aufzunehmen.

Der Zeitungsleser unsrer Tage weiß, daß kurz vor dem Kriege die höchste Gefahr bestand, Irland in zwei getrennte Heerlager sich spalten zu sehen. Die Orangisten bewaffneten sich; Carson ließ in Belfast und Londonderry ganze Bataillone vor sich exerzieren. Und die Regierung, die doch Homerule auf ihre Fahne geschrieben hatte, ließ diese „loyalen" Rebellen ruhig gewähren. Hätte Redmond auch nur einen Funken von dem Feuer gehabt, welches einen O'Connell und Parnell durchglühte, so wäre es zum Ausbruch des Bürgerkrieges gekommen. Zu Anfang des Jahres 1914 stand er vor der Türe.

Da kam der auswärtige Krieg. Man kann gewiß sein, daß mit ihm den Drahtziehern in London ein Stein vom Herzen fiel, und es hat nicht an Stimmen gefehlt, denen zufolge die skrupellose Kriegserklärung Englands an Deutschland großenteils mit dem irischen Katzenjammer des Ministerkollegiums zusammenhing. Nun war man schön heraus, und zwar um so schöner, als Redmond den chauvinistischen Deutschenhasser herauskehrte und womöglich den bisherigen Widersacher Carson noch patriotisch übertrumpfte. Auch daß letzterer ins Kabinett eintrat und den hohen Richterposten annahm, der sich für einen Demagogen a. D. besonders gut schickte, genierte den Nationalisten durchaus nicht. Jetzt hat Carson, der neben vielen Schattenseiten doch wenigstens den Vorzug, ein ehrlicher Mann zu sein, beanspruchen zu dürfen scheint, seiner Ministerwürde wieder Valet gesagt, aber Redmonds Treue, durch einen Besuch an der Front zu kriegerischem Fanatismus entflammt, bleibt denen um Sir Edward Grey unter allen Umständen gewahrt.

Sehr beträchtlich dürfte die Zahl seiner Anhänger wohl nicht mehr sein, aber in Irland regiert „der weiße Schrecken", der Terrorismus einer Regierung, die sich nicht mehr auf festem Boden fühlt. Andersdenkende riskieren das

Digitized by Google

Schlimmste vom Londoner „Liberalismus“, und so kann Redmond noch für geraume Zeit den Vertreter seines engeren Vaterlandes spielen. Die geographische Lage der Insel läßt es als ausgeschlossen erscheinen, daß der Weltbrand auch in diese entlegene Erdgegend hinüberzüngle, und so ist diese auf Gnade und Ungnade denen ausgeliefert, die sich dereinst als ihre Freunde bewundern ließen und nunmehr sich achselzuckend von ihr abwenden. Weshalb soll auch Hibernien besser als Belgien und Serbien behandelt werden?

Glücklicherweise ist die große Masse der amerikanischen Iren bereit, dort mit den Deutschen zusammenzugehen und gegen die Neutralitätsversündigungen Stellung zu nehmen, wie sie von der Union in so reichem Maße begangen wurden und begangen werden. Und hier könnte der Stockengländer an seiner Achillesferse getroffen werden. Wie ernst er die von der andern Seite des großen Wassers ihm drohende Gefahr einschätzt, darüber hat uns der „Fall Casement“ zur Genüge belehrt, denn er zeigte, daß kein Verbrechen scheußlich genug ist, wenn es gilt, die Devise „Right or Wrong — my Country“ durch die Tat zu erhärten. Blättert man in den Jahrbüchern der Geschichte nach, so überzeugt man sich, daß verwandte Fälle kaum zu den Ausnahmen gehören. Eine unmittelbare Folge kann das gigantische Völkerringen der Gegenwart für Irland kaum nach sich ziehen, aber die Hoffnung ist berechtigt, daß einem geschwächten Britenreiche gegenüber, und als ein solches steht es trotz aller Prahlerei schon jetzt da, das Parialand mit mehr Aussicht auf Erfolg seine Rechtsansprüche werde geltend machen können. Freilich müßte ihm da auch ein andrer Führer erstehen als Redmond, dieser kaum erreichbare Typus vollendetster Charakterlosigkeit.

Die Finanzen Deutschlands und seiner Gegner in Krieg und Frieden

Von

Eberhard Gothein

Professor an der Universität in Heidelberg

(Schluß)

Blicken wir nun endlich auf Deutschland, so könnte es ja fast wundernehmen, daß dieses Reich mit seinem konfusen Finanzsystem, das im Frieden nicht zurechtkommen konnte, jetzt im Krieg das Beste leistet, daß es am meisten der Störung der Volkswirtschaft trotz ihrer Absperrung von allen Seiten entgangen ist, und daß es im Vergleich zu seinen Leistungen am billigsten wirtschaftet. Vergessen wir dabei das Wort des berühmtesten französischen Finanzmannes, des Baron Louis, an seine Ministerkollegen nicht: „Faites moi de bonne politique et je vous ferai de bonnes finances!“ Ja, die Erfolge unsrer Heere und Heerführer habe das Beste dazu getan, um jenes Vertrauen

Digitized by Google

des Volkes zu heben, das sich im Umlauf des Geldes, im Umsatz der Volkswirtschaft und der Bereitwilligkeit, dem Reich Kredit zu gewähren, äußert! Aber damit dieses Vertrauen sich in richtiger Weise äußern konnte, mußte die geeignete finanzielle Organisation vorhanden sein. Sie wurde für Geld- und Finanzangelegenheiten sofort gefunden und gleichmäßig durchgesetzt, während die notwendigen übrigen volkswirtschaftlichen Organisationen, insbesondere jene für Regelung der Preise und der Konsumtion bei der völligen Neuheit der Sache vielfach tastende Versuche blieben, die bald Verschärfungen, bald Milderungen erlitten.

Wenige klare Gesichtspunkte genügten: Man hat gerade den Zwangskurs der Noten dazu benutzt, den Umlauf der Zahlungsmittel durchaus regelmäßig zu gestalten und jede Inflation zu vermeiden, man hat den Goldschatz gewahrt, aber wo es not tat und möglich war, einzelne Auslandzahlungen aus ihm bewilligt — man könnte vielleicht durch einen besonderen, hierzu bestimmten Fonds die Schwankungen unsrer Valuta im Ausland auf ein Geringstmaß zurückführen —; man hat von der schwebenden Schuld, dem Betriebskredit des Staats, nur einen bescheidenen Gebrauch innerhalb der vom Reichstag jedesmal festgestellten Grenzen gemacht und sie nach jeder neuen Milliardenbewilligung sofort durch die Rentenschuld ersetzt; man hat ohne Zögern sogleich zum festen Kredit, zur Kriegsanleihe gegriffen und in den gegebenen, sicher vorhergesagten Zeitabschnitten sie wiederholt; man hat endlich zu ihrer Erleichterung ebenso wie zur Beschaffung der nötigen kleineren Umlaufsmittel die Reichsdarlehenskasse gegründet.

Der Erfolg dieser vereinigten Maßregeln war überraschend. Der Ernst der Zeit schließt es von vornherein aus, daß man unnütze Scheinmanöver einer blendenden Ueberzeichnung, wie sie Frankreich früher beliebte, wie sie aber deutsche Staaten immer verschmäht haben, aufführte; die reale Zeichnung und Einzahlung war erforderlich und allein zugelassen; aber auch die Vermittlung der Großbanken, die große Posten zu festem Preise übernehmen, um sie dann in geeigneter Weise ins Publikum zu bringen, war entbehrlich, während selbst England diesmal nicht ohne sie auskommt und auf Herrn Morgans Bereitwilligkeit angewiesen ist — ich glaube auch nicht, daß man es bei den neuen Anleihen nötig haben wird —; man konnte sich unmittelbar an die Kapitalbesitzer, ja mehr als das, an das ganze Volk wenden. Mit Stolz hat der Reichsschatzsekretär verkünden können, daß $4^1/_2$ Millionen der Zeichner auf solche unter 3000 Mark Einkommen entfallen, daß die Sparkassen einen großen Teil der Anleihe unmittelbar und einen weiteren, noch größeren für ihre Sparer gezeichnet haben.

Die Reichsdarlehenskasse, die Waren und Effekten zu einem angemessenen Wertanschlag beleiht und auf Grund dieser mehr als ausreichenden Deckung kleine Kassenscheine ausgibt, ist eine Einrichtung, die der preußische Staat bereits zu wiederholten Malen mit großem Erfolg in Krisen und kritischen Zeiten, zuerst 1848, angewandt hat, um den stockenden Kredit zu beleben und dem versickernden

Digitized by Google

Geldumlauf zu Hilfe zu kommen. Diesmal sollte sie den Besitzern von solchem Kapital, das sie nicht veräußern wollen oder ohne Schaden nicht veräußern können, die Möglichkeit gewähren, einen Teil ihres Besitzes für die Anlage in Kriegsanleihe flüssig zu machen — ein durchaus reguläres Geschäft, das sich sonst bei jeder größeren Emission der privaten Lombardierung bedient. Es bedeutet keineswegs jenes „Papier auf Papier legen", das uns die Engländer vorhalten, die doch durch die Beleihung ihrer Anleihestücke seitens der Bank eine viel weniger offene, zur Verschleierung des wirklichen Zinsfußes dienende Lombardierung zum gleichen Zweck ins Werk gesetzt haben. Der ganze Unterschied besteht darin, daß jene zum Zweck der Kapitalbeschaffung für die Anleihe nachher, wir vorher lombardieren. Es hat sich aber herausgestellt, daß überhaupt die Darlehenskasse in einem erstaunlich geringen Maße in Anspruch genommen wird; nur 1600 Millionen Mark von 25½ Milliarden sind durch sie begeben worden. Die Darlehenskassenscheine, die uns jetzt schon so gewohnt und beliebt geworden sind, werden rasch wieder verschwinden in demselben Maße, wie die Pfänder wieder eingelöst werden; das Reich wird es nicht für nötig finden, eine besondere Lombardanstalt zu errichten; die kleinen Banknoten von 20 Mark aber werden bleiben und gleich der englischen Currencynote unser normales Geld werden.

Der Eifer, mit dem sich unser Volk zur Zeichnung der Kriegsanleihen drängt, steht im Gegensatz zu den kümmerlichen Erfahrungen, die noch 1870 der preußische Staat mit seiner Kriegsanleihe machen mußte, obwohl doch damals die nationale Begeisterung um nichts geringer war als heute. Er ist sehr erfreulich, aber als ein besonderes Zeichen von Patriotismus haben wir ihn nicht einmal anzusehen; *den* bewährt unser Volk auf ganz andern Gebieten. Eine Anleihe zu 5 Prozent, bei der die Kündigung auf zehn Jahre ausgeschlossen ist, für einen siegreichen Staat zu zeichnen, ist ein gutes Geschäft, das sich als solches auch in dem ausgezeichneten Kurs geltend macht, so daß wir bei der letzten Anleihe zu einem Ausgabekurs von 99, der also den Paristand beinahe erreicht hat, gelangen konnten. Keine andre Nation hat einen ähnlichen Erfolg aufzuweisen; und, was das Wichtigste ist, diese Anleihe ist durchaus aus eignen Mitteln aufgebracht worden.

Mit Recht hat man hierauf den größten Nachdruck gelegt im Hinblick auf die Schwierigkeiten, denen selbst England im Kriege bei seinen Auslandsanleihen begegnet. Der Reichtum Deutschlands an verfügbarem Kapital hat uns selber überrascht, obwohl die Volkswirte und Statistiker längst darüber lächelten, wenn sie die altgewohnte Redensart vom armen Deutschland und vom reichen Frankreich hörten. Wir sehen, einen wie bedeutenden Anteil die Sparkassen allein zu stellen vermochten, die doch deshalb auf die Erfüllung ihrer regelmäßigen Aufgaben und ihre Liquidität nicht verzichten. Viel Kapital lag zurzeit auch brach, trotz der glänzenden Flankenschwenkung, die unsre Industrie gemacht hat, um sich den gegenwärtigen Produktionsbedingungen anzupassen. Man denke nur an das Stocken unsers Auslandhandels, an den Stillstand unsers Baumarkts während des Krieges. Es strömte gern, der Natur des mobilen Kapitals gemäß,

Digitized by Google

in diese gewinnbringende Anlage; die Besitzer waren ja sicher, daß sie diesen Besitz sogleich wieder mit Vorteil veräußern können, sobald sie ihr Kapital zu anderm Zwecke bedürfen. Auch das fixierte Kapital, wo es sich im Kriege voll beschäftigt sah, konnte sogar in höherem Maße als früher seinen Kredit anspannen. Wie konnte man besser Abschreibungen und Reserven, mit denen unsre vorsichtige Großindustrie in so großem Maße vorgegangen ist, festlegen als in der neuen Reichsanleihe? Die hohen Ziffern, mit denen jedesmal bei den einzelnen Emissionen die Großindustrie eintrat, legen dafür Zeugnis ab. Nicht zuletzt: es wurde im Kriege verdient, viel verdient. Es ist gewissermaßen eine stillschweigende Voraussetzung, daß diese Gewinne auch wieder dem Reiche zugute kommen. Das jetzige Sperrgesetz, das alle Gesellschaften verpflichtet, 50 Prozent ihres Mehrgewinnes in deutscher Reichsanleihe oder in Staatsanleihen vorläufig festzulegen, bringt dies nur zu gesetzlichem Ausdruck. So haben wir die Lehre, daß eine Anleihe auf Kosten des produktiven, in der Gütererzeugung und besonders im Arbeitslohn umgeschlagenen Kapitals erfolge, durch die Tat glänzend widerlegt, und wir bekennen, daß es gerade die Anleihe ist, die nicht nur dem Reich die Mittel zum Existenzkampf zu Gebote stellt, sondern die gesamte Volkswirtschaft im richtigen Gange erhält.

Was vollzieht sich also eigentlich bei einer solchen Anleihe? Machen wir uns den Vorgang allgemein — um nicht zu sagen theoretisch — klar: Der Staat erhält eine weitgehende Verfügung über die Güter und die Arbeitskräfte der Volkswirtschaft zur Befriedigung seiner Bedürfnisse. Er kauft diese, entlohnt jene in der gewöhnlichen Weise und gibt dadurch reichliche Gelegenheit zur Beschäftigung, die sonst bei der Störung der normalen Wirtschaft durch den Krieg vielfach fehlen würde; er hält zugleich durch Unterstützungen den Stand der Lebenshaltung der Familien der Kriegsteilnehmer und damit Zufriedenheit und Arbeitskraft aufrecht. Er bringt, wie das Volk sagt, „das Geld unter die Leute“, d. h. er erhält den gleichmäßigen Umtrieb der Wirtschaft. Er nimmt den einen Teil der Industrie, die sonst Bedürfnisse, die jetzt unnütz oder minder begehrt sind, herstellt, in seinen Dienst; dieser schaltet sich um und stellt Kriegsbedarf her, während der andre Teil für diesen, für die Soldaten im Feld, für das gesamte Volk die dauernd notwendigen Güter in ausreichendem Maße zu besorgen hat. Für beide bedeutet dies eine ungewöhnliche Anspannung, eine Mobilisierung von Kräften, die sonst weniger beansprucht werden, da die besten Kräfte jetzt ihre Arbeit auf dem Schlachtfeld leisten. Alles kommt darauf an, daß der Gang der Volkswirtschaft, daß der Erwerb möglichst wenig gestört wird. Der Staat als der Hauptarbeitgeber, als der Regulator des gesamten Marktes muß hierzu auch das bedeutendste Kapital in seiner Hand haben. Dieses erhält er vorgeschossen durch die Anleihen. Die ersten ihm so zur Verfügung gestellten Mittel sind real da. Die eingezahlten Summen entsprachen wirklichen Werten, stilliegenden Kapitalien oder solider Beleihung, die der Staat selber fördert. Die späteren sind schon wieder neu gebildetes Kapital, Kriegsgewinne, Sparguthaben. Das Spiel kann weitergehen mit denselben Geldzeichen,

Digitized by Google

die hin und her wandern und doch immer neu nachwachsendes Kapital repräsentieren. Nur wenn der Staat seine eignen Schuldverschreibungen in Zahlung nimmt, wie es jetzt Frankreich tut, ist es altes Kapital, das schon einmal von ihm verbraucht worden ist, und wenn er statt der Anleihe seine Notenpresse in Bewegung setzt, ist es ein Scheinkapital und eine Verminderung statt einer vorgespiegelten Vermehrung des nationalen Vermögens.

So ist Arbeit und Kapitalbildung gesichert für die Gegenwart, die Last aber ist auf die Zukunft gelegt, die jene Vorschüsse verzinsen und rückzahlen muß. Der Staat hat nicht das vorhandene volkswirtschaftliche Kapital verzehrt, er hat es sogar durch seine Beschäftigung erhalten und Anlaß zur Bildung von neuem gegeben, wo die andern Wege hierzu versperrt waren. Dagegen hat er auch nicht neues *Kapital* geschaffen, wohl aber zahlreiche *Rententitel*, die zwar privatwirtschaftlich Kapital heißen, sozial auch als solches wirken, indem sie im Dienste der Vermögenskumulation stehen, es volkswirtschaftlich jedoch nicht sind. Für die Gegenwart ist diese Verschiebung eine Erleichterung und für den Staat eine Notwendigkeit; für die Zukunft kommt es darauf an, ob sie als tote Last, als Besteuerung produktiver Arbeit durch bloße Konsumenten mitgeschleppt werden soll oder ob ihre Erträgnisse produktiv verwendet werden, ob sie vielleicht selber, bis sie der Staat ablöst, dazu dienen soll, fremdes fruchtbares Kapital in unsre Volkswirtschaft zu ziehen. Denn ohne Zweifel werden nach einem endgültigen Siege, der Deutschlands Ansehen und Kredit auch bei den Widerwilligen sehr heben wird, diese Obligationen ein international vielbegehrtes Anlagepapier werden. England muß jetzt im ungünstigsten Zeitpunkt von Amerika borgen, *wir* werden unsre Staatsobligationen später im günstigsten dahin absetzen. Denn so gut es ist, den Hauptteil des nationalen Kapitals im eignen Lande zu haben und festzuhalten, so nützlich ist es doch in Zeiten des Aufschwungs, denen wir entgegengehen, eigne Rententitel gegen fremdes produktives Kapital einzutauschen. Ein Volk braucht trotz ungeheuren Rentenschulden, mit denen es sich selber belastet, keine müßige Rentnerklasse im Uebermaß in seinem eignen Innern zu schaffen. Die Gefahr freilich ist da und muß nach Möglichkeit vermieden werden. Frankreichs Beispiel steht warnend da.

Die Nützlichkeit der Staatsschulden im Kriege leuchtet wohl ebenso ein wie die Bedenken, die ihre enorme Vermehrung für den Frieden mit sich führt. Wenn sie nun auch eine soziale Verschlechterung nicht an und für sich mit sich bringen, wie es einst für England behauptet wurde, wenn es nicht ohne weiteres richtig ist, wie kürzlich bei uns gesagt wurde, daß im Kriege die Reichen immer reicher, die Armen ärmer werden, so sind deshalb doch die andern Gründe, die dort zu einer Einkommensteuer gedrängt haben, stets vorhanden. Die Gefahr, daß solche Personalsteuern, die nach der Leistungsfähigkeit abgestuft sind, der Kapitalbildung, die dem Staat selber zugute kommt, schädlich sein könnten, ist doch eben nur dann vorhanden, wenn jene Grenze der Leistungsfähigkeit überschritten wird. Schon beginnen die einzelnen Staaten, die durch eigne Anleihen in dieser Zeit die des Reiches nicht durchkreuzen können, ihrerseits mit beträcht-

Digitized by Google

lichen Steuerzuschlägen, um das Gleichgewicht ihres Haushalts nicht zu gefährden; es wäre unnatürlich, wenn man nur sie auf solche, das Reich aber ausschließlich auf Schulden verweisen sollte. Auch das Reich muß jetzt, zumal eine seiner Haupteinnahmequellen, die Zölle, versagen, zu Steuern greifen. Wir müssen zum Ende des Krieges das tun, was England am Anfang getan hat.

Gewiß ist dieser Weg der richtigere. Englands Volkswirtschaft war mindestens anfangs viel weniger gestört als die unsrige, die eines blockierten Landes; wir mußten die Steuerkraft schonen und das Kapital, das dies nicht ohne Entgelt tat, in den Dienst des Staates nehmen. Jetzt dagegen, wo sich unser ganzes Wirtschaftsleben auf den Krieg eingerichtet hat, wo höchst ungleichmäßig verdient wird, wo zugleich die Sorge, wie das Zinserfordernis der Zukunft aufzubringen ist, näher rückt und wir die Zinsen der früheren Anleihen nicht aus den Beträgen der neuen zahlen wollen, jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, wenigstens einen Teil der Kosten durch Steuern aufzubringen.

Der allgemeine, immer stärker werdende Ruf ging dahin, die Kriegsgewinne hoch zu besteuern. In Finanzsachen gilt das Wort „Vox populi vox Dei" nicht; denn nirgends läßt sich die Volksstimme so leicht durch den äußeren Schein bestimmen wie in diesen schwer durchsichtigen Angelegenheiten; aber im Kriege ist sie eine Macht, und hier gab sie den instinktiven Ausdruck für die Bemessung der Last nach der Leistungsfähigkeit wieder. Das einzig Konsequente war freilich der Antrag der Sozialdemokratie, der eine neue Erhebung des Wehrbeitrags vorschlug; denn durch diese Verbindung von Vermögens- und Einkommensteuer bei rigoroser Ermittlung würde die Leistungsfähigkeit am besten getroffen werden. Aber radikale Parteien haben es leicht, konsequent zu sein. Der alte Wehrbeitrag läßt sich nicht weiter erheben, da sich alle Verhältnisse durch den Krieg verschoben haben; eine neue Einschätzung ist unmöglich, weil die große Masse der männlichen Bevölkerung im Felde steht, weil die Bewertung wichtiger Vermögensstücke auf Schwierigkeiten stößt, weil im Kriege selber eine billige Rücksicht auf die Einzelstaaten, die ohnehin stärker aus ihren Steuerquellen schöpfen müssen, zu nehmen ist. So ergibt sich denn eine Besteuerung des Vermögenszuwachses, eine „Kriegsgewinnsteuer" in der Tat als einzige Möglichkeit.

Auch sie unterliegt den mannigfaltigsten, jedoch nicht unüberwindlichen Schwierigkeiten, und weder über die Art und Weise ihrer Durchführung noch über ihre wahrscheinlichen Erträge läßt sich irgend etwas Bestimmtes sagen. Ein Antrag der Reichspartei hat die Einschätzung der privaten Kriegsgewinne alsbald gefordert. Eine solche ist selbstverständlich, aber die Aufgabe sogleich durchzuführen, stellt sich als unmöglich heraus; man muß sich erst einen Anhaltepunkt schaffen. Einen solchen glaubt man in den Kriegsgewinnen der Erwerbsgesellschaften zu haben, und so entschloß man sich, dieses Steuergesetz, wie man gesagt hat, in Etappen durchzuführen, indem man einstweilen ein „Sperrgesetz" in Angriff nimmt, durch das alle jene Gesellschaften verpflichtet werden, die Hälfte ihrer Kriegsgewinne in Reichsanleiheobligationen einstweilen festzulegen.

Digitized by Google

Damit würde das Höchstmaß späterer Besteuerung gegeben sein. Schon die Beratungen im Ausschuß für den Reichshaushalt und die Erörterungen in der Presse haben aber gezeigt, welche Hindernisse etwa im Wege stehen und Rücksicht erfordern.

Nur einige von ihnen seien herausgehoben. Es sind die einer jeden Steuerkasuistik: 1. Was ist Kriegsgewinn? Der Mehrertrag über den durchschnittlichen Gewinn normaler Zeiten. Damit sind aber ganz offenbar Werke, die schon früher gut rentiert haben, begünstigt vor jenen, die dazu nicht in der Lage waren, jetzt aber bei der allgemeinen Umschichtung der Industrie auch einmal reichlich verdienen können. Für sie ist die Differenz eine ganz andre, und das Bibelwort kommt wieder einmal, wenn auch indirekt, in Anwendung: „Wer da hat, dem wird gegeben." 2. Wie ist der Durchschnitt normaler Zeiten anzusehen? Sind die schlechtesten und die besten Jahre auszuschalten? Aus wie vielen ist der Durchschnitt zu machen? Diese überall wiederkehrende Schwierigkeit ist leichter zu lösen. 3. Wie sind Amortisationen und Reserven zu behandeln? Hier sind die Schwierigkeiten um so größer; denn die Politik der Gesellschaften war in diesem Punkte sehr verschieden, je nach dem Maß ihrer Vorsicht oder auch nach dem Wunsch, den Kursstand zu beeinflussen. Schon die reguläre Amortisation von Maschinen verändert sich nach dem Maß ihrer Ueberanstrengung; Maschinen, die neu eingestellt sind und nach dem Kriege keine weitere Verwendung finden, ja ganze Betriebe dieser Art — z. B. für künstlichen Kautschuk usw. — ergeben schließlich trotz großer Verdienste nur einen Scheingewinn, hinter dem sich eine Verlustarbeit verstecken kann, sie kommen also überhaupt nicht in Betracht. Vollends aber die stillen Reserven, das Hauptgeheimnis solider Aktiengesellschaften, aber doch immer ein zufällig schwankender Teil des Ertrags! Welcher Teil ist als Mehrgewinn, der nur der Vermögensbildung dient, heranzuziehen, welcher als Ersatz und Verstärkung des Betriebskapitals, als notwendiger Rückhalt desselben anzusehen? Eine allgemeingültige Antwort läßt sich darauf kaum geben. 4. Welche Gesellschaften sind als Erwerbsgesellschaften anzusehen? Da die Gesellschaftsformen, in sich schon mannigfaltig, für die verschiedensten Zwecke benützt werden, ist die Beantwortung dieser Frage fast die schwierigste und führt schon jetzt zu unliebsamen Erscheinungen. Es besteht kein Zweifel darüber, daß gemeinnützige Gesellschaften wegfallen, aber schon bei den Konsumvereinen ist die Sache nicht klar. Ihre Gewinne sind eine bloße Rückerstattung am Kaufpreise, und es scheint darüber Einigkeit zu bestehen, daß sie, soweit sie nach dem Rohumsatz verteilt werden, nicht unter das Gesetz fallen, sondern nur soweit ihre Verteilung nach den Geschäftsanteilen, die bekanntlich jedes Mitglied zu erwerben genötigt ist, erfolgt. Diese Scheidung ist aber nicht leicht durchzuführen. Oder sollten sie als gemeinnützig ganz freigelassen werden? Diesen Charakter werden ihnen die Konkurrenten heftig bestreiten. Die Schwierigkeiten wiederholen und vergrößern sich bei den Produktivgenossenschaften, die nur einen Teil des Gesamtbetriebes ihrer Teilnehmer herausgehoben haben, um ihn gemeinsam zum Vorteil der Einzelbetriebe zu vollziehen, die also nicht als besondere Unternehmungen aufgefaßt werden. Dahin gehören z. B. Molkereigenossenschaften. Läßt man sie

Digitized by Google

völlig frei, so könnte es aber dahin kommen, daß ein großer Betrieb dieser Art, der alle Vorteile der juristischen Person genießt, zwar bedeutenden Gewinn erzielt, aber in lauter kleine Lose unter den Teilnehmern ausschüttet, die sich von der Besteuerung nicht erfassen lassen. Zu solchen Betrieben gehören vor allem auch die Syndikate als bloße Verkaufsbureaus ihrer Mitglieder. Wo sind die vielleicht ungeheuren Gewinne, die sie machen, zu erfassen? Sind sie an der Quelle, sind sie bei den Teilnehmern, von denen viele sich gar nicht der Gesellschaftsform bedienen, zu sperren? Und jene Arten der G. m. b. H., die nur als bequeme Form der Kapitalbeschaffung an große Privatunternehmungen locker angeknüpft waren; denn es war so verführerisch, unbeschränkt zu verdienen und beschränkt zu haften? Was hat mit ihnen zu geschehen? Schon soll eine wahre Flucht aus dieser Form der Unternehmung beginnen in Aussicht auf jenes kommende Gesetz, und auch allergrößte Industrielle gehen bereits damit vor, diese ihre Außenposten aufzulösen und ihre Truppe in ihrem eignen privaten Hauptbetrieb, der dem Sperrgesetz nicht unterliegt, zu konzentrieren. 5. Hat ein starker Abzug von den Gewinnen, die der Staat seinen Lieferanten zahlt und zubilligt, nicht auch seine Bedenken? Nimmt er ihnen damit nicht aus der einen Tasche, was er in die andre gesteckt hat? Ist die Gefahr, daß diese Steuer, wenn sie erst einmal feststeht, ja schon, wenn sie droht, nicht im Preise seiner Bezüge auf ihn zurückgewälzt werde, ganz ausgeschlossen? Es wird wie bei jeder Ueberwälzung darauf ankommen, wer den andern nötiger hat. Der Versuch wird schon gemacht werden. 6. Unterliegt nicht endlich auch die Festlegung in Reichs- oder Staatsanleihe einigen Bedenken, weil sie das Betriebskapital in einem Augenblick, wo man es sehr nötig brauchen könnte, schmälert? Gerade diese Befürchtung ist gleich anfangs ausgesprochen worden. 7. Wie ist endlich überhaupt die Doppelbesteuerung, die immer vorhanden ist, wenn die Gesellschaft und die Teilnehmer zugleich mit dem vollen Betrag ihres Mehrgewinnes betroffen werden, in möglichst billigen Grenzen zu halten? Denn die Berufung auf die höhere Leistungsfähigkeit des assoziierten Kapitals dürfte bei der geringen Rentabilität vieler Gesellschaften und der enormen mancher privater Riesenbetriebe etwas antiquiert sein. Völlig vermeiden läßt sie sich nicht. Die Kommunen haben seinerzeit damit beginnen müssen, weil sie sonst gerade die größten Betriebe, die von ihnen den höchsten Nutzen ziehen, hätten steuerfrei ausgehen lassen müssen. Dann hat Miquel erklärt: „Was den Kommunen recht sei, sei dem Staat billig"; und er hat damit allgemeine Beistimmung gefunden. Das ging wohl an, solange trotz der Staffelung des Steuertarifs seine Sätze noch mäßig waren; es wird zu unverhüllter Konfiskation bei hohen Steuersätzen. 50 Prozent bei den Gesellschaften und weitere 50 Prozent bei den Teilhabern würden 75 Prozent ausmachen. Das hat man der Reichsbank zumuten können, die tatsächlich ein öffentliches Institut ist; man kann es nicht von Aktionären eines Hüttenwerks verlangen. Die Möglichkeit des Abzuges ist zwar gegeben; ihre Durchführung, bei der ein Teil des Einkommens oder Vermögenszuwachses frei bliebe, ist auch nicht leicht.

Digitized by Google

Es ist ein Zeichen für die Gründlichkeit, mit der die beteiligten Faktoren der Gesetzgebung alle finanziellen Angelegenheiten behandeln, daß bereits im Ausschuß alle Möglichkeiten und Fährlichkeiten einer solchen Sperrmaßregel erwogen worden sind, daß aber auch gerade im Hinblick auf das feindliche Ausland ihre Notwendigkeit anerkannt worden ist. Die eigentlichen Schwierigkeiten werden erst kommen, wenn das Gesetz selber im März beraten wird. Wenn es dann verabschiedet worden ist, werden die vielerlei Umstände und Beanstandungen bei der Einschätzung der Privaten sich ergeben. Die völlig gleichmäßige Durchführung ist unerläßlich, denn die Steuerfreudigkeit erlahmt sofort, sobald der Belastete sieht, daß sein Nachbar in gleicher Lage nicht betroffen wird. Man bedarf keiner besonderen Prophetengabe, um vorauszusagen, daß weite Berufskreise nach Möglichkeit bestrebt sein werden, sich überhaupt keinen Kriegsgewinn herauszurechnen. Auch einer halb legalen Defraudation wird man nachgehen müssen. Schon jetzt, mitten im Kriege, werden, nach guten Informationen, von ängstlichen Leuten große Summen in Perlen und Silbergeschirr angelegt — die übelste Art der Thesaurierung. Es ist nicht anzunehmen, daß vor dem Ende des nächsten Sommers die Erhebung selber stattfinden wird. Wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben, daß diese Kriegsgewinnsteuer dann schon die erste Friedensabgabe sein wird. Sie ist und bleibt ein Notbehelf; hat sie einmal ihre Schuldigkeit getan, so verschwindet sie von selber.

Ja, es ist dem vorzubeugen, daß sie dann bei der notwendigen Neuordnung aller Verhältnisse nicht etwa zu einem Hemmnis einer richtigen, dauernden Steuerreform werde. Daß eine solche, eine Reformation an Haupt und Gliedern, wie man in früheren Zeiten sagte, kommen muß, das machen schon die notwendigen Ausgaben der Friedenszeit nötig. Die Verhältnisse dieses Krieges lassen keinen Vergleich mit denen der Jahre 1870 und 1871 zu. Wir werden gut tun, eine Kriegsentschädigung in Geld nicht von vornherein in Rechnung zu setzen. Auch im Falle eines vollständigen Sieges, nach dem wir unsre Bedingungen diktieren könnten, würde von Rußland und Frankreich kaum noch viel herauszuholen sein. England müßten wir ganz anders fassen können, als es bislang den Anschein hat, wenn es, leistungsfähig wie es ist, für sich und seine Verbündeten an uns Entschädigungen zahlen soll. Aber auch, wenn wir solche erhalten sollten, würden sie zur Wiederherstellung der Kriegsschäden, zur Neubewaffnung und zur Neumontierung, nachdem wohl auch die letzten Garnituren nur noch reif zur Wiedererstehung als Kunstwolle sind, draufgehen müssen. Es scheint, als ob die alte Befestigungskunst ihre Rolle ausgespielt hat; das bedeutet aber nur, daß eine neue, die gewiß um nichts billiger sein wird, einsetzen muß. Der Rest etwaiger Kriegsentschädigungen gäbe vielleicht einen Zuschuß zur Invalidenversorgung — mehr nicht.

Unter allen Gefahren des Friedens sind gewiß die einer plötzlichen Inflation des Kapitalmarktes wie 1871 am wenigsten dringend. Im Gegenteil ist es sehr wahrscheinlich, daß unmittelbar nach dem Friedensschluß, wenn wir unsern Vorrat an Rohmaterialien, Wolle, Baumwolle, Kupfer, wieder ergänzen, das

Digitized by Google

bare Metall stark abströmen wird, weil es sich seiner natürlichen Bestimmung als internationales Zahlungsmittel wiedergegeben sieht. Es wäre gar nicht so übel, wenn wir, da ja doch dieser ganze Krieg eine Art von Rückfall in die Naturalwirtschaft ist, uns etliche Kriegsentschädigungen in Rohmaterialien der Industrie vergüten ließen. Schon jetzt wird als einer der Gründe, weshalb unser Devisenkurs sich verschlechtert, angeführt, daß große Ankäufe von solchen in überseeischen Ländern, z. B. Wolle in Argentinien, im voraus gemacht wurden. Es wird eine der vornehmsten Aufgaben unsres Bankwesens, das sich im Kriege so vorzüglich bewährt hat, zu bilden haben, das internationale Zahlungswesen im Sinne der Unabhängigkeit von fremden Zahlungsplätzen und zu dauernder Stärkung unsres Goldvorrats zu erhalten.

In den Finanzen eines Staates geben immer die Ausgaben, die ihm aus seinen notwendigen Aufgaben erwachsen, das Tempo für die Beschaffung der Einnahmen an. Diese Ausgaben der Zukunft liegen klar vor Augen, und es wäre Torheit, sich vor ihnen zu verschließen. Verzinsung und Amortisation der neuen Reichsschulden werden mindestens 2 Milliarden Mark betragen, die Unterstützung der Hinterbliebenen und der in ihrer Erwerbsfähigkeit Geschädigten, auch wenn man sie nach Möglichkeit in geeignete Berufe überleitet, eher mehr. Wir haben schon jetzt mit einer Erhöhung des Reichsetats um etwa 5 Milliarden Mark zu rechnen. Setzt sich der Krieg über den Sommer fort, so steigen natürlich die Kosten und die Notwendigkeit ihrer späteren Deckung in proportionalem Maße.

An eine Kapitalfundierung der Invalidenversorgung, wie sie 1871 durch den Invalidenfonds, der aus der französischen Kriegsentschädigung abgezweigt wurde, stattfand, ist diesmal bei der so viel größeren Zahl nicht zu denken. Eine angenehme Aussicht ist es nicht, etwa eine Million Staatsunterstützte zu erhalten. Es ist klar, daß Zufriedenheit, die kein Erbteil des Deutschen ist, bei ihnen nicht einkehren wird. Der Staat hat eben wie der wahre Christ das Rechte zu tun, nur weil es richtig ist. Dankbarkeit erhält für ihre ideellen Leistungen nur die Kirche, Aber hier liegt die unerläßlichste aller Ehrenpflichten vor; und wenn nach Menschenaltern der Staat dem letzten Invaliden des großen Weltkrieges noch seine Rente gewährt, wird er wie eine heilige Reliquie angesehen werden. Diese Ausgabe amortisiert sich freilich von selber; aber es ist trotzdem nicht geraten, sie auf amortisierbare Anleihen zu nehmen. Im Gegenteil müssen wir dahin sehen, die ungeheure Schuldenlast, die ohnehin auf 35 Milliarden anwachsen wird, im Lauf der Zeit auf ein erträgliches Maß zurückzuführen. Ihre Konversion nach Verlauf von zehn Jahren ist vorgesehen. Vielleicht könnte man ihre Tilgung mit der allmählichen natürlichen Verringerung der Invalidenunterstützung in Zusammenhang bringen, so daß stets die gleiche Summe an Steuern für diese beiden Zwecke zugleich aufzubringen wäre und diese beiden Hauptausgaben in umgekehrtem Verhältnis, einander sich bedingend, auch gleichzeitig verschwänden. Vergessen wir nicht, daß auch die Einzelstaaten und besonders die Kommunen aus der Kriegszeit und aus den Anforderungen

Digitized by Google

der ersten Friedenszeit mit erhöhten Schulden und Ausgaben hervorgehen. Wir können uns in Deutschland alles in allem auf einen Mehrbetrag an Steuern von $5^1/_2$ bis 6 Milliarden gefaßt machen.

Zugleich werden wir aber große Kapitalien nötig haben, nicht nur um unsre frühere weltwirtschaftliche Stellung, die im Kriege durch die englische Absperrung verloren gegangen ist, wieder zu erwerben, sondern auch um von den neuen Gebieten des Absatzes und der Unternehmung, die uns der Krieg erschlossen hat, den rechten Erfolg zu ziehen. Denn unsre Verbündeten, mit denen uns wechselseitige Dankbarkeit fortan auch weiter verbinden wird, sind zwar für eine wirtschaftliche Annäherung an Deutschland sehr eingenommen; aber es ist ihnen nicht zu verdenken, daß sie dabei ihren Vorteil im Auge haben. Was sie brauchen, ist unser Kapital. Von der Türkei versteht sich das ganz von selbst; und schon vor dem Krieg war neben unseren deutschen Instruktionsoffizieren das deutsche Kapital, das so bescheiden überall nur hilft, mäßig verdienen und nirgends herrschen will, der Förderer unsrer Freundschaft. Aber auch Oesterreich und besonders Ungarn gibt uns deutlich genug zu verstehen, was es von der wirtschaftlichen Annäherung hofft. Es ist auch gut so. Unser Kapital muß so bald als möglich wieder hinaus in alle Welt zu weltwirtschaftlicher Arbeit; mit unsern Schuldobligationen selber sollen wir zunächst zu diesem Zweck uns auch fremdes Kapital ins Land holen. Nicht das ist der Sinn dieses Krieges, nicht das der Vorteil unsrer heimischen Kapitalfundierung, daß wir ein „geschlossener Handelsstaat" im Sinne Fichtes zu werden begehrten.

Noch weniger aber könnte und dürfte Deutschland zu einem Rentnerstaat im Sinne Frankreichs werden. Wir sind nicht für den müßigen Genuß feststehenden und automatisch sich vermehrenden Vermögens geschaffen! Es sei nochmals auf diesen wichtigen Punkt hingewiesen. Eine gewisse Gefahr liegt vor, denn zunächst vermehrt sich das bloße Rentenkapital durch die Reichsschulden um 35 Milliarden Mark — eine ungeheure soziale Verschiebung! Jedermann redet heute von der Notwendigkeit dauernden sozialen Friedens, von der günstigeren Stellung, die dank der Kriegsereignisse und dank der Bewährung der Gewerkschaften die arbeitenden Klassen in der Gesellschaft und der Politik einnehmen werden, falls sie eine törichte Minorität zurückdrängen und sich auch weiterhin zu tätiger Mitarbeit entschließen. Aber zunächst liegt es auf der Hand, daß der Krieg, der mit Anleihen geführt worden ist, eine große Stärkung gerade des Rentenkapitals schon mit sich gebracht hat, und daß die kommenden wirtschaftlichen Aufgaben eine weitere Stärkung des produktiven Kapitals mit sich bringen müssen. Hoffentlich bedeutet dieser Krieg den Anfang einer Versöhnung; aber eine Schwächung der kapitalistischen Wirtschaft bedeutet er nicht. Wenigstens dürfen wir also in Zukunft unsre Finanzen nicht danach einrichten, daß sie eine Bewirtschaftung zugunsten von Staatsrentnern werden. Mehr wie je müssen wir unsre Steuerpolitik unter soziale Gesichtspunkte stellen!

Damit kehren wir zum Ausgang zurück. — Ist es möglich, mit einem Steuersystem, das schon in friedlichen Zeiten steigenden Wohlstands unzulänglich war,

Digitized by Google

in der Zukunft bei so gewaltig gesteigerten Ausgaben auszukommen? Und wenn nicht: welche Konsequenzen müssen für die Gestaltung der Reichseinnahmen und folgerichtig auch für das Verhältnis des Reichs zu den Einzelstaaten gezogen werden? — Wie die Antwort auch ausfalle, jedenfalls muß, was geschehen soll, sofort geschehen. Das Eisen muß geschmiedet werden, solange es heiß ist. Solange die Begeisterung nach dem Kriege noch wach ist, solange grundsätzliche Aenderungen noch im Zusammenhang vollzogen werden können, müssen sie auch durchgeführt werden. Nach den Freiheitskriegen hat Goethe mit Recht gespottet:

„Begeisterung ist keine Heringsware,
Die man einpökelt auf etliche Jahre."

Wenn unsre Reichsfinanzen so verfahren sind, so liegt es eben daran, daß ihre Grundlagen schief waren und nie mehr haben zurechtgerückt werden können. Mit dem bloßen Suchen nach neuen Steuerquellen, wobei man ja schon eine gewisse Virtuosität erworben hat, allein ist es wahrhaftig nicht geschehen.

Man setzt vielfach seine Hoffnung auf Monopole. Von solchen ist ein Zigarettenmonopol, da es sich hier um die Verstaatlichung einer bereits konzentrierten Industrie handelt, unschwer zu erreichen, kostet freilich zunächst Geld, und das Reich muß sich rechtzeitig den Bezug des Rohmaterials sichern. Ein allgemeines Tabakmonopol ist nach wie vor durch die Zersplitterung der Zigarrenindustrie, von der ganze, wichtige Landschaften wie die Pfalz abhängig sind, ausgeschlossen. Ein Branntweinmonopol ließe sich wohl durch Verstaatlichung der Zentrale für Spiritusverwertung, die die einheitliche Regelung bereits vollzogen hat, erreichen; allein der Staat dürfte wenig Lust bezeigen, diesen komplizierten Verwaltungsapparat mit den vielen Rücksichten, die nach allen Seiten zu nehmen sind und die ihm nichts als Klagen und Belästigungen seitens der verschiedenen Interessenten eintragen würden, selber zu übernehmen. Hier wie dort wird man sich begnügen, die Steuergesetze formell zu vereinfachen und die Steuerbeträge zu erhöhen. An ein Elektrizitätsmonopol in den Händen des Reichs ist nicht zu denken, da die großen Zentralen sowieso immer mehr in die Hände der Kommunen, Kreise, Provinzen übergehen und dahin auch gehören. Ein Petroleummonopol wird man wohl um so eher versuchen, als ein solches schon in den letzten Jahren vorbereitet war. Freilich haben sich schon damals große Schwierigkeiten gezeigt, die nicht nur in der Kontermine im eignen Lande und der Unterstützung, die sie bei einer großen Partei fand, liegen. Wenn der Staat ein Monopol einführen will, dann muß er auch sicher sein, die Gegenstände desselben rasch und mit möglichst geringen Kosten in seine Hand zu bekommen. Eine lange parlamentarische Vorbereitung, die so gut wie vor den Augen der Oeffentlichkeit geführt wird, ist dazu der am wenigsten geeignete Weg, namentlich wenn man wie beim Petroleum genötigt ist, die Stoffe vom Ausland zu beziehen und dort mächtigen Organisationen gegenübersteht, gegen die man notgedrungen erst die Außenseiter sammeln muß.

Daß man die Erträge eines Petroleummonopols nicht übermäßig anspannen darf, da es sich um die Beleuchtung minder leistungsfähiger Klassen handelt,

Digitized by Google

daß die andern Leuchtstoffe verhältnismäßig besteuert werden müssen, ist von vornherein klar.

Andre Monopole sind eher mit Kosten als mit Nutzen verbunden. Wenn man von einem Stickstoffmonopol geredet hat, so würde es eher den Zweck haben, die Werke, die im Frieden die Konkurrenz des natürlichen Salpeters nicht mehr aushalten könnten, zu entschädigen; im übrigen müßte der Staat im Interesse der Landwirtschaft gerade den Stickstoff möglichst billig abgeben. Er ist kein Gegenstand fiskalischer Ausnützung. Von einem Getreidemonopol reden wir erst gar nicht. Jedermann, Produzenten, Handel, Konsumenten, wird die Rückkehr des früheren Zustandes begrüßen. Die Kriegsgetreidegesellschaft, die doch auch noch kein Staatsmonopol ist, war bei allen anerkennenswerten Leistungen ein Notbehelf; schon jetzt, wo es sich wiederum um erweiterte Möglichkeiten des Bezuges handelt, beginnt ihr Nutzen zweifelhaft zu werden.

Ein Monopolbetrieb, der wichtiger als alle andern wäre, der in den Händen des Reichs die größten Vorteile für die Volkswirtschaft zeitigen könnte, kommt neuerdings wieder in Frage: der Erwerb der Eisenbahnen für das Reich. Der alte, unermüdliche Vertreter des Gedankens der Eisenbahngemeinschaft, der frühere Unterstaatssekretär Kirchhoff, der einst im Amt selber die preußischen Bahnen geleitet hat, tritt jetzt mit der Begeisterung des Jünglings für Reichseisenbahnen ein, weil unsrer großen Zeit nur ganze Arbeit gezieme, weil jetzt oder nie noch einmal der Augenblick gegeben sei, um Bismarcks größten wirtschaftlichen Plan zur Wahrheit zu machen, nachdem die, welche ihn einst scheitern ließen, durch schlimme Erfahrungen selber belehrt sind. Ich fürchte, der Zeitpunkt ist längst verpaßt. Allzu ungleich ist die Rentabilität, sind die Anlagekosten; zu sehr ist jetzt seit langem der preußische Staatshaushalt auf die Eisenbahneinnahmen gebaut; zu stark dürfte auch jetzt noch in Bayern, das über ein im wesentlichen selbständiges Netz verfügt, das von Umgehungen nicht viel leidet, das Bewußtsein des Sonderdaseins sein. Finanziell aber würde der Erwerb der Bahnen durch das Reich zunächst doch nur eine weitere immense Vermehrung der Schulden sein; der Vorteil würde ganz auf Seiten der schwächeren Einzelstaaten liegen. Hoffen wir, daß durch eine lebhafte Agitation, die wir jenem verdienten Staatsmann danken wollen, wenigstens die Eisenbahngemeinschaft, die ja im Kriege schon Tatsache geworden ist, daß eine Einheitlichkeit in der Verwaltung, eine billige Verteilung des Reinertrags zustande kommen. Auch das würde schon ein beträchtliches finanzielles Opfer Preußens, dem als Geschäftsführer des Verbandes dafür ein Zuwachs an Einfluß zufallen würde, bedeuten. Für das Reich könnte dabei als Mehreinnahme nur etwa eine Erhöhung der ihm zustehenden Verkehrsgebühren herauskommen.

Gerade hiermit aber dürften Finanzleute und Volkswirte sehr vorsichtig sein. Die Erfahrung hat uns jetzt zur Genüge belehrt, daß es mit der Erhöhung von Verkehrssteuern ein heikles Ding ist, daß man an keinem Teil des verwickelten volkswirtschaftlichen Organismus mit dem Aderlaß vorsichtiger ansetzen muß, weil eine Belastung gar zu leicht dahin ausschlägt, daß die Verkehrs-

Digitized by Google

handlung selber unterlassen wird. Von solchen Gebühren dürfte nur eine ganz sicher unschädlich sein, jene, an die bisher der Reichsfiskus nicht herangegangen ist trotz Englands und Frankreichs Vorbild: die Quittungssteuer, von jeder Rechnung über 10 Mark je 10 Pfennig! Man wird doch unsern Ladenverkäufern so viel Ehrlichkeit zutrauen wie den französischen!

So wird das Reich zunächst doch zur Erhöhung derjenigen Einnahmen schreiten, die ihm ohnehin bereits ganz oder zum großen Teil zustehen: der Zölle und inneren Konsumtionssteuern. Es macht sich schon jetzt niemand ein Hehl daraus, daß alle Gegenstände des Luxuskonsums und vor allem die des breiten Volksluxus, Kaffee, Tabak, Getränke, stark belastet werden müssen, wie es England schon während des Krieges getan hat. Nur findet eben die Belastung ihre Grenze im Rückgang des Verbrauchs; und es bedarf immer der sorgfältigsten Kalkulation, um das Optimum des Ertrags bei möglichst geringer volkswirtschaftlicher Einbuße herauszufinden; sonst schlachtet man die Henne, die die goldenen Eier legt.

Zur Erhöhung der Salzsteuer wird man ohnehin nicht schreiten, wohl aber das Kartell unter schärfere staatliche Kontrolle nehmen und die leistungsunfähigen ausschalten. Auch der Zucker ist kein besonders gutes Steuerobjekt sowohl aus Rücksichten der Volksernährung wie der Landwirtschaft.

Wenn man aus diesen sämtlichen Monopolen und Konsumtionsauflagen drei viertel Milliarden Mehrertrag herausbringt, so dürfte das schon ein guter Erfolg sein. Ein Wachstum der Bevölkerung wird ihren Ertrag steigern. Ist aber ein solches so bald nach dem Kriege wahrscheinlich? Andrerseits bringt die Sparsamkeit, um nicht zu sagen die Knappheit, des Verbrauchs, die noch auf längere Zeit einsetzen muß und die durch die Steuerlast noch erhöht wird, eine starke Beeinträchtigung des Ertrags der Aufwandsteuern mit sich. Wir bedürfen also zu ihnen noch einer weiteren indirekten Steuer, die in jedem Fall gezahlt werden muß, die sich weder ersparen noch hinterziehen läßt. Eine solche dürfte gegeben sein in einer Kohlensteuer, denn eine weitere Besteuerung notwendiger Lebensmittel ist ausgeschlossen, wie der Reichsschatzsekretär bereits erklärt hat als das einzige, was sich jetzt schon bestimmt sagen läßt. Bei der Kohle läßt sich die Preisgestaltung so leiten, daß einerseits die Entrichtung der Steuer durch den Verbraucher selbst unzweifelhaft ist, während die Ueberwälzung der Getränkesteuern keineswegs sicher ist, daß andrerseits eine stark fühlbare Belastung des kleinen Verbrauchers doch vermieden wird. Im Burenkriege hatte England einen Kohlenausfuhrzoll eingeführt, in der Hoffnung, daß durch ihn ein erheblicher Teil der Kriegskosten auf jene Länder, die es mit Kohlen versorgt, abgewälzt werden könne. Es hat damals keine besonderen Erfolge zu verzeichnen gehabt, da es damit nur unsrer Konkurrenz einen Vorschub leistete. Wahrscheinlich wird England jetzt den gleichen Weg einschlagen; eine allgemeine Verteuerung der Kohle wird eintreten, und wir brauchen deshalb auch bei einer inländischen Kohlensteuer nicht über den Weltmarktpreis hinauszugehen.

Digitized by Google

Die Preise bei uns werden durch die großen Kartelle bestimmt; auch für die Konkurrenz der Steinkohle, das Braunkohlenbrikett, gilt dies. Im Kriege haben sich die Kartelle trefflich bewährt, und es scheint dabei nicht einmal ein besonderer Druck der Regierung nötig gewesen zu sein. Jenes Schachspiel, wie es Regierung und Kartelle mit Vor- und Rückzügen vor dem Krieg aufführten, wird und muß in Zukunft aufhören. Auch ist in den drei großen Kohlengebieten die Machtstellung des Bergfiskus schon so groß und wird durch den jetzt endlich bevorstehenden Erwerb der Hibernia noch so viel größer werden, daß das gemeinsame Verfahren sich von selber ergibt. So kann die Preisbildung und wohl auch in noch höherem Maße als bisher die Verteilung der Förderung auf den einzelnen Zechen in so rationeller Weise geschehen, daß auch unsre Industrie, die von jeher den Kartellen für die Gleichmäßigkeit der Preisbewegung dankbar war, die Mehrkosten der Besteuerung ausgleichen kann. Eine allgemeine Verstaatlichung aber ist jetzt weniger angezeigt als je; denn unsre Kohle muß heraus; wir müssen die uns gebührende Rolle auf dem Weltkohlenmarkt spielen und dürfen den Auslandabsatz nicht bloß als verlustbringenden Ausgleich des inneren ansehen. Dazu kann nur der Handel in Verbindung mit der Schiffahrt dienen. Die Interessenvereinigung der gemischten Gesellschaften, die sich in der Politik der kommunalen Eigenbetriebe so vortrefflich bewährt, wird wohl auch hier das Beste zu leisten vermögen. Nicht damit wollen wir jedoch rechnen, daß eine solche Kohlensteuer eine dauernde Einrichtung bleibt. Es wäre bei ihr vielmehr notwendig, sie auf die bestimmten Zwecke, um derentwillen sie eingeführt wird, zu beschränken. Eine solche besondere Fundation unsrer Reichsschulden neben der allgemeinen Steuerfundation schadet in keinem Falle; und wenn wir ein bewegliches, dem Bedarf anzupassendes Element in unsre Steuerverfassung erhalten, wie es England besitzt, so ist das nur ein Vorteil.

Nicht völlig stehen bisher die Konsumtionssteuern in der Befugnis des Reichs. Zwei der wichtigsten Getränke, Bier und Wein, unterstehen noch zum Teil der Gesetzgebung und den Finanzen der Einzelstaaten. Es ist auch schwer einzusehen, wie sich das ändern soll, da in unserm mannigfaltig entwickelten Land und Volk Produktion wie Konsumtion dieser Genußmittel landschaftlich überaus verschieden sind. Preußen wird sich mit Rücksicht auf seine Winzer kaum entschließen, eine Weinsteuer wieder einzuführen, und die süddeutschen Staaten können auf eine Sonderbesteuerung des Bieres nicht verzichten. Oder wer wollte es riskieren, daß die Bayern bei einer völligen Gleichmäßigkeit der Bierbesteuerung zugunsten des Reichs sich beständig beklagen würden, daß sie dem Reich im Verhältnis zu andern zu viel zahlen?

So notwendig die Erhöhung der Konsumtionssteuern, mit denen auch das als sozial gerühmte Steuersystem Englands bereits vorangeht, an sich ist, so sicher es ist, daß man nur mit ihr zu den breiten Volksmassen gelangen kann, so liegt doch unzweifelhaft in der Zukunft auf ihnen weder der Nachdruck noch bereiten sie die größeren Schwierigkeiten. Es herrscht völlige Uebereinstimmung

Digitized by Google

darin, daß hohe Personalsteuern dem Reich den gebührenden Anteil an seinen Ausgaben fortan tragen helfen müssen. Die soziale Gleichmäßigkeit, die selbstverständliche Forderung, daß nicht der Masse des Volkes, den Konsumenten, die ganze Bürde auferlegt werden darf, nachdem sie im Kriege die Opfer an Menschenleben und Kraft gebracht, die Tatsache, daß diese Steuern zum großen Teil zugunsten der besitzenden Klasse der Staatsgläubiger aufgebracht werden müssen — alles rückt diese Frage in den Mittelpunkt des finanziellen und des sozialen Interesses. Hier aber werden auch die organischen Fragen des Verhältnisses von Reich und Einzelstaaten erst brennend.

Eine erste Möglichkeit ergibt sich, auf den Bülowschen Plan zurückzugreifen und wieder eine allgemeine Erbschafts- und Erbanfallsteuer vorzuschlagen. Es würde dies die geringste Aenderung des bestehenden Zustandes sein; die Steuersysteme der Einzelstaaten, die sich auf Einkommen und Vermögen der Pflichtigen gründen, könnten ziemlich ungeändert bestehen bleiben. Auch sind Anfänge zu einer solchen Reichsbesteuerung schon vorhanden. Die politischen Animositäten, die einst Bülows Politik vereitelten, sind gehoben; die Bedenklichkeiten der Konservativen, einem aus allgemeinem gleichem Wahlrecht hervorgegangenen Parlament die Verfügung über Personalsteuern und damit über den Geldbeutel der einzelnen anzuvertrauen, sind antiquiert, und die einzelstaatlichen Landtage werden wohl in Zukunft sich im Wahlrecht nicht mehr sehr vom Reichstag unterscheiden. Dennoch scheint bei genauerer Betrachtung dieser Weg nicht gangbar. Erbschaftssteuern, wie sie auch im einzelnen konstruiert sein mögen, sind nur erträglich, wenn sie nicht zu hoch sind. Sie werden sonst zu einer unbilligen und ganz willkürlichen Konfiskation, zu einer Bestrafung des frühen Todesfalls und einer Prämiierung der Langlebigkeit. Nur bei einem mäßigen Satz sind diese unausweichlichen Schwächen zu ertragen.

Sie passen überhaupt nur für ein Volk mit vielen reichen Leuten; denn je größer das Vermögen des einzelnen, um so leichter werden sie selbst bei einer Staffelung ertragen. Wo Millionen an die Erben verteilt werden, die sowieso im voraus nicht wissen, was sie bekommen werden, da kommt es auf den Abzug von ein paar tausend Mark mehr oder weniger nicht an. Darum traten schon bei der Miquelschen Steuerreform die rheinischen Kapitalisten für eine Erbschaftssteuer statt der Vermögenssteuer ein. Darum hatte aber auch schon der Bülowsche Plan einer Reichserbschaftssteuer bei kleinen Erbschaften eine solche Verteilung des Steuerbetrags auf eine lange Reihe von Jahren vorgesehen, daß dies System sich bereits einer Vermögenssteuer bedenklich näherte. Denn für den Bauern wie für den kleineren Fabrikanten, kurz, für alle mittleren Vermögen, die in ihrem ganzen Umfang als Betriebskapital verwendet werden müssen, ist der Augenblick des Erbschaftsüberganges zu allen Zeiten auch der kritische Moment gewesen, in dem sie den Aderlaß seitens des Staates am wenigsten vertragen. Für Summen in der Höhe, wie sie in Zukunft durch Personalsteuern aufzubringen sind, kann also eine Erbschaftssteuer nicht in Betracht kommen. Auch ist die Vergleichung mit England und Frank-

Digitized by Google

reich nicht zulässig. Denn in England sind die vielseitig ausgebildeten Erbschaftssteuern nur eine Ergänzung der Einkommensteuer; sie ersetzen dort also in einer sehr vollkommenen Weise nur die preußische Ergänzungssteuer für das fundierte Einkommen. In Frankreich vollends sind sie der einzige Ersatz für die sonst völlig mangelnden Personalsteuern, sie stellen sich gleichsam als der aufgesammelte Betrag von Summen, die bei Lebzeiten nicht gezahlt wurden, dar. Bei uns aber haben Staat und Kommunen im Wetteifer die Personalsteuern ausgebildet. Eine kleine Erbschaftssteuer ganz allgemeiner Art wird allerdings nötig sein als einzige wirklich wirksame Kontrollmaßregel einer Vermögenssteuer. Eine solche Kontrolle ist bei einer hohen Steuer erforderlich, da diese bei den Pflichtigen, wenn nicht die unmittelbare Hinterziehung, so doch jedenfalls eine sich selber möglichst schonend behandelnde Vermögensabschätzung von selber hervorruft.

So bleibt denn doch eine kombinierte Vermögens- und Einkommensteuer das Gegebene. Der Wehrbeitrag hat zwar nicht das Muster, aber die erste Skizze und damit die Einleitung hierzu gebracht; die Kriegsgewinnsteuer darf nur den Uebergang bilden. Schon sind durch beide die einzelstaatlichen Finanzverwaltungen an die Eingriffe des Reichs in das Gebiet, das sie sich bisher ängstlich vorbehielten, gewöhnt worden. Wird diese Lösung gewählt, dann werden freilich die bisher geltenden direkten Steuern der Staaten im gleichen Augenblicke unhaltbar. Denn es ist ein Ding der Unmöglichkeit, zweierlei verschiedene Steuern derselben Art, womöglich mit verschiedener Einschätzung, nebeneinander zu haben. In Preußen sind im Anfang die kommunalen Einkommensteuern neben der des Staates einhergegangen; aber sie haben naturgemäß bloßen Zuschlägen zu dieser das Feld geräumt. Nicht anders wird es den einzelstaatlichen direkten Steuern in Zukunft ergehen; auch tritt ihr Erfordernis neben dem des Reichs fortan in Schatten. Die Durchführung und Verwaltung wird den besonderen Staatsverwaltungen bleiben, nicht so die systematische Festsetzung und Gliederung. Vorteilhaft würde es sein, wenn auch das Prinzip der Miquelschen Steuerreform, die Ertragsteuern allein den Kommunen zu überweisen, überall durchgeführt würde; doch ist das schließlich eine Sache der einzelnen Staaten.

Ist es nun ein besonders großer Verzicht, der selbst den größten Gliedstaaten des Reiches hiermit zugemutet würde? Ihre finanzielle Selbständigkeit war doch bisher schließlich mehr Schein als Wirklichkeit! Auf die Höhe der Matrikularbeiträge hatten sie keinen Einfluß; sie wurden ihnen zudiktiert, und sie mochten sehen, wie sie sie aus ihren Mitteln aufbrachten und mit ihren Finanzen vereinbarten. Die Festsetzung der Zuschläge bliebe ihnen auch in Zukunft durchaus unbenommen, und ihre wirklichen produktiven Leistungen würden ihnen nicht nur unverkümmert bleiben, sondern besser gesichert werden. Auch der Verzicht auf die eigenen Branntweinsteuern und die Gewinnbeteiligung an der des Reiches ist ihnen nur zum Guten ausgeschlagen. Die fruchtbaren Gedanken der Bismarckschen Steuerpolitik drängen auf eine solche Art von Betriebsgemeinschaft der

Digitized by Google

Finanzen auch auf dem Gebiet der direkten Steuern. Vom Reich bis zu den Kommunen würde sich eine Einheitlichkeit ergeben, auf deren Grundlage sich die Mannigfaltigkeit der Verwendungen und Zwecke erst recht entfalten könnte. Nur so würde auch Klarheit darüber geschaffen werden, was denn wirklich das deutsche Volk an Personalsteuern für öffentliche Zwecke aufbringt. Scheuen wir uns nicht, wenn sich dabei herausstellen sollte, daß die Deutschen das höchstbesteuerte Volk sind; es würde das doch nur bedeuten, daß nirgends sonst Reich, Staat und Selbstverwaltung so große produktive Leistungen übernommen haben und durchführen wie bei uns.

Die Geschichte zeigt, daß auch die größten Finanzreformer niemals ihre Pläne ganz durchgeführt haben, daß auf diesem Gebiete noch mehr als auf andern Kompromisse ihre Geltung haben. Auch die am besten durchgearbeiteten Finanzsysteme sind und bleiben historische Gebilde, die mit dem Staat, seiner Verfassung und seiner Volkswirtschaft geworden sind und sich mit ihnen verschieben müssen. Aber die Geschichte zeigt auch, wie schwer hier Grundfehler der Organisation nachträglich zu verbessern sind. Der gute Wille, an dem es zurzeit in Deutschland nirgends fehlt, langt nicht aus; die volkswirtschaftliche Einsicht ist das Entscheidende. Sie hat die glänzenden Leistungen unsrer Finanzen im Kriege bewirkt; hoffen wir, daß sie auch ihre organischen Fehler im Frieden heben wird. So nur wird sich die finanzielle und volkswirtschaftliche Kraft Deutschlands sichern lassen. Wir haben sie für die Arbeit des Friedens ebenso nötig wie für die des Kampfes.

Anmerkung. Die im vorstehenden gegebenen Zahlen beziehen sich meistens auf den Stand im Monat November. Seitdem hat der erste Kenner der Finanzstatistik, O. Schwarz, im Januar-Heft des „Bankarchivs" den Stand der Kriegskosten beim Vierverband und ihre Deckung beim Jahresschluß eingehend dargelegt. Ich trage daraus nur noch nach, daß Rußland augenblicklich 24 Milliarden Mark Kriegskosten hat; davon wurden aufgebracht 1 Milliarde durch Barreserven, 1 durch Steuern, 5,8 (= 24,1 Prozent) durch langfristige Anleihen, 1,7 durch kurzfristige Anleihen im Inland und 4 Milliarden im Ausland und (schwebende Schuld bei Publikum und Privatbanken), 8,7 (= 36,2 Prozent) durch Banknoten 1,8 durch Staatspapiergeld. Die gesamten Kriegsausgaben des Vierverbandes stellten sich bisher auf 80,6 Milliarden Mark, wovon auf England 30,4, auf Frankreich 21, auf Rußland 24, auf Italien 5,2 entfielen.

Digitized by Google

Die gute Türkei

Von

General Izzet Fuad-Pascha

Wie überall, gab es auch in der Türkei zwei Kräfte: eine materielle und eine moralische. In den Ländern des Westens wurden diese beiden wesentlichen Faktoren des Daseins in normaler Weise ausgenützt und ihre Fortschritte gingen nebeneinander her. Wir möchten das — mit einem militärischen Ausdruck — bezeichnen als das „Alignement der taktischen Einheiten der Zivilisation" neben dem der „strategischen Einheiten der Zivilisation", als die uns die moralischen Faktoren gelten.

Verwöhnt durch die Natur, verwöhnt durch unsre einzigartige geographische Lage, verwöhnt durch die fortwährende Rivalität unsrer Neider, haben wir lange Jahrhunderte hindurch ein solches Alignement nicht gehabt, wir waren Verschwender, die alle ihre besten Kräfte in nutzlosen Sturzbächen ausströmen ließen . . .

Eine sehr unzulängliche Auffassung der Gesetze des Islamismus, eine irrtümliche und ungesunde Auslegung der Ideen des Propheten, eine furchtbare männliche Kraft, die in dem Egoismus der Menschen und in einem Fanatismus wurzelt, der zu dem Zweck geschaffen ist, die Köpfe und die erzieherische Weltkraft: die Frau zu beherrschen, führten zum dauernden Bestand dessen, was man ehemals in Europa Kirche und Staat nannte.

Im Westen kam es — nach langen Zwistigkeiten — zur Trennung, zur Scheidung.

Bei uns ließ das Interesse die Verbindung, die gefährliche Liaison fortbestehen.

Wir können in dieser kurzen Skizze uns nicht ausführlich über die großen Ursachen und ihre Wirkungen verbreiten; wir beabsichtigen in einer kleinen Reihe von Studien die gute Türkei zu schildern, indem wir sie von jener trennen, die zu allen Zeiten systematisch als die schlechte dargestellt worden ist.

*

Recht lange Jahrhunderte hindurch hat die Geschichte nur von eroberten Gebieten und Festungen zu berichten gewußt, ohne uns zu sagen, was unsre berühmten siegreichen Heerführer zu tun gedachten, um diese ungeheuren Länder zu erhalten; denn man darf nicht vergessen, daß man nicht nur Länder zu erobern wissen, sondern auch die Kunst verstehen muß, das festzuhalten, was so ruhmreich erworben worden ist.

Der Irrtum war, daß man sich einbildete, das Erhalten sei ausschließlich Sache des Damaszener Säbels.

Digitized by Google

„Verwalten", „verbessern" waren während einer langen Zeit der Vergeudung unsrer besten Kräfte leere Worte und belanglose Größen. Im übrigen war jeder Gedanke an eine Aenderung dazu angetan, den großen Egoisten und den nicht weniger großen Despoten zu mißfallen, deren Vorrechte nur durch das Weiterbestehen der Vorurteile fortdauern konnten.

Man hatte nicht die Zeit, über irgend etwas nachzudenken, und es kam niemand in den Sinn, daß das Eigentum und die Freiheit die beiden Angeln des Fortschrittes und der Zivilisation sind ... Uebrigens dachte man im Paroxysmus des Absolutismus nicht daran, daß die Völker ein Recht auf ein Ideal haben und daß ihre Wünsche über eine unterwürfige Knechtschaft hinausgehen könnten!

Und so galoppierten denn, als durch die weiten Länder unsre schönen Vollbluthengste dahingaloppierten, die Fehler und die Sorglosigkeit mit uns, an unsrer Seite. Es war ein entsetzlicher Ritt dem Chaos entgegen!

Die Folgen dieser Sorglosigkeit machten sich bald nicht nur im Gang der Dinge, sondern auch in unsern großen militärischen Eigenschaften fühlbar. Zum großen Unglück führte man das alles auf tausend Ursachen zurück, die nicht die richtigen waren, und natürlich kam auch unsre militärische Kraft zum Stehen vor den großen Fortschritten der Feinde, die um uns her emporwuchsen ... Von diesem Augenblick an bedrängten die fremden Einflüsse und Einmischungen den, der in so verhängnisvoller Weise seine eignen Lebensinteressen vernachlässigte.

Der schrecklichste aller dieser Feinde, derjenige, dessen Macht nicht gerade in Qualität und Ausbildung, wohl aber in der Quantität und in den Massen einen ständig drohenden Zuwachs an riesigen Kräften erhielt, waren die Russen ... und gegenüber diesem Koloß mit den klaren und bestimmten Zielen trafen wir keinerlei Vorsichtsmaßregeln! ...

Welche Vorsichtsmaßregeln hätten das sein können und welche hätten es sein müssen?

Die Antwort ist leicht: eine gute Verwaltung und der absolute Respekt vor dem Gesetz.

Obwohl ich Militär bin, muß ich zugeben, daß der Staatsmann den Vortritt vor dem Manne des Schwertes haben muß, die Gesetze vor den Eroberungen, der Reformator vor dem Kriegsmann!

Wer wird wohl in der Geschichte jener glückliche Herrscher sein, von dem man wird sagen können: „Sein unvergänglicher Ruhm ist es, daß er der Menschheit keine Tränen gekostet hat."

Das alles ist wieder und wieder gesagt worden, und unser Zweck ist nicht, über die Fehler der Vergangenheit zu klagen — denn die Zeit des Herumtastens und des Erstaunens ist vorüber —, sondern unsre Blicke der Hoffnung zuzuwenden.

Die Türkei kann sich mit einer unerforschten, einer siderischen Welt vergleichen ... einer physisch und geistig unbekannten Welt. Einer Welt, die gewiß

Digitized by Google

die Fehler ihrer Vorzüge hat, die aber mehr von den letzteren als von den ersteren besitzt.

Wer konnte schließlich die einen wie die andern in ein helles Licht setzen? Das Unglück!

Vom Balkankrieg her kam das Erwachen, und von einem Tage zum andern öffnete der ganze denkende Teil der Nation — die durch die Keulenschläge des vorausgegangenen Regimes betäubt war — die Augen ... wenigstens will ich es glauben und es hoffen ...

Aber wenn wir von diesem Erwachen zu den großen Fortschritten übergehen wollen, werden wir noch einen letzten mächtigen Strom überschreiten und dabei unser Gleichgewicht vollständig bewahren müssen, selbst wenn irgendeine starke Freundeshand uns in diesem sozialen und wirtschaftlichen Kampfe zu Hilfe kommt, welche uns in den Finsternissen, die uns umgaben, die Tore öffnen könnte zu einer leuchtenden und zauberhaften Glückseligkeit.

Wir — die guten Türken — wollen keine Stacheln, keine Dornen mehr auf unserm Wege haben! ... Für uns sollen alle Rosen einer blühenden Zukunft dasein! ... Für uns alles Lächeln, für uns das Licht! Es soll keine Finsternis mehr geben, keine verwickelten und verzögernden Gedanken mehr! ... Vorwärts! Vorwärts! die verlorenen Distanzen wieder einzubringen!

Ach, was umschließt die unbekannte gute Türkei nicht alles! Und wie leicht hätte sie längst schon alle diese Stacheln und alle diese Dornen vermeiden können! Aber das war bei der trostlosen Stagnation des Denkens unmöglich. Die Ideen kamen nicht vorwärts ... Künftighin werden sie vorwärts kommen ... Hoffen wir es, o Gott! ... Heutigestags scheint es uns, daß wir — gut beraten und gut geführt wie wir sind — unsern Rennern nur die Zügel zu lassen brauchen, um alle Hindernisse zu nehmen, und so werden wir ins wahre nationale Paradies kommen!

Wenn wir nach diesem Kriege in die Laufbahn eines normalen Daseins einlenken werden, was für Ueberraschungen, wieviel Begeisterung wird es dann in aller Welt geben!

Dann werden wir, entzückt über unsre Reichtümer, uns selbst zu würdigen beginnen, und dann werden wir uns auch alle Fehler, die wir bisher begangen haben, freimütig vor Augen halten.

Die Liebe zum Vaterlande und der Durst nach dem Forschritt sind zwei voneinander unzertrennliche moderne Gefühle, und die guten Türken von heutzutage haben — wie ich bestimmt hoffe — diese unumstößliche Wahrheit verstanden! ... Diese Wahrheit verpflichtet uns, die sozialen Zukunftsfragen bei uns nicht einfach als pathologische, sondern als solche, die den Chirurgen angehen, anzusehen.

Es muß einem wahrhaft schwindeln, wenn man daran denkt, was wir durch den Mangel einer methodischen und logischen Ausbeutung unsrer Rasse und unsrer unermeßlichen Reichtümer eingebüßt haben.

Digitized by Google

Merkwürdig ist es, nebenbei festzustellen, wie sehr wir zu allen Zeiten nach Art gewisser Schmetterlinge, die das Licht bezaubert, anlockt und tötet, durch bodenlose Abgründe angezogen wurden.

Für den gegenwärtigen verhängnisvollen Krieg haben wir uns in ungeheure Schulden gestürzt, und unsre erste Sorge nach dem Kriege wird augenscheinlich sein, diese Schulden zu bezahlen.

Doch so gewaltig diese Summen auch sein mögen, sie sind nur ein — augenblicklich unbequemer — Spaß neben unsern ganzen unausgebeuteten Schätzen.

Nicht Hunderte von Millionen, sondern riesige Milliarden sind es, die uns die Arme öffnen!

Doch es gilt, sie eiligst zu suchen und sie herauszuholen, ohne Zeitverlust und mit Mitteln, von denen man alle orientalischen Winkelzüge fernhalten muß!

Ich will heute nicht von unsern übriggebliebenen wundervollen Provinzen sprechen, in denen das „große Glück" in tiefem Schlafe liegt. Ich möchte mich begnügen, mit ein paar Worten zu bemerken, daß die herrliche Stadt Stambul und der anatolische Teil der Provinz Konstantinopel (die das Parallelogramm: Stambul—Mündung des Schwarzen Meeres—Schile—Ismid—Skutari bildet) in wenigen heiteren Jahren Milliarden liefern und zugleich einen Anblick und einen Aufenthalt bieten kann, wie sie zu keiner Zeit und in keiner Phantasie auch nur erträumt worden sind![1])

Gestern wurde das alles als Utopien, als Luftschlösser angesehen; morgen könnte das alles eine strahlende Wirklichkeit werden ... Und von diesen dunkeln, aber stolzen Bergen aus, deren Umrisse ineinander verschwimmen und die man im Süden des Marmarameeres (von Gemlik bis Boz-burun und von da nach Karamursal) kaum zu unterscheiden vermag, wenn man im Auto mitten durch dieses heute unbekannte Paradies fährt — so unbekannt, als läge es auf einem andern Planeten —, wird das entzückte Auge in einem blendenden Gesamtbild ein neues Babylon mit seiner herrlichen Umgebung erschauen, einer neuen Sonne gleich, die kluge Astronomen ihrer lieben neuen Türkei geschenkt haben.

---

[1]) Meine zahlreichen Pläne in dieser Richtung sind in den Konstantinopler Blättern zur Zeit der Einführung unsrer Verfassung erschienen.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Führer und Helden. Federzeichnungen von Karl Bauer. Leipzig, B. G. Teubner.

Es ist ja kein Mangel an Bildern unsrer großen Heerführer und Helden, aber die Bildnisse, die uns Meister Bauer darbietet, verdienen ganz besonders hervorgehoben zu werden. Bauer, dessen „Charakterköpfe zur deutschen Geschichte“ und „Aus Deutschlands großer Zeit vor hundert Jahren“ berechtigtes Aufsehen machten, versteht es wie kaum einer, den Kern der Persönlichkeit zu packen und lebensvoll in ihrer Eigenart vor Augen zu stellen. Das hat er in der neuen Sammlung wiederum bewiesen: Das Bild Kaiser Wilhelms z. B. ist von solch packender Auffassung und von einer solchen Technik, daß es eines Menzels würdig wäre. Bauer hat inzwischen eine zweite Sammlung folgen lassen, über die wir uns ebenso gefreut haben wie über die erste.

Die Lebensversicherung. Von Dr. Fr. X. Zahnbrecher. Sammlung Kösel. Kempten und München, J. Kösel. Geb. M. 1.—.

Trotz den Riesenkapitalien, die in den deutschen Lebensversicherungen stecken, und obgleich die deutsche Privatversicherung und besonders die Lebensversicherung eine hohe Bedeutung im Wirtschaftsleben einnehmen, genießt sie im großen Publikum noch bei weitem nicht die verdiente Würdigung. Das obige Bändchen, das in volkstümlicher Darstellung den großen wirtschaftlichen und sozialen Wert der Lebensversicherung auseinandersetzt und nach allen Seiten beleuchtet, kann daher nur bestens empfohlen werden. Zumal die praktischen Winke, die der Verfasser in dem Kapitel „Die Lebensversicherung im täglichen Leben“ gibt, verdienen allseitige Beachtung.

E. M.

Paul Verlaine. Seine Kunst und sein Glaube. Rede an des Kaisers Geburtstag von Eduard Wechßler. (Marburger akademische Reden Nr. 29.) Marburg, N. G. Elwert. 50 S.

Verlaines Dichtungen stehen der deutschen Gemütsart nahe genug, um auch nach dem Völkerringen Bedeutung und Wert für uns zu behalten. Mag die Herkunft ihres Verfassers aus dem keltisch-germanischen Grenzland ihre Art mitbestimmen, jedenfalls werden französische Verse von solchem Stimmungszauber und solcher Gefühlstiefe uns immer mehr sagen als alle rednerischen Kunststücke, die das gewöhnliche Kennzeichen französischer Dichtung sind. Der Marburger Gelehrte würdigt in wissenschaftlich gründlicher, künstlerisch nachempfindender Art die Dichtungen Verlaines; in der Beurteilung des Menschen ist er ein menschlich mitleidsvoller Richter.

H. Brömse.

Mit Herz und Hand fürs Vaterland! Zeitbilder des Weltkrieges. Ein Kriegsgedenkbuch. Herausgegeben von Dr. Otto Thiessen. Köln, Verlag von J. P. Bachem. Preis geh. M. 3.60, geb. M. 4.60.

In dem Buche ist eine Auswahl aus dem Besten vereinigt, was die „Kölnische Zeitung“ in den Kriegsmonaten des Jahres 1914 an patriotischen Aufsätzen, Gedichten, Schilderungen und inhaltsreichen Feldpostbriefen usw. gebracht hat. Es entspricht einem Bedürfnis, denn der Wunsch, derartige Aufsätze für spätere Zeiten aufzubewahren, ist allgemein; aber wie leicht verwehen lose Blätter und Ausschnitte. Für alle diejenigen aber, die die „Kölnische Zeitung“ nicht gelesen haben, ist das Buch eine Chronik von besonderem Wert. Ein weiterer Band soll noch erscheinen.

Der Tauchbootkrieg. Wie Kapitän Sirius England niederzwang. Von A. Conan Doyle. Vollständige deutsche Ausgabe von Konteradmiral a. D. Sta. Schanzer. Verlag von Robert Lutz in Stuttgart. 90 S. M. 1.—.

Wie diese kurz vor Beginn des Krieges zuerst veröffentlichte Erzählung sogleich allgemeines Aufsehen erregte, wird sie wegen der spannenden Darstellung, der Sachkenntnis und Sehergabe des Verfassers noch auf lange Zeit hinaus beachtenswert bleiben — auch wohl noch, wenn Sherlock Holmes vergessen sein wird. Die vorliegende deutsche Ausgabe, die auch die Gutachten der englischen Marinesachverständigen bringt, verdient Empfehlung.

Br.

Luther im Lichte der neueren Forschung. Ein kritischer Bericht von Heinrich Boehmer. Dritte Auflage. („Aus Natur und Geisteswelt“, Bd. 113.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. Geb. M. 1.25.

Der Marburger Kirchenhistoriker Boehmer hat im Titel dieses Werkchens sehr viel versprochen, aber er hat auch alles gehalten. Es ist tatsächlich der ganze Luther, den er uns vorführt, nicht bloß der Reformator, sondern zugleich der Gelehrte, der innere Mensch, der Denker und der Prophet, und daß uns das alles in beständiger kritischer Begründung auf die neueste Forschung, in

Digitized by Google

beständiger Auseinandersetzung mit Barge, Denifle u. a. gezeigt wird, ist der Hauptvorzug des außergewöhnlich gehaltreichen Werkchens. Auch die gedrängte Eigenart, mitunter selbst reizvolle Eigenwilligkeit der Darstellung bringen uns die Schrift dieses frisch zupackenden Gelehrten, der auch den peinlicheren Problemen der Lutherforschung ohne Zaudern und Zagen zu Leibe rückt, bei der Lektüre bald nah und näher.

Dr. Hans Zimmer.

Kriegsbrot für die Seele. Aus den Werken des Abraham a Santa Clara. Dargeboten von Dr. Karl Bertsche. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. Preis M. 1.—.

Abraham a Santa Clara und der Krieg, das scheint sich gar nicht zusammenzureimen. Aber dieser Redegewaltige hat sich öfter und eingehender mit dem Kriege und dem Soldatenleben befaßt, er hat im Jahre 1683 einen Kriegsaufruf erlassen, der Aufsehen erregte, hat in einer Predigt über den Ritter Georg „Merks wohl, Soldat" usw. manches beherzigenswerte Wort gesprochen, das wert ist, heute noch gehört zu werden. Zumal: Wir verlangen heute nach kräftiger Geistesnahrung, und so ist uns diese Auslese sehr willkommen.

Der Monistenbund. Eine Erzählung von Heinrich Steinitzer. München, Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. 134 S.

Wenn man der Einbildungskraft des Verfassers einige Zugeständnisse macht, ihm besonders glaubt, daß in dem Marktflecken Vilskirchen niemand, auch kein Gebildeter, eine Ahnung davon hat, was ein Monistenbund ist, so wird man diese gut vorgetragene Erzählung als eine vorzügliche Bereicherung unseres humoristischen Schrifttums gelten lassen. Auch die ernsten Abschnitte sind durchaus gelungen. Das Buch verdient gelobt und gelesen zu werden. Br.

„Hie Deutsches Reich für immer!" Eine Geibelauswahl für Deutschlands Jugend und Volk. Herausgegeben vom Verein für das Deutschtum im Ausland. Preis geb. M. 2.—. Berlin, Verlag von Martin Warneck.

Es war ein glücklicher Gedanke, gerade gegenwärtig eine Auswahl von Geibels Gedichten den weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Geibel ist nicht nur der deutsche Sänger, in dessen Liedern die Reinheit und Tiefe deutschen Liebens, die Innigkeit deutschen Heimatgefühls und die Lust am deutschen Wandern sich widerspiegeln, sondern er ist auch der Prophet und Herold deutscher Reichs- und Kaiserherrlichkeit. Heute, da wir unser Reich in tausendfachen Todesopfern verteidigen und behaupten gegen eine Welt von Hassern und Neidern, heute muß Geibel wieder zu uns sprechen als kampfestüchtiger Helfer. Allen, die deutsch fühlen in Heimat und Fremde, werden die Gedichte ein leben- und siegkündender Gruß sein.

F. Sch.

Napoleon im Spiegel der Dichtung. Von Oskar Hellmann. Glogau-Leipzig, Verlag Hellmann. M. 2.—.

Die vorliegende Auswahl von Napoleongedichten zeigt, wie mannigfach sich die Figur des französischen Kaisers in der Dichtung spiegelt. Freund und Feind, Anhänger wie Gegner kommen in ihr zum Wort. Nicht weniger als achtundvierzig Dichter, deutsche wie Ausländer, sind darin mit einem oder mehreren Gedichten vertreten. Man erkennt in dieser chronologisch nach dem Leben Napoleons angelegten Anthologie die mächtige Einwirkung Napoleons auf die deutschen Dichter von Gleim bis zu Gerhart Hauptmann, Karl Bleibtreu und andern lebenden Poeten. Dr. E. M.

Die Rhein- und Moselzeitung. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der katholischen Presse und des politischen Katholizismus in den Rheinlanden von Friedrich Mönckmeier, Dr. phil. Bonn, A. Marcus und E. Weber (Albert Ahn). 153 S. M. 4.—.

Auch für weitere Kreise dürfte diese geschichtliche Sonderuntersuchung Wert haben. Sie will die Anfänge des politischen Katholizismus auf dem Gebiet der Presse aufdecken helfen und behandelt besonders die Jahre 1844 bis 1848. Das eigentümliche Ineinandergreifen von Gegensätzen und Berührungspunkten zwischen dem rheinischen Katholizismus und dem Liberalismus wird mit hinreichender Klarheit vor Augen geführt, ebenso die doppelte Strömung, die sich innerhalb des Katholizismus bis auf unsre Tage erhalten hat: die liberal-demokratische und die konservative Richtung. Solche historische Betrachtungsweise kann wohl dazu dienen, auch über gegenwärtige Zustände größere Klarheit zu verbreiten.

Br.

Roms Kampf um die Weltherrschaft. Von Prof. Dr. J. Kromayer. Mit 4 farb. Karten. Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. M. 1.25.

In fesselnder Schilderung führt uns der Verfasser in diesem Bändchen alles vor, was von den Ergebnissen seiner Expedition nach Italien und Afrika zur Erforschung der Schlachtfelder der Punischen Kriege auch weitere Kreise zu interessieren vermag. Ungemein anschaulich bringt er den Wendepunkt in den Geschicken der Siebenhügelstadt und

Digitized by Google

der Mittelmeerländer: das Ringen zwischen Hannibal und Rom, zur Darstellung, indem er besonders den elementaren, völkerpsychologischen Charakter betont, der der römischen Eroberung des hellenistischen Ostens zugrunde lag, so daß wir darin einfach eine historische Notwendigkeit erkennen. Besonders bemerkenswert ist seine Charakteristik Hannibals und die Darstellung seiner ganzen Politik wie seiner Ziele und Kriegspläne, in der er uns die von der bekannten Auffassung Mommsens wesentlich abweichenden Ergebnisse neuerer Forschung vermittelt. E. M.

Quellen zu König Lear. Herausgegeben von Rudolf Fischer, o. Professor an der Universität Innsbruck. Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag (A. Ahn). 183 S.

Das Buch erscheint im Auftrag der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft als erster Band einer Sammlung von Shakespearequellen, die eine vollständige, dem heutigen Standpunkt der Forschung entsprechende Neuausgabe der Quellen sowohl in der Originalsprache wie in deutscher Uebersetzung enthalten soll. So dient sie zugleich dem weiteren Kreise von Freunden des Dichters und den Fachgelehrten, vor allem auch den Studierenden. Sie verzichtet auf alle beschwerenden Einleitungen und Erläuterungen — vielleicht hätte mancher Leser doch gern gelegentliche Erklärungen mit in Kauf genommen — und gibt außer einer Uebersichtstafel über die Entwicklungslinie der Fabel nur zweisprachig die Quellenschriften selbst. Der vorliegende Band, der von Galfriedś Geschichte der Briten bis zu Sidneys Arcadia sechs Quellen zu „König Lear" darbietet, ist ein Muster deutscher Gelehrtenarbeit. Br.

Der Kriegszug der Sieben Schwaben. Von Ludwig Aurbacher. Neu herausgegeben von Heinrich Mohr. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung. Preis M. 1.—.

Es sollte eigentlich nicht mehr nötig sein, auf Aurbachers Buch aufmerksam zu machen, denn es gehört zu den besten deutscher Erzählerkunst und kann als ein Seitenstück zu Hebels Schatzkästlein bezeichnet werden. Heinrich Mohr hat sich ein Verdienst erworben, daß er das Buch gerade jetzt neu herausgegeben hat, es eignet sich ganz besonders zur Lektüre für unsre Soldaten und wird ihnen manche frohe Stunden bereiten, denn es bringt ihnen einen gesunden Humor, der erfrischend wirkt. Der Herausgeber hat auch ein Buch „Kriegsschwänke aus alter Zeit" zusammengestellt, auf das wir ebenfalls aufmerksam machen möchten.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Alten, Georg von, Handbuch für Heer und Flotte. Liefg. 85. Berlin. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. à M. 2.—.

Bächtold, Dr. Hermann, Die nationalpolitische Krisis in der Schweiz. Basel, Benno Schwabe & Co. M. 1.—.

Bauer, Wilhelm, Die unterseeische Schiffahrt. Bamberg, C. C. Buchners Verlag. M. 1.50.

Bauer, Dr. Wilhelm, Der Krieg und die öffentliche Meinung. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. 75 Pf.

Becker, Carl, Religion in Vergangenheit und Zukunft. Berlin, Hugo Steinitz Verlag.

Beiträge zur Geschichte der neueren Mystik und Magie. Heft 4: Silberer, Herbert, Durch Tod zum Leben. Leipzig, Wilhelm Heims. M. 1.—.

Blätter für Naturschutz und Heimatpflege. 1. Jahrg. Nr. 10. Berlin, Walter Benecke. à 50 Pf.

Boehm, Dr. Max Hildebert, Die Krisis des deutschbaltischen Menschen. Berlin, Verlag der Grenzboten G. m. b. H. 50 Pf.

Braun, Dr. Adolf, Internationale Verbindung der Gewerkschaften. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. 60 Pf.

Briefe aus dem Felde 1914/15. Herausgegeben von der Zentralstelle zur Sammlung von Feldpostbriefen im Märkischen Mtuseum zu Berlin. Oldenburg, Gerhard Stalling. M. 7.50.

Consentius, Dr. Ernst, Meister Johann Dietz erzählt sein Leben. Ebenhausen bei München, Wilhelm Langewiesche-Brandt.

Der Tropenpflanzer. Wohltmann, F.: Die Lage der Landwirtschaft in unseren Kolonien. Berlin, Geschäftsstelle der Zeitschrift „Der Tropenpflanzer".

Deutsche Kriegsschriften. 20. Heft: Kriegspsychologisches von Dr. M. Hirschfeld. Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag. 80 Pf.

Dichter-Biographien. 10. Band: Emanuel Geibel von Max Mendheim. Leipzig, Philipp Reclam jun. 20 Pf.

Dürerbund. 149. Heft: Classen, Die deutsche Familie und der Krieg. 150. Heft: Seidlitz, Das erste Jahr des Kulturkrieges. München, Georg D. W. Callwey.

Enden, Dr. R., Die Neugestaltung Oesterreichs und der Zweibund. Selbstverlag des Verfassers.

Ernst, Paul, Der Weg zur Form. Berlin, Hyperionverlag. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.

Fischer, Max, Heinrich Heine der deutsche Jude. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. 80 Pf.

Digitized by Google

Flemmings Spezialkarte von Polen, Kriegskarte Nr. 15. M. 1.—.
— **Spezialkarte der südlichen Westfront**, Kriegskarte Nr. 24. M. 1.—.
— **Karte von Serbien und Mazedonien**, Kriegskarte Nr. 27. M. 1.—.
— **Karte des Generalgouvernements Belgien.** M. 1,—. Berlin, Carl Flemming Verlag A.-G.

Frankfurter, Dr. S., Mitteilungen des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums. Wien, Carl Fromme Ges. m. b. H.

Fullerton, Georg Stuart, The Truth about the German Nation. München, R. Oldenbourg. M. 1.50.

Grautoff, Dr. Otto, Kunstverwaltung in Frankreich und Deutschland. Bern, Akad. Buchh. von Max Drechsel. M. 3.—.

Greinert, Willy, Die Verheißung unserer Zeit. Berlin, H. Rosenberg (Hugo Mewis.) 60 Pf.

Großer Bilderatlas des Weltkrieges. 1. Bd. Lfg. 1—10. München, F. Bruckmann A.-G. à M. 2.—.

Hesekiel, G., Das Buch vom Fürsten Bismarck. 1. Bd. u. 2. Bd. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Hettner, Dr. Alfred, Die Kriegsschauplätze. 2. Heft: Der franz.-belg. Kriegsschauplatz von Dr. R. Philippson. Geh. M. 1.80. 3. Heft: Der östl. Kriegsschauplatz von Dr. J. Partsch. Geb. M. 2.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Jacobskötter, Ludwig, David. Ein Schauspiel aus großer Zeit. Leipzig, Gustav Schloeßmanns Verlag. M. 2.60.

Johann, Magnus, Theodor Körner, der schwarze Jäger. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. M. 1.—.

Irresberger, Carl, Ingenieur, Das Deutsch-Oesterreichisch-Ungarische Wirtschafts- und Zollbündnis. Berlin, Julius Springer. 80 Pf.

Jung-Frühling. Berlin, L. Jannasch.

Kerler, Dietrich Heinrich, Deutschlands Verletzung der belgischen Neutralität eine sittliche Notwendigkeit. Ulm a. D., Heinrich Kerler Verlags-Conto. 50 Pf.

Koppin, Richard O., Singendes Erz. Weimar, Weckruf-Verlag.

Löw, Freiherr v., Kraftwagen-Betrieb mit Inlands-Brennstoffen. Wiesbaden, C. W. Kreidels Verlag. M. 1.80.

Meinecke, Fr., & Bigener, Fr., Historische Zeitschrift. 115. Bd. 3. Folge. 19. Bd. 2. Heft. München, R. Oldenbourg.

Montanus-Bücher. 7. Bd.: „Die Kriegsgefangenen in Deutschland." M. 2.—. 8. Bd.: „Deutschlands Taten zur See." M. 2.—. Siegen i. Westf., Hermann Montanus.

Muck, Richard, Die Gebote der Friedenszeit. Wien, Karl Gerold's Sohn.

Mühlbrecht, H., Zeitspiegel. Heft 12: Das Endziel des Weltkrieges. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 3.—.

Nadherny-Borutin, Josef v., Der Rosen-Toni. Meran, F. W. Ellmenreichs Verlag.

Parvus, Die Glocke, Sozialistische Halbmonatschrift. Heft 1 bis 6. München, Verlag für Sozialwissenschaft G. m. b. H. à 25 Pf.

Pastor, Ludwig v., Conrad von Hötzendorf. Ein Lebensbild. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Kart. M. 1.40, geb. M. 2.—.

Pastor, Ludwig v., Die Stadt Rom zu Ende der Renaissance. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 4.50.

Pfeilschifter, Georg, Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg. Eine Abwehr des Buches „La Guerre Allemande". Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 5.—.

Polen, Wochenschrift für polnische Interessen. Nr. 55 bis 57. 2. Jahrg. Wien I, Redaktion von „Polen". à 50 Pf.

Rankes Meisterwerke. Band 9: Geschichte Wallensteins. Band 10: Kleinere Schriften. München, Duncker & Humblot.

Rieppel, Dr. A. v., Der Ingenieur als Förderer der Volksbildung. Berlin, Zeischrift des Vereins deutscher Ingenieure.

Schmökel, Hermann, Die Leute von Kluckendorf. Potsdam, Stiftungsverlag. 50 Pf.

Sellmann, Prof. Dr., Auf Posten, Jungdeutschland. Witten-Ruhr, Verlag „Eckart", H. Nijhuis. 15 Pf.

Ulmer, Friedrich, Sturmgeboren. München, Paul Müller. M. 1.20.

Unger, Hellmuth, Sturm im Osten. Chemnitz, Gottlob Koezle. M. 1.—.

Vollbehr, Ernst, Kriegsbildertagebuch. München, F. Bruckmann A.-G. M. 12.—.

Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. 8. Bd. 1916. Heft 1: E. Marcks, Der Imperialismus und der Weltkrieg. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. 60 Pf.

Weltkultur und Weltpolitik. 6. Folge. Maximilian v. Hagen: Geschichte und Bedeutung des Helgoland-Vertrages. München, F. Bruckmann A.-G. M. 1.—.

Wiedenfeld, Kurt, Moderne Wirtschaftsgestaltung. Heft 3: Sibirien in Kultur und Wirtschaft. Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag. M. 2.20.

Witzmann, Dr., Seminardirektor, Herzog Ernst II. und Gustav Freytag, Sonderabdruck aus den „Mitteilungen für Gothaische Geschichte und Altertumsforschung. Gotha, F. A. Perthes.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

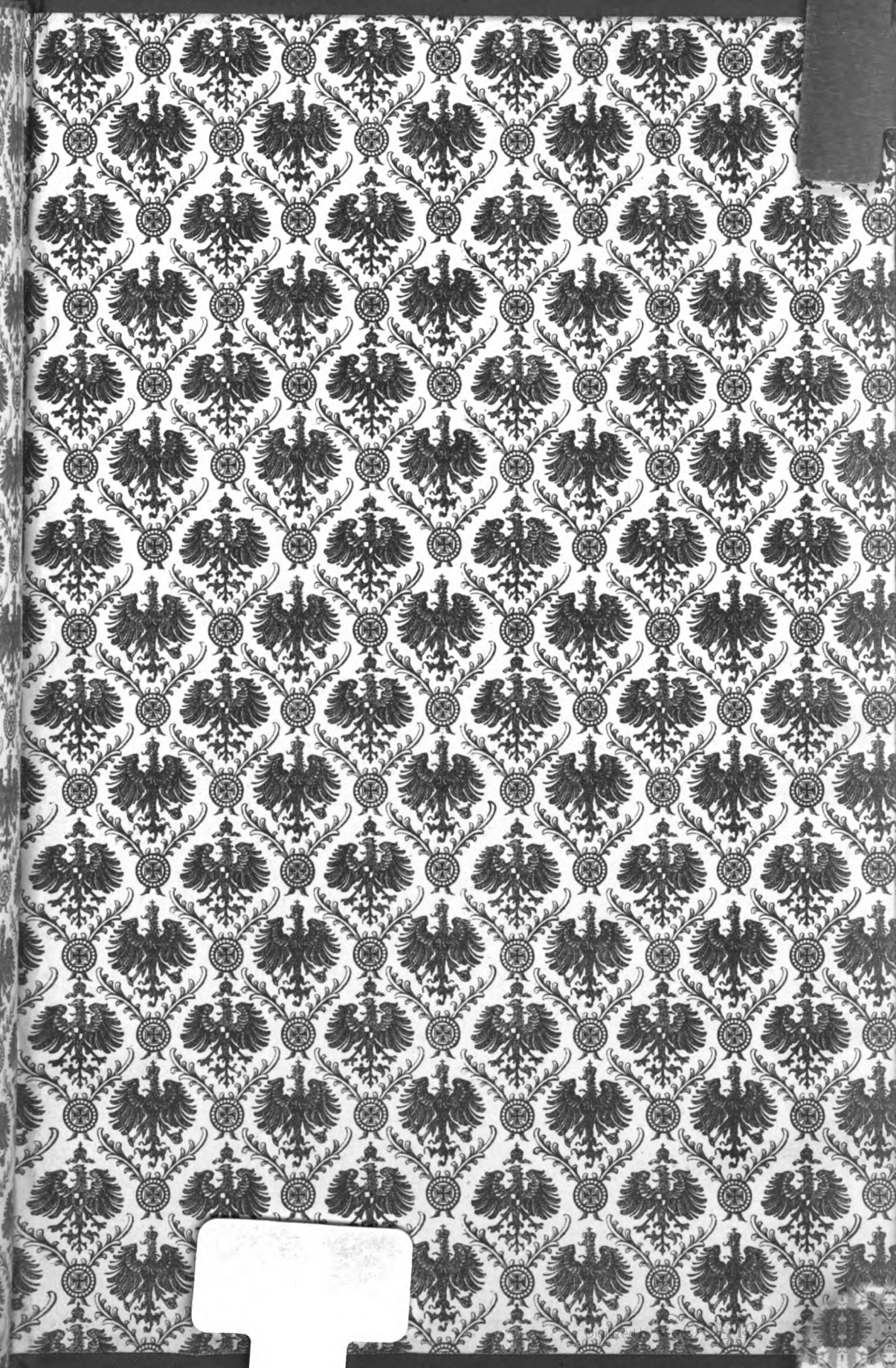
Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064469065